Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben von
Max Horkheimer

Jahrgang 5
1936

Deutscher Taschenbuch Verlag

Photomechanischer Nachdruck
mit Genehmigung des Herausgebers

März 1980
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 3-423-05975-3

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

Instituts für Sozialforschung

von Max Horkheimer

Jahrgang V/1936

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN, PARIS

INHALT DES V. JAHRGANGS.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Psychologie :

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Ökonomie :



Verzeichnis der rezensierten Autoren.

Verzeichnis der rezensierten Autoren

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang V 1936 Heft I

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Psychologie :

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Zum Begriff des Wesens.

Von
Herbert Marcuse.

Es gibt philosophische Grundbegriffe, deren metaphysischer Charakter sie am weitesten von der realen Basis des Denkens entfernt und deren gleichbleibender Inhalt in den verschiedensten philosophischen Theorien am ehesten die Idee einer „philosophia perennis" zu rechtfertigen scheint. An diesen „höchsten Punkten" der Philosophie setzt sich die geschichtliche Entwicklung weniger in einer Veränderung des Begriffsinhalts als in einer Veränderung der Stellung und Funktion solcher Begriffe innerhalb des jeweiligen Systems durch. Dann zeigt es sich, dass gerade sie ein deutlicherer Index für die historische Verwandlung der Philosophie sind als Begriffe, die ihrem Inhalt nach der Faktizität weit näher stehen. Der metaphysische Charakter verrät hier mehr, als er verhüllt. Denn in die Grundfragen der Metaphysik nach einer letzten Einheit, Wahrheit und Allgemeinheit des Seins ist zu viel von den wirklichen Kämpfen und Sehnsüchten der Menschen eingegangen, als dass dies nicht noch in den abgeleiteten Formen zum Ausdruck käme, in denen die Tradition diese Fragen festgehalten hat.

Zu solchen Kategorien gehört der Wesensbegriff. Seinen mannigfachen Gestalten liegt als gleichbleibender Inhalt die Abhebung eines Einen wahren Seins von der stets wechselnden Vielheit der Erscheinungen zu Grunde. Unter dem Titel „Wesen" wird dieses Sein zum Gegenstand der „eigentlichen", sicheren und gewissen Erkenntnis gemacht. Wie nun die neuere Philosophie im Gegensatz zur Antike und zum Mittelalter die Wesenserkenntnis verstanden und begründet hat: in ihren Auffassungen des Verhältnisses von Wesen und Erscheinung wird die geschichtliche Situation des diese Philosophie tragenden Bürgertums sichtbar. Am Anfang des bürgerlichen Zeitalters soll die kritische Autonomie der vernünftigen Subjektivität jene letzten Wesenswahrheiten stiften und rechtfertigen, von denen alle theoretische und praktische Wahrheit abhängt. Das Wesen des Menschen und der Dinge ist in der Freiheit des denkenden Individuums, des Ego cogito auf-

gehoben. Am Ende desselben Zeitalters hat die Wesenserkenntnis vor allem die Funktion, die kritische Freiheit des Individuums an vorgegebene, unbedingt gültige Notwendigkeiten zu binden. Nicht mehr die Spontaneität des Begriffs, sondern die Rezeptivität der Anschauung ist das Organon der Wesenslehre; die Erkenntnis vollendet sich in der Anerkennung und bleibt dort stehen. Während Husserls Phänomenologie als die verspätete Anstrengung betrachtet werden kann, die bürgerliche Theorie mit den Grundkräften und Grundbegriffen des Deutschen Idealismus (in dem die Wesenslehre ihre klassische Gestalt gefunden hatte) unter Abbiegung des Kritizismus noch einmal zu sichern, und so noch der liberalistischen Periode verbunden bleibt, bezeichnet die in Husserls Nachfolge ausgebildete materiale Eidetik den Übergang und die Vorbereitung des Denkens auf die Ideologie der autoritären Herrschaftsformen. Die Wesensanschauung wird zur Aufstellung von Wertordnungen missbraucht, in denen geforderte Rang- und Unterordnungsverhältnisse aus dem „Wesen" des Menschen, des Volkstums, der Rasse abgeleitet werden. Der Wesensbegriff umspannt, von Descartes bis zur modernen Eidetik, den Weg von der Autonomie zur Heteronomie, von der Proklamation des freien vernünftigen Individuums bis zu seiner Auslieferung an die Mächte des autoritären Staates.

In der gegenwärtigen Gestalt der Wesenslehre sind die wahren Erkenntnisse, die zur Trennung von Wesen und Erscheinung geführt haben, nicht mehr aufbewahrt, ebensowenig aber in der abstrakten Aufhebung dieser Trennung, wie sie der Positivismus verlangt. Eine Theorie, welche den Wesensbegriff aus der Wissenschaft ausmerzen will, verfällt einem hilflosen Relativismus und fördert so selbst die Mächte, deren rückschrittliches Denken sie bekämpfen will. Der Positivismus kann keine überwindende Kritik der idealistischen Wesenslehre leisten; eine solche bleibt die Aufgabe der materialistischen Dialektik. Bevor diese Aufgabe anzudeuten versucht wird, sollen einige typische Formen der idealistischen Wesenslehre charakterisiert werden.

I.

Wo der Wesensbegriff seine erste entscheidende philosophische Formulierung gefunden hat: in der platonischen „Ideenlehre", war er eine Antwort auf die Frage nach der Einheit und Allgemeinheit des Seins gegenüber der Mannigfaltigkeit und dem Wechsel des Seienden. Dass die Dinge, obwohl jedes ein „Individuum", doch einander gleich und ungleich, ähnlich und unähnlich sind, dass sie in der endlosen Vielheit ihrer Bestimmungen als selbig-eine begrif-

fen werden, dass ganz verschiedene Phänomene darin übereinkommen, als gut, schön, recht, unrecht usw. zu gelten, — kurz : dass das Seiende sich in Gattungen und Arten spaltet, unter höchsten Kategorien sich ordnet, unter Allgemeinbegriffen erkannt wird, das ist der philosophische Tatbestand, welcher der Frage nach dem Wesen zugrunde liegt. Sie wird hier nicht als ein Problem der reinen Erkenntnis gestellt. Indem vielmehr die Einheit in der Vielheit, das Allgemeine als das Wesen, als das wahrhaft Seiende gefasst wird, gehen kritisch-ethische Motive in den Wesensbegriff ein. Die Abhebung des einen und allgemeinen Seins verbindet sich mit der Abhebung des eigentlichen Seins gegen das uneigentliche, des Seinsollenden und Seinkönnenden gegen das Daseiende. Das Sein der Dinge geht nicht auf in dem, was sie unmittelbar sind ; sie erscheinen nicht schon so, wie sie sein können. Die Gestalt ihres unmittelbaren Daseins ist unvollkommen, gemessen an ihren Möglichkeiten, wie sie das begreifende Wissen als das Bild ihres Wesens erkennt. Ihr Eidos, ihre Idee wird zum Mass, an dem der jeweilige Abstand des Seienden von dem, was es sein kann, von seinem Wesen gemessen wird.

Die Bestimmungen dieses Wesensbegriffs deuten somit keineswegs auf einen primär logischen oder erkenntnistheoretischen Sachverhalt. In der Bemühung um die Einheit, Allgemeinheit und Ständigkeit des Seins, in der „Erinnerung“ an das Wesen lebt das kritische Bewusstsein einer „schlechten“ Faktizität, das Bewusstsein nicht verwirklichter Möglichkeiten. Das Wesen als Möglichkeit wird zur Kraft und Macht im Seienden. Seit der Spätfassung der platonischen Ideenlehre im „Sophistes“ und „Philebos“ steht die Idee als δύναμις in einem Prozess, in dem das „wahre Sein“ als Resultat eines Werdens entsteht. Erst in dieser Gestalt kommt der kritisch-dynamische Charakter des Wesensbegriffs zur vollen Wirkung. Die Idee hat den Grundsinn des ἀγαθόν, dessen was so ist, wie es seinem eigenen Mass nach sein kann, und zu diesem ἀγαθόν hin ist das Seiende in Bewegung.[1]) Die Dynamik dieses Verhältnisses beherrscht auch die aristotelische Ontologie ; die Wesensbegriffe οὐσία und τί ἦν εἶναι suchen die Weise zu erfassen, wie das Seiende in den verschiedenen Phasen seiner Bewegung sich als selbiges erhält und verhält. Die antike Lehre vom Wesen ist seit Plato von der Unruhe des ungelösten Gegensatzes zwischen Wesen und Dasein getrieben.

Die christliche Philosophie des Mittelalters hat das kritische Bewusstsein dieses Gegensatzes in einem onto-theologischen

---

[1]) Die dynamische Gestalt der platonischen Ideenlehre liegt im „Sophistes“ 247 e ff und im „Philebos“ 23 b-27 b unter den hier angedeuteten Zusammenhängen vor.

Prinzip zur Ruhe gebracht und ihn als Strukturgesetz der kreatürlichen Welt verewigt. Bei Thomas von Aquino ist das Wesen als essentia des Seienden das, gemäss dem, wodurch und worin das Seiende ist, was es ist, — gleichsam die innere Struktur des Seienden, die in ihm als Formprinzip auf je verschiedene Weise wirksam ist. In der jeweiligen Existenz des Seienden ist das Wesen immer schon verwirklicht, aber — und dies ist das Entscheidende — diese Wirklichkeit ist nicht und nie die Wirklichkeit des Wesens selbst. Bei allem endlichen Seienden fallen Wesen und Dasein seinsmässig auseinander. Das Dasein ist ein zum Wesen „Hinzukommendes", und das Wesen als solches hat dem Dasein gegenüber den Seinscharakter reiner Möglichkeit, potentia transcendentalis; es ist ewig, unveränderlich und notwendig, die „Idee" als das Urbild des Seienden in der göttlichen Vernunft. Das so gefasste Wesen kann nur durch ein ihm „äusseres" Prinzip wirklich werden, und die Gestalt seines wirklichen Daseins bleibt in ihrer materialen Bestimmtheit eine unaufhebbare Zufälligkeit.[1]) Die seinsmässige Differenz des endlichen Seienden zwischen Wesen und Dasein ist so der kritischen Sorge und Bemühung der Menschen enthoben.[2])

Bei aller Beruhigung der kritischen Spannungen des Wesensbegriffs hat die thomistische Philosophie doch daran festgehalten, dass die Differenz von Wesen und Dasein einen Sachverhalt am Seienden selbst anzeigt, so wie es als räumlich-zeitliche Wirklichkeit dem Menschen gegeben ist. Auf diese Weise wird die Einebnung des Wesensproblems zu einer logisch-erkenntnistheoretischen Frage verhindert. Dies geschieht erst in der Entwicklung des neuzeitlichen Denkens, die mit Descartes beginnt und mit Husserl endet. Der Wesensbegriff tritt in die Sphäre des seiner selbst absolut gewissen Ego cogito, der transzendentalen Subjektivität. Das aus der Gebundenheit der mittelalterlichen Ordnung zur Selbstgestaltung seiner Welt befreite autonome Individuum sieht

---

[1]) „Accidens dicitur large omne, quod non est pars essentiae, et sic est esse in rebus creatis" (Thomas Aqu., Quodlibet 12, a. 5). — „Oportet ergo, quod illud, cuius esse est aliud ab essentia sua, habeat esse causatum ab alio" (Thomas Aqu., Summa Theol. I, qu. 3, a. 4).

[2]) Die durch die Stillstellung der kritischen Spannungen der Wesenslehre eingetretene Veränderung wird durch den gewandelten Sinn der in sie eingearbeiteten Begriffe der antiken Ontologie beleuchtet. Das Wesen als solches ist nicht mehr „eigentliches" Sein, sondern reine Möglichkeit. Die Möglichkeit ist gegenüber der Wirklichkeit ein Minderes, ein Mangel. So hatte auch Aristoteles das Verhältnis von δύναμις und ἐνέργεια bestimmt, aber das Verhältnis von Möglichkeit und Wirklichkeit war für ihn ein Bewegungsverhältnis; das ὂν δυνάμει war als vorhandene „Kraft" gefasst, die in sich selbst zum Wirklichwerden gespannt ist (Aristoteles, Metaphysik, 1045 b 33 ff.). — Das Wesen als potentia transcendentalis hingegen ist nicht mehr die „reale Möglichkeit" der „Kraft", und eines Beziehung zur Wirklichkeit ist nicht mehr ein dynamischer Bewegungszusammenhang.

seine Vernunft vor die Aufgaben gestellt, die in der Lehre vom Wesen metaphysisch hypostasiert waren: auf Grund der entdeckten rationalen Beherrschbarkeit der Natur die eigentlichen Möglichkeiten des Seienden zu verwirklichen. Das Wesen wird zum Gegenstand der theoretischen und praktischen Vernunft. Die transzendental-subjektive Form des Wesensbegriffs ist seine typische Gestalt in der bürgerlichen Theorie. Sie ist zum erstenmal bei Descartes erarbeitet.

Descartes geht in seinem Versuch einer Neubegründung der Philosophie auf eine absolut gewisse, notwendige und allgemeingültige Erkenntnis aus, und er sucht das Fundament dieser Erkenntnis im Bewusstsein des Individuums, im Ego cogitans. Der Descartes leitende Begriff von Theorie ist weitgehend von der mathematischen Naturwissenschaft vorgebildet, aber das erschöpft keineswegs die Bedeutung seines Ansatzes. Warum greift Descartes in einer Epoche, wo diese mathematische Naturwissenschaft eben ihre bahnbrechenden Entdeckungen gemacht hatte, wo das Ideal einer „objektiv" gesicherten Erkenntnis und seine Erfüllung in der berechneten und beherrschten Natur so nah wie nie zuvor erreichbar schien, auf die „subjektive" Gewissheit des Ego cogito zurück? Warum steht die Verankerung der Theorie im Bewusstsein der Subjektivität unmittelbar neben seiner mechanistischen Philosophie, neben seiner analytischen Geometrie und seinem Traktat über Maschinen?

Die Bedeutung des Descartesschen Ansatzes ist deshalb so schwer zu umschreiben, weil er durchaus zwiespältiger Natur ist: Befreiung und zugleich Ohnmacht, Bejahung und zugleich Flucht und Protest des von den mittelalterlichen Ordnungen gelösten Individuums gegenüber dem Gesetz der bürgerlichen Gesellschaft. Der universale Zweifel, die Forderung einer Ausweisung aller Urteile vor der souveränen Vernunft des Individuums, die Aufnahme der Mathematik und Mechanik in die Philosophie sind ein Ausdruck der neuen selbstbewussten Individualität, die mit dem Anspruch auf freie Gestaltung ihrer Lebensbeziehungen, auf Unterwerfung der Natur und ihres neu erschlossenen Reichtums in die Welt hinaustritt. Ein starker Aktivismus offenbart sich in der programmatischen Verbindung von Theorie und Praxis, die Descartes betont: die ihrer Erkenntnisse absolut gewisse Theorie soll der Praxis als sicheres Organon dienen. „Il suffit de bien juger pour bien faire, et de juger le mieux qu'on puisse pour faire aussi tout son mieux, c'est-à-dire pour acquérir... tous les autres biens qu'on puisse acquérir."[1]) Descartes glaubt an eine „philosophie pra-

---

[1]) Descartes, Discours de la Méthode. Œuvres Choisies, Paris, Garnier, 1930, Band 1, S. 24 f.

tique“ anstelle der alten „philosophie spéculative“, eine praktische Philosophie, „par laquelle, connaissant la force et les actions du feu, de l'eau, de l'air, des astres, des cieux et de tous les autres corps qui nous environnent... nous les pourrions employer en même façon à tous les usages auxquels ils sont propres, et ainsi nous rendre comme maîtres et possesseurs de la nature.“[1]) Aber die Beherrschung der Natur durch rationale Produktionsmethoden, welche die Theorie Descartes' vor Augen hat, ist in der ihm vorliegenden Gestalt der gesellschaftlichen Organisation mit der souveränen Vernunft der vergesellschafteten Individuen nicht vereinigt und von ihr nicht geleitet. Das Schicksal der bürgerlichen Gesellschaft kündet sich an in ihrer Philosophie. Wie das befreite Individuum als Subjekt der Praxis nun faktisch an die Gestaltung seiner Lebensbeziehungen geht, sieht es sich den Gesetzen des Warenmarktes unterworfen, als blinden ökonomischen Mächten, die sich hinter seinem Rücken durchsetzen. Sein erster Schritt : der Anfang seiner Laufbahn kann noch als frei und nur von der eigenen Vernunft diktiert erscheinen ; alle anderen Schritte sind ihm durch die Verhältnisse der warenproduzierenden Gesellschaft vorgeschrieben, auf deren Einhaltung es angewiesen ist, wenn es nicht zugrunde gehen will.

An die Stelle der durchsichtigen Abhängigkeitsverhältnisse der mittelalterlichen Ordnung ist ein dem Individuum undurchschaubares System von Abhängigkeiten getreten ; die Arbeitsbedingungen verselbständigen sich und machen das Schicksal des Individuums für es zu einer blossen Zufälligkeit. Die raumzeitliche Wirklichkeit wird zu einer nur „äusseren“ Welt, die mit dem, was der Mensch eigentlich sein kann, mit seiner „Substanz“, seinem „Wesen“ nicht vernünftig verbunden, nicht als Tat seiner Freiheit gestaltet ist, während gleichzeitig solche Gestaltung von der neuen Wissenschaft als möglich gezeigt und von der neuen Philosophie als Aufgabe gefordert wird. Die Aufgabe stösst in der Praxis auf einen Widerstand, dessen Aufhebung über die Grenzen dieser Gesellschaft hinausführt. Sofern die Philosophie daher die Idee einer wirklichen Veränderung nicht in sich aufnimmt, macht die Vernunftkritik vor dem Bestehenden Halt und wird zu einer Kritik des reinen Denkens. Der Unsicherheit und Unfreiheit der äusseren Welt steht die Gewissheit und Freiheit des Denkens als einzige noch verbleibende Machtbasis des Individuums gegenüber. Es muss sich bewusst werden, dass es eher sich selbst besiegen muss als das Schicksal, eher seine Bedürfnisse

[1]) a. a. O., S. 54.

als die „Weltordnung“, „qu'il n'y a rien qui soit entièrement en notre pouvoir que nos pensées, en sorte qu'après que nous avons fait notre mieux touchant les choses qui nous sont extérieures, tout ce qui manque de nous réussir est au regard de nous absolument impossible.“[1]) Wenn das Individuum gerettet, wenn an der Freiheit des Menschen festgehalten werden soll, dann muss die „essence“, das Wesen des Menschen im Denken liegen : hier müssen seine eigentlichen Möglichkeiten, hier muss die Seinsgewissheit seiner Existenz gefunden werden : „je conclus fort bien que mon essence consiste en cela seul que je suis une chose qui pense, ou une substance dont toute l'essence ou la nature n'est que de penser.“[2])

Es wird gegenwärtig betont, dass Descartes' Ansatz des Ego cogito den Sündenfall der neueren Philosophie bedeute, dass er einen ganz abstrakten Begriff des Individuums an den Anfang der Theorie stelle. Aber in seinem abstrakten Begriff des Individuums ist Sorge etwas von der um die Freiheit des Menschen lebendig : die Wahrheit aller Lebensverhältnisse an der Kraft des vernünftigen Denkens zu prüfen. Hegel sagt über Descartes : „Es ist das Interesse der Freiheit, was zum Grunde liegt; was als wahr anerkannt wird, soll die Stellung haben, dass unsere Freiheit darin erhalten ist, dass wir denken.“[3]) Dass diese Freiheit nun eine Freiheit „nur“ des Denkens wird, dass nur noch das „abstrakte“ Individuum frei ist, dass die Sorge um die Freiheit des Menschen zur Sorge um die absolute Gewissheit der Erkenntnis wird, darin zeigt sich die historische Wahrhaftigkeit der cartesischen Philosophie. Dem Individuum, dem es um die grösstmögliche Wahrheit und Sicherheit der bürgerlichen Praxis geht, bleibt in der Tat als Korrelat seiner faktischen Unfreiheit nur die Freiheit des Denkens. Die „Vernunft“ dieses Zeitalters ist notwendig „abstrakt“ : sie muss, sofern sie bei sich selbst bleiben und nicht in die Unvernünftigkeit fallen will, absehen von der gegebenen Gestalt des räumlich-zeitlichen Daseins, ja sogar absehen von dem jeweiligen konkreten Inhalt des Denkens, und nur das Denken als solches, die reine Form der Cogitationes zurückbehalten. Die Vernunft kann sich nicht in der vernünftigen Beherrschung und Gestaltung der Objekte durch die freien Individuen entfalten; Objektivität wird zu einer Forderung der reinen Erkenntnis und von dem „Interesse der Freiheit“ gelöst : „Der Trieb der Freiheit liegt

---

[1]) a. a. O., S. 22.

[2]) Descartes, Méditations Métaphysiques, a. a. O., S. 150.

[3]) Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, Werke, Originalausgabe. Band XVI, S. 338.

in der Tat zu Grunde, aber überwiegend oder im Bewusstsein ist der Zweck, zu etwas Festem, Objektivem zu kommen, — das Moment des Objektiven, nicht das Moment des Subjektiven, dass es von mir gesetzt, erkannt, erwiesen sei."[1])

Seitdem Descartes das Wesen des Menschen als „Denken" und das Denken als „fundamentum inconcussum" der Theorie bestimmt hatte, rückt das Wesensproblem in die Sphäre der erkennenden Subjektivität. Die Frage nach dem Wesen : nach der Einheit, Wahrheit und Eigentlichkeit des Seins verwandelt sich in die Frage nach der Einheit, Wahrheit und Eigentlichkeit der Erkenntnis. Dass die „Organisation" des Seienden aus seinen begriffenen Möglichkeiten heraus bei der kritisch-freien Vernunft des Individuums liegt, an diesem philosophischen Grundgedanken des bürgerlichen Zeitalters wird auch im nach-cartesischen Idealismus festgehalten. In der verdinglichten Welt, in der die Arbeitsverhältnisse mit den realen Möglichkeiten der Menschen nicht mehr „wesentlich" verbunden sind und als ein Effekt übermächtiger Produktionsbedingungen erscheinen, verschwindet die Idee, dass solche Organisation des Seienden nach seinen „wesentlichen" Verhältnissen das Resultat einer zu geschehenden Veränderung sein könnte; sie wird zu einer Sache der „reinen" Erkenntnis. In der Transzendentalphilosophie erfährt der Gedanke einer kritisch-vernünftigen Organisation des Seienden die entscheidende Reduktion auf ein formales Apriori hin, das jeder faktischen Erfahrung immer schon voranliegt. Die apriorischen Synthesen stehen zwar zur Erfahrung im Modus absoluter Gleichzeitigkeit, sofern sie aber als ewig-gültige jeder möglichen künftigen Erfahrung vorhergehen und von keiner künftigen Erfahrung überholt werden können, wird das Wesen des erkennenden Menschen und der erkannten Dinge von der Zukunft abgeschnitten und auf die Vergangenheit hin orientiert. Das ist die Leitlinie der transzendentalen Methode, der spezifischen Methode der bürgerlichen Philosophie.

Bei Kant kehren die Charaktere des Wesens : Einheit, Allgemeinheit, Ständigkeit usw. im Zusammenhang der reinen theoretischen Vernunft wieder, und zwar gehen sie teils in die reinen Verstandesbegriffe bzw. in deren transzendentale Apperzeption, teils in die transzendentalen Vernunftideen ein. Sie erscheinen also einmal als die kategorialen Formen der begrifflichen Synthesis, die jeder künftigen Erfahrung gegenüber apriori sind, und andererseits als Begriffe aus reinen Verstandesbegriffen, welche „die Grenze aller Erfahrung übersteigen" und in denen

---

[1]) **Hegel**, a. a. O., S. 336.

„niemals ein Gegenstand vorkommen kann, der der transzendentalen Idee adaequat wäre.“[1]) Im ersten Falle ist der kritisch-dynamische Gegensatz des Wesens zur Erfahrung völlig in der zeitlosen Geschichte der Erkenntnis aufgehoben. Im zweiten Fall ist die Aufnahme der Wesensproblematik in die „Vernunft“ unmittelbarer und unverdeckter deutlich, — nicht nur deshalb, weil Kant durch die Bezeichnung der Vernunftbegriffe als „Ideen“ bewusst an die platonische Wesenslehre anknüpft. Die Vernunft ist der Ort der letzten Einheit, Ganzheit und Allgemeinheit der Erkenntnis : das „Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Prinzipien“[2]) ; die Idee als reiner Vernunftbegriff geht auf die „Totalität der Bedingungen zu einem gegebenen Bedingten“ : sie ist der „Begriff des Unbedingten.“[3]) Von diesen Ideen wird nun gesagt, dass sie „vielleicht von den Naturbegriffen zu den praktischen einen Übergang möglich machen.“[4]) Die seit alters in der Wesenslehre lebendige Frage der Verwirklichung des Wesens zum Dasein wird hier als der Übergang von den Begriffen der theoretischen zu denen der praktischen Vernunft aufs neue Problem. Kant hat betont, dass es „ein praktisches Interesse“ sei, das die Vernunft an diesen Ideen habe : es gehe in ihnen um die „Grundsteine der Moral und der Religion.“[5]) Und gerade hier verwickelt sich jenes Denken, dessen Struktur Kant entfaltet, in Paralogismen und Antinomien, in einen „natürlichen und unvermeidbaren Schein“, der, „selbst wenn man nicht mehr durch ihn hintergangen wird, noch immer täuscht.“[6])

Es kennzeichnet die historische Situation des idealistischen Denkens, dass die „Ideen“ als Vernunftbegriffe nun in die Dialektik des transzendentalen Scheins fallen und dass die Dialektik, wo sie innerhalb des Idealismus zuerst wieder auftritt, eine solche des Scheins, der notwendigen „Illusion“ ist. Noch wird das Wesen des Menschen in der Vernunft gesehen, „die allein alle Irrungen abzutun berufen ist“ ; noch wird daran festgehalten, dass diese Vernunft „keinen anderen Richter erkennt als selbst wiederum die allgemeine Menschenvernunft, worin ein jeder seine Stimme hat ; und da von dieser alle Besserung, deren unser Zustand fähig ist, herkommen muss“, so ist die Freiheit ihr ursprüngliches Recht

---

[1]) Kant, Kritik der reinen Vernunft. Werke, Ausg. Cassirer, Berlin 1913, Band III, S. 264.
[2]) a. a. O., S. 250.
[3]) a. a. O., S. 262.
[4]) a. a. O., S. 265.
[5]) a. a. O., S. 334.
[6]) a. a. O., S. 303.

„und darf nicht geschmälert werden.“[1]) Aber nicht zufällig sind in Kants Werk zwei verschiedene Begriffe von „Vernunft“ ineinander verwoben : Vernunft als die einigende Ganzheit des menschlichen Erkenntnisvermögens (so wie sie Subjekt der „Kritik“ der reinen und praktischen Vernunft ist), und „Vernunft“ in einem eingeschränkten Sinne : als ein einzelnes, „über“ dem Verstand sich aufbauendes Vermögen, eben als jenes Vermögen der „Ideen“, welche niemals adaequat in der Erfahrung dargestellt werden können und eine bloss regulative Funktion haben. Es ist Vernunft in diesem zweiten, eingeschränkten Sinne, durch die bei Kant der Übergang zu den praktischen Begriffen geschieht. Er erfolgt am Leitfaden des Freiheitsbegriffs : die „Idee“ verwandelt sich in ein „Postulat“ und das „Postulat“ in ein „Faktum“ der praktischen Vernunft. Auf diesem Wege erfährt die Freiheit der Vernunft noch einmal eine Einschränkung. Indem die freie Vernunft des Menschen mit der empirischen Welt der Notwendigkeit vereint werden soll, wird Freiheit zu einem zeitlosen Geschehen hypostasiert : sie kann nur insofern auf die empirische Welt ihre Kausalität ausüben, als diese selbst ohne jede Wirkung auf sie ist. Die Funktion der freien Vernunft ist darauf beschränkt, den Bestimmungsgrund von Handlungen abzugeben, Handlungen „anzufangen“. Einmal angefangen, treten die Handlungen in den undurchbrechbaren Kausalnexus der Naturnotwendigkeit, an deren Gesetzmässigkeit sie in alle Ewigkeit fortlaufen.

So spiegelt sich in dieser Lehre wieder das Schicksal einer Welt, in der die vernünftige Freiheit des Menschen immer nur den ersten Schritt frei tun kann, um dann auf eine unbeherrschte Notwendigkeit zu stossen, die der Vernunft gegenüber zufällig bleibt. Die einseitig gerichtete Kausalität der Vernunft, die eine Wirkung der empirischen Welt auf das intelligibele Wesen des Menschen abschneidet, verfestigt dieses Wesen in einer zukunftslosen Vergangenheit : „Das intelligible Wesen jedes Dings, und vorzüglich des Menschen, ist diesem [dem Idealismus] zufolge ausser allem Kausalzusammenhang, wie ausser oder über aller Zeit. Es kann daher nie durch irgend etwas Vorhergehendes bestimmt sein, indem es selbst vielmehr allem anderen, das in ihm ist oder wird, nicht sowohl der Zeit, als dem Begriff nach als absolute Einheit vorangeht...“[2])

---

[1]) a. a. O., S. 503 u. 509.

[2]) Schelling, Vom Wesen der menschlichen Freiheit, Werke, Stuttgart 1856 f., 1. Abtg., Band 7, S. 383.

II.

In der Entwicklung der nach-kantischen Transzendental-Philosophie wird die Verfestigung des Wesensbegriffs durchbrochen und eine dynamische Lehre vom Wesen erreicht. Hegels Dialektik, in der sich die dynamische Wesenslehre entfaltet, ist in der idealistischen Philosophie nicht weitergebildet worden; ihre Auswirkung gehört einer anderen Richtung des Denkens an und soll später behandelt werden. Wenn Husserl die Neubegründung der Wesenslehre unternimmt, so geschieht dies zunächst auf dem Boden jener Theorie der transzendentalen Subjektivität, wie sie von Descartes bis Kant erarbeitet worden ist.

Die Phänomenologie hat allerdings nicht als Transzendentalphilosophie begonnen. Das Pathos rein deskriptiver Wissenschaftlichkeit, von dem die „Logischen Untersuchungen" getragen sind, weist auf eine innere Verbindung mit dem Positivismus, auch dort wo dieser angegriffen wird. Husserl selbst hat Hume als denjenigen in Anspruch genommen, der zuerst mit „der reinen Inneneinstellung Descartes' ernst machte."[1] Aber wo die Wesenslehre ins Zentrum der Husserlschen Philosophie tritt, da zwingt ihre Ausarbeitung die Phänomenologie immer radikaler auf den Boden des transzendentalen Apriorismus. Die Stufe der „Logischen Untersuchungen" kann daher hier unberücksichtigt bleiben.

Husserl bestimmt das Wesen im Gegenzug gegen das individuelle, räumlich-zeitlich daseiende Reale, gegen die „Tatsache", wie sie Gegenstand aller Erfahrungswissenschaften ist: „Der Sinn dieser Zufälligkeit, die da Tatsächlichkeit heisst, begrenzt sich darin, dass sie korrelativ bezogen ist auf eine Notwendigkeit, die nicht den blossen faktischen Bestand einer geltenden Regel der Zusammenordnung räumlich-zeitlicher Tatsachen besagt, sondern den Charakter der Wesens-Notwendigkeit und damit Beziehung auf Wesens-Allgemeinheit hat." Es gehört „zum Sinn jedes Zufälligen..., eben ein Wesen und somit ein rein zu fassendes Eidos zu haben, und dieses steht nun unter Wesens-Wahrheiten verschiedener Allgemeinheitsstufe."[2] Auf den ersten Blick unterscheiden sich diese Bestimmungen in nichts von der traditionellen Fassung des Wesens als „quidditas" und „essentia", wie sie durch die scholastische Formulierung in die Philosophie

---

[1]) Husserl, Formale und transzendentale Logik. In: Jahrbuch für Philosophie... Band X, Halle 1929, S. 227.

[2]) Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. In: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Band 1, Halle 1913, S. 9.

eingegangen ist. Aber der Zusammenhang, in dem die Phänomenologie mit dem Wesensbegriff arbeitet, ist ein völlig anderer : die Sphäre des von allen auf räumlich-zeitliches Dasein bezüglichen Setzungen „gereinigten" transzendentalen Bewusstseins. Der Wesensbegriff wird bei Husserl nur relevant in der Dimension der reinen Subjektivität, die als Residuum der phänomenologischen „Weltvernichtung" übrigbleibt und die „dem Sein der Welt als ihren Seinssinn in sich konstituierende vorhergeht" — eine „Realität ganz und gar in sich", „absolut Seiendes."[1]) Die in dieser Dimension auftretenden Wesenswahrheiten „enthalten nicht die mindeste Behauptung über Tatsachen, also ist auch aus ihnen allein nicht die geringfügigste Tatsachenwahrheit zu erschliessen."[2])

Husserl hat seit den „Ideen" seine philosophische Arbeit programmatisch zu Descartes in Beziehung gesetzt. Das Verhältnis von Husserl zu Descartes ist nicht nur ein philosophiehistorisches : es ist das Verhältnis des späten bürgerlichen Denkens zu seinem Anfang. Die transzendentale Phänomenologie stellt in sich selbst, in ihrem eigenen Inhalt einen „Ausgang" dar : die von ihr versuchte Neubegründung der Philosophie als strenger Wissenschaft gibt sich selbst als das nicht mehr überholbare Ende jener Richtung des Denkens, welche die absolute Gewissheit, Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit der Erkenntnis im Ego cogito zu verankern unternahm. Es sind die Grundcharaktere der bürgerlichen Theorie, um die hier noch einmal gekämpft wird, — gekämpft in einer Weise, dass schon die Resignation und der Übergang offenbar wird. Erst in diesem Zusammenhang kann die Bedeutung der Restituierung des Wesensbegriffs in der Phänomenologie deutlich werden.

In der „Formalen und transzendentalen Logik" hat Husserl über sein Verhältnis zu Descartes und zur Transzendentalphilosophie Rechenschaft abgelegt. Er sieht bei Descartes den Anfang der Transzendentalphilosophie und nimmt diesen Anfang als auch für ihn gültigen an : „dass alle objektive Erkenntnis auf die einzige apodiktische Gegebenheit... des ego cogito gegründet werden müsse."[3]) Aber er bezeichnet es als die grosse „Verirrung", dass Descartes in diesem Ego ein „erstes, zweifellos seiendes Endchen der Welt" gesehen und aus ihm die übrige Welt „erschlossen" habe. Dieser „Realismus" Descartes' sei ein naives Vorurteil,

---

[1]) Husserl, Formale und transzendentale Logik. In : Jahrbuch für Philosophie... Band X, Halle 1929, S. 237, 241.
[2]) Husserl, Ideen, a. a. O., S. 13.
[3]) Husserl, Formale und transzendentale Logik, a. a. O., S. 201.

das die Phänomenologie nicht mitmachen darf.[1] Und andererseits war es die „Verirrung" der kantischen Vernunftkritik, dass sie sich auf die transzendentale Konstitution dieser uns gegebenen räumlich-zeitlichen Welt richtete, statt auf „alle möglichen Welten."[2] So bleibe auch Kants Kritizismus im „mundanen" Realismus stecken. Die Phänomenologie legt Wert darauf, sich schon im Ansatz von diesem Kritizismus scharf abzugrenzen : „Die Phänomenologie kann sich gar nicht vom Kritizismus entfernen, weil sie nie bei ihm war."[3])

Nun ist gerade dies : dass das Ego cogito als ein „zweifellos seiendes Endchen der Welt" angesetzt wird und gleichsam als das einzige Sprungbrett in die Welt dient, — gerade dies ist der Punkt, an dem die cartesische Philosophie mit den progressiven Tendenzen des Bürgertums verbunden ist. Nur wenn das Ego als ein in der Welt real Seiendes zur ersten Seinsgewissheit wird, nur dann kann seine Vernunft den kritischen Masstab wirklicher Erkenntnis abgeben und als Organon der Lebensgestaltung gelten. Und nur solange die Vernunft konstitutiv auf das empirisch-gegebene „Material" verwiesen wird, kann ihre Spontaneität mehr sein als blosse Einbildung. Sobald diese Verbindung zwischen dem vernünftigen Denken und der raum-zeitlichen Wirklichkeit durchschnitten ist, ist das „Interesse der Freiheit" aus der Philosophie völlig verschwunden.

Solche Durchschneidung steht aber programmatisch am Anfang der phänomenologischen Reduktionen. Die räumlich-zeitlichen Tatsachen in ihrer räumlich-zeitlichen Relevanz werden aus dem Bereich der eigentlich phänomenologischen Forschung ausgeschaltet. Als Resultat dieser ersten Reduktion verbleiben die Tatsachen des Bewusstseins, eine Welt, deren Tatsächlichkeit und Fülle „dieselbe" ist wie die der „natürlichen" Welt — mit einem sehr entscheidenden Unterschied : der phänomenologische Index modifiziert den Sinn von Tatsächlichkeit derart, dass alle Tatsachen als Tatsachen des intentionalen Bewusstseins gleich-gültig werden ; sie haben einen prinzipiell „exemplarischen" Charakter. So wird „die ganze räumlich-zeitliche Welt, der sich Mensch und menschliches Ich als untergeordnete Einzelrealitäten zurechnen, ihrem Sinne nach blosses intentionales Sein, also ein solches, das den blossen sekundären, relativen Sinn eines Seins für ein Bewusstsein hat. Es ist ein Sein, das das Bewusstsein in seinen Erfahrungen

---

[1]) a. a. O., S. 202.
[2]) a. a. O., S. 225.
[3]) **Fink**, Die phänomenologische Philosophie Edmund Husserls in der gegenwärtigen Kritik, Berlin-Charlottenburg 1934, S. 20.

setzt, das prinzipiell nur als Identisches von motivierten Erscheinungsmannigfaltigkeiten anschaubar und bestimmbar — darüber hinaus aber ein Nichts ist."[1])

Die volle Bedeutung dieses Herabsinkens der Tatsachen zu „Exemplaren" enthüllt sich erst in der phänomenologischen Bestimmung des Verhältnisses von Wesen und Tatsache bei der Wesenserfassung. In einer zweiten Reduktion wird Wesensgehalt und Wesensordnung der Bewusstseinstatsachen gegen ihre Tatsächlichkeit abgegrenzt. Hierbei fungieren alle Bewusstseinsvorkommnisse in gleicher Weise als „exemplarisch" : die Wesenserklärung kann sowohl auf Grund einer Wahrnehmung wie jeder anderen Art von Vergegenwärtigung erfolgen, — ja bezeichnenderweise gewinnen sogar „freie Phantasien eine Vorzugstellung gegenüber den Wahrnehmungen."[2]) Das Wesen ergibt sich als die Invariante innerhalb der unendlich mannigfaltigen Variationen, welche die vergegenwärtigenden Akte an ihrem Gegenstande vornehmen. Die das Wesen gebende Variation wird „in der Freiheit der reinen Phantasie und im reinen Bewusstsein der Beliebigkeit — des „reinen" Überhaupt — vollzogen..., womit sie sich zugleich in einem Horizont offen endlos mannigfaltiger freier Möglichkeiten für immer neue Varianten hineinerstreckt. In einer derartig völlig freien, von allen Bindungen an im voraus geltende Fakta gelösten Variation stehen nun alle Varianten des offen unendlichen Umfangs — in die auch das von aller Faktizität befreite Exempel selbst, als „beliebiges", einbezogen ist... in einer kontinuierlich durchgehenden Synthesis der ‚Deckung im Widerstreit'. Eben in dieser Deckung tritt aber das in dieser freien und immer wieder neu zu gestaltenden Variation notwendig Verharrende, das Invariante hervor, das unzerbrechlich Selbige im Anders und Immer-wieder-anders, das allgemeinsame Wesen — an das alle „erdenklichen" Abwandlungen des Exempels ... gebunden bleiben."[3])

Diese Stelle, die am tiefsten in den inneren Mechanismus der phänomenologischen Wesenserfassung hineinführt, lässt auch die veränderte Funktion der Wesenslehre am besten erkennen. Alle entscheidenden Begriffe, die in der Lehre vom Wesen seit den Anfängen wirksam waren, treten hier wieder auf, und alle in einer charakteristisch verwandelten Form. Freiheit ist zu einem Index der reinen Phantasie geworden : als die freie Beliebigkeit der ideierenden Variationsmöglichkeiten. Das Verharrende, Selbige, Notwendige wird nicht mehr als das Sein des Seienden gesucht,

---

[1]) Husserl, Ideen, a. a. O., S. 93.
[2]) Husserl, a. a. O., S. 130.
[3]) Husserl, Formale und transzendentale Logik, a. a. O., S. 219.

sondern als die Invariante in der unendlichen Mannigfaltigkeit der vergegenwärtigten Abwandlungen der „Exemplare". Die Möglichkeit ist nicht mehr als Kraft auf die Wirklichkeit hin gespannt : in ihrer offenen Endlosigkeit gehört sie der blossen „Imagination" an.[1])

Das Ego cogito und die ihm erscheinenden Wesen, wie sie Gegenstand der Phänomenologie werden, stehen zu allem tatsächlichen Dasein nicht mehr in kritischer Spannung. Die Phänomenologie ist dadurch eine prinzipiell deskriptive Philosophie : sie will immer nur beschreiben was ist, so wie es ist, wie es sich an ihm selbst zeigt, — nicht etwa zeigen, was sein könnte und sollte. Die theoretische Radikalität, die aus der Forderung „zu den Sachen selbst" herausgehört wurde, enthüllt sich im Fortgang der Phänomenologie in ihrem quietistischen, ja positivistischen Charakter : die „Sachen" der Phänomenologie sind dies erst, nachdem sie ihrer faktischen Sachlichkeit entkleidet und in die „nivellierende" Sphäre der transzendentalen Subjektivität eingegangen sind, vor der jede Sache als Tatsache des Bewusstseins gleich-gültig ist. In dieser Dimension hat die Rede vom Wesen nicht mehr den Sinn, die Wirklichkeit gegen ihre Möglichkeit, das Dasein gegen sein Seinkönnen zu stellen : auch sie hat rein deskriptiven, erkenntnistheoretischen Charakter. Eine Philosophie, der in gleicher Weise „jedes vorgegebene Seiende mit seiner geraden Evidenz als „Vorurteil"" gilt[2]), hat überhaupt keinen Boden mehr, von dem aus sie innerhalb solchen Seienden kritisch unterscheiden kann. Die universale Voraussetzungslosigkeit wird hier gleichwertig der universalen Anerkennung. Der Wesensbegriff der Phänomenologie ist so entfernt von jeder kritischen Bedeutung, dass vor ihm das Wesentliche wie das Unwesentliche, das Phantasierte wie das Wahrgenommene gleichermassen zunächst zu „Tatsachen" werden. Der erkenntnistheoretische Antipositivismus dieser Lehre verdeckt nur wenig ihren positivistischen Grundzug.

Die Stillstellung der im Wesensbegriff liegenden Dynamik gibt auch den wenigen Resten einer Stellungnahme Husserls zur Erkenntnis der (raum-zeitlichen) Faktizität ihre Prägung. Die formal-erkenntnistheoretische Fassung des Wesensbegriffs lässt die Faktizität als ein in sich geschlossenes Reich „neben" dem Reich der Wesenheiten bestehen : ihre Erkenntnis will an ihr nichts aufheben und nichts ändern ; sie will „nur verstehen"

---

[1]) Husserl, Méditations Cartésiennes, Paris 1931, S. 49.
[2]) Husserl, Formale und transzendentale Logik, a. a. O., S. 244.

„Die transzendente Welt ... wird durch meine phänomenologische Besinnung nicht aufgehoben, entwertet, geändert, sondern nur verstanden...“[1]) Die phänomenologische ἐποχή, die an Radikalität über den Descartesschen Ansatz hinausgehen will, enthält eine quietistische Indifferenz gegenüber dem Bestehenden, die hinter Descartes zurückfällt. Bei Husserl ist aus der Sorge um die Gegenwart die Sorge um die Ewigkeit geworden — die Ewigkeit der reinen Wissenschaft, deren zeitlos-absolute Wahrheit jeder Gegenwart Sicherheit geben soll. Er hält die „geistige Not“ unserer Zeit für die „radikalste Lebensnot“, und er sagt : „Um der Zeit willen dürfen wir die Ewigkeit nicht preisgeben, unsere Not zu lindern, dürfen wir nicht Not um Nöte unseren Nachkommen als ein schliesslich unausrottbares Übel vererben.“[2])

Die positivistische Gleichgültigkeit ist jedoch nur die eine Weise, in der sich die veränderte Funktion der Transzendentalphilosophie in der Phänomenologie ausdrückt. Die Phänomenologie ist mit dem radikalen Anspruch eines Neubeginnens aufgetreten, und dass sie ausdrücklich wieder vom „Wesen“ im Gegensatz zur „Tatsache“ spricht, dass sie das Wesen zum Gegenstand einer eigenen „Anschauung“ macht, ist ein bedeutsames Novum, das aus der Entwicklung der transzendentalen Methode nicht allein zu erklären ist. Das Pathos der Evidenz allgemeingültiger, notwendiger, objektiver Wahrheiten, die Forderung, „zu den Sachen selbst“ zu kommen, die Wiedergeburt der Metaphysik in der Nachfolge der Phänomenologie gehören einer anderen geschichtlichen Tendenz an. Hier wird, unter Beibehaltung der transzendentalen Fragestellung, vorgegeben, von den konkreten Gegenständen aus zu philosophieren, wahrhaft konkret zu sein. Indem wieder vom Wesen als Gegenstand einer eigenen originär gebenden Anschauung geredet wird, kommt in diese Philosophie ein Zug materialer „Objektivität“ und Fülle. Es ist entscheidend, dass nach dem Anspruch der Phänomenologie die Ausweisung, der „Sinn“ und die Wahrheit der erkennenden Urteile nicht mehr auf der „Subjektseite“ des Ego cogito, sondern auf der „Objektseite“ liegen : es ist der Gegenstand selbst, der da erscheint und dessen Wesen den auf ihn gerichteten Akten die Erkenntnis gleichsam vorschreibt. Die phänomenologische Wesenslehre bindet die transzendentale Freiheit des Ego cogito an gegenständlich vorgegebene Wesen und Wesenssachverhalte. Hier ist der Ort, wo innerhalb der Phänomenologie die neue Situation des Denkens sich durchsetzt, der

---

[1]) a. a. O., S. 243.
[2]) Philosophie als strenge Wissenschaft, in : Logos, Band I, 1910/11, S. 337.

Ansatzpunkt der materialen Eidetik, in der die ganze Fragestellung verändert wird. Die Philosophie des bürgerlichen Zeitalters war von Descartes als eine subjektiv-idealistische begründet worden, und dies aus innerer Notwendigkeit. Jeder Versuch, die Philosophie in der Objektivität, auf der Gegenstandsseite zu fundieren, ohne die realen Voraussetzungen ihrer Begrifflichkeit anzugreifen, d. h. ohne die verändernde Praxis in die Theorie aufzunehmen, muss ihren vernunftkritischen Charakter opfern und heteronom werden. Diesem Schicksal verfällt die materiale Wesenslehre : sie führt, ebenso wie der Positivismus, zur Auslieferung der Theorie an die „gegebenen" Mächte und Ordnungen. Es ist der erkenntnismässige Grundsinn der Wesensanschauung, dass sie sich ihren Gegenstand „geben lässt", dass sie ihn hinnimmt und an ihn sich bindet als an ein „absolut Gegebenes."[1]) Was in evidenter „Deckungseinheit" sich selbst gibt, ist „zugleich absolutes Sein, und der Gegenstand, der nun Gegenstand eines solchen Seins ist, eines solchen puren Wesens, ist in idealem Masse adäquat gegeben."[2]) Die Wesensanschauung ist (bei aller „Freiheit" der ideierenden Variationen) rezeptiv. Am höchsten Punkt der Philosophie ersetzt die Rezeptivität der Wesensanschauung die Spontaneität des begreifenden Verstandes, die allerdings von der Idee der kritischen Vernunft nicht zu trennen ist.

Das Opfer der Idee der Vernunftkritik bereitet die Resignation der Wesenslehre, ihr Abgleiten in eine neue Ideologie vor. Die bürgerliche Philosophie hat den archimedischen Punkt verloren, an dem sie die Freiheit des erkennenden Individuums festgemacht hatte ; sie hat keinen Boden mehr, auf dem die Waffe der Kritik gegen die Inanspruchnahme bestimmter Sachverhalte und Ordnungen als „wesenhafter" gebraucht werden kann. Die materiale Wesenslehre beginnt mit der Ausarbeitung einer neuen Ethik, die im Gegenzug gegen Kants praktische Vernunftsphilosophie entworfen wird. Die Gesetzmässigkeit sittlicher Wertung liegt jetzt nicht mehr im Gehorsam des autonomen Individuums unter der frei selbstgegebenen, schlechthin verbindlichen „Norm", sie erfolgt vielmehr „durch die Wirksamkeit von personhaft gestalteten Vorbildern und Gegenbildern."[3]) „Ich behaupte also, dass die Wertsysteme, erst recht die von ihnen abhängigen Normen- und Gesetzessysteme, denen der Mensch gehorsam oder ungehorsam

---

[1]) Husserl, Philosophie als strenge Wissenschaft, a. a. O., S. 315.

[2]) Scheler, Zur Ethik und Erkenntnislehre (Schriften aus dem Nachlass Band I), Berlin 1933, S. 288.

[3]) Scheler, Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. In : Husserl, Jahrbuch f. Philosophie, a. a. O. Band II, Halle 1916, S. 465.

ist, in letzter Linie immer wieder auf die je herrschenden personalen Vorbilder, auf Wertgestalten in Form der Person zurückzuführen sind. Wir wählen sie nicht — denn sie besitzen uns und ziehen uns an, ehe wir wählen können."[1]) Die materiale Wertethik wird zu einer „personalen" Vorbild-Ethik, in der die Normen des Handelns nicht mehr von der individuellen oder allgemeinen Vernunft gegeben, sondern empfangen werden; auch hier wird die Autonomie der Freiheit durch die rezeptive Heteronomie abgelöst. Die Ideologie der monopol-kapitalistischen Phase kündet sich an, in der die Herrschaft der mächtigsten ökonomischen Gruppen durch Delegierung vorbildhafter Führerpersonen erfolgt und in der die Interessen dieser Gruppen durch das Bild einer wesenhaft personalen Wertordnung verhüllt werden (Führertum und Gefolgschaft, ständische Ordnung, Rassenelite usw.). Die Wesensanschauung hilft bei der Aufstellung „wesenhafter" Rangordnungen, in denen die materiell-vitalen Werte des Menschenlebens die unterste Stufe einnehmen, während die Typen des Heiligen, des Genies und des Helden an erster Stelle stehen; Entsagung, Opfer und Demut gelten „wesenhaft" als die zentralen Werte des Individuums: „Blut und Boden" sollen dann das „Wesen" des Volkstums konstituieren. Die Weiterentwicklung dieser Theorien ist hier nicht zu verfolgen; es kam nur darauf an, ihre begrifflichen Verbindungen mit der materialen Wesenslehre anzudeuten.[2])

Die Funktion der Wesensanschauung in der materialen Eidetik führt zur Abdankung der kritischen Freiheit der Vernunft, zur Aufhebung ihrer Autonomie. Die Idee der Autonomie der Vernunft war seit Descartes mit den fortschrittlichen Tendenzen des Bürgertums verbunden; ihre Einschränkung auf die abstrakte erkennende Vernunft bezeichnet deren Zurücktreten; in der monopolkapitalistischen Epoche wird die Vernunft durch die hinnehmende Anerkennung „wesenhafter" Gegebenheiten ersetzt, bei deren Ausweisung sie anfangs noch eine sehr abgeleitete, später gar keine Rolle mehr spielt.

---

[1]) Scheler, Vorbilder und Führer. In: Ethik und Erkenntnislehre, a. a. O., S. 163 f.

[2]) Eine charakteristische Äusserung von repräsentativer Stelle macht diese Verbindung offenbar: „Wenn die neuere Philosophie sagt, dass die intuitive Wesenschau die unmittelbare Anschauung des Gesetzmässigen ist, dann findet diese Eigenschaft in der Persönlichkeit Adolf Hitlers ihre stärkste Ausprägung ... Der Führer besitzt nicht nur die so unendlich wertvolle Fähigkeit, das Wesentliche in den Dingen zu sehen, sondern auch in hohem Masse den Instinkt zu kühnem, zeitlich richtigem Handeln" (Otto Dietrich, Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus. Breslau 1935, S. 36 f.).

Es ist diese materiale Eidetik, welche der positivistische Angriff gegen den Wesensbegriff vor Augen hat. Die positivistische Opposition gegen die „Metaphysik" der Wesenslehre versteht sich selbst zunächst als eine erkenntnistheoretische Kritik : unsere Erfahrung von der Wirklichkeit (wobei Wirklichkeit keineswegs mit dem unmittelbar Gegebenen zusammenfallen muss) rechtfertige durchaus nicht jene Annahme von zwei seinsverschiedenen „Welten", die dem Gegensatz von Ding und Erscheinung, Wesen und Tatsache zugrundeliegt. „Es gibt keine Tatsache, die zu einer derartigen Gegenüberstellung zweier irreduzibler Realitäten zwänge oder auch nur berechtigte... Wir gelangen zu einem befriedigenden Weltbilde nur dann, wenn wir allem Wirklichen, den Bewusstseinsinhalten sowohl wie allem ausserbewussten Sein die gleiche Art und den gleichen Grad von Realität ohne jeden Unterschied zuerkennen. Alle sind in gleichem Sinne selbständig, alle aber auch in gleichem Sinne von einander abhängig."[1]) Damit geht aber dieser Positivismus über den erkenntnistheoretischen Empirismus in einem entscheidenden Schritt hinaus : er arbeitet mit einem Begriff von Tatsache, wo die Tatsächlichkeit eines Gegenstandes der Erkenntnis nicht nur seine „Realität", sondern zugleich auch die erkenntnismässige Gleich-Wertigkeit dieser Realität mit jeder anderen begründet : alle Tatsachen sind als solche gegenüber der Erkenntnis gleich-gültig. Die Welt der Tatsachen ist eine gleichsam eindimensionale : das Reale ist „schlechthin real", und diese Schlechthinnigkeit schneidet jede Transzendenz : sowohl die metaphysische wie die kritische Transzendenz zum Wesen ab. „Es gibt nur eine Wirklichkeit, und sie ist immer Wesen und lässt sich nicht in Wesen und Erscheinung auseinander legen. Es gibt sicher viele Arten wirklicher Gegenstände, wohl gar unendlich viele, aber es gibt nur eine Art der Wirklichkeit, und sie kommt ihnen allen in gleicher Weise zu."[2]) So verbindet sich hier die These von der Wesentlichkeit der Tatsachen mit der schlechthinnigen Anerkennung der Wirklichkeit, „die immer Wesen ist". Das Erkennen, von der Spannung der Tatsachen gegen das Wesen gelöst, wird in sich selbst zum Anerkennen. Die Theorie, die den Wesensbegriff aus der Wissenschaft ausmerzen will, bringt dasselbe Opfer der kritischen Vernunft wie die phänomenologische Eidetik, welche das Wesen von allen Spannungen zu den raum-zeitlichen Tatsachen befreite und zu einer Gleich-Gültigkeit aller Tatsachen vor dem transzendentalen Bewusstsein

---

[1]) M. Schlick, Erscheinung und Wesen. In : Kant-Studien, Band XXIII, Heft 2-3, Berlin 1918, S. 206.

[2]) M. Schlick, Allgemeine Erkenntnislehre, Berlin 1918, S. 205.

gelangte. Die Stellung der Philosophie zur Wirklichkeit bleibt grundsätzlich dieselbe, wenn unterschiedslos nur die Tatsachen als wesentlich gelten, und wenn unterschiedslos jeder Tatsache ein Wesen zugeordnet wird. Der Positivismus hat zwar das kritisch-moralische Motiv der Wesenslehre begriffen : „die eine Art des Seins gilt für höher, echter, vornehmer, wichtiger als die andere, d. h. es spielt der Wertgedanke hier hinein.“[1]) Aber das ist für ihn nur eine Verwechslung des „Wertgesichtspunktes mit dem logischen Gesichtspunkte“, das πρῶτον ψεῦδος einer wissenschaftlichen Theorie. Er bindet sich an das bürgerliche Ideal voraussetzungsloser, reiner Theorie, in der fehlende Wertfreiheit, stellungnehmende Entscheidung eine Trübung der Strenge bedeutet. Gegenüber der zur Ideologie gewordenen materialen Eidetik, in der die Rede vom wesentlichen Vorrang bestimmter Werte deren Setzung durch rückschrittliche gesellschaftliche Interessen verdeckt, behält der Positivismus eine gewisse kritische Tendenz. Aber wenn die Welt der „schlechthin realen“ Tatsachen von Mächten beherrscht ist, denen es um die Aufrechterhaltung dieser Gestalt der Realität im Interesse kleiner ökonomischer Gruppen gegen die schon reale Möglichkeit einer anderen Gestalt der Realität geht, wenn die Spannung von Wesen und Tatsache in der Form einer universalen gesellschaftlichen Spannung das geschichtliche Bild der Wirklichkeit bestimmt, dann kann die Theorie von der einen Wirklichkeit, die „immer Wesen“ ist, nur eine Resignation darstellen. Die positivistische Aufhebung des Gegensatzes von Wesen und Tatsache ist ebensowenig wie die phänomenologische Eidetik ein neuer Anfang, sondern ein Ende.

III.

Das Motiv der philosophischen Lehren der letzten Jahrzehnte war eine Neubesinnung auf die alte Sorge des bürgerlichen Denkens um absolut gewisse, voraussetzungslose, allgemeingültige Erkenntnis. In dies erkenntnistheoretische Ideal hatte sich die Sorge um die selbstgewisse kritische Freiheit des Individuums verwandelt ; die verschiedenen Formen der transzendentalen Reduktionen spiegelten die verschiedenen Stadien der geschichtlichen Entwicklung dieses Denkens bis zur Anpassung an die anti-individualistische und anti-rationalistische Ideologie der Gegenwart. Aus ihr ist das „Interesse der Freiheit“ ebenso wie das Interesse an dem wirklichen Glück des Individuums verschwunden. Die gesellschaftlichen

[1]) M. Schlick, Erscheinung und Wesen, a. a. O., S. 194.

Gruppen, welche sich während ihres Aufstiegs zu den Trägern solcher positiven Tendenzen gemacht hatten, stehen ihnen unter den gegenwärtigen Herrschaftsformen feindlich gegenüber. Die kritischen Antriebe der Wesenslehre, welche sowohl die Eidetik wie der Positivismus fallen gelassen hatte, gehen in die materialistische Theorie ein, — aber der Wesensbegriff erhält in ihr eine neue Gestalt. Diese Theorie begreift die Sorge um das Wesen des Menschen als die Aufgabe einer vernünftigen Organisation der Gesellschaft durch die ihre gegenwärtige Form verändernde Praxis. Sie transzendiert also die gegebene Tatsächlichkeit auf eine andere Möglichkeit, die unmittelbare Erscheinung auf das in ihr erscheinende Wesen. Aber Wesen und Erscheinung werden hier zu Gliedern eines realen Gegensatzes, der aus der bestimmten geschichtlichen Gestalt des gesellschaftlichen Lebensprozesses entspringt. In ihr erscheint das Wesen des Menschen und der Dinge : das, was der Mensch und die Dinge eigentlich sein können, in einer „schlechten", „verkehrten" Form ; zugleich jedoch auch die Möglichkeit, solche Verkehrung aufzuheben und das, was sein kann, in der Geschichte zu verwirklichen. Dieser antagonistische Charakter des Lebensprozesses in seiner heutigen Situation macht den Gegensatz von Wesen und Erscheinung zu einem dialektischen Verhältnis und dies Verhältnis zu einem Gegenstand der Dialektik. Die materialistische Theorie nimmt den Wesensbegriff dort auf, wo er zum letztenmal in der Philosophie als ein dialektischer Begriff behandelt worden ist : in Hegels „Logik".

Wesen und Erscheinung sind für Hegel zwei Weisen des Seins, die untereinander in einem Wirkungszusammenhang stehen, so dass die Existenz der Erscheinung die Aufhebung des bloss ansichseienden Wesens voraussetzt. Das Wesen ist nur Wesen, indem es erscheint, also aus seinem blossen Ansichsein heraustritt : „das Wesen muss erscheinen". Und die Erscheinung wird als das Erscheinen des Ansichseienden „das, was das Ding an sich ist, oder seine Wahrheit."[1]) „Das Wesen ist daher nicht hinter oder jenseits der Erscheinung, sondern dadurch, dass das Wesen es ist, welches existiert, ist die Existenz Erscheinung."[2]) Hegel fasst das Wesen als einen Prozess, in dem durch Aufhebung des „unmittelbaren Seins" „vermitteltes Sein" gesetzt wird : das Wesen hat Geschichte. Und in dem Sinn dieser Geschichte, in dieser Bewegung vom unmittelbaren „Sein" durch das „Wesen" zur vermittelten „Existenz" kommt wieder das kritische Motiv der

---

[1]) Hegel, Wissenschaft der Logik. Werke, Originalausgabe, Band IV, S. 119 f.
[2]) Hegel, Enzyklopädie I, 131, a. a. O. Band VI, S. 260.

Wesenslehre zur Wirkung. „Wenn dann ferner gesagt wird : Alle Dinge haben ein Wesen, so wird damit ausgesprochen, dass sie wahrhaft nicht das sind, als was sie sich unmittelbar erweisen“, „dass ihr unmittelbares Dasein dem nicht entspricht, was sie an sich sind.“[1]) Die Bewegung des Wesens steht unter der Aufgabe, diese schlechte Unmittelbarkeit aufzuheben und das Seiende als das zu setzen, was es an sich ist : „Von solcher Art ist nun überhaupt der Prozess der Wirklichkeit. Diese ist nicht bloss ein unmittelbar Seiendes, sondern, als das wesentliche Sein, Aufhebung ihrer eigenen Unmittelbarkeit und dadurch sich mit sich selbst vermittelnd.“[2])

Indem das Wesen als ein „gewordenes“, als ein „Resultat“ begriffen wird, das selbst wieder als Resultat zu erscheinen hat und zu den dynamischen Kategorien des Unwesentlichen, des Scheins und der Erscheinung in Beziehung tritt, wird es als das Glied eines Prozesses gefasst, der zwischen dem unmittelbaren Sein, seiner Aufhebung zum Wesen (als seinem Ansichsein) und der Verwirklichung dieses Wesens statthat. Aber bei Hegel bleibt der Prozess ein ontologischer : es ist das Sein des Seienden, das ihn durchmacht und sein Subjekt ist. Es erweist sich eben dadurch als Logos, als „Vernunft“. Die Bewegung, in der das unmittelbare Sein zum Wesen als zu seinem Ansichsein „erinnert“ wird, die „Reflexion“, in der die Unmittelbarkeit aufgehoben und als vermittelte Existenz wieder gesetzt wird, ist eine Bestimmung des Seins selbst, eben des Seins als Wesen. „Das Wesen als solches ist eins mit seiner Reflexion, und ununterschieden ihre Bewegung selbst.“[3]) Es ist nicht der Mensch, der sich des Wesens erinnert, das ihm entgegenstehende Seiende ergreift, seine schlechte Unmittelbarkeit aufhebt und aus der Erkenntnis des Wesens heraus neu setzt ; vielmehr geschieht bei Hegel all dies im vernünftigen Sein selbst, und der Mensch nimmt an diesem Prozess nur als erkennendes Subjekt teil, sofern er selbst vernünftiges Sein ist.

Hegels Lehre vom Wesen enthält schon alle Momente einer geschichtlich-dynamischen Theorie des Wesens, aber in einer Dimension, in der sie überhaupt nicht zur Wirkung kommen. Das Wesen ist eine Bewegung, eine Bewegung jedoch, in der es keine faktische Veränderung mehr gibt, die schon ganz in sich selbst und bei sich selbst bleibt. „Das Wesen ist absolute Einheit des

---

[1]) Hegel, Enzyklopädie, I § 112 Zusatz und § 119, Zusatz 2, a. a. O. Bd. VI, S. 224 u. 242.

[2]) Ebd. I § 146 Zusatz, a. a. O., S. 292.

[3]) Hegel, Wissenschaft der Logik, a. a. O. Band IV, S. 79

An- und Fürsichseins; sein Bestimmen bleibt daher innerhalb dieser Einheit und ist kein Werden noch Übergehen"; es ist „die Bewegung des Werdens und Übergehens, das in sich selbst bleibt."[1]) Die Spannung zwischen Seinkönnendem und Daseiendem, zwischen Ansichsein (Wesen) und Erscheinung ist in die Struktur des Seins selbst verlegt und geht als solche allem faktisch Seienden immer schon voran. Hegels Wesenslehre bleibt eine transzendentale Theorie.

IV.

Wenn die materialistische Dialektik als Theorie der Gesellschaft wieder vor den Gegensatz von Wesen und Erscheinung gestellt ist, so gewinnt jetzt — gemäss der diese Theorie führenden Sorge um den Menschen — das kritische Motiv der Wesenslehre eine bisher unbekannte Schärfe. Die Spannung zwischen dem Seinkönnenden und dem Daseienden, zwischen dem, was der Mensch und die Dinge sein können, und dem, was sie faktisch sind, ist einer der zentralen Hebel der Theorie. Sie sieht in ihr nicht eine transzendentale Struktur des Seins und eine unveränderliche ontologische Differenz, sondern ein geschichtliches Verhältnis, das auf dieser Erde und von diesen Menschen aufzuheben ist: einen Stachel für die Erkenntnis, zum Moment der verändernden Praxis zu werden. Dass die Erscheinung nicht unmittelbar mit dem Wesen zusammenfällt, dass die ansichseienden Möglichkeiten nicht verwirklicht sind, dass das Besondere zu dem Allgemeinen in Gegensatz steht, dass einerseits der Zufall und andererseits die blinde Notwendigkeit herrscht: in diesen Sachverhalten liegen Aufgaben, die der erkennenden Praxis der Menschen gestellt sind. Für die mit ihr verbundene Theorie hat der Satz, dass alle Wissenschaft überflüssig wäre, wenn „die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen"[2]), einen neuen Sinn. Was bedeutet hier das Auseinanderfallen von Wesen und Erscheinung, und welcher Art ist hier die Transzendenz von der Erscheinung zum Wesen?

Dem die materialistische Dialektik leitenden Interesse erscheint ihr Gegenstand: die Totalität des gesellschaftlichen Lebensprozesses, als eine in sich vieldimensionale, gegliederte Struktur, in der keineswegs alle Gegebenheiten dieselbe Relevanz, dieselbe Art von „Tatsächlichkeit" haben. Es gibt Phänomene, die mehr auf der Oberfläche liegen, und solche, die zum zentralen Mechanismus

[1]) ebenda S. 5 und 14.
[2]) Marx, Das Kapital, Hamburg, Meissner, 1921/22, Band III 2, S. 352.

gehören. So ergibt sich eine erste, noch ganz formale Ausgliederung des Wesens als des Wesentlichen : in einem allgemeinsten Sinne ist das Wesen die Totalität des gesellschaftlichen Prozesses, wie er in einer bestimmten historischen Epoche organisiert ist. In Relation zu ihm ist jedes einzelne Moment, als isoliertes Einzelnes genommen, insofern „unwesentlich", als erst seine Beziehung zum Ganzen des Prozesses sein „Wesen" einsehen lässt, d. h. den Begriff des wirklichen Inhalts einer Erscheinung gibt. Innerhalb des Ganzen dieses Prozesses zeigt sich nun eine zweite Strukturgliederung derart, dass die verschiedenen Schichten der gesellschaftlichen Wirklichkeit, wenn auch miteinander in Wechselwirkung, doch auf einer Grundschicht fundiert sind. Die Weise dieser Fundierung entscheidet über den Lebensprozess. In der gegenwärtigen Epoche der Menschheit ist die Ökonomie als die fundierende Schicht derart zum „Wesentlichen" geworden, dass alle anderen Schichten zu ihrer „Erscheinungsform" geworden sind. — Eine dritte Bedeutung der Differenz von Erscheinungsform und Wesen innerhalb der materialistischen Theorie führt weiter in die Konkretion ihres Gegenstandes hinein. In der historischen Gestalt, in der der gesellschaftliche Lebensprozess organisiert ist : in den Antagonismen des kapitalistischen Produktionsprozesses ist es begründet, dass die zentralen mit diesem Prozess verknüpften Phänomene den Menschen nicht unmittelbar als das erscheinen, was sie „in Wirklichkeit" sind, dass sie sich vielmehr verdeckt, in einer „verkehrten" Form darstellen. So die Arbeitsverhältnisse. die Formen der politischen und sozialen Hierarchie, die Institutionen des Rechts, der Erziehung, der Wissenschaft : ihre Erscheinungsform verbirgt sowohl ihren Ursprung wie ihre wahre Funktion im Gesamtprozess der Gesellschaft. Sofern die Individuen und Gruppen in ihrem Handeln und Denken durch die unmittelbare Erscheinung dieser Gegenstände bestimmt werden, sind sie nicht etwa blosse Erscheinungen, sondern selbst wesentliche Faktoren für den Ablauf des Prozesses und für die Aufrechterhaltung seiner Organisation. Aber in diesem Ablauf wird ein Stadium erreicht, wo es möglich ist, in der Erscheinungsform das Wesen zu begreifen und die Differenz von Wesen und Erscheinung als eine geschichtliche Gestalt der gesellschaftlichen Verhältnisse zu erkennen. Die Weise dieser Differenz und die in ihr gründende doppelte Begrifflichkeit der materialistischen Theorie wird später noch zu umschreiben sein.

Die drei hier vorläufig aufgestellten Bedeutungen der Differenz von Wesen und Erscheinung in der materialistischen Theorie lassen schon auf eine erste Art die Grundcharaktere des dialektischen Wesensbegriffs erkennen : die Transzendierung der Tatsachen

zum Wesen ist eine geschichtliche : sie versteht die gegebenen Tatsachen als Erscheinungen, deren Wesen nur im Zusammenhang bestimmter historischer Tendenzen zu begreifen ist, die auf eine andere Gestalt der Wirklichkeit abzielen. Das geschichtliche Interesse der Theorie geht konstitutiv in die Begriffsbildung ein und macht die Transzendenz der „Tatsachen“ zum Wesen zu einer kritisch-polemischen : die Tatsachen werden an ihren realen Möglichkeiten gemessen und enthüllen sich als die „schlechte“ Erscheinungsform eines Inhalts, der durch Aufhebung dieser Erscheinungsform gegen die mit ihr verbundenen Interessen und Kräfte zu verwirklichen ist. So unterscheidet sich dieser Wesensbegriff schon im ersten Zugang sowohl von den neutralen Wesenheiten der Phänomenologie wie von der neutralen Nivellierung des Positivismus. Anstelle des erkenntnistheoretisch-statischen Verhältnisses von Wesen und Tatsache tritt das kritisch-dynamische Verhältnis von Wesen und Erscheinung als Glieder eines geschichtlichen Prozesses.

Mit der grundsätzlichen Beziehung des Wesensproblems auf die gesellschaftliche Praxis erfolgt eine Umstrukturierung des Wesensbegriffs selbst in seiner Beziehung zu allen anderen Begriffen : eine Umstrukturierung auf das Wesen des Menschen hin. Die Sorge um den Menschen tritt in das Zentrum der Theorie ; er soll aus der wirklichen Not und dem wirklichen Elend zu sich selbst befreit werden. Wenn derart nach dem Wesen des Menschen gefragt wird, so ist das Verhältnis von Wesen und Erscheinung als ein geschichtliches Miss-Verhältnis gesetzt : auf dem erreichten Stadium der Entwicklung der Menschheit sind reale Möglichkeiten einer Erfüllung des menschlichen Lebens in allen Bereichen vorhanden, die durch die gegenwärtige Form des gesellschaftlichen Lebensprozesses nicht verwirklicht werden. Der Begriff des Seinkönnenden, der ansichseienden Möglichkeiten gewinnt hier einen genau fassbaren Sinn. Was der Mensch in einer gegebenen geschichtlichen Situation sein kann, lässt sich umschreiben unter Berücksichtigung folgender Faktoren : das Mass der Verfügung über die natürlichen und gesellschaftlichen Produktivkräfte, der Stand der Organisation der Arbeit, die Entwicklung der Bedürfnisse im Verhältnis zu ihrer Erfüllbarkeit (vor allem das Verhältnis des zur Reproduktion des Lebens Notwendigen zu den „freien“ Bedürfnissen nach Genuss und Freude, nach dem „Schönen“ und „Guten“), der Reichtum an kulturellen Werten auf allen Lebensgebieten, der als anzueignendes Material vorliegt. Eine solche Wesensbestimmung impliziert schon die ganze Theorie der Geschichte, welche die Totalität der Lebensverhältnisse aus der Weise der gesellschaftlichen Organisation der Menschen entwickelt und zugleich das methodische und begriffliche Werkzeug bereitstellt, das die Erkennt-

nis der jeweils wirksamen geschichtlichen Tendenzen ermöglicht. Auf dem Boden dieser Theorie wird das Wesen des Menschen im Zusammenhang mit den Tendenzen begriffen, die auf eine neue Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens abzielen : als die „Idee" dessen, was die Praxis verwirklichen soll. Das so gesehene Bild des Menschen stellt nicht nur das dar, was heute schon aus dem Menschen gemacht werden kann, was „an sich" heute schon sein kann, sondern es entspricht auch — das ist der polemische Anspruch, den die Theorie mit solchem Wesensbegriff erhebt — der realen Erfüllung all dessen, was der Mensch selbst sein will, wenn er sich in seinen Möglichkeiten begreift.

Mit diesem Anspruch an das Wesen des Menschen weist die Theorie von seiner gegenwärtigen schlechten Erscheinungsform auf eine Menschheit, welche über die ihr vorliegenden Güter so verfügt, dass sie nach den wirklichen Bedürfnissen der Allgemeinheit verteilt werden. Eine Menschheit, welche die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebensprozesses planmässig selbst in die Hand nimmt und nicht dem Zufall der Konkurrenz und der blinden Notwendigkeit verdinglichter ökonomischer Verhältnisse überlässt. Eine Menschheit, welche die Macht der Arbeitsbedingungen über das Leben, die Trennung der unmittelbaren Produzenten von den Arbeitsmitteln aufhebt und die Arbeit zu einem Mittel des Lebens macht, statt das Leben in den Dienst der Arbeit zu stellen. Eine Menschheit, welche die kulturellen Werte nicht zu einem Privileg und zu einem Gegenstand der „Freizeit" herabwürdigt, sondern sie wirklich mit dem allgemeinen Dasein verbindet. Von der Utopie unterscheiden sich solche Wesensbestimmungen dadurch, dass die Theorie die konkreten Wege ihrer Realisierung aufzeigen und auf die heute schon bestehenden Versuche ihrer Verwirklichung hinweisen kann. Diese Einsichten können allerdings nicht in kontemplativer Haltung gewonnen werden, und die sie aufnehmende Erkenntnis beruft sich, um sie zu rechtfertigen, auf keine Evidenz der blossen Anschauung, ebensowenig auf ein allgemeingültiges Wertsystem, in dem sie verankert seien. Die Wahrheit dieses Wesensbildes ist in der Not und im Leiden der Menschheit, in ihrem Kampf um seine Überwindung, in dem es zuerst sichtbar wurde, besser aufgehoben als in den Formen und Begriffen des reinen Denkens. Sie ist „unbestimmt" und bleibt notwendig unbestimmt, sofern sie an der Idee der unbedingt gewissen Erkenntnis gemessen wird. Denn sie wird nur durch die geschichtliche Tat erfüllt, und ihre Konkretion kann immer erst „post festum" erfolgen.

Indem anstelle der Sorge um die absolute Gewissheit und Allgemeingültigkeit der Erkenntnis, die in der traditionellen

Lehre vom Wesen herrschend war, die Sorge um die geschichtliche Praxis tritt, hört der Wesensbegriff auf, ein Begriff der reinen Theorie zu sein ; er kann daher auch nicht mehr im blossen Denken und in der blossen Anschauung Erfüllung finden. Das heisst nicht, dass er auf Wahrheit verzichtet oder sich mit einer „Wahrheit" begnügt, die nur für bestimmte Individuen und Gruppen gültig wäre.[1]) Aber seine Ausweisung geschieht nur innerhalb des ganzen Begründungszusammenhangs der Theorie, in der er seine Stelle hat und selbst wieder durch alle anderen Begriffe gestützt wird. Ein erstes Kriterium für die objektive Wahrheit der innerhalb der dialektischen Theorie vorgenommenen Trennung von Wesen und Erscheinung ist die Eignung des jeweiligen Wesensbegriffs, als Leitidee für die Erklärung eines gegebenen Zusammenhangs von Erscheinungen zu dienen. Wenn der zur Erklärung eines solchen Zusammenhangs (z. B. der politischen Machtkonstellation von Staaten in einer bestimmten Epoche, ihrer Bündnisse und Gegensätze) als „wesentlich" in Anspruch genommene Sachverhalt (z. B. der „Imperialismus") es ermöglicht, sowohl die Situation in ihren einzelnen Phasen wie die in ihr wirksamen Tendenzen kausal zu begreifen, dann ist er wirklich das Wesentliche in jener Mannigfaltigkeit von Erscheinungen. Diese Wesensbestimmung ist wahr : sie hat sich innerhalb der Theorie „bewährt". Doch die sie tragende Theorie ist ihrerseits wieder ein Faktor in den geschichtlichen Kämpfen : nur in ihnen kann die endgültige Ausweisung ihrer wesentlichen Wahrheiten statthaben.[2]) Und gerade aus der Geschichtlichkeit der dialektischen Begriffe erwächst eine neue Art von „Allgemeingültigkeit" und Objektivität.

Der materialistische Wesensbegriff ist ein geschichtlicher Begriff. Das Wesen wird nur fassbar als das Wesen einer bestimmten „Erscheinung", im Hinblick von ihr, von ihrer faktischen Gestalt, auf das, was sie an sich ist und sein könnte (aber faktisch nicht ist). Dies Verhältnis aber entsteht in der Geschichte und ändert sich in der Geschichte. Die traditionelle Wesenslehre hat gegen jeden Versuch einer „Historisierung" des Wesensbegriffs eingewandt, dass der Hinblick von der faktisch gegebenen Erscheinung auf ihr Ansichsein schon von dem „Haben" dieses Ansichseins geleitet sein muss, dass in dem „Messen" der Erscheinung an ihrem Wesen, ja in dem blossen Ansprechen eines Seienden als „Erscheinung", die nicht mit ihrem Ansichsein unmittelbar zusammenfällt,

---

[1]) Über den Wahrheitsbegriff der dialektischen Logik vgl. Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrgang 1935, S. 321 ff.

[2]) Die Unterscheidung von Bewährung und Erfolg und die damit ermöglichte Abgrenzung von allem Pragmatismus a. a. O., S. 342 f.

das Bild des Wesens immer schon gesehen sein muss. Hier liegt seit Platos Ideenlehre ein Hauptmotiv für die Ansetzung des Wesensbegriffs als eines apriorischen. — Ein Apriori ist hier in der Tat wirksam, aber es ist selbst ein Index für die Geschichtlichkeit des Wesensbegriffs : es führt in die Geschichte zurück, nicht aus ihr hinaus. Das je schon gehabte Bild des Wesens ist gestaltet durch die Erfahrung, welche die Menschheit in ihrer Geschichte gemacht hat und welche in der vorliegenden Gestalt der Wirklichkeit aufbewahrt ist, so dass sie „erinnert" und zum Wesen „gereinigt" werden kann. Alle geschichtlichen Kämpfe um eine bessere Gestaltung der elenden Daseinsverhältnisse, aber auch alle religiösen und ethischen Idealvorstellungen, welche die leidende Menschheit sich von einer gerechteren Ordnung der Dinge gemacht hat, sind im dialektischen Wesensbegriff des Menschen aufbewahrt und zu Momenten der gesellschaftlichen Praxis geworden, die mit ihm verbunden ist. Auch noch nie realisierte Möglichkeiten können erfahren werden : sie lassen sich als Kräfte und Tendenzen aus der Wirklichkeit ablesen. Das Apriori des Wesensbegriffs ist keineswegs immer als ein transzendental-übergeschichtliches aufgefasst worden, und die Anzeige der Vergangenheit (des Gewesenen) im Wesensbegriff kann als Hinweis auf ein geschichtliches Verhältnis verstanden werden.[1]) Aristoteles' Bestimmung des τί ἦν εἶναι, Hegels „Erinnerung" des Seins zum Wesen[2]) deuten auf diesen Sachverhalt. Hegel spricht vom Wesen als vom „zeitlos vergangenen" Sein. Vergangen : denn es ist ein Bild des Ansichseins, dem das unmittelbare Dasein nicht mehr entspricht ; zeitlos : denn die Erinnerung hat es aufbewahrt und dem Vergehen entrissen. In der idealistischen Philosophie behält die zeitlose Vergangenheit die Herrschaft über den Wesensbegriff. Wenn aber die Theorie sich mit den vorwärts gerichteten Kräften der Geschichte verbindet, wird die Erinnerung an das, was eigentlich sein kann, zu einer zukunftsgestaltenden Macht. Die Aufzeigung und Festhaltung des Wesens wird zur Leitidee der verändernden Praxis.

Hier erst wird der ganze Unterschied des materialistischen Wesensbegriffs zu den Wesensbegriffen der idealistischen Philosophie deutlich. Wie sein Inhalt ein geschichtlich-praktischer ist, so steht auch die Weise seiner Erfassung unter geschichtlich-praktischen Voraussetzungen. Er wird nicht zum Gegenstand in der kontemplativen Rezeptivität der Anschauung ; er ist aber auch nicht eine Synthesis der Spontaneität des reinen Verstandes.

---

[1]) Hegel, Enzyklopädie § 112, a. a. O. Band VI, S. 225.
[2]) Hegel, Logik, a. a. O. Band IV, S. 3.

Seine Bestimmung geschieht im Zusammenhang der historischen Zielsetzungen, mit denen die materialistische Theorie verbunden ist. Die aus ihnen sich ergebenden Interessen spielen nicht nur bei der Festhaltung des Wesens und des Wesentlichen beiher, — sie gehen vielmehr in den Inhalt des Wesensbegriffs ein. Und doch erfüllen sich die besonderen Interessen der Theorie in einer wirklichen „Allgemeinheit", deren materiale Objektivität anstelle der formalen Allgemeingültigkeit des idealistischen Wesensbegriffs schliesslich die Ausweisung des Wesens als Wesens leistet. Die Interessenbestimmtheit der Theorie hat auch der Positivismus zugegeben : „wissenschaftliche Forschungsrichtungen sind... gesellschaftlich niemals neutral, wenn sie auch nicht immer im Mittelpunkt sozialer Kämpfe stehen" ; die Art der „Aussagesysteme", die aufgestellt werden, hänge von der „sozialen Lage" ab, „in der sich die Gruppe befindet, von der diese Forschung gefördert oder geduldet wird."[1]) Aber der Positivismus schliesst daraus nur, dass die aufzustellenden Hypothesensysteme auf mehr als eine Art möglich sind und dass alle solche Arten der Forderung der Widerspruchsfreiheit und Vereinbarkeit mit den „Beobachtungsaussagen" genügen können. Für ihn sind die verschiedenen Interessen der Theorien entweder gegenüber der Erkenntnis gleich-gültig (wie die „Tatsachen"), oder sie werden als die„ persönlichen" Wertungen des Forschers zur Ausgleichung des Unbestimmtheitsfaktors in die Aussagensysteme hineingenommen. Die materialistische Theorie hingegen tritt gerade kraft des sie leitenden besonderen Interesses allen anderen Theorien gegenüber mit einem Wahrheitsanspruch auf, für den der wertfreie Positivismus überhaupt keinen Boden hat. Sie vertritt unter den vielen gesellschaftlichen Interessen ein und nur ein Interesse, und dieses eine Interesse soll sich als „allgemeines" bewähren. Der hier auftretende Anspruch auf Allgemeinheit und Objektivität ist total verschieden von allen ähnlichen Ansprüchen der philosophischen Theorie. Er ist logisch und erkenntnistheoretisch vorher niemals als solcher ausweisbar. Negativ lässt er sich gegen alle anti-rationalistischen Lehren dadurch abgrenzen, dass sich alle Aussagen der Theorie vor der kritischen Vernunft der Menschen rechtfertigen müssen ; so bleibt auch in der Theorie das „Interesse der Freiheit", das der Vernunftphilosophie ursprünglich zugrunde lag, gewahrt. Aber das ist nicht alles. Die besonderen Interessen dieser Theorie gehen auf eine Organisation des Lebens, in der das Schicksal der Individuen nicht mehr vom Zufall und von der blinden Notwendigkeit unbeherrschter ökonomischer Verhältnisse,

---

[1]) O. Neurath, Empirische Soziologie. Wien 1931, S. 128 u. 132.

sondern von der planmässigen Gestaltung der gesellschaftlichen Möglichkeiten abhängig ist. In einer solchen Gesellschaft können die besonderen Interessen in einer Allgemeinheit aufgehoben sein, die deshalb eine konkrete und nicht mehr nur eine abstrakte ist, weil nun die bisher unbewältigt liegen gebliebenen materiellen Lebensverhältnisse in den allgemeinen Plan hineingenommen und aus der gesellschaftlichen Freiheit der Individuen heraus gestaltet, d. h. mit dem „Wesen" des Individuums verbunden werden können. Am Ende des Weges, wenn die bisherigen gesellschaftlichen Gegensätze in einer solchen Allgemeinheit überwunden sind, schlägt die „Subjektivität" der Theorie in die Objektivität um : in der Gestalt eines Daseins, wo die Interessen der Einzelnen wahrhaft bei der Gesamtheit aufgehoben sind.

Aber eine solche materiale Allgemeinheit der Theorie setzt einen völligen Wechsel ihres Subjekts voraus. Das Bewusstsein, auf das diese Allgemeinheit bezogen ist, ist nicht mehr das isolierte abstrakte Individuum der idealistischen Philosophie: es steht nicht mehr am Anfang des Denkens, als das fundamentum inconcussum der Wahrheit, und nicht mehr am Ende als Träger der Freiheit des reinen Wollens und des reinen Erkennens. Die Theorie ist auf ein anderes Subjekt übergegangen : ihre Begrifflichkeit ist getragen von dem Bewusstsein bestimmter Gruppen und Individuen, die um eine vernünftigere Organisation der Gesellschaft im Kampfe stehen.

Erst von dem so veränderten geschichtlichen Standort aus kann die Theorie ein Desiderat erfüllen, um das sich die Philosophie in den letzten Jahrzehnten vergeblich bemüht hat. Diltheys Lebenswerk kann als der Versuch betrachtet werden, an die Stelle des abstrakten erkenntnistheoretischen Subjekts, das seit Descartes am Anfang des Philosophierens steht und in dessen Adern „nicht wirkliches Blut, sondern der verdünnte Saft von Vernunft als blosser Denktätigkeit" fliesst, den konkreten geschichtlichen Menschen in seinem „realen Lebensprozess" zu setzen.[1]) Seit Dilthey haben die verschiedenen Richtungen der Lebensphilosophie und Existenzphilosophie sich um die konkrete „Geschichtlichkeit" der Theorie bemüht; auch die Phänomenologie wurde (wie schon erwähnt) als die Philosophie konkreter Sachlichkeit verstanden. Alle solche Bestrebungen mussten scheitern, weil sie (anfangs unbewusst, später bewusst) gerade mit jenen Interessen und Zielsetzungen verbunden waren, deren Theorie sie bekämpfen wollten; die Voraussetzung der Abstraktheit der bürgerlichen Philosophie : die

[1]) W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften. Gesammelte Schriften. Band 1, Leipzig 1923, S. XVIII.

faktische Unfreiheit und Ohnmacht des Individuums in einem anarchischen Produktionsprozess, wurde von ihnen nicht angegriffen. So wurde der Platz der abstrakten Vernunft hier von einer ebenso abstrakten „Geschichtlichkeit" eingenommen, die bestenfalls zu einem alle gesellschaftlichen Gruppen und Ordnungen gleich-gültig ansprechendem Relativismus kam.

Indem sie sich mit jenen gesellschaftlichen Kräften verbindet, die durch die geschichtliche Situation als die fortschrittlichen und wirklich „allgemeinen" ausgezeichnet sind, steht die materialistische Theorie jenseits des historischen Relativismus. Sie versteht alle Theorie als einen Faktor im gesellschaftlichen Lebensprozess, der von bestimmten geschichtlichen Interessen getragen ist. Solche Interessen haben sich in der bisherigen Theorie meist „hinter ihrem Rücken", unbewusst durchgesetzt. Wie nun der Produktionsprozess selbst, wenn er nicht mehr gleichsam unbewusst und zufällig und daher in einer schlechten Form die Reproduktion des Lebens leistet, sondern diese zu seiner bewussten planmässigen Aufgabe macht, seinen ganzen Inhalt verändert und eine bessere Form der Reproduktion bewirkt, so verändert sich auch der begriffliche Inhalt der Theorie, die ihr Interesse bewusst unter diese Aufgabe stellt, derart, dass in ihm sich jetzt in wahrer Form darstellt, was früher nur unbewusst beiherspielte. Solcherart ist das Verhältnis des geschichtlichen Wesensbegriffs zu den allgemeinen Wesensbegriffen der Tradition. Auch hinter ihnen stehen konkrete geschichtliche Zielsetzungen; sie sind erst im Laufe der Tradition zu formal-allgemeinen Strukturbegriffen abgeschwächt worden, wobei ihre ganze Dynamik verloren ging. Indem sie wieder als geschichtliche Begriffe verstanden werden, wird ihnen die ursprüngliche kritische Spannung zur Realität zurückgegeben. Was an ihnen wahr ist, wird im materialistischen Wesensbegriff aufgehoben und entsprechend der veränderten geschichtlichen Situation zum Ausdruck gebracht. Aristoteles' Lehre vom Wesen des Menschen ist nicht in seiner allgemeinen „Definition" des Menschen als ζῷον λόγον ἔχον, ζῷον πολιτικόν fassbar: zu ihr gehört seine Metaphysik ebenso wie seine Ethik, Politik, Rhetorik und Psychologie, die in die Begriffe λόγος, πολιτικόν, ζῷον eingehen; zu ihr gehört seine Ansetzung von Herrschaft und Knechtschaft als Seinsverhältnissen ebenso wie seine Ansicht über die Stellung der materiellen Arbeit im Gesamt der Lebensgebiete. In der spätantiken und mittelalterlichen Übersetzung von λόγος mit Ratio und der Bestimmung des Menschen als „rational" wird die Einordnung des Seins des Menschen in das Weltbild der christlichen Theologie vollzogen; die aristotelische Definition erfährt eine totale Sinnveränderung,

obgleich sie dem Wortlaut nach dieselbe scheint. Später dient die Inanspruchnahme der Vernunft als des Wesentlichen am Menschen dazu, die Freiheit des autonomen Individuums in der bürgerlichen Gesellschaft zu proklamieren; zugleich werden damit aber auch, indem der Mensch nur als Vernunftwesen frei ist, ganze Dimensionen der Lebensverhältnisse zu „unwesentlichen" Verhältnissen, die dem menschlichen Wesen nichts anhaben können. Für Kant gehören „Herr oder Knecht sein" zu den „ausserwesentlichen Merkmalen" des Menschen[1]), die ein nur zufälliges und „äusseres Verhältnis desselben" bezeichnen. Die bei Aristoteles bestehende wesentliche Verbindung von Herr- oder Knechtsein mit einem bestimmten Haben des Logos[2]), der Vernunft, ist jetzt völlig gelöst. Das Ausserwesentlich-werden von Beziehungen, die ursprünglich als wesentlich galten, bedeutet eine totale Veränderung des Inhalts des Wesensbegriffs, obgleich die Vernunft als Dimension der Wesensbestimmung festgehalten ist. Dass Herrschaft und Knechtschaft jetzt als zufällig und ausser-wesentlich erscheinen, darin kommt die andere Gestalt der gesellschaftlichen Organisation der Menschheit zur Wirkung, der dieser Wesensbegriff zugehört. Die, vom Wesen des Menschen aus gesehen, blosse Zufälligkeit von Herr- und Knechtsein ist ein Werk der blinden Notwendigkeit, als welche die Macht der verdinglichten Arbeitsbedingungen über die Produzenten erscheint. Die Zufälligkeit ist als solche erkannt, — ihr Grund ist noch nicht eingesehen. Wie die „äusseren Verhältnisse" nicht nach den Bedürfnissen und Möglichkeiten des Menschen, nicht nach seinem „Wesen" gestaltet sind, bleiben sie auch ausserhalb der philosophischen Wesensbestimmung als zufällig liegen.

Die Wesensbestimmung des Menschen, welche die „äusseren Verhältnisse" wie Herrschaft und Knechtschaft, die Stellung des Individuums im materiellen Produktionsprozess nicht in die „wesentlichen Merkmale" aufnimmt, ist wahr, sofern sie den Menschen so begreift, wie er in der bürgerlichen Geschichtsepoche wirklich existiert. Darüber hinaus hat sie keine Gültigkeit. Wenn die vergesellschafteten Individuen die Gestaltung des Lebensprozesses selbst übernommen und die gesamten gesellschaftlichen Verhältnisse zu einem Werk ihrer Vernunft und ihrer Freiheit gemacht haben, wird das Ansichsein des Menschen mit seinem Dasein in neuer Weise verbunden sein. Was früher zufällig und ausser-wesentlich war, wird jetzt die Erfüllung eigenster Möglichkeiten darstellen. Der Mensch wird nicht mehr als freies Vernunft-

---

[1]) Kant, Logik. Werke, Ausgabe Cassirer, Berlin 1923, Band VIII, S. 374.
[2]) Aristoteles, Politica, 1254 b 20 ff.

wesen gegen die zufälligen Lebensbedingungen, sondern als der freie und vernünftige Schöpfer seiner Lebensbedingungen, als der Schöpfer eines besseren und glücklicheren Lebens „definiert" werden müssen.

Die Bedeutung des Wesensproblems innerhalb einer materialistischen Theorie wurde bisher vor allem am Wesensbegriff des Menschen aufzuzeigen versucht. Er fungiert aber keineswegs nur als ein beliebiges Beispiel : gemäss der die Theorie leitenden Sorge um die wirklichen Menschen bezeichnen vielmehr die in seinem Umkreis liegenden Fragen das für die Erkenntnis schlechthin Wesentliche, auf das an jedem einzelnen Punkt der Theorie zurückzugreifen ist. Nicht in der hier vorgestellten abstrakten Form, sondern als Sachverhalte in einer gegebenen Situation der Gesamtgesellschaft, die sich in der geschichtlichen Praxis jeweils konkretisiert und verändert. Wie sich in diesem Zusammenhang auch noch eine Reihe von anderen Begriffen der Wesenslehre entfalten und einen verwandelten Sinn annehmen, soll im folgenden angedeutet werden.

Das Wesen, um das es in der Begrifflichkeit der Theorie geht, erschien zunächst als die Möglichkeit des Menschen in einer bestimmten gesellschaftlichen Situation, gespannt gegen sein unmittelbares Dasein. Die Verbindung des Wesensbegriffs mit dem Begriff der Möglichkeit ist so alt wie das Wesensproblem selbst : in dem aristotelischen Begriff der δύναμις hat sie zuerst explizite philosophische Interpretation gefunden. In der nachmittelalterlichen Tradition wurde der Möglichkeits-Charakter des Wesens immer mehr von den Begriffen der Kraft, des Strebens, der Tendenz entfernt und zu einer Angelegenheit der (formalen und transzendentalen) Logik. Hegel hat in der Lehre vom Wesen den Begriff der „realen Möglichkeit" restituiert : „Die formelle Möglichkeit ist die Reflexion-in-sich nur als die abstrakte Identität, dass Etwas sich in sich nicht widerspreche. Insofern man sich aber auf die Bestimmungen, Umstände, Bedingungen einer Sache einlässt, um daraus ihre Möglichkeit zu erkennen, bleibt man nicht mehr bei der formellen stehen, sondern betrachtet ihre reale Möglichkeit. Diese reale Möglichkeit ist selbst unmittelbare Existenz."[1]) Die reale Möglichkeit existiert ; als existierende kann sie von der Theorie erkannt, und als erkannte kann sie in der von ihr geleiteten Praxis ergriffen und zur Wirklichkeit werden. Für Hegel besteht die Existenz der realen Möglichkeit einer Sache in der „daseienden Mannigfaltigkeit von Umständen, die sich auf sie beziehen."[2]) Der idealistischen Dialektik ist diese

---

[1]) Hegel, Logik, a. a. O. Band IV, S. 208.
[2]) ebd. S. 209.

Mannigfaltigkeit eine „gleichgültige“; in der materialistischen Dialektik ist sie gemäss den geschichtlichen Interessen der Theorie genau akzentuiert und im Handeln der Menschen und im Lauf der Dinge als Tendenz wirksam. Der Boden, auf dem ihre Bestimmung sich vollzieht, wurde schon angedeutet. Die Wirklichkeit, in der über das Wesen des Menschen entschieden wird, ist die Totalität der Produktionsverhältnisse. Sie ist keine blosse „daseiende Mannigfaltigkeit von Umständen“; sie ist eine in ihrem Zusammenhang analysierbare Struktur, innerhalb der Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung, Verdecktes und Offensichtliches unterscheidbar sind. Ihr Inhalt ist die Erhaltung und Erneuerung der Gesamtgesellschaft : der eigentliche Produktions- und Reproduktionsprozess auf Grund der in ihm nutzbar gemachten Produktivkräfte, mit der von ihm erreichten Technik. Die Form, in der dieser Inhalt existiert, ist der Ablauf des Produktionsprozesses als Verwertungsprozess des Kapitals. Diese Form ist ablösbar von ihrem Inhalt : sie ist nur eine bestimmte historische Gestalt seiner Verwirklichung, in der Tendenzen wirksam sind, die auf die Aufhebung dieser Gestalt hinzielen. Von ihnen aus betrachtel tritt der Inhalt des Produktionsprozesses, unterschieden von seiner gegebenen Form und gesehen auf eine andere Form, in der er nicht mehr als Verwertungsprozess des Kapitals abläuft, in den Modus der realen Möglichkeit. Dabei verliert der Inhalt nichts vom Charakter der Wirklichkeit : sein ganzer Reichtum, die Fülle der eroberten Produktivkräfte, die Kraft und Weite der ausgebildeten Arbeitsmethoden bleibt erhalten, ja ist selbst eine Bedingung für den Übergang in die neue Form. Der Inhalt ist Wirklichkeit in einer „schlechten“ Form; er ist Möglichkeit, sofern seine Befreiung aus dieser Form, seine Realisierung in einer neuen Form erst noch durch die gesellschaftliche Praxis der Menschen geleistet werden muss, — aber auch unter den vorliegenden Bedingungen schon geleistet werden kann (wodurch erst die Möglichkeit zur realen wird).

So erfüllt sich das dialektische Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit : „In der sich aufhebenden realen Möglichkeit ist es nun ein Gedoppeltes, das aufgehoben wird; denn sie ist selbst das Gedoppelte, Wirklichkeit und Möglichkeit zu sein.“[1]) Aufgehoben wird die Wirklichkeit, indem sie als blosse Möglichkeit einer anderen Wirklichkeit begriffen ist; aufgehoben wird die Möglichkeit, indem sie (zu dieser anderen Wirklichkeit) realisiert wird. — Es zeigt sich an dem Verhältnis von Möglichkeit und

---

[1]) Hegel, Logik, a. a. O. Band IV, S. 210.

Wirklichkeit, Inhalt und Form etwas Entscheidendes, das für alle Weisen gilt, in denen der Gegensatz von Wesen und Erscheinung in der materialistischen Dialektik sichtbar wird : beide Glieder des Verhältnisses sind wirklich im ausgezeichneten Sinne. Die Form ist nicht etwa weniger wirklich als der Inhalt, sie hat nicht etwa nur eine „subjektive" oder „ideale" Existenz. Alle solche Unterscheidungen vollziehen sich im Rahmen der Totalität der gesellschaftlichen Faktizität und verändern sich in ihr. Sie selbst wird nirgends transzendiert : auch nicht durch Begriffe wie Wesen und Möglichkeit. Aber ihre geschichtliche Erscheinung ist jeweils von bestimmten Interessen und Kräften gestaltet. Sie werden transzendiert auf andere Interessen und Kräfte hin, von denen dies Transzendieren selbst geleitet ist. Das Wesen gehört einem anderen Interessen- und Kräftebereich zu als die Erscheinung, die Möglichkeit einem anderen als die Wirklichkeit, der Inhalt einem anderen als die Form. Und doch sind die Unterschiede hiermit nicht der gleichgültigen Beliebigkeit ausgeliefert. Sie sind wahr auch für die entgegenstehenden Kräfte. Die Begriffe, mit denen sie erfasst wurden, begreifen die gesellschaftliche Totalität von einer Zielsetzung aus, welche die besonderen Ziele der Individuen in der wirklichen Allgemeinheit aufheben will.

Die Begriffsbildung der materialistischen Theorie zeigt in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine in der Struktur ihres Gegenstandes begründete dialektische Zwiespältigkeit. Diese Zwiespältigkeit entspringt aus dem antagonistischen Charakter des gesellschaftlichen Lebensprozesses : ineins Produktionsprozess und Verwertungsprozess des Kapitals zu sein. Von hier aus entfaltet sich der Antagonismus in allen Gebieten des Lebens. Er bewirkt die Differenz zwischen wahrem und falschem Bewusstsein (das Bewusstsein der richtigen Theorie, welches die Form des Produktionsprozesses auf seinen Inhalt transzendiert, und das Bewusstsein diesseits solcher Transzendierung, das die geschichtliche Form des Produktionsprozesses für seine ewig-gültige Gestalt hält), und dieser Differenz entsprechen zwei verschiedene Erscheinungsweisen der Phänomene — je nachdem, welchem Bewusstsein sie sich darstellen, von welchem Bewusstsein aus sie betrachtet werden. Die Verselbständigung der Arbeitsbedingungen und Arbeitsverhältnisse gegenüber den Individuen, welche die kapitalistische Form des Produktionsprozesses notwendig herbeiführt, ist der Grund der Verdeckungen und Verkehrungen gesellschaftlich entscheidender Sachverhalte im Bewusstsein der Subjekte dieses Prozesses. Erst jetzt kann die Notwendigkeit der Unterscheidung von Wesen und Erscheinung in allen ihren Arten durchsichtig

werden. Dem Bewusstsein der von den verdinglichten Beziehungen ihres Lebensprozesses beherrschten Menschen stellen sich diese Beziehungen in einer „verkehrten“ Form dar, die ihrem eigentlichen Inhalt : ihrem Ursprung und ihrer faktischen Funktion in diesem Prozess, nicht entspricht. Aber sie sind deshalb nicht etwa irgendwie „unwirklich“. Gerade in ihrer verkehrten Form und als Motive und „Posten“ im rechnenden Bewusstsein der den Produktionsprozess beherrschenden Gruppen sind sie sehr reale Faktoren, welche den zu Objekten gewordenen unmittelbaren Produzenten zunächst als selbständige, blind-notwendige Mächte gegenübertreten. Es ist die Aufgabe der Theorie, die auf eine Aufhebung solcher Verkehrung abzielt, die Erscheinung auf ihr Wesen zu transzendieren und den Inhalt so zu entfalten, wie er sich dem wahren Bewusstsein darstellt.

Die Spannung von Wesen und Erscheinung, eigentlicher Möglichkeit und unmittelbarem Dasein spiegelt sich auf dieser Stufe neu in den konkreten Begriffen, mit denen die Theorie den gesellschaftlichen Lebensprozess in seinem antagonistischen Charakter zu erfassen versucht. Sie gehören zwei sehr verschiedenen Schichten an : die einen treffen die Phänomene in ihrer verdinglichten Gestalt, so wie sie unmittelbar erscheinen, — die anderen zielen auf ihren wirklichen Inhalt, wie er der Theorie unter Aufhebung dieser Erscheinungsform entgegentritt. So arbeitet die marxsche Ökonomie mit zwei entsprechend den beiden Schichten verschiedenen Begriffsreihen. Die eine Reihe beschreibt den ökonomischen Prozess so, wie er unmittelbar als Produktion und Reproduktion erscheint, d. h. sie abstrahiert von seinem Charakter als Kapitalverwertungsprozess. Hierher gehören Begriffe wie Unternehmergewinn und Arbeitslohn, Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die durch sie gekennzeichneten Verhältnisse sind, obwohl nur eine Erscheinungsform der Dinge, „wirklich“ ; sie bestimmen das Denken und Handeln der Menschen als der Subjekte und Objekte dieses Prozesses. — Die zweite Reihe begreift denselben Prozess in seiner antagonistischen Einheit von Produktions- und Kapitalverwertungsprozess und bezieht jeden einzelnen Sachverhalt auf diese Totalität. Die in der ersten Reihe durch die Begriffe Arbeitslohn, Unternehmer usw. geschilderten Verhältnisse werden hier durch Kategorien erfasst, in denen der Klassencharakter dieser Produktionsweise zum Ausdruck kommt (z. B. Mehrwert). Beide Begriffsreihen sind zur Erkenntnis der antagonistischen Wirklichkeit gleich notwendig; sie sind jedoch nicht gleichgeordnet. Von der dialektischen Theorie aus will die zweite Begriffsreihe, welche aus der Totalität der gesellschaftlichen Dynamik gewonnen ist, das Wesen und den wahren Inhalt der in der ersten Begriffsreihe

in ihrer Erscheinungsform beschriebenen Phänomene erfassen.

Die dialektischen Begriffe transzendieren die gegebene gesellschaftliche Wirklichkeit auf eine andere, in ihr tendenziell angelegte geschichtliche Gestalt hin. In ihr ist der positive (im Wesensbegriff des Menschen gipfelnde) Wesensbegriff verwurzelt, der als Leitidee und Vorbild hinter allen kritisch-polemischen Unterscheidungen von Wesen und Erscheinung steht. Von ihm aus werden alle Kategorien, welche die gegebene Gestalt des Daseins als eine historisch vergängliche beschreiben, zu „ironischen" Begriffen, die ihre eigene Aufhebung enthalten. In der ökonomischen Theorie kommt solche Ironie in der Beziehung der beiden Begriffsreihen zum Ausdruck. Wenn z. B. gesagt wird, dass Begriffe wie Arbeitslohn, Wert der Arbeit, Unternehmergewinn nur Kategorien für Erscheinungsformen sind, hinter denen die „wesentlichen Verhältnisse" der zweiten Begriffsreihe verborgen sind, so stellen diese wesentlichen Verhältnisse erst und nur insofern die Wahrheit der Erscheinungsform dar, als in den sie erfassenden Begriffen bereits ihre Aufhebung steckt: das Bild einer mehrwertlosen gesellschaftlichen Organisation. Die materialistischen Begriffe enthalten alle eine Anklage und eine Forderung.

Wenn die Forderung erfüllt ist, wenn die verändernde Praxis die neue gesellschaftliche Organisation der Menschen geschaffen hat, erscheint das neue Wesen des Menschen in der Realität. Dann ist diese geschichtliche Form des Gegensatzes von Wesen und Erscheinung verschwunden, in der sich heute vor allem die Äusserlichkeit, Planlosigkeit und blinde Notwendigkeit der materiellen Lebensverhältnisse gegenüber den wirklichen Bedürfnissen und Möglichkeiten der Individuen ausdrückt. Das bedeutet aber nicht, dass überhaupt alle Motive der Unterscheidung von Wesen und Erscheinung, Möglichkeit und unmittelbarem Dasein fortfallen müssten. Die Natur bleibt ein Reich der Notwendigkeit; die Überwindung der Not, die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse bleibt ein Kampf — ein Kampf, der allerdings erst dann auf menschenwürdigem Boden und in geschlossener Front geführt werden kann. In ihn werden auch diejenigen theoretischen Energien eingehen, die sich bisher in der Sorge um eine absolut gewisse und allgemeingültige Erkenntnis erschöpft haben. Die Charaktere des Wesens müssen nicht mehr in zeitlosen ewigen Formen stabilisiert werden. Die Wahrheit, dass die besonderen Interessen bei der Allgemeinheit aufgehoben sind, die hieraus entspringende objektive „Gültigkeit" dieser Allgemeinheit, die durchsichtige Vernünftigkeit des Lebensprozesses werden sich in der Praxis der vergesellschafteten Individuen und nicht mehr in einem von ihr getrennten absoluten Bewusstsein auszuweisen haben.

Remarques sur la notion d'Essence.

Dans les tentatives pour donner à la philosophie un fondement nouveau, le concept d'essence constitue le point central de la discussion. La phénoménologie de Husserl aussi bien que l'eidétique de Scheler et de ses successeurs avait pour but de fonder, grâce à la doctrine de l'essence, une connaissance absolument certaine des vérités intemporelles. Cette prétention montre que la doctrine moderne de l'essence est la dernière étape de la pensée bourgeoise dont l'origine est la philosophie de Descartes. L'article se propose d'interpréter les différentes conceptions de l'essence en tant que moments de l'évolution historique de cette pensée bourgeoise. La bourgeoisie dans sa période ascendante exigeait des vérités essentielles qu'elles fussent capables de se justifier devant la raison critique autonome de l'individu : au contraire la philosophie moderne fait de l'essence l'objet d'une intuition que la raison doit accepter telle quelle. Les tendances rationnelles de la doctrine de l'essence sont refoulées : la raison devient réceptrice, hétéronome. Cette démission de la raison critique reflète l'adaptation de la philosophie à l'idéologie antirationaliste des systèmes nouveaux d'autorité : dans la dernière phase de l'évolution, la doctrine de l'essence devient mythologie politique. Le positivisme représente l'opposition non dialectique à cette doctrine de l'essence : il veut entièrement chasser de la science le concept d'essence, mais du même coup il tombe dans le défaut de rabaisser tous les faits sur le même plan, sans établir entre eux de différences. Dans l'idée d'essence opposée au phénomène sont contenus des éléments positifs, critique de la réalité « mauvaise », processus de réalisation des possibilités authentiques de l'homme et des choses. Ces éléments positifs, la doctrine dialectique de l'essence les conserve. — La deuxième partie du travail cherche à montrer la formation du concept d'essence dans la philosophie dialectique qui, grâce à ce concept, surmonte le relativisme sans retomber dans la métaphysique dogmatique. L'opposition de l'essence et du phénomène est conçue ici comme une relation historique, et dans la constitution de celle-ci les intérêts sociaux de la théorie pénètrent à titre d'élément constitutif. La praxis historique à laquelle la théorie est liée et qui doit supprimer (aufheben) l'opposition, rend les intérêts particuliers vraiment généraux et fonde un type nouveau de vérité universelle. Le concept d'essence qui est au centre de la doctrine dialectique et qui détermine tous les autres concepts est le concept de l'homme. Le souci d'atteindre l'homme véritable remplace le souci de connaissance absolument certaine qui caractérise la philosophie idéaliste. De même que les formes phénoménales de l'homme et des choses ont leur origine dans la structure sociale présente, ainsi cette structure dessine à l'avance l'image de l'essence et des possibilités humaines que l'homme doit comprendre comme des tâches historiques, dont la voie de réalisation est marquée par la réalité elle-même.

Observations on the Theory of Essence.

During the last decades the concept of essence has been widely discussed in the various attempts to seek a new foundation for philosophy. Both

the phenomenology of E. Husserl and the theory of essence of M. Scheler and his followers were devoted to discovering through their theories of reality the unconditioned and exact knowledge of eternal verities. This attempt characterizes modern theory of reality as the last stage of bourgeois thought which began with Descartes. — The article endeavors to interpret the various conceptions of essence as specific stages of the historical development of that thought. With the rise of modern society the demand was made that the essential verities justify themselves before the critical and autonomous reason of the individual, whereas contemporary theory regards them as objects of an intuition and believes that reason has to accept them in the way in which they manifest themselves. The critical and rational tendencies in the theory of reality are abandoned, reason becomes receptive and heteronomous. This abdication of autonomous critical reason mirrors the adjustment of philosophy to the anti-rational ideology of the new form of authoritarian state. In the last phase of development the theory of reality turns out to be political mythology. — Positivism represents the undialectical opposition to this theory of reality. It wishes to remove completely the concept of essence from science, but thereby arrives only at an indifferent levelling of all facts. The idea of reality as opposed to appearance contains the positive elements of a critique of reality and of the process of realization of the essential potentialities of man and things. They are preserved in the dialectical conception of reality. — The second part of the essay attempts to point out the function of the concept of reality in dialectical philosophy, with the help of which it overcomes relativism. The opposition between appearance and reality is here conceived as a historical relationship, in the determination of which enter as integral elements the social interests of the theory. In the course of the historical trend, with which the theory is bound up and which is supposed to abolish the opposition between appearance and reality, the particular interests become truly general, and a new kind of universally valid truth arises. Reality which stands at the center of the dialectical theory and determines all other concepts, refers primarily to the essence of man. Concern about concrete man is taking the place of concern about the unconditioned exact truth of idealist philosophy. In the same way as man's (and thing's) forms of appearance is grounded in the present social structure, likewise the idea of his essence and the process of its realization arise out of this structure, and its realization must be conceived as a historical task.

L'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée.

Par
Walter Benjamin.

I

Il est du principe de l'œuvre d'art d'avoir toujours été reproductible. Ce que des hommes avaient fait, d'autres pouvaient toujours le refaire. Ainsi, la réplique fut pratiquée par les maîtres pour la diffusion de leurs œuvres, la copie par les élèves dans l'exercice du métier, enfin le faux par des tiers avides de gain. Par rapport à ces procédés, la reproduction mécanisée de l'œuvre d'art représente quelque chose de nouveau ; technique qui s'élabore de manière intermittente à travers l'histoire, par poussées à de longs intervalles, mais avec une intensité croissante. Avec la gravure sur bois, le dessin fut pour la première fois mécaniquement reproductible — il le fut longtemps avant que l'écriture ne le devînt par l'imprimerie. Les formidables changements que l'imprimerie, reproduction mécanisée de l'écriture, a provoqués dans la littérature, sont suffisamment connus. Mais ces procédés ne représentent qu'une étape particulière, d'une portée sans doute considérable, du processus que nous analysons ici sur le plan de l'histoire universelle. La gravure sur bois du moyen âge, est suivie de l'estampe et de l'eau-forte, puis, au début du XIXe siècle, de la lithographie.

Avec la lithographie, la technique de reproduction atteint un plan essentiellement nouveau. Ce procédé beaucoup plus immédiat, qui distingue la réplique d'un dessin sur une pierre de son incision sur un bloc de bois ou sur une planche de cuivre, permit à l'art graphique d'écouler sur le marché ses productions, non seulement d'une manière massive comme jusques alors, mais aussi sous forme de créations toujours nouvelles. Grâce à la lithographie, le dessin fut à même d'accompagner illustrativement la vie quotidienne. Il se mit à aller de pair avec l'imprimé. Mais la lithographie en était encore à ses débuts, quand elle se vit dépassée, quelques dizaines d'années après son invention, par celle de la photographie. Pour

la première fois dans les procédés reproductifs de l'image, la main se trouvait libérée des obligations artistiques les plus importantes, qui désormais incombaient à l'œil seul. Et comme l'œil perçoit plus rapidement que ne peut dessiner la main, le procédé de la reproduction de l'image se trouva accéléré à tel point qu'il put aller de pair avec la parole. De même que la lithographie contenait virtuellement le journal illustré — ainsi la photographie, le film sonore. La reproduction mécanisée du son fut amorcée à la fin du siècle dernier. *Vers* 1900, *la reproduction mécanisée avait atteint un standard où non seulement elle commençait à faire des œuvres d'art du passé son objet et à transformer par là même leur action, mais encore atteignait à une situation autonome parmi les procédés artistiques. Pour l'étude de ce standard, rien n'est plus révélateur que la manière dont ses deux manifestations différentes — reproduction de l'œuvre d'art et art cinématographique — se répercutèrent sur l'art dans sa forme traditionnelle.*

II

A la reproduction même la plus perfectionnée d'une œuvre d'art, un facteur fait toujours défaut : son *hic et nunc*, son existence unique au lieu où elle se trouve. Sur cette existence unique, exclusivement, s'exerçait son histoire. Nous entendons par là autant les altérations qu'elle put subir dans sa structure physique, que les conditions toujours changeantes de propriété par lesquelles elle a pu passer. La trace des premières ne saurait être relevée que par des analyses chimiques qu'il est impossible d'opérer sur la reproduction ; les secondes sont l'objet d'une tradition dont la reconstitution doit prendre son point de départ au lieu même où se trouve l'original.

Le *hic et nunc* de l'original forme le contenu de la notion de l'authenticité, et sur cette dernière repose la représentation d'une tradition qui a transmis jusqu'à nos jours cet objet comme étant resté identique à lui-même. *Les composantes de l'authenticité se refusent à toute reproduction, non pas seulement à la reproduction mécanisée.* L'original, en regard de la reproduction manuelle, dont il faisait aisément apparaître le produit comme faux, conservait toute son autorité ; or, cette situation privilégiée change en regard de la reproduction mécanisée. Le motif en est double. Tout d'abord, la reproduction mécanisée s'affirme avec plus d'indépendance par rapport à l'original que la reproduction manuelle. Elle peut, par exemple en photographie, révéler des aspects de l'original accessibles non à l'œil nu, mais seulement à l'objectif réglable et libre de choisir

son champ et qui, à l'aide de certains procédés tels que l'agrandissement, capte des images qui échappent à l'optique naturelle. En second lieu, la reproduction mécanisée assure à l'original l'ubiquité dont il est naturellement privé. Avant tout, elle lui permet de venir s'offrir à la perception soit sous forme de photographie, soit sous forme de disque. La cathédrale quitte son emplacement pour entrer dans le studio d'un amateur ; le chœur exécuté en plein air ou dans une salle d'audition, retentit dans une chambre.

Ces circonstances nouvelles peuvent laisser intact le contenu d'une œuvre d'art — toujours est-il qu'elles déprécient son *hic et hunc*. S'il est vrai que cela ne vaut pas exclusivement pour l'œuvre d'art, mais aussi pour un paysage qu'un film déroule devant le spectateur, ce processus atteint l'objet d'art — en cela bien plus vulnérable que l'objet de la nature — en son centre même : son authenticité. L'authenticité d'une chose intègre tout ce qu'elle comporte de transmissible de par son origine, sa durée matérielle comme son témoignage historique. Ce témoignage, reposant sur la matérialité, se voit remis en question par la reproduction, d'où toute matérialité s'est retirée. Sans doute seul ce témoignage est-il atteint, mais en lui l'autorité de la chose et son poids traditionnel.

On pourrait réunir tous ces indices dans la notion d'*aura* et dire : ce qui, dans l'œuvre d'art, à l'époque de la reproduction mécanisée, dépérit, c'est son aura. Processus symptomatique dont la signification dépasse de beaucoup le domaine de l'art. *La technique de reproduction — telle pourrait être la formule générale — détache la chose reproduite du domaine de la tradition. En multipliant sa reproduction, elle met à la place de son unique existence son existence en série et, en permettant à la reproduction de s'offrir en n'importe quelle situation au spectateur ou à l'auditeur, elle actualise la chose reproduite.* Ces deux procès mènent à un puissant bouleversement de la chose transmise, bouleversement de la tradition qui n'est que le revers de la crise et du renouvellement actuels de l'humanité. Ces deux procès sont en étroit rapport avec les mouvements de masse contemporains. Leur agent le plus puissant est le film. Sa signification sociale, même considérée dans sa fonction la plus positive, ne se conçoit pas sans cette fonction destructive, cathartique : la liquidation de la valeur traditionnelle de l'héritage culturel. Ce phénomène est particulièrement tangible dans les grands films historiques. Il intègre à son domaine des régions toujours nouvelles. Et si Abel Gance, en 1927, s'écrie avec enthousiasme : „Shakespeare, Rembrandt, Beethoven

feront du cinéma... Toutes les légendes, toute la mythologie et tous les mythes, tous les fondateurs de religions et toutes les religions elles-mêmes... attendent leur résurrection lumineuse, et les héros se bousculent à nos portes pour entrer"[1]), il convie sans s'en douter à une vaste liquidation.

III

A de grands intervalles dans l'histoire, se transforme en même temps que leur mode d'existence le mode de perception des sociétés humaines. La façon dont le mode de perception s'élabore (le médium dans lequel elle s'accomplit) n'est pas seulement déterminée par la nature humaine, mais par les circonstances historiques. L'époque de l'invasion des Barbares, durant laquelle naquirent l'industrie artistique du Bas-Empire et la Genèse de Vienne, ne connaissait pas seulement un art autre que celui de l'antiquité, mais aussi une perception autre. Les savants de l'école Viennoise, Riegl et Wickhoff, qui réhabilitèrent cet art longtemps déconsidéré sous l'influence des théories classicistes, ont les premiers eu l'idée d'en tirer des conclusions quant au mode de perception particulier à l'époque où cet art était en honneur. Quelle qu'ait été la portée de leur pénétration, elle se trouvait limitée par le fait que ces savants se contentaient de relever les caractéristiques formelles de ce mode de perception. Ils n'ont pas essayé — et peut-être ne pouvaient espérer — de montrer les bouleversements sociaux que révélaient les métamorphoses de la perception. De nos jours, les conditions d'une recherche correspondante sont plus favorables et, si les transformations dans le médium de la perception contemporaine peuvent se comprendre comme la déchéance de l'aura, il est possible d'en indiquer les causes sociales.

Qu'est-ce en somme que l'aura ? Une singulière trame de temps et d'espace : apparition unique d'un lointain, si proche soit-il. L'homme qui, un après-midi d'été, s'abandonne à suivre du regard le profil d'un horizon de montagnes ou la ligne d'une branche qui jette sur lui son ombre — cet homme respire l'aura de ces montagnes, de cette branche. Cette expérience nous permettra de comprendre la détermination sociale de l'actuelle déchéance de l'aura. Cette déchéance est due à deux circonstances, en rapport toutes deux avec la prise de conscience accentuée des masses et l'intensité croissante de leurs mouvements. Car : *la masse reven-*

---

[1]) Abel Gance : Le Temps de l'image est venu (L'art cinématographique II, Paris 1927, p. 94-96).

dique que le monde lui soit rendu plus „accessible" avec autant de passion qu'elle prétend à déprécier l'unicité de tout phénomène en accueillant sa reproduction multiple. De jour en jour, le besoin s'affirme plus irrésistible de prendre possession immédiate de l'objet dans l'image, bien plus, dans sa reproduction. Aussi, telle que les journaux illustrés et les actualités filmées la tiennent à disposition se distingue-t-elle immanquablement de l'image d'art. Dans cette dernière, l'unicité et la durée sont aussi étroitement confondues que la fugacité et la reproductibilité dans le cliché. Sortir de son halo l'objet en détruisant son aura, c'est la marque d'une perception dont „le sens du semblable dans le monde" se voit intensifié à tel point que, moyennant la reproduction, elle parvient à standardiser l'unique. Ainsi se manifeste dans le domaine de la réceptivité ce qui déjà, dans le domaine de la théorie, fait l'importance toujours croissante de la statistique. L'action des masses sur la réalité et de la réalité sur les masses représente un processus d'une portée illimitée, tant pour la pensée que pour la réceptivité.

IV

L'unicité de l'œuvre d'art ne fait qu'un avec son intégration dans la tradition. Par ailleurs, cette tradition elle-même est sans doute quelque chose de fort vivant, d'extraordinairement changeant en soi. Une antique statue de Vénus était autrement située, par rapport à la tradition, chez les Grecs qui en faisaient l'objet d'un culte, que chez les clercs du moyen âge qui voyaient en elle une idole malfaisante. Mais aux premiers comme aux seconds elle apparaissait dans tout son caractère d'unicité, en un mot dans son aura. La forme originelle d'intégration de l'œuvre d'art dans la tradition se réalisait dans le culte. Nous savons que les œuvres d'art les plus anciennes s'élaborèrent au service d'un rituel d'abord magique, puis religieux. Or, il est de la plus haute signification que le mode d'existence de l'œuvre d'art déterminé par l'aura ne se sépare jamais absolument de sa fonction rituelle. En d'autres termes : *la valeur unique de l'œuvre d'art „authentique" a sa base dans le rituel.* Ce fond rituel, si reculé soit-il, transparaît encore dans les formes les plus profanes du culte de la beauté. Ce culte, qui se développe au cours de la Renaissance, reste en honneur pendant trois siècles — au bout desquels le premier ébranlement sérieux qu'il subit décèle ce fond. Lorsqu'à l'avènement du premier mode de reproduction vraiment révolutionnaire, la photographie (simultanément avec la montée du socialisme), l'art éprouve l'approche de la crise, devenue évidente un siècle plus tard, il réagit par la doctrine de l'art pour l'art, qui n'est qu'une théologie de l'art. C'est d'elle qu'est ulté-

rieurement issue une théologie négative sous forme de l'idée de l'art pur, qui refuse non seulement toute fonction sociale, mais encore toute détermination par n'importe quel sujet concret. (En poésie, Mallarmé fut le premier à atteindre cette position.)

Il est indispensable de tenir compte de ces circonstances historiques dans une analyse ayant pour objet l'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée. Car elles annoncent cette vérité décisive : la reproduction mécanisée, pour la première fois dans l'histoire universelle, émancipe l'œuvre d'art de son existence parasitaire dans le rituel. Dans une mesure toujours accrue, l'œuvre d'art reproduite devient reproduction d'une œuvre d'art destinée à la reproductibilité.[1]) Un cliché photographique, par exemple, permet le tirage de quantité d'épreuves : en demander l'épreuve authentique serait absurde. *Mais dès l'instant où le critère d'authenticité cesse d'être applicable à la production artistique, l'ensemble de la fonction sociale de l'art se trouve renversé. A son fond rituel doit se substituer un fond constitué par une pratique autre : la politique.*

V

Il serait possible de représenter l'histoire de l'art comme l'opposition de deux pôles de l'œuvre d'art même, et de retracer la courbe de son évolution en suivant les déplacements du centre de gravité d'un pôle à l'autre. Ces deux pôles sont sa valeur rituelle et

---

[1]) Pour les films, la reproductibilité ne dépend pas, comme pour les créations littéraires et picturales, d'une condition extérieure à leur diffusion massive. La reproductibilité mécanisée des films est inhérente à la technique même de leur production. Cette technique, non seulement permet la diffusion massive de la manière la plus immédiate, mais la détermine bien plutôt. Elle la détermine du fait même que la production d'un film exige de tels frais que l'individu, s'il peut encore se payer un tableau, ne pourra jamais s'offrir un film. En 1927, on a pu établir que, pour couvrir tous ses frais, un grand film devait disposer d'un public de neuf millions de spectateurs. Il est vrai que la création du film sonore a d'abord amené un recul de la diffusion internationale — son public s'arrêtant à la frontière des langues. Cela coïncida avec la revendication d'intérêts nationaux par les régimes autoritaires. Aussi est-il plus important d'insister sur ce rapport évident avec les pratiques des régimes autoritaires, que sur les restrictions résultant de la langue mais bientôt levées par la synchronisation. La simultanéité des deux phénomènes procède de la crise économique. Les mêmes troubles qui, sur le plan général, ont abouti à la tentative de maintenir par la force les conditions de propriété, ont déterminé les capitaux des producteurs à hâter l'élaboration du film sonore. L'avènement de ce dernier amena une détente passagère, non seulement parce que le film sonore se créa un nouveau public, mais parce qu'il rendit de nouveaux capitaux de l'industrie électrique solidaires des capitaux de production cinématographique. Ainsi, considéré de l'extérieur, le film sonore a favorisé les intérêts nationaux, mais, vu de l'intérieur, il a contribué à internationaliser la production du film encore davantage que ses conditions antérieures de production.

sa valeur d'exposition. La production artistique commence par des images au service de la magie. Leur importance tient au fait même d'exister, non au fait d'être vues. L'élan que l'homme de l'âge de la pierre dessine sur les murs de sa grotte est un instrument de magie, qu'il n'expose que par hasard à la vue d'autrui; l'important serait tout au plus que les esprits voient cette image. La valeur rituelle exige presque que l'œuvre d'art demeure cachée: certaines statues de dieux ne sont accessibles qu'au prêtre, certaines images de la Vierge restent voilées durant presque toute l'année, certaines sculptures des cathédrales gothiques sont invisibles au spectateur au niveau du sol. *Avec l'émancipation des différents procédés d'art du sein du rituel se multiplient pour l'œuvre d'art les occasions de s'exposer.* Un buste, que l'on peut envoyer à tel ou tel endroit, est plus susceptible d'être exposé qu'une statue de dieu qui a sa place fixée dans l'enceinte du temple. Le tableau surpasse à cet égard la mosaïque ou la fresque qui le précédèrent.

Avec les différentes méthodes de reproduction de l'œuvre d'art, son caractère *d'exposabilité* s'est accru dans de telles proportions que le déplacement quantitatif entre les deux pôles se renverse, comme aux âges préhistoriques, en transformation qualitative de son essence. De même qu'aux âges préhistoriques, l'œuvre d'art, par le poids absolu de sa valeur rituelle, fut en premier lieu un instrument de magie dont on n'admit que plus tard le caractère artistique, de même de nos jours, par le poids absolu de sa valeur d'exposition, elle devient une création à fonctions entièrement nouvelles — parmi lesquelles la fonction pour nous la plus familière, la fonction artistique, se distingue en ce qu'elle sera sans doute reconnue plus tard accessoire. Du moins est-il patent que le film fournit les éléments les plus probants à pareil pronostic. Il est en outre certain que la portée historique de cette transformation des fonctions de l'art, manifestement déjà fort avancée dans le film, permet la confrontation avec la préhistoire de manière non seulement méthodologique mais matérielle.

VI

L'art de la préhistoire met ses notations plastiques au service de certaines pratiques, les pratiques magiques — qu'il s'agisse de tailler la figure d'un ancêtre (cet acte étant en soi-même magique); d'indiquer le mode d'exécution de ces pratiques (la statue étant dans une attitude rituelle); ou enfin, de fournir un objet de contemplation magique (la contemplation de la statue

renforçant la puissance du contemplateur). Pareilles notations s'effectuaient selon les exigences d'une société à technique encore confondue avec le rituel. Technique naturellement arriérée en comparaison de la technique mécanique. Mais ce qui importe à la considération dialectique, ce n'est pas l'infériorité mécanique de cette technique, mais sa différence de tendance d'avec la nôtre — la première engageant l'homme autant que possible, la seconde le moins possible. L'exploit de la première, si l'on ose dire, est le sacrifice humain, celui de la seconde s'annoncerait dans l'avion sans pilote dirigé à distance par ondes hertziennes. *Une fois pour toutes* — ce fut la devise de la première technique (soit la faute irréparable, soit le sacrifice de la vie éternellement exemplaire). *Une fois n'est rien* — c'est la devise de la seconde technique (dont l'objet est de reprendre, en les variant inlassablement, ses expériences). L'origine de la seconde technique doit être cherchée dans le moment où, guidé par une ruse inconsciente, l'homme s'apprêta pour la première fois à se distancer de la nature. En d'autres termes : la seconde technique naquit dans le jeu.

Le sérieux et le jeu, la rigueur et la désinvolture se mêlent intimement dans l'œuvre d'art, encore qu'à différents degrés. Ceci implique que l'art est solidaire de la première comme de la seconde technique. Sans doute les termes : *domination des forces naturelles* n'expriment-ils le but de la technique moderne que de façon fort discutable ; ils appartiennent encore au langage de la première technique. Celle-ci visait réellement à un asservissement de la nature — la seconde bien plus à une harmonie de la nature et de l'humanité. La fonction sociale décisive de l'art actuel consiste en l'initiation de l'humanité à ce jeu „harmonien". Cela vaut surtout pour le film. *Le film sert à exercer l'homme à l'aperception et à la réaction déterminées par la pratique d'un équipement technique dont le rôle dans sa vie ne cesse de croître en importance.* Ce rôle lui enseignera que son asservissement momentané à cet outillage ne fera place à l'affranchissement par ce même outillage que lorsque la structure économique de l'humanité se sera adaptée aux nouvelles forces productives mises en mouvement par la seconde technique.[1])

---

[1]) Le but même des révolutions est d'accélérer cette adaptation. Les révolutions sont les innervations de l'élément collectif ou, plus exactement, les tentatives d'innervation de la collectivité qui pour la première fois trouve ses organes dans la seconde technique. Cette technique constitue un système qui exige que les forces sociales élémentaires soient subjuguées pour que puisse s'établir un jeu „harmonien" entre les forces naturelles et l'homme. Et de même qu'un enfant qui apprend à saisir tend la main vers la lune comme vers une balle à sa portée — l'humanité, dans ses tentatives d'innervation, envisage, à côté des buts accessibles, d'autres qui ne sont d'abord

VII

Dans la photographie, la valeur d'exposition commence à refouler sur toute la ligne la valeur rituelle. Mais celle-ci ne cède pas le terrain sans résister. Elle se retire dans un ultime retranchement : la face humaine. Ce n'est point par hasard que le portrait se trouve être l'objet principal de la première photographie. Le culte du souvenir des êtres aimés, absents ou défunts, offre au sens rituel de l'œuvre d'art un dernier refuge. Dans l'expression fugitive d'un visage humain, sur d'anciennes photographies, l'aura semble jeter un dernier éclat. C'est ce qui fait leur incomparable beauté, toute chargée de mélancolie. Mais sitôt que la figure humaine tend à disparaître de la photographie, la valeur d'exposition s'y affirme comme supérieure à la valeur rituelle. Le fait d'avoir situé ce processus dans les rues de Paris 1900, en les photographiant désertes, constitue toute l'importance des clichés d'Atget. Avec raison, on a dit qu'il les photographiait comme le lieu d'un crime. Le lieu du crime est désert. On le photographie pour y relever des indices. Dans le procès de l'histoire, les photographies d'Atget prennent la valeur de pièces à conviction. C'est ce qui leur donne une signification politique cachée. Les premières, elles exigent une compréhension dans un sens déterminé. Elles ne se prêtent plus à un regard détaché. Elles inquiètent celui qui les contemple : il sent que pour les pénétrer, il lui faut certains chemins ; il a déjà suivi pareils chemins dans les journaux illustrés. De vrais ou de faux — n'importe. Ce n'est que dans ces illustrés que les légendes sont devenues obligatoires. Et il est clair qu'elles ont un tout autre caractère que les titres de tableaux. Les directives que donnent à l'amateur d'images les légendes bientôt se feront plus précises et plus impératives dans le film, où l'interprétation de chaque image est déterminée par la succession de toutes les précédentes.

---

qu'utopiques. Car ce n'est pas seulement la seconde technique qui, dans les révolutions, annonce les revendications qu'elle adressera à la société. C'est précisément parce que cette technique ne vise qu'à libérer davantage l'homme de ses corvées que l'individu voit tout d'un coup son champ d'action s'étendre, incommensurable. Dans ce champ, il ne sait encore s'orienter. Mais il y affirme déjà ses revendications. Car plus l'élément collectif s'approprie sa seconde technique, plus l'individu éprouve combien limité, sous l'emprise de la première technique, avait été le domaine de ses possibilités. Bref, c'est l'individu particulier, émancipé par la liquidation de la première technique, qui revendique ses droits. Or, la seconde technique est à peine assurée de ses premières acquisitions révolutionnaires, que déjà les instances vitales de l'individu, réprimées du fait de la première technique — l'amour et la mort — aspirent à s'imposer avec une nouvelle vigueur. L'œuvre de Fourier constitue l'un des plus importants documents historiques de cette revendication.

VIII

Les Grecs ne connaissaient que deux procédés de reproduction mécanisée de l'œuvre d'art : le moulage et la frappe. Les bronzes, les terracottes et les médailles étaient les seules œuvres d'art qu'ils pussent produire en série. Tout le reste restait unique et techniquement irréproductible. Aussi ces œuvres devaient-elles être faites pour l'éternité. *Les Grecs se voyaient contraints, de par la situation même de leur technique, de créer un art de „valeurs éternelles“.* C'est à cette circonstance qu'est due leur position exclusive dans l'histoire de l'art, qui devait servir aux générations suivantes de point de repère. Nul doute que la nôtre ne soit aux antipodes des Grecs. Jamais auparavant les œuvres d'art ne furent à un tel degré mécaniquement reproductibles. Le film offre l'exemple d'une forme d'art dont le caractère est pour la première fois intégralement déterminé par sa reproductibilité. Il serait oiseux de comparer les particularités de cette forme à celles de l'art grec. Sur un point cependant, cette comparaison est instructive. Par le film est devenue décisive une qualité que les Grecs n'eussent sans doute admise qu'en dernier lieu ou comme la plus négligeable de l'art : la perfectibilité de l'œuvre d'art. Un film achevé n'est rien moins qu'une création d'un seul jet ; il se compose d'une succession d'images parmi lesquelles le monteur fait son choix — images qui de la première à la dernière prise de vue avaient été à volonté retouchables. Pour monter son *Opinion Publique,* film de 3.000 mètres, Chaplin en tourne 125.000. *Le film est donc l'œuvre d'art la plus perfectible, et cette perfectibilité procède directement de son renoncement radical à toute „valeur d'éternité“.* Ce qui ressort de la contre-épreuve : les Grecs, dont l'art était astreint à la production de „valeurs éternelles“, avaient placé au sommet de la hiérarchie des arts la forme d'art la moins susceptible de perfectibilité, la sculpture, dont les productions sont littéralement tout d'une pièce. La décadence de la sculpture à l'époque des œuvres d'art montables apparaît comme inévitable.

IX

La dispute qui s'ouvrit, au cours du XIXe siècle, entre la peinture et la photographie, quant à la valeur artistique de leurs productions respectives, apparaît de nos jours confuse et dépassée. Cela n'en diminue du reste nullement la portée, et pourrait au contraire la souligner. En fait, cette querelle était le symptôme d'un bouleversement historique de portée universelle dont ni l'une ni l'autre des deux rivales ne jugeaient toute la portée. L'ère de la reproductibilité mécanisée séparant l'art de son fondement rituel, l'apparence de

son autonomie s'évanouit à jamais. Cependant le changement des fonctions de l'art qui en résultait dépassait les limites des perspectives du siècle. Et même, la signification en échappait encore au xxe siècle — qui vit la naissance du film.

Si l'on s'était auparavant dépensé en vaines subtilités pour résoudre ce problème : la photographie est-elle ou n'est-elle pas un art? — sans s'être préalablement demandé si l'invention même de la photographie n'avait pas, du tout au tout, renversé le caractère fondamental de l'art — les théoriciens du cinéma à leur tour s'attaquèrent à cette question prématurée. Or, les difficultés que la photographie avait suscitées à l'esthétique traditionnelle n'étaient que jeux d'enfant au regard de celles que lui préparait le film. D'où l'aveuglement obstiné qui caractérise les premières théories cinématographiques. C'est ainsi qu'Abel Gance, par exemple, prétend : „Nous voilà, par un prodigieux retour en arrière, revenus sur le plan d'expression des Égyptiens... Le langage des images n'est pas encore au point parce que nos yeux ne sont pas encore faits pour elles. Il n'y a pas encore assez de respect, de *culte* pour ce qu'elles expriment.“ [1]) Séverin-Mars écrit : „Quel art eut un rêve plus hautain, plus poétique à la fois et plus réel. Considéré ainsi, le cinématographe deviendrait un moyen d'expression tout à fait exceptionnel, et dans son atmosphère ne devraient se mouvoir que des personnages de la pensée la plus supérieure aux moments les plus parfaits et les plus mystérieux de leur course.“ [2]) Alexandre Arnoux de son côté achevant une fantaisie sur le film muet, va même jusqu'à demander : „En somme, tous les termes hasardeux que nous venons d'employer ne définissent-ils pas la prière ?“ [3]) Il est significatif de constater combien leur désir de classer le cinéma parmi les arts, pousse ces théoriciens à faire entrer brutalement dans le film des éléments rituels. Et pourtant, à l'époque de ces spéculations, des œuvres telles que *l'Opinion publique* et *la Ruée vers l'or* se projetaient sur tous les écrans. Ce qui n'empêche pas Gance de se servir de la comparaison des hiéroglyphes, ni Séverin-Mars de parler du film comme des peintures de Fra Angelico. Il est caractéristique qu'aujourd'hui encore des auteurs conservateurs cherchent l'importance du film, sinon dans le sacral, du moins dans le surnaturel. Commentant la réalisation du *Songe d'une nuit d'été*, par Reinhardt, Werfel constate que c'est sans aucun doute la stérile copie du monde extérieur avec ses rues, ses

---

1) Abel Gance, l. c. p. 100-101.
2) Séverin-Mars, cité par Abel Gance, l. c., p. 100.
3) Alexandre Arnoux : Cinéma, Paris 1929, p. 28.

intérieurs, ses gares, ses restaurants, ses autos et ses plages qui a jusqu'à présent entravé l'essor du film vers le domaine de l'art. „ Le film n'a pas encore saisi son vrai sens, ses véritables possibilités... Celles-ci consistent dans sa faculté spécifique d'exprimer par des moyens naturels et avec une incomparable force de persuasion tout ce qui est féerique, merveilleux et surnaturel. " [1])

X

Photographier un tableau est un mode de reproduction ; photographier un événement fictif dans un studio en est un autre. Dans le premier cas, la chose reproduite est une œuvre d'art, sa reproduction ne l'est point. Car l'acte du photographe réglant l'objectif ne crée pas davantage une œuvre d'art que celui du chef d'orchestre dirigeant une symphonie. Ces actes représentent tout au plus des performances artistiques. Il en va autrement de la prise de vue au studio. Ici la chose reproduite n'est déjà plus œuvre d'art, et la reproduction l'est tout aussi peu que dans le premier cas. L'œuvre d'art proprement dite ne s'élabore qu'au fur et à mesure que s'effectue le découpage. Découpage dont chaque partie intégrante est la reproduction d'une scène qui n'est œuvre d'art ni par elle-même, ni par la photographie. Que sont donc ces événements reproduits dans le film, s'il est clair que ce ne sont point des œuvres d'art ?

La réponse devra tenir compte du travail particulier de l'interprète de film. Il se distingue de l'acteur de théâtre en ceci que son jeu qui sert de base à la reproduction, s'effectue, non devant un public fortuit, mais devant un comité de spécialistes qui, en qualité de directeur de production, metteur en scène, opérateur, ingénieur du son ou de l'éclairage etc., peuvent à tout instant intervenir personnellement dans son jeu. Il s'agit ici d'un indice social de grande importance. L'intervention d'un comité de spécialistes dans une performance donnée est caractéristique du travail sportif et, en général, de l'exécution d'un test. Pareille intervention détermine en fait tout le processus de la production du film. On sait que pour de nombreux passages de la bande, on tourne des variantes. Par exemple, un cri peut donner lieu à divers enregistrements. Le monteur procède alors à une sélection — établissant ainsi une sorte de record. Un événement fictif tourné dans un studio se

---

[1]) Franz Werfel : Ein Sommernachtstraum. Ein Film von Shakespeare und Reinhardt. Neues Wiener Journal, cité par Lu, 15 novembre 1935.

distingue donc de l'événement réel correspondant comme se distinguerait la projection d'un disque sur une piste, dans un concours sportif, de la projection du même disque au même endroit, sur la même trajectoire, si cela avait lieu pour tuer un homme. Le premier acte serait l'exécution d'un test, mais non le second.

Il est vrai que l'épreuve de test soutenue par un interprète de l'écran est d'un ordre tout à fait unique. En quoi consiste-t-elle ? A dépasser certaine limite qui restreint étroitement la valeur sociale d'épreuves de test. Nous rappellerons qu'il ne s'agit point ici d'épreuve sportive, mais uniquement d'épreuves de tests mécanisés. Le sportman ne connaît pour ainsi dire que les tests naturels. Il se mesure aux épreuves que la nature lui fixe, non à celles d'un appareil quelconque — à quelques exceptions près, tel Nurmi qui, dit-on, „courait contre la montre". Entre temps, le processus du travail, surtout depuis sa normalisation par le système de la chaîne, soumet tous les jours d'innombrables ouvriers à d'innombrables épreuves de tests mécanisés. Ces épreuves s'établissent automatiquement : est éliminé qui ne peut les soutenir. Par ailleurs, ces épreuves sont ouvertement pratiquées par les instituts d'orientation professionnelle.

Or, ces épreuves présentent un inconvénient considérable : à la différence des épreuves sportives, elles ne se prêtent pas à l'exposition dans la mesure désirable. C'est là, justement qu'intervient le film. *Le film rend l'exécution d'un test susceptible d'être exposée en faisant de cette exposabilité même un test.* Car l'interprète de l'écran ne joue pas devant un public, mais devant un appareil enregistreur. Le directeur de prise de vue, pourrait-on dire, occupe exactement la même place que le contrôleur du test lors de l'examen d'aptitude professionnelle. Jouer sous les feux des sunlights tout en satisfaisant aux exigences du microphone, c'est là une performance de premier ordre. S'en acquitter, c'est pour l'acteur garder toute son humanité devant les appareils enregistreurs. Pareille performance présente un immense intérêt. Car c'est sous le contrôle d'appareils que le plus grand nombre des habitants des villes, dans les comptoirs comme dans les fabriques, doivent durant la journée de travail abdiquer leur humanité. Le soir venu, ces mêmes masses remplissent les salles de cinéma pour assister à la revanche que prend pour elles l'interprète de l'écran, non seulement en affirmant son humanité (ou ce qui en tient lieu) face à l'appareil, mais en mettant ce dernier au service de son propre triomphe.

XI

Pour le film, il importe bien moins que l'interprète représente quelqu'un d'autre aux yeux du public que lui-même devant l'appareil. L'un des premiers à sentir cette métamorphose que l'épreuve de test fait subir à l'interprète fut Pirandello. Les remarques qu'il fait à ce sujet dans son roman *On tourne*, encore qu'elles fassent uniquement ressortir l'aspect négatif de la question, et que Pirandello ne parle que du film muet, gardent toute leur valeur. Car le film sonore n'y a rien changé d'essentiel. La chose décisive est qu'il s'agit de jouer devant un appareil dans le premier cas, devant deux dans le second. „Les acteurs de cinéma, écrit Pirandello, se sentent comme en exil. En exil non seulement de la scène, mais encore d'eux-mêmes. Ils remarquent confusément, avec une sensation de dépit, d'indéfinissable vide et même de faillite, que leur corps est presque subtilisé, supprimé, privé de sa réalité, de sa vie, de sa voix, du bruit qu'il produit en se remuant, pour devenir une image muette qui tremble un instant sur l'écran et disparaît en silence... La petite machine jouera devant le public avec leurs ombres, et eux, ils doivent se contenter de jouer devant elle."[1])

Le fait pourrait aussi se caractériser comme suit : pour la première fois — et c'est là l'œuvre du film — l'homme se trouve mis en demeure de vivre et d'agir totalement de sa propre personne, tout en renonçant du même coup à son aura. Car l'aura dépend de son *hic et nunc*. Il n'en existe nulle reproduction, nulle réplique. L'aura qui, sur la scène, émane de Macbeth, le public l'éprouve nécessairement comme celui de l'acteur jouant ce rôle. La singularité de la prise de vue au studio tient à ce que l'appareil se substitue au public. Avec le public disparaît l'aura qui environne l'interprète et avec celui de l'interprète l'aura de son personnage.

Rien d'étonnant à ce qu'un dramaturge tel que Pirandello, en caractérisant l'interprète de l'écran, touche involontairement au fond même de la crise dont nous voyons le théâtre atteint. A l'œuvre exclusivement conçue pour la technique de reproduction — telle que le film — ne saurait en effet s'opposer rien de plus décisif que l'œuvre scénique. Toute considération plus approfondie le confirme. Les observateurs spécialisés ont depuis longtemps

---

[1]) Luigi Pirandello : On tourne, cité par Léon Pierre-Quint : Signification du cinéma (L'art cinématographique, II, Paris 1927, p. 14-15).

reconnu que c'est „presque toujours en *jouant* le moins possible que l'on obtient les plus puissants effets cinégraphiques...". Dès 1932, Arnheim considère „comme dernier progrès du film de n'y tenir l'acteur que pour un accessoire choisi en raison de ses caractéristiques... et que l'on intercale au bon endroit."[1] A cela se rattache étroitement autre chose. *L'acteur de scène s'identifie au caractère de son rôle. L'interprète d'écran n'en a pas toujours la possibilité.* Sa création n'est nullement tout d'une pièce ; elle se compose de nombreuses créations distinctes. A part certaines circonstances fortuites telles que la location du studio, le choix et la mobilisation des partenaires, la confection des décors et autres accessoires, ce sont d'élémentaires nécessités de machinerie qui décomposent le jeu de l'acteur en une série de créations montables. Il s'agit avant tout de l'éclairage dont l'installation oblige à filmer un événement qui, sur l'écran, se déroulera en une scène rapide et unique, en une suite de prises de vues distinctes qui peuvent parfois se prolonger des heures durant au studio. Sans même parler de truquages plus frappants. Si un saut, du haut d'une fenêtre à l'écran, peut fort bien s'effectuer au studio du haut d'un échafaudage, la scène de la fuite qui succède au saut ne se tournera, au besoin, que plusieurs semaines plus tard au cours des prises d'extérieurs. Au reste, l'on reconstitue aisément des cas encore plus paradoxaux. Admettons que l'interprète doive sursauter après des coups frappés à une porte. Ce sursaut n'est-il pas réalisé à souhait, le metteur en scène peut recourir à quelque expédient : profiter d'une présence occasionnelle de l'interprète au studio pour faire éclater un coup de feu. L'effroi vécu, spontané de l'interprète, enregistré à son insu, pourra s'intercaler dans la bande. Rien ne montre avec tant de plasticité que l'art s'est échappé du domaine de la „belle apparence", qui longtemps passa pour le seul où il pût prospérer.

XII

Dans la représentation de l'image de l'homme par l'appareil, l'aliénation de l'homme par lui-même trouve une utilisation hautement productive. On en mesurera toute l'étendue au fait que le sentiment d'étrangeté de l'interprète devant l'objectif, décrit par Pirandello, est de même origine que le sentiment d'étrangeté de l'homme devant son image dans le miroir — sentiment que les Romantiques aimaient à pénétrer. Or, désormais cette image réfléchie de l'homme devient séparable de lui, transportable — et où ?

---

[1] Rudolf Arnheim : Der Film als Kunst. Berlin 1932, p. 176-177.

Devant la masse. Évidemment, l'interprète de l'écran ne cesse pas un instant d'en avoir conscience. Durant qu'il se tient devant l'objectif, il sait qu'il aura à faire en dernière instance à la masse des spectateurs. Ce marché que constitue la masse, où il viendra offrir non seulement sa puissance de travail, mais encore son physique, il lui est aussi impossible de se le représenter que pour un article d'usine. Cette circonstance ne contribuerait-elle pas, comme l'a remarqué Pirandello, à cette oppression, à cette angoisse nouvelle qui l'étreint devant l'objectif ? A cette nouvelle angoisse correspond, comme de juste, un triomphe nouveau : celui de la star. Favorisé par le capital du film, le culte de la vedette conserve ce charme de la personnalité qui depuis longtemps n'est que le faux rayonnement de son essence mercantile. Ce culte trouve son complément dans le culte du public, culte qui favorise la mentalité corrompue de masse que les régimes autoritaires cherchent à substituer à sa conscience de classe. Si tout se conformait au capital cinématographique, le processus s'arrêterait à l'aliénation de soi-même, chez l'artiste de l'écran comme chez les spectateurs. Mais la technique du film prévient cet arrêt ; elle prépare le renversement dialectique.

XIII

Il appartient à la technique du film comme à celle du sport que tout homme assiste plus ou moins en connaisseur à leurs exhibitions. Pour s'en rendre compte, il suffit d'entendre un groupe de jeunes porteurs de journaux appuyés sur leurs bicyclettes, commenter les résultats de quelque course cycliste ; en ce qui concerne le film, les actualités prouvent assez nettement qu'un chacun peut se trouver filmé. Mais la question n'est pas là. *Chaque homme aujourd'hui a le droit d'être filmé.* Ce droit, la situation historique de la vie littéraire actuelle permettrait de le comprendre.

Durant des siècles, les conditions déterminantes de la vie littéraire affrontaient un petit nombre d'écrivains à des milliers de lecteurs. La fin du siècle dernier vit se produire un changement. Avec l'extension croissante de la presse, qui ne cessait de mettre de nouveaux organes politiques, religieux, scientifiques, professionnels et locaux à la disposition des lecteurs, un nombre toujours plus grand de ceux-ci se trouvèrent engagés occasionnellement dans la littérature. Cela débuta avec les „Boîtes aux lettres" que la presse quotidienne ouvrit à ses lecteurs — si bien que, de nos jours, il n'y a guère de travailleur européen qui ne se trouve à même de publier quelque part ses observations personnelles sur le travail

sous forme de reportage ou n'importe quoi de cet ordre. La différence entre auteur et public tend ainsi à perdre son caractère fondamental. Elle n'est plus que fonctionnelle, elle peut varier d'un cas à l'autre. Le lecteur est à tout moment prêt à passer écrivain. En qualité de spécialiste qu'il a dû tant bien que mal devenir dans un processus de travail différencié à l'extrême — et le fût-il d'un infime emploi — il peut à tout moment acquérir la qualité d'auteur. Le travail lui-même prend la parole. Et sa représentation par le mot fait partie intégrante du pouvoir nécessaire à son exécution. Les compétences littéraires ne se fondent plus sur une formation spécialisée, mais sur une polytechnique — et deviennent par là bien commun.

Tout cela vaut également pour le film, où les décalages qui avaient mis des siècles à se produire dans la vie littéraire se sont effectués au cours d'une dizaine d'années. Car dans la pratique cinématographique — et surtout dans la pratique russe — ce décalage s'est en partie déjà réalisé. Un certain nombre d'interprètes des films soviétiques ne sont point des acteurs au sens occidental du mot, mais des hommes jouant leur propre rôle — tout premièrement leur rôle dans le processus du travail. En Europe Occidentale, l'exploitation du film par le capital cinématographique interdit à l'homme de faire valoir son droit à se montrer dans ce rôle. Au reste, le chômage l'interdit également, qui exclut de grandes masses de la production dans le processus de laquelle il trouveraient surtout un droit à se voir reproduites. Dans ces conditions, l'industrie cinématographique a tout intérêt à stimuler la masse par des représentations illusoires et des spéculations équivoques. A cette fin, elle a mis en branle un puissant appareil publicitaire : elle a tiré parti de la carrière et de la vie amoureuse des stars, elle a organisé des plébiscites et des concours de beauté. Elle exploite ainsi un élément dialectique de formation de la masse. L'aspiration de l'individu isolé à se mettre à la place de la star, c'est-à-dire à se dégager de la masse, est précisément ce qui agglomère les masses spectatrices des projections. C'est de cet intérêt tout privé que joue l'industrie cinématographique pour corrompre l'intérêt originel justifié des masses pour le film.

XIV

La prise de vue et surtout l'enregistrement d'un film offre une sorte de spectacle telle qu'on n'en avait jamais vue auparavant. Spectacle qu'on ne saurait regarder d'un point quelconque sans que tous les auxiliaires étrangers à la mise en scène même — appareils

d'enregistrement, d'éclairage, état-major d'assistants — ne tombent dans le champ visuel (à moins que la pupille du spectateur fortuit ne coïncide avec l'objectif). Ce simple fait suffit seul à rendre superficielle et vaine toute comparaison entre enregistrement au studio et répétition théâtrale. De par son principe, le théâtre connaît le point d'où l'illusion de l'action ne peut être détruite. Ce point n'existe pas vis-à-vis de la scène de film qu'on enregistre. La nature illusionniste du film est une nature au second degré — résultat du découpage. Ce qui veut dire : *au studio l'équipement technique a si profondément pénétré la réalité que celle-ci n'apparaît dans le film dépouillée de l'outillage que grâce à une procédure particulière — à savoir l'angle de prise de vue par la camera et le montage de cette prise avec d'autres de même ordre.* Dans le monde du film la réalité n'apparaît dépouillée des appareils que par le plus grand des artifices et la réalité immédiate s'y présente comme la fleur bleue au pays de la Technique.

Ces données, ainsi bien distinctes de celles du théâtre, peuvent être confrontées de manière encore plus révélatrice avec celles de la peinture. Il nous faut ici poser cette question : quelle est la situation de l'opérateur par rapport au peintre ? Pour y répondre, nous nous permettrons de tirer parti de la notion d'opérateur, usuelle en chirurgie. Or, le chirurgien se tient à l'un des pôles d'un univers dont l'autre est occupé par le magicien. Le comportement du magicien qui guérit un malade par imposition des mains diffère de celui du chirurgien qui procède à une intervention dans le corps du malade. Le magicien maintient la distance naturelle entre le patient et lui ou, plus exactement, s'il ne la diminue — par l'imposition des mains — que très peu, il l'augmente — par son autorité — de beaucoup. Le chirurgien fait exactement l'inverse : il diminue de beaucoup la distance entre lui et le patient — en pénétrant à l'intérieur du corps de celui-ci — et ne l'augmente que de peu — par la circonspection avec laquelle se meut sa main parmi les organes. Bref, à la différence du mage (dont le caractère est encore inhérent au praticien), le chirurgien s'abstient au moment décisif d'adopter le comportement d'homme à homme vis-à-vis du malade : c'est opératoirement qu'il le pénètre plutôt.

Le peintre est à l'opérateur ce qu'est le mage au chirurgien. Le peintre conserve dans son travail une distance normale vis-à-vis de la réalité de son sujet — par contre le cameraman pénètre profondément les tissus de la réalité donnée. Les images obtenues par l'un et par l'autre résultent de procès absolument différents. L'image du peintre est totale, celle du cameraman faite de frag-

ments multiples coordonnés selon une loi nouvelle. *C'est ainsi que, de ces deux modes de représentation de la réalité — la peinture et le film — le dernier est pour l'homme actuel incomparablement le plus significatif, parce qu'il obtient de la réalité un aspect dépouillé de tout appareil — aspect que l'homme est en droit d'attendre de l'œuvre d'art — précisément grâce à une pénétration intensive du réel par les appareils.*

XV

La reproduction mécanisée de l'œuvre d'art modifie la façon de réagir de la masse vis-à-vis de l'art. De rétrograde qu'elle se montre devant un Picasso par exemple, elle se fait le public le plus progressiste en face d'un Chaplin. Ajoutons que, dans tout comportement progressiste, le plaisir émotionnel et spectaculaire se confond immédiatement et intimement avec l'attitude de l'expert. C'est là un indice social important. Car plus l'importance sociale d'un art diminue, plus s'affirme dans le public le divorce entre l'attitude critique et le plaisir pur et simple. On goûte sans critiquer le conventionnel — on critique avec dégoût le véritablement nouveau. Il n'en est pas de même au cinéma. La circonstance décisive y est en effet celle-ci : les réactions des individus isolés, dont la somme constitue la réaction massive du public, ne se montrent nulle part ailleurs plus qu'au cinéma déterminées par leur multiplication imminente. Tout en se manifestant, ces réactions se contrôlent. Ici, la comparaison à la peinture s'impose une fois de plus. Jadis, le tableau n'avait pu s'offrir qu'à la contemplation d'un seul ou de quelques-uns. La contemplation simultanée de tableaux par un grand public, telle qu'elle s'annonce au XIXe siècle, est un symptôme précoce de la crise de la peinture, qui ne fut point exclusivement provoquée par la photographie mais, d'une manière relativement indépendante de celle-ci, par la tendance de l'œuvre d'art à rallier les masses.

En fait, le tableau n'a jamais pu devenir l'objet d'une réception collective, ainsi que ce fut le cas de tout temps pour l'architecture, jadis pour le poème épique, aujourd'hui pour le film. Et, si peu que cette circonstance puisse se prêter à des conclusions quant au rôle social de la peinture, elle n'en représente pas moins une lourde entrave à un moment où le tableau, dans des conditions en quelque sorte contraires à sa nature, se voit directement confronté avec les masses. Dans les églises et les monastères du moyen âge, ainsi que dans les cours des princes jusqu'à la fin du XVIIIe siècle, la réception collective des œuvres picturales ne s'effectuait pas simultanément

sur une échelle égale, mais par une entremise infiniment graduée et hiérarchisée. Le changement qui s'est produit depuis n'exprime que le conflit particulier dans lequel la peinture s'est vue impliquée par la reproduction mécanisée du tableau. Encore qu'on entreprît de l'exposer dans les galeries et les salons, la masse ne pouvait guère s'y contrôler et s'organiser comme le fait, à la faveur de ses réactions, le public du cinéma. Aussi le même public qui réagit dans un esprit progressiste devant un film burlesque, doit-il nécessairement réagir dans un esprit rétrograde en face de n'importe quelle production du surréalisme.

XVI

Parmi les fonctions sociales du film, la plus importante consiste à établir l'équilibre entre l'homme et l'équipement technique. Cette tâche, le film ne l'accomplit pas seulement par la manière dont l'homme peut s'offrir aux appareils, mais aussi par la manière dont il peut à l'aide de ces appareils se représenter le monde environnant. Si le film, en relevant par ses gros plans dans l'inventaire du monde extérieur des détails généralement cachés d'accessoires familiers, en explorant des milieux banals sous la direction géniale de l'objectif, étend d'une part notre compréhension aux mille déterminations dont dépend notre existence, il parvient d'autre part à nous ouvrir un champ d'action immense et insoupçonné.

Nos bistros et nos avenues de métropoles, nos bureaux et chambres meublées, nos gares et nos usines paraissaient devoir nous enfermer sans espoir d'y échapper jamais. Vint le film, qui fit sauter ce monde-prison par la dynamite des dixièmes de seconde, si bien que désormais, au milieu de ses ruines et débris au loin projetés, nous faisons insoucieusement d'aventureux voyages. Sous la prise de vue à gros plan s'étend l'espace, sous le temps de pose se développe le mouvement. De même que dans l'agrandissement il s'agit bien moins de rendre simplement précis ce qui sans cela garderait un aspect vague que de mettre en évidence des formations structurelles entièrement nouvelles de la matière, il s'agit moins de rendre par le temps de pose des motifs de mouvement que de déceler plutôt dans ces mouvements connus, au moyen du ralenti, des mouvements inconnus „qui, loin de représenter des ralentissements de mouvements rapides, font l'effet de mouvements singulièrement glissants, aériens, surnaturels"[1]).

---

[1]) Rudolf Arnheim : l. c., Berlin 1932, p. 138.

Il devient ainsi tangible que la nature qui parle à la camera, est autre que celle qui parle aux yeux. Autre surtout en ce sens qu'à un espace consciemment exploré par l'homme se substitue un espace qu'il a inconsciemment pénétré. S'il n'y a rien que d'ordinaire au fait de se rendre compte, d'une manière plus ou moins sommaire, de la démarche d'un homme, on ne sait encore rien de son maintien dans la fraction de seconde d'une enjambée. Le geste de saisir le briquet ou la cuiller nous est-il aussi conscient que familier, nous ne savons néanmoins rien de ce qui se passe alors entre la main et le métal, sans parler même des fluctuations dont ce processus inconnu peut être susceptible en raison de nos diverses dispositions psychiques. C'est ici qu'intervient la camera avec tous ses moyens auxiliaires, ses chutes et ses ascensions, ses interruptions et ses isolements, ses extensions et ses accélérations, ses agrandissements et ses rapetissements. C'est elle qui nous initie à l'inconscient optique comme la psychanalyse à l'inconscient pulsionnel.

Au reste, les rapports les plus étroits existent entre ces deux formes de l'inconscient, car les multiples aspects que l'appareil enregistreur peut dérober à la réalité se trouvent pour une grande part exclusivement en dehors du spectre normal de la perception sensorielle. Nombre des altérations et stéréotypes, des transformations et des catastrophes que le monde visible peut subir dans le film l'affectent réellement dans les psychoses, les hallucinations et les rêves. Les déformations de la camera sont autant de procédés grâce auxquels la perception collective s'approprie les modes de perception du psychopathe et du rêveur. Ainsi, dans l'antique vérité héraclitienne — les hommes à l'état de veille ont un seul monde commun à tous, mais pendant le sommeil chacun retourne à son propre monde — le film a fait une brèche, et notamment moins par des représentations du monde onirique que par la création de figures puisées dans le rêve collectif, telles que Mickey Mouse, faisant vertigineusement le tour du globe.

Si l'on se rend compte des dangereuses tensions que la technique rationnelle a engendrées au sein de l'économie capitaliste devenue depuis longtemps irrationnelle, on reconnaîtra par ailleurs que cette même technique a créé, contre certaines psychoses collectives, des moyens d'immunisation à savoir certains films. Ceux-ci, parce qu'ils présentent des phantasmes sadiques et des images délirantes masochistes de manière artificiellement forcée, préviennent la maturation naturelle de ces troubles dans les masses, particulièrement exposées en raison des formes actuelles de l'économie. L'hilarité collective représente l'explosion prématurée et salutaire de pareilles psy-

choses collectives. Les énormes quantités d'incidents grotesques qui sont consommées dans le film sont un indice frappant des dangers qui menacent l'humanité du fond des pulsions refoulées par la civilisation actuelle. Les films burlesques américains et les bandes de Disney déclenchent un dynamitage de l'inconscient.[1]) Leur précurseur avait été l'excentrique. Dans les nouveaux champs ouverts par le film, il avait été le premier à s'installer. C'est ici que se situe la figure historique de Chaplin.

XVII

L'une des tâches les plus importantes de l'art a été de tout temps d'engendrer une demande dont l'entière satisfaction devait se produire à plus ou moins longue échéance. L'histoire de toute forme d'art connaît des époques critiques où cette forme aspire à des effets qui ne peuvent s'obtenir sans contrainte qu'à base d'un standard technique transformé, c'est-à-dire dans une forme d'art nouvelle. Les extravagances et les crudités de l'art, qui se produisent ainsi particulièrement dans les soi-disant époques décadentes, surgissent en réalité de son foyer créateur le plus riche. De pareils barbarismes ont en de pareilles heures fait la joie du Dadaïsme. Ce n'est qu'à présent que son impulsion devient déterminable : *le Dadaïsme essaya d'engendrer, par des moyens picturaux et littéraires, les effets que le public cherche aujourd'hui dans le film.*

Toute création de demande foncièrement nouvelle, grosse de conséquences, portera au delà de son but. C'est ce qui se produisait pour les Dadaïstes, au point qu'ils sacrifiaient les valeurs négociables, exploitées avec tant de succès par le cinéma, en obéissant à des instances dont, bien entendu, ils ne se rendaient pas compte. Les Dadaïstes s'appuyèrent beaucoup moins sur l'utilité mercantile de leurs œuvres que sur l'impropriété de celles-ci au recueillement contemplatif. Pour atteindre à cette impropriété, la dégradation préméditée de leur matériel ne fut pas leur moindre moyen. Leurs poèmes sont, comme disent les psychiatres allemands, des „salades de mots",

---

[1]) Il est vrai qu'une analyse intégrale de ces films ne devrait pas taire leur sens antithétique. Elle devrait partir du sens antithétique de ces éléments qui donnent une sensation de comique et d'horreur à la fois. Le comique et l'horreur, ainsi que le prouvent les réactions des enfants, voisinent étroitement. Et pourquoi n'aurait-on pas le droit de se demander, en face de certains faits, laquelle de ces deux réactions, dans un cas donné, est la plus humaine ? Quelques-unes des plus récentes bandes de Mickey Mouse justifient pareille question. Ce qui, à la lumière de nouvelles bandes de Disney, apparaît nettement, se trouvait déjà annoncé dans maintes bandes plus anciennes : faire accepter de gaîté de cœur la brutalité et la violence comme des „caprices du sort"

faites de tournures obscènes et de tous les déchets imaginables du langage. Il en est de même de leurs tableaux, sur lesquels ils ajustaient des boutons et des tickets. Ce qu'ils obtinrent par de pareils moyens, fut une impitoyable destruction de l'aura même de leurs créations, auxquelles ils appliquaient, avec les moyens de la production, la marque infâmante de la reproduction. Il est impossible, devant un tableau d'Arp ou un poème d'August Stramm, de prendre le temps de se recueillir et d'apprécier comme en face d'une toile de Derain ou d'un poème de Rilke. Au recueillement qui, dans la déchéance de la bourgeoisie, devint un exercice de comportement asocial,[1] s'oppose la distraction en tant qu'initiation à de nouveaux modes d'attitude sociale. Aussi, les manifestations dadaïstes assurèrent-elles une distraction fort véhémente en faisant de l'œuvre d'art le centre d'un scandale. Il s'agissait avant tout de satisfaire à cette exigence : provoquer un outrage public.

De tentation pour l'œil ou de séduction pour l'oreille que l'œuvre était auparavant, elle devint projectile chez les Dadaïstes. Spectateur ou lecteur, on en était atteint. L'œuvre d'art acquit une qualité traumatique. Elle a ainsi favorisé la demande de films, dont l'élément distrayant est également en première ligne traumatisant, basé qu'il est sur les changements de lieu et de plan qui assaillent le spectateur par à-coups. Que l'on compare la toile sur laquelle se déroule le film à la toile du tableau ; l'image sur la première se transforme, mais non l'image sur la seconde. Cette dernière invite le spectateur à la contemplation. Devant elle, il peut s'abandonner à ses associations. Il ne le peut devant une prise de vue. A peine son œil l'a-t-elle saisi que déjà elle s'est métamorphosée. Elle ne saurait être fixée. Duhamel, qui déteste le film, mais non sans avoir saisi quelques éléments de sa structure, commente ainsi cette circonstance : „Je ne peux déjà plus penser ce que je veux. Les images mouvantes se substituent à mes propres pensées."[2]

En fait, le processus d'association de celui qui contemple ces images est aussitôt interrompu par leurs transformations. C'est ce qui constitue le choc traumatisant du film qui, comme tout trau-

---

[1]) L'archétype théologique de ce recueillement est la conscience d'être seul à seul avec son Dieu. Par cette conscience, à l'époque de splendeur de la bourgeoisie, s'est fortifiée la liberté de secouer la tutelle cléricale. A l'époque de sa déchéance, ce comportement pouvait favoriser la tendance latente à soustraire aux affaires de la communauté les forces puissantes que l'individu isolé mobilise dans sa fréquentation de Dieu.

[2]) Duhamel : Scènes de la vie future, Paris 1930, p. 52.

matisme, demande à être amorti par une attention soutenue.[1]) *Par son mécanisme même, le film a rendu leur caractère physique aux traumatismes moraux pratiqués par le Dadaïsme.*

XVIII

La masse est la matrice où, à l'heure actuelle, s'engendre l'attitude nouvelle vis-à-vis de l'œuvre d'art. La quantité se transmue en qualité : *les masses beaucoup plus grandes de participants ont produit un mode transformé de participation.* Le fait que ce mode se présente d'abord sous une forme décriée ne doit pas induire en erreur et, cependant, il n'en a pas manqué pour s'en prendre avec passion à cet aspect superficiel du problème. Parmi ceux-ci, Duhamel s'est exprimé de la manière la plus radicale. Le principal grief qu'il fait au film est le mode de participation qu'il suscite chez les masses. Duhamel voit dans le film „un divertissement d'ilotes, un passe-temps d'illettrés, de créatures misérables, ahuris par leur besogne et leurs soucis..., un spectacle qui ne demande aucun effort, qui ne suppose aucune suite dans les idées..., n'éveille au fond des cœurs aucune lumière, n'excite aucune espérance, sinon celle, ridicule, d'être un jour „star" à Los Angeles".[2])

On le voit, c'est au fond toujours la vieille plainte que les masses ne cherchent qu'à se distraire, alors que l'art exige le recueillement. C'est là un lieu commun. Reste à savoir s'il est apte à résoudre le problème. Celui qui se recueille devant l'œuvre d'art s'y plonge : il y pénètre comme ce peintre chinois qui disparut dans le pavillon peint sur le fond de son paysage. Par contre, la masse, de par sa distraction même, recueille l'œuvre d'art dans son sein, elle lui transmet son rythme de vie, elle l'embrasse de ses flots. L'architecture en est un exemple des plus saisissants. De tout temps elle offrit le prototype d'un art dont la réception réservée à la collectivité s'effectuait dans la distraction. Les lois de cette réception sont des plus révélatrices.

Les architectures ont accompagné l'humanité depuis ses origines. Nombre de genres d'art se sont élaborés pour s'évanouir. La tragédie naît avec les Grecs pour s'éteindre avec eux ; seules les

---

[1]) Le film représente la forme d'art correspondant au danger de mort accentué dans lequel vivent les hommes d'aujourd'hui. Il correspond à des transformations profondes dans les modes de perception — transformations telles qu'éprouve, sur le plan de l'existence privée, tout piéton des grandes villes et, sur le plan historique universel, tout homme résolu à lutter pour un ordre vraiment humain.

[2]) Duhamel : l. c., p. 58.

règles en ressuscitèrent, des siècles plus tard. Le poème épique, dont l'origine remonte à l'enfance des peuples, s'évanouit en Europe au sortir de la Renaissance. Le tableau est une création du moyen âge, et rien ne semble garantir à ce mode de peinture une durée illimitée. Par contre, le besoin humain de se loger demeure constant. L'architecture n'a jamais chômé. Son histoire est plus ancienne que celle de n'importe quel art, et il est utile de tenir compte toujours de son genre d'influence quand on veut comprendre le rapport des masses avec l'art. Les constructions architecturales sont l'objet d'un double mode de réception : l'usage et la perception, ou mieux encore : le toucher et la vue. On ne saurait juger exactement la réception de l'architecture en songeant au recueillement des voyageurs devant les édifices célèbres. Car il n'existe rien dans la perception tactile qui corresponde à ce qu'est la contemplation dans la perception optique. La réception tactile s'effectue moins par la voie de l'attention que par celle de l'habitude. En ce qui concerne l'architecture, l'habitude détermine dans une large mesure même la réception optique. Elle aussi, de par son essence, se produit bien moins dans une attention soutenue que dans une impression fortuite. Or, ce mode de réception, élaboré au contact de l'architecture, a dans certaines circonstances acquis une valeur canonique. Car : *les tâches qui, aux tournants de l'histoire, ont été imposées à la perception humaine ne sauraient guère être résolues par la simple optique, c'est-à-dire la contemplation. Elles ne sont que progressivement surmontées par l'habitude d'une optique approximativement tactile.*

S'habituer, le distrait le peut aussi. Bien plus : ce n'est que lorsque nous surmontons certaines tâches dans la distraction que nous sommes sûrs de les résoudre par l'habitude. Au moyen de la distraction qu'il est à même de nous offrir, l'art établit à notre insu jusqu'à quel point de nouvelles tâches de la perception sont devenues solubles. Et comme, pour l'individu isolé, la tentation subsiste toujours de se soustraire à de pareilles tâches, l'art saura s'attaquer aux plus difficiles et aux plus importantes toutes les fois qu'il pourra mobiliser des masses. Il le fait actuellement par le film. *La réception dans la distraction, qui s'affirme avec une croissante intensité dans tous les domaines de l'art et représente le symptôme de profondes transformations de la perception, a trouvé dans le film son propre champ d'expérience.* Le film s'avère ainsi l'objet actuellement le plus important de cette science de la perception que les Grecs avaient nommée l'esthétique.

XIX

La prolétarisation croissante de l'homme d'aujourd'hui, ainsi que la formation croissante de masses, ne sont que les deux aspects du même phénomène. L'état totalitaire essaye d'organiser les masses prolétarisées nouvellement constituées, sans toucher aux conditions de propriété, à l'abolition desquelles tendent ces masses. Il voit son salut dans le fait de permettre à ces masses l'expression de leur „nature", non pas certes celle de leurs droits.[1]) Les masses tendent à la transformation des conditions de propriété. L'état totalitaire cherche à donner une expression à cette tendance tout en maintenant les conditions de propriété. En d'autres termes : *l'état totalitaire aboutit nécessairement à une esthétisation de la vie politique.*

Tous les efforts d'esthétisation politique culminent en un point. Ce point, c'est la guerre moderne. La guerre, et rien que la guerre permet de fixer un but aux mouvements de masses les plus vastes, en conservant les conditions de propriété. Voilà comment se présente l'état de choses du point de vue politique. Du point de vue technique, il se présenterait ainsi : seule la guerre permet de mobiliser la totalité des moyens techniques de l'époque actuelle en maintenant les conditions de propriété. Il est évident que l'apothéose de la guerre par l'état totalitaire ne se sert pas de pareils arguments, et cependant il sera profitable d'y jeter un coup d'œil. Dans le manifeste de Marinetti sur la guerre italo-éthiopienne, il est dit : „Depuis vingt-sept ans, nous autres Futuristes nous nous élevons contre l'affirmation que la guerre n'est pas esthétique... Aussi sommes-nous amenés à constater... La guerre est belle, parce que grâce aux masques à gaz, aux terrifiants mégaphones, aux lance-flammes et aux petits tanks, elle fonde la suprématie de l'homme sur la machine subjuguée. La guerre est belle, parce qu'elle inaugure la métallisation rêvée du corps humain. La guerre est belle, parce qu'elle enrichit un pré fleuri des flamboyantes

---

[1]) Il s'agit ici de souligner une circonstance technique significative, surtout en ce qui concerne les actualités cinématographiques. A une reproduction massive répond particulièrement une reproduction des masses. Dans les grands cortèges de fête, les assemblées monstres, les organisations de masse du sport et de la guerre, qui tous sont aujourd'hui offerts aux appareils enregistreurs, la masse se regarde elle-même dans ses propres yeux. Ce processus, dont l'importance ne saurait être surestimée, dépend étroitement du développement de la technique de reproduction, et particulièrement d'enregistrement. Les mouvements de masse se présentent plus nettement aux appareils enregistreurs qu'à l'œil nu. Des rassemblements de centaines de mille hommes se laissent le mieux embrasser à vol d'oiseau et, encore que cette perspective soit aussi accessible à l'œil nu qu'à l'appareil enregistreur, l'image qu'en retient l'œil n'est pas susceptible de l'agrandissement que peut subir la prise de vue. Ce qui veut dire que des mouvements de masse, et en premier lieu la guerre moderne, représentent une forme de comportement humain particulièrement accessible aux appareils enregistreurs.

orchidées des mitrailleuses. La guerre est belle, parce qu'elle unit les coups de fusils, les canonnades, les pauses du feu, les parfums et les odeurs de la décomposition dans une symphonie. La guerre est belle, parce qu'elle crée de nouvelles architectures telle celle des grands tanks, des escadres géométriques d'avions, des spirales de fumée s'élevant des villages en flammes, et beaucoup d'autres choses encore... Poètes et artistes du Futurisme... souvenez-vous de ces principes d'une esthétique de la guerre, afin que votre lutte pour une poésie et une plastique nouvelle... en soit éclairée!"

Ce manifeste a l'avantage de la netteté. Sa façon de poser la question mérite d'être adoptée par le dialecticien. A ses yeux, l'esthétique de la guerre contemporaine se présente de la manière suivante. Lorsque l'utilisation naturelle des forces de production est retardée et refoulée par l'ordre de la propriété, l'intensification de la technique, des rythmes de la vie, des générateurs d'énergie tend à une utilisation contre-nature. Elle la trouve dans la guerre, qui par ses destructions vient prouver que la société n'était pas mûre pour faire de la technique son organe, que la technique n'était pas assez développée pour juguler les forces sociales élémentaires. La guerre moderne, dans ses traits les plus immondes, est déterminée par le décalage entre les puissants moyens de production et leur utilisation insuffisante dans le processus de la production (en d'autres termes, par le chômage et le manque de débouchés.) *Dans cette guerre la technique insurgée pour avoir été frustrée par la société de son matériel naturel extorque des dommages-intérêts au matériel humain.* Au lieu de canaliser des cours d'eau, elle remplit ses tranchées de flots humains. Au lieu d'ensemencer la terre du haut de ses avions, elle y sème l'incendie. Et dans ses laboratoires chimiques elle a trouvé un procédé nouveau et immédiat pour supprimer l'aura.

„Fiat ars, pereat mundus", dit la théorie totalitaire de l'état qui, de l'aveu de Marinetti, attend de la guerre la saturation artistique de la perception transformée par la technique. C'est apparemment là le parachèvement de l'art pour l'art. L'humanité, qui jadis avec Homère avait été objet de contemplation pour les Dieux Olympiens, l'est maintenant devenue pour elle-même. Son aliénation d'elle-même par elle-même a atteint ce degré qui lui fait vivre sa propre destruction comme une sensation esthétique „de tout premier ordre". Voilà où en est l'esthétisation de la politique perpétrée par les doctrines totalitaires. Les forces constructives de l'humanité y répondent par la politisation de l'art.

(Traduit par Pierre Klossowski.)

Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit.

Die Untersuchung gliedert sich in einen allgemeinen und einen besonderen Teil. Der allgemeine Teil, der die ersten neun Kapitel umfasst, hat es mit den Veränderungen zu tun, denen die Funktion des Kunstwerkes in seiner technisch reproduzierten Gestalt unterworfen ist. Die Qualität seiner technischen Reproduktion und die Geschwindigkeit ihrer Herstellung sind seit den einschlägigen Erfindungen des letzten Jahrhunderts in schnellem Wachstum begriffen. Die Zeit, die zwischen der Erfindung der Lithographie und der des Tonfilms liegt, umfasst kaum mehr Jahrzehnte als die zwischen der Erfindung des Holzschnitts und der der Lithographie liegenden Jahrhunderte. Der Film ist die derzeit fortgeschrittenste künstlerische Reproduktionstechnik. Er bedeutet in der Geschichte der Kunst etwas grundlegend Neues, nämlich die Reproduktion eines auf Reproduzierbarkeit angelegten Kunstwerkes. Der besondere Teil der Untersuchung hat es mit dem Film als der der Kunst in der Epoche ihrer technischen Reproduzierbarkeit spezifischen Form zu tun.

Das erste Kapitel der Untersuchung entwickelt den Unterschied zwischen manueller und technischer Reproduktion des Kunstwerkes. Das zweite umschreibt den jeder Reproduktion entzogenen Bereich der Echtheit, der die Aura des Kunstwerkes bildet. Das dritte bestimmt den Charakter der gegenwärtigen Wahrnehmung als bestimmt durch den Verfall der Aura. Das vierte weist die Fundierung der Echtheit in den Zusammenhängen des Rituals auf. Das fünfte hat es mit dem Unterschied des auf dem Ritual beruhenden Kultwertes des Kunstwerks von seinem Ausstellungwert zu tun. Das sechste zeigt, welchen verschiedenen Entwicklungsstufen der Technik Kultwert und Ausstellungswert des Kunstwerkes entsprechen. Das siebte handelt von dem beginnenden Übergewicht des Ausstellungswertes über den Kultwert in der Photographie. Das achte beleuchtet die Sonderstellung der griechischen Kunst durch ihren fast völligen Mangel an technischen Reproduktionsverfahren. Das neunte weist auf die Schwierigkeiten hin, die der überkommenen Aesthetik durch die Photographie und den Film erwachsen.

Der zweite Teil der Untersuchung zieht aus den Analysen des ersten Teils die Folgerungen für die Filmtheorie. Er beschäftigt sich mit den Umständen, die aus dem Film dasjenige Kunstwerk machen, an dem die derzeitige Funktionsänderung sich am deutlichsten abnehmen lässt. Diese Funktionsänderung besteht in der Überführung des Kunstwerkes aus der ritualen in die politische Praxis.

The Work of Art in the Age of Technical Reproducibility.

The investigation is divided into two parts, the first conceived on general lines and the second dealing with one specific aspect of the question. The general part deals with the changes to which the function of a work of art is subjected in its technically reproduced form. The quality of its technical reproduction and the speed with which the same is established

have made great progress since the inventions of last century in that sphere. The period of time existing between the invention of lithography and that of the sound film contains scarcely more decades than there are centuries between the invention of the wood-cut and that of lithography. The film, at present, has the most highly developed technic of artistic reproduction. In the history of art the film represents something fundamentally new, namely, the reproduction of a work of art which aims precisely at such reproducibility. The second part of the investigation deals with the film as the specific form of art in the era of technical reproducibility.

The first chapter develops the difference between manual and technical reproduction of a work of art. The second delimits the sphere of authenticity which forms the aura of a work of art and which is withdrawn from every reproduction. The third defines the character of modern perception as determined by the deterioration of the aura. The fourth chapter shows that the foundation of authenticity lies in the associations of ritual. The fifth deals with the difference between the cult-value based on ritual and the exhibition-value of a work of art. The sixth shows the various stages in the development of technical art to which the cult-value and the exhibition-value of a work of art correspond. The seventh treats the beginnings of the predominance of the exhibition-value over the cult-value in photography. The eighth throws light on the special position of Greek art due to its being almost completely lacking in methods of technical reproduction. The ninth draws attention to the difficulties which arise for traditional esthetics through photography and the film.

The second part of the investigation draws from the analyses of the first part certain conclusions concerning the theory of film-making. It concerns itself with the circumstances which make the film the work of art from which the modern change of function can be most clearly deduced. This change of function consists in the transference of the work of art from the realm of ritual to that of politics.

On the Institutionalized Rôle of Women and Character Formation.

By
Margaret Mead.

Various types of case history research in the modern American scene are bringing forward more and more evidence to show that the domination of the mother is having a destructive effect upon the emotional development of both girls and boys. I do not propose in the short space of this article to examine the evidence for this statement, but rather to accept it as a hypothesis about which to build a short theoretical discussion. For this purpose, we will accept the conclusion of the experts[1]) in the personality development field, and consider the different levels of interpretation from which it might be understood.

It would be possible to approach it at the strictly organic level and to insist that it is a necessary condition for the healthy growth of the child, that the element of dominating, greedy ambition be absent from the maternal care. From this point of view we would insist that there was a tie between mother and child so biologically determined that any alteration in its form which arose from cultural compulsions was inevitably bad for the child. Just as it would be impossible to substitute breast feeding by the father for breast feeding by the mother, so we would insist, it is equally impossible to really substitute dominance by the mother for dominance by the father, without condemning the child to an emotional starvation as biologically conditioned, as would be its actual starvation if it had to depend upon its father for milk.

There is a fair case to make out for this point of view, but a case which is far stronger for mother-child relationships at the levels of culture where the child will starve if its mother's breast has no milk. The intervention of artificially controlled nutrition between the mother and the child has altered not only the physical depen-

---

[1]) Based particularly on case study materials on adolescents collected under the direction of Dr. Caroline B. Zachry.

dence of the child upon its mother but its dependence upon her emotional attitudes also. Artificial methods of nutrition, and also the perambulator, the high chair and the crib, are all cultural modifications of a relationship which at simple levels was dependent upon different factors. Now the mother who has no milk can give her child a bottle, the weak or lame or obese mother can push her child in a perambulator, the mother who sleeps restlessly need not fear that she will smother her child in her sleep, — and because of these inventions by which the old physical tie between mother and child can be so successfully implemented artificially — the maternal attitudes are no longer so essential to the child's well-being. Practices of contraception which were mechanically reliable and socially articulated might conceivably add the further check that women who did not wish for children need not have them. It is possible to argue that if the question be viewed purely from the standpoint of the dependence of the child upon the mother's care and upon the attitudes which accompany that care, that the progressive series of inventions which interpolate artificial devices into the situation may so overlay the original biological situation as to make it nugatory. This conclusion would not necessarily contravene the possibility that in contemporary American middle class society the child still has great physical dependence upon the mother and that the combination of such dependence and a maternal tendency to dominate the child towards achievement goals may not be a destructive factor. But the solution of the problem would still be possible in cultural terms, not by adapting the culture to a more primitive mother-child situation, but rather by departing still further from the original form of the situation.

A second level of explanation is to regard the attempt on the part of American middle class mothers to dominate their children, as a symptom formation. According to this view it would be said : This attempt to dominate the child, to force the child to succeed, is a type of behavior which is the result of a distortion in the maternal personality, and because it is itself an unhealthful, substitutive form of behavior, it plays havoc with the development of the child. Here again there are several difficulties in accepting this explanation as adequate. We have ample material to show that children tend to repeat and find satisfaction in behaving towards their own children as their parents have behaved towards them. In a stable and very slowly changing society, this is a mechanism which ensures the effective transfer of the culture shared by one generation to their offspring. If the social situation in the society is postulated upon an antagonism between spouses, and such antagonism is intimately bound up with the whole

economic functioning of the society, as in Manus[1]), then the exposure of each generation of children is a situation of inter-parental strain which effectively prevents their building or attempting to build a more sympathetic type of marriage relationship for themselves, is socially necessary. Any exposure to a type of marriage which might set up some standard external to Manus culture, a more euphoric marital expectation would be definitely destructive to the personalities of Manus individuals, because their culture would give them no opportunity to realize these expectations. Manus culture is carried by individuals who are definitely and systematically prevented from developing a capacity for enjoying heterosexual relationships.

Now if we find the majority of middle class American women show a character structure in which a compulsive, substitutive, indirect form of emotional satisfaction has been developed, it is fair to say that such mothers will be a powerful influence in producing daughters who will show a similar character structure and sons who will be only able to marry women with a similar character structure. But still a development could not fairly be postulated as destructive as long as the sons and daughters functioned in their socially determined roles without breakdown. From an ideal standard, an exogenous standard, we might say, „This is an impoverished type of personality which makes exceedingly trying and essentially unnecessary demands upon the organism, why should we not attempt to construct a culture which permits a fuller, less tortuous, less painful development of the potentialities of human beings ?"[2])

But it is not possible to say that the personality of the Manus mother, nor her attitude towards her children, definitely shaped by frustration as they are, are destructive of her children : they are, rather, constructive in shaping her children's characters to adequate functioning in their society. When, therefore, mental hygienists today say that the dominating, ambitious mother is a destructive force in her children's development, they may mean one of two things : (1) that they, taking the position that Dr. Dollard expresses in his article, consider the creation of personality types usual in our civilization as so wasteful and unnecessary,

---

[1]) Mead, Margaret, Growing up in New Guinea, New York, William Morrow & Co., 1930, London, George Routledge & Son, 1931 ; Kinship in the Admiralty Islands, Anthropological Papers of the American Museum of Natural History Vol. XXXIV, especially pp. 274 through 307.

[2]) For a discussion of this point see, Dollard, J., Mental Hygiene and a ‚Scientific Culture', International Journal of Ethics, Vol. LXV, Nr. 4, July 1935, pp. 431-439.

as to be, virtually, the destruction of the most valuable potentialities of human nature, or (2) that even when they accept our current form of character formation, they find that the children of dominant mothers are not able even to approximate to its meager and tortuous form. This latter finding is actually the one which they stressed. Judged by no ideal or remote standard, but by the mundane and practical demands of ordinary middle class functioning, these young people's personalities are being maimed — both boys and girls —; many of them are unable to marry and repeat their parents' substitutive satisfaction in dominating another generation. May we well not ask whether we are not dealing with something beyond the character defects of the ranks of individual mothers, if in other societies, mothers who have suffered as grave frustrations of the impulse life have not had an equally paralyzing effect upon their children ?

May it not be, that it is not either the destruction of a relationship which as long as it was biologically dictated was perforce cast in warmer, less hostile terms, nor the fact of a maternal character formation which is no more serious than the character formation of mothers in the societies where the effect is not destructive which is responsible ? Should we not look in the total cultural situation for a more enveloping explanation ? May it not be that it is not the nature of the character of middle class American women which is responsible for a flaw in the orderly transmission of the culture, but rather a fundamental discrepancy between the social definition of the maternal role and its present actuality ? A woman with a dominating personality might function as a perfectly adequate mother in a matriarchal society, she may be so handicapped and confined in a patriarchal society as to cease to be an effective cultural surrogate. The fact of female dominance in the fields of consumption, leisure time activities, and the home in America, has often mistakenly been described as a matriarchy. This is essentially false. A matriarchy is a society in which certain important institutional behavior in regard to descent and property is legally demanded of and guaranteed to women, so that all the sanctions of that society lie behind such behavior to control it and integrate it. Nor is the dominance of women a necessary correlate of matriarchal institutions, which often occur without conspicuous personality domination on the part of either sex.[1])

Now America shares with western Europe a patriarchal cultural

---

[1]) Cf. the pueblo of Zuni : Benedict, R., Patterns of Culture, Boston, Houghton, Mifflin & Co 1934, Chapter VI.

form in which the father's dominance over his wife and minor children was institutionally guaranteed. And to the extend to which it was guaranteed, it was also circumscribed and channeled. As the father was, within his family, the surrogate of the powers of the state and of a patriarchally conceived Deity who stood above the state, so also the father was socially responsible to the state and to the Deity. His authority was neither capricious nor arbitrary; it did not satisfy peculiar personality demands within his own character, but had to be exercised even in the absence of such demands. The limits beyond which the paternal dominance could not exceed were socially defined, the minimum requirements which it must meet were reinforced by legal and religious sanctions. In the slowly changing society of preindustrial Europe, the personality of each generation of children was shaped to function efficiently within a system of rigidly institutionalized male dominance.

In modern America, we preserve the patriarchal institutional form. It is still the father who is responsible for his wife's debts and for his children's misdemeanors. The forms remain, almost empty, now that, owing to a series of complex and separate sequence of events, — the pioneer situation, the reduction of the productive role of women within the home, the absorption of men into distant and time-consuming activities, the disorganization of immigrant family forms, and many others — the actual domination has passed to women. The prevailingly dominating character of middle class American women may be seen as the product of an elaborate network of socio-economic events, of which her character is only one result. But because her character, with its pattern of dominance, must function in a social situation which does not allow for that domination, which surrounds it with no safeguards and dignifies it with no socially sanctioned role, her dominance is extra-legal. She exercises her great freedom, her desire to dictate the lives of her children, as a licence and not as a right. Her behavior is marred by the confusions which attend the role of an usurper who becomes tyrant far more easily than lawful ruler. To play the role of tyrant who in turn enslaves those beneath one's control, it is only necessary to possess the power and the will to use it, but to become a legitimate ruler, some institutional alteration is necessary.

So I would suggest that it is not because dominant mothers are biologically inadmissible nor because, again, a given character formation in all of the parents of a society necessarily mars their children's development, that the dominant mother plays her present destructive role in her children's lives. It is rather the combination of a character structure which demands the chance

to dominate, a social situation in which the characters have the freedom to dominate, and institutional forms which do not adequately recognize, dignify, circumscribe and safeguard such a maternal role. Such a situation may be said, to use the analysis of Professor A. R. Radcliffe-Brown[1]), to be dysnomic — there is a flaw in the social system, and this in turn has important repercussions in individual breakdown and increased malfunctioning.

De l'influence du rôle social de la mère sur la formation du caractère de l'enfant.

L'article part du fait qui apparaît de plus en plus clairement dans la psychologie américaine moderne de la personnalité, qu'un certain type de domination de la mère dans la famille exerce une influence fâcheuse sur l'évolution psychique des garçons et des filles. L'auteur étudie les diverses interprétations, qu'on peut donner de ce fait.

La première interprétation discutée est celle-ci : pour des raisons biologiques, l'amour naturel serait nécessaire à une évolution saine de l'enfant ; l'égoïsme de la mère exercerait une influence nocive parce qu'elle serait en opposition avec cette nécessité biologique. L'article indique que les rapports naturels de la mère et de l'enfant sont, sous bien des rapports, remplacés par des relations culturelles (en particulier pour l'alimentation), ce qui montre l'incertitude de cette interprétation.

La deuxième explication discutée est celle-ci : la tendance à dominer l'enfant, à l'élever en vue de succès conformes aux désirs maternels, serait signe du caractère „névrosé" de la mère, la nocivité de cette conduite serait imputable à la névrose de la mère. Mais, à l'aide des faits ethnologiques, l'article montre qu'une mère agressive, ambitieuse d'autorité n'exerce pas nécessairement une action nocive sur l'évolution du caractère de l'enfant, mais tout au contraire est susceptible de conduire à l'adaptation la meilleure des enfants aux exigences futures de la société.

M. Mead présente une troisième explication possible : l'influence nocive ne tiendrait pas à la structure du caractère de la mère, mais à la contradiction entre le rôle effectif de la mère dans la famille et son rôle officiel dans la société. En Amérique, la mère a pris effectivement la direction dans la famille, cependant il serait entièrement faux de parler d'un matriarcat, puisque cette domination de fait n'a pas de caractère officiel et n'est pas reconnue par la société. Rien n'a été changé à l'organisation patriarcale de la société américaine, mais les formes patriarcales ont été partiellement privées de leur contenu et sont en contradiction avec les rapports de fait à l'intérieur de la famille. On pourrait dire que la mère exerce son autorité à la manière d'un tyran et non d'un maître légitime. Cette forme de pouvoir maternel non contrôlé par les institutions sociales offre un moyen d'expliquer l'influence nocive de ce pouvoir sur les enfants.

---

[1]) Reprint from the American Anthropologist, Vol. 37. No. 3, July-September, 1935.

Zum Einfluss der gesellschaftlichen Rolle der Mutter auf die Charakterbildung des Kindes.

Der Aufsatz geht von der in der modernen amerikanischen Persönlichkeitsforschung immer evidenter werdenden Tatsache aus, dass ein gewisser Typ der Vorherrschaft der Mutter in der Familie eine schädliche Wirkung auf die seelische Entwicklung von Knaben und Mädchen hat. Die Verfasserin untersucht, welche verschiedenen Interpretationen für diesen Tatbestand möglich sind.

Zunächst wird eine Interpretation besprochen, die davon ausgeht, dass aus biologischen Gründen für die gesunde Entwicklung eines Kindes mütterliche Liebe notwendig ist und dass aus dem Gegensatz zu dieser biologischen Notwendigkeit heraus die egoistische Mutter einen schädlichen Einfluss darstellt. Durch den Hinweis darauf, dass die „natürliche" Beziehung zwischen Mutter und Kind in vielen anderen Hinsichten durch kulturelle ersetzt werde, speziell in der Ernährung, wird die Fragwürdigkeit dieses Gesichtspunktes begründet.

Dann wird die Erklärung diskutiert, nach der die Tendenz, das Kind zu beherrschen und gewaltsam zu im Sinne der Mutter liegenden Erfolgen anzutreiben, ein Symptom des neurotischen Charakters der Mutter und die Schädlichkeit dieses Verhaltens eben in der Neurose der Mutter zu suchen sei. Es wird an ethnologischem Material gezeigt, dass eine aggressive und herrschsüchtige Charakterstruktur der Mutter nicht notwendigerweise schädliche Wirkungen auf die Charakterentwicklung der Kinder hat, sondern ganz im Gegenteil zur optimalen Anpassung der Kinder an die sie später erwartenden gesellschaftlichen Anforderungen führen kann.

M. Mead legt eine dritte Erklärungsmöglichkeit vor : dass der schädliche Einfluss nicht in der Charakterstruktur der Mutter an sich zu suchen ist, sondern in dem Widerspruch zwischen der faktischen Rolle der Mutter in der Familie und ihrer „offiziellen" Rolle in der Gesellschaft. Während die amerikanische Mutter häufig tatsächlich die Herrschaft in der Familie an sich gerissen hat, wäre es doch ganz falsch, von einem Matriarchat in Amerika zu sprechen, da die faktische Herrschaft in der Familie in keiner Weise den Charakter einer offiziellen und gesellschaftlich anerkannten Herrschaft der Frau angenommen hat. Vielmehr hat sich an der patriarchalischen Organisation der amerikanischen Gesellschaft nichts Entscheidendes geändert, aber die patriarchalischen Formen sind zum Teil ihres Inhaltes beraubt worden und stehen im Gegensatz zu den faktischen Verhältnissen in der Familie. Die Mutter übt ihre Herrschaft gleichsam nicht als ein rechtmässiger Herrscher, sondern als ein Tyrann aus. In dieser durch gesellschaftliche Institutionen nicht kontrollierten Form mütterlicher Herrschaft wird eine Erklärungsmöglichkeit für den schädlichen Einfluss dieser Herrschaft auf die Kinder gesehen.

Die „Enquête Ouvrière" von Karl Marx.

Von
Hilde Weiss.

I.

Aus dem Brief vom 5. November 1880 von Marx an Sorge geht hervor, dass die in der „Revue Socialiste" vom 20. April 1880 anonym erschienene „Enquête Ouvrière" von Karl Marx stammt. „Ich habe für ihn (Benoît Malon, Herausgeber der „Revue Socialiste") den „Questionneur" verfasst, der erst in der „Revue Socialiste" gedruckt und in grösster Anzahl Abdrücke[1]) durch ganz Frankreich verteilt worden ist." Von dieser Enquête scheint nur der ausführliche Fragebogen mit 100 Fragen und das Begleitschreiben erhalten zu sein. Aus einer Bemerkung in einer späteren Nummer der „Revue Socialiste" vom 5. Juli 1880, die dem Stile nach der Feder von Marx entstammen könnte, geht hervor, dass einige Antworten eingegangen sind, deren Veröffentlichung bis zum Eintreffen einer grösseren Zahl zurückgestellt wurde.[2]) Die in derselben Zeitperiode erscheinende „Egalité", die Marx im gleichen Brief als das erste französische „Arbeiterblatt" bezeichnet, fordert ihre Leser wiederholt[3]) zur Beteiligung an der Enquête auf, deren Fragebogen ihrer Zeitung beigelegt wurde.

---

[1]) „Dieser Aufruf wurde in 25000 Exemplaren vervielfältigt und in mehreren Exemplaren allen Arbeitervereinen, allen sozialistischen und demokratischen Gruppen und Zirkeln, allen französischen Zeitungen und allen Einzelpersonen übersandt, die darum baten" (Anmerkung zur Enquête Ouvrière, in : Revue Socialiste vom 20. April 1880).

[2]) „Betrifft Arbeiterenquête : Eine Anzahl Freunde haben bereits eine Antwort auf unseren Fragebogen zur Arbeiterenquête eingesandt, wofür wir ihnen danken ; wir bitten dringend diejenigen Freunde und Leser, die noch nicht geantwortet haben, sich zu beeilen. Wir beabsichtigen im Interesse einer möglichst grossen Vollständigkeit mit unserer Arbeit erst dann zu beginnen, wenn wir eine Höchstzahl von Monographien erhalten haben. Wir bitten unsere proletarischen Freunde zu erwägen, dass die Ausarbeitung dieser „Cahiers du travail" von grundlegender Bedeutung ist und dass sie durch die Mitarbeit an unserem schwierigen Unternehmen unmittelbar an ihrer Befreiung arbeiten" (Revue Socialiste vom 5. Juli 1880).

[3]) „Die Revue Socialiste hat in ihrem letzten Heft die Initiative zu einer ausgezeichneten Massnahme ergriffen... Eine Erhebung über die durch die bürgerliche Herrschaft geschaffene Klassenlage der Arbeiterschaft einleiten, heisst, den Prozess

Marx schuf mit dieser Enquête kurze Zeit nach dem Marseiller Sozialistenkongress von 1879 ein wichtiges Dokument, das mit zur Konstituierung der „ersten wirklichen Arbeiterbewegung in Frankreich“ (Brief Marx' an Sorge) beitragen sollte. Nach jahrelanger Aufspaltung der sozialistischen Bewegung Frankreichs in Gruppen der verschiedensten Richtungen, nach Jahren strengster Illegalität seit der Pariser Kommune, errangen in Marseille die „revolutionären Kollektivisten“, Guesdisten, Blanquisten und auch Anhänger Proudhons, die sich auf ein Programm geeinigt hatten, den ersten grossen Erfolg, der die Grundlagen für die Bildung einer „Arbeiterpartei“ legte. Kennzeichnend für diese Periode der Loslösung der Arbeiterbewegung von den radikalsozialistisch-kleinbürgerlichen Richtungen ist, dass nach dem Marseiller Kongress zunächst zwei Organisationen nebeneinander gebildet wurden : eine, die nur Arbeiter als Mitglieder aufnahm, um den Gegensatz zur herrschenden Klasse auf das Eindeutigste hervortreten zu lassen („Fédération du parti ouvrier“), die andere, die die sozialistischen Gesinnungsgenossen umschloss, die nicht Arbeiter waren („Fédération des groupes socialistes“).[1] Beide Organisationen verfolgten das gleiche Ziel : die Arbeiterklasse auf eigene Füsse zu stellen, durch völlige Loslösung von den Gruppen, die an die Möglichkeit einer Versöhnung und ihrer Befreiung durch die herrschende Klasse glaubten. Marx stellt der Arbeiterbewegung Frankreichs um 1880 als Hauptaufgabe, eine Arbeiterpartei zu konstituieren, sich auf die eigene Kraft zu beschränken und diese zu entwickeln. Dem gleichen Zweck soll die „Enquête Ouvrière“ dienen, indem sie die Arbeiter selbst zur Beschreibung ihrer sozialen Lage auffordert, die bis dahin nur durch Angehörige oder Repräsentanten der besitzenden Klasse unternommen worden war. So stellt die Enquête im Sinne von Karl Marx nicht nur eine Sammlung von Fakten dar ; die Arbeiterklasse soll aus dem Begreifen ihrer Arbeits- und Lebensverhältnisse Kraft und

---

gegen die besitzende Kaste führen, das Material zur leidenschaftlichsten Anklage, die sich gegen die moderne Gesellschaft formulieren lässt, zusammentragen, allen Unterdrückten, allen Lohnempfängern die Ungerechtigkeiten vor Augen halten, deren beständige Opfer sie sind, und infolgedessen in ihnen den Willen wachrufen, dem ein Ende zu machen...“ (L'Egalité vom 28. April 1880).

[1]) „Es ist gewiss ausgezeichnet, dass sich neben der Arbeiterpartei eine Vereinigung der sozialistischen Gruppen bildet... Aber es gilt dafür zu sorgen, dass man in die Vereinigung, deren Grundlinien in Marseille entworfen worden sind, nur Arbeiter aufnimmt, aber freilich alle Arbeiter ; denn es handelt sich darum, die beherrschte Klasse der herrschenden Klasse entgegenzustellen, es handelt sich darum, einen Bruch herbeizuführen zwischen dem Frankreich, das produziert, und dem Frankreich, das bloss geniesst... Die Grundlage der Arbeitervereinigung wird die Gemeinschaft der Leiden, diejenige der sozialistischen Vereinigung die Gemeinschaft der Forderungen sein“ (L'Egalité vom 21. Januar 1880).

Wissen zur Lösung der Aufgaben schöpfen, die zu ihrer Emanzipation führen.

Mit dieser Konzeption seiner Enquête stellt sich Marx bewusst in Gegensatz zu den vom französischen Staat und in dessen Auftrag von wissenschaftlichen Organisationen oder von Philanthropen durchgeführten sozialen Erhebungen seiner Zeit. Kennzeichnend dafür ist die scharfe Anklage, die er im Begleitschreiben an den französischen Staat richtet, dem er vorwirft, auf allen Gebieten, wo und wann wirtschaftliche oder politische Erschütterungen es nahelegten, Enquêten veranlasst zu haben, aber niemals eine ernsthafte Untersuchung der Lage der Arbeiterklasse. Angesichts der grundlegenden Kritik an der englischen Sozialgesetzgebung und der Aufdeckung der sozialen Misstände in England, für die Marx und Engels den Staat als Mitverantwortlichen angeklagt hatten, musste die Bezeichnung der monarchischen englischen Regierung als Vorbild für die Veranstaltung sozialer Enquêten und für die Arbeiterschutzgesetzgebung, wie es im Begleitschreiben geschieht, als eine Verhöhnung der französischen Republik wirken.

In der Tat : während in England der Staat durch parlamentarische Untersuchungskommissionen und beamtete Fabrikinspektoren umfassende Berichte über die Arbeitsverhältnisse der Fabrikarbeiter, besonders der Frauen und Kinder, verfassen liess, waren vom Staat direkt durchgeführte sozialpolitische Enquêten in Frankreich eine Seltenheit.[1]) 1848 wurde vom Comité du Travail der Assemblée Constituante die erste soziale Enquête über die landwirtschaftlichen und industriellen Arbeitsverhältnisse angeordnet, deren Ergebnisse von der öffentlichen Meinung als völlig unzureichend angesehen wurden[2]) ; die Fragen waren zu allgemein und theoretisch gestellt, so dass sie kein Bild über die wirklichen Zustände ergeben konnten. Die zweite grössere staatliche Enquête über die Arbeitsbedingungen, die 1872 von einer parlamentarischen Enquêtekommission unternommen wurde und an die Präsidenten der Handelskammern und die Präfekten der einzelnen Departements gerichtet war, zeichnete sich zwar durch ausführliche Darstellung der Geschichte der Arbeitsverhältnisse Frankreichs aus (seit 62 v. Chr.), die Beschreibung der aktuellen sozialen Lebensbedingungen der Arbeiter liess jedoch sehr zu wünschen übrig. Einen grossen Fortschritt wies diese Untersuchung insofern auf, als sie, gleichsam als Zeugenaussagen gegenüber den Berichten der Beamten und Industriellen, die Veröffentlichungen

---

[1]) Siehe Hilde Rigaudias-Weiss, Les Enquêtes Ouvrières en France entre 1830 et 1848. Alcan, Paris 1936.

[2]) Vgl. Dictionnaire de l'Économie Politique, 1854 und Audiganne, Mémoires d'un ouvrier de Paris, 1871-1872, Paris 1873, S. 39 ff.

verschiedener Arbeiterdelegationen zu den Weltausstellungen in London (1862), Paris (1867) und Wien (1873) heranzog und den Arbeiterkritiken einen breiten Raum in ihrem Bericht einräumte. Die Kommission hatte sich zur Aufgabe gestellt, die Einflüsse aufzudecken, die die Arbeiter zu sozialistischen Gedanken gebracht hatten, die Gefühle und Ideen der Arbeiter kennen zu lernen, an die die Führer der sozialistischen Bewegung anknüpfen konnten und schliesslich die Veränderungen in der Entwicklung der französischen Industrie zu untersuchen.

Neben solchen vereinzelten Enquêten, die vom Staat selber durchgeführt wurden, geschah eine Reihe von Untersuchungen in seinem Auftrag oder durch staatliche Institutionen. Zum Auftraggeber einer ganzen Reihe solcher Forschungsarbeiten wurde die Académie des Sciences Morales et Politiques.[1]) Der erste, der von der Akademie mit der Untersuchung der sozialen Verhältnisse in der französischen Industrie beauftragt wurde, war der Arzt Villermé. Seine selbständig unternommene Enquête „Tableau de l'état physique et moral des ouvriers“ aus dem Jahre 1835 hat wichtige Einzelheiten über die Lage der Industriearbeiter in der Baumwoll-, Woll- und Seidenindustrie ausserhalb von Paris zusammengetragen, die sowohl Buret wie den nachfolgenden Enquêteuren als Quelle für ihre eigenen Forschungen dienten. Die Untersuchung Burets „De la misère des classes laborieuses en Angleterre et en France“, die 1840 erschien, ist ebenfalls unter den Auspizien der Akademie entstanden und dort mit einem Preis gekrönt worden, obwohl das Preisgericht mit Burets grundsätzlicher Kritik und seinen Forderungen nicht einverstanden war; im Gegensatz zu Villermé stellte sich Buret mit seinem Werk offen auf die Seite der Arbeiter.

Unter den von der Akademie anlässlich der Revolution von 1848 herausgegebenen Schriften[2]) seien hier nur Villermés „Associations Ouvrières“ und Adolphe Blanqui's Enquête über „les classes ouvrières en France pendant l'année 1848“ genannt. Die Schrift Villermés, die gegen die Arbeiterassociationen Stellung nimmt, wurde von Naudet anlässlich Villermés Tod als „ein Kampf zur

[1]) Die Académie des Sciences Morales et Politiques ist von der Grossen Französischen Revolution geschaffen worden; 1803 von Napoleon Bonaparte wegen ihrer „revolutionären Aspirationen“ unterdrückt, wurde sie erst nach der Julirevolution aufs neue ins Leben gerufen. Die Akademie wandelte ihren Charakter dann vollends und wurde zu einer konservativen, staatserhaltenden Institution, von der Cavaignac 1848 forderte, sie solle an der Verteidigung der angegriffenen gesellschaftlichen Prinzipien mitarbeiten.

[2]) „Man veröffentlichte Traktätchen, aber das Volk kaufte sie nicht. Selbst das Kleinbürgertum las sie mit einem gewissen Misstrauen; denn die Namen Thiers, Dupin, Cousin, Bastiat usw. erinnerte sie an die Parteigänger der Monarchie, die man eben erst geächtet hatte“ (Grande Encyclopédie).

Verteidigung der durch den Sozialismus bedrohten Gesellschaft" bezeichnet. Ebenso wurde der Ökonom Blanqui von der Akademie aufgefordert, durch seine Enquête zur Wiederherstellung der gestörten Ordnung beizutragen; er hat selbst als Ziel seiner Untersuchung bezeichnet zu beweisen, dass, wenn in Frankreich wirkliches Elend existiere, dieses Elend von der menschlichen Schwäche nicht zu trennen sei und zudem überall durch den Fortschritt der Sitten und Einrichtungen gemildert werde.[1])

Etwa gleichzeitig mit den von der Académie des Sciences Morales et Politiques angeregten Enquêten erschien eine ganze Reihe ähnlicher Untersuchungen, die teils von sozialen Organisationen (sociétés de bienfaisance, associations de prévoyance, de secours mutuel usw.) und von Sparkassen inauguriert, teils von Philanthropen oder humanitären Ärzten selbständig unternommen wurden. Diese Arbeiten dienen zur Aufzeigung der wohltätigen Wirkung der sozialen Einrichtungen aller Art, von den Sparkassen über die Pfandhäuser (Monts de Piété) zur gruppenmässigen Aussiedlung von Arbeitern aufs Land, deren Unterstützung von Staat und Gemeinden gefordert wird. Gleichzeitig richten sie sich, ebenso wie die Veröffentlichungen der Akademie, gegen die aufsteigende Arbeiterbewegung und deren sozialistische Theorien, gegen alle von der Arbeiterklasse unternommenen Versuche zu ihrer Emanzipation, gegen Produktivgenossenschaften wie gegen Gewerkschaften. Neben Villermé seien hier nur die bedeutendsten dieser Reformatoren und Philanthropen erwähnt: Baron de Morogues[2]), Baron de Gérando[3]), Villeneuve-Bargemont[4]). Als letzter sei noch Vidal genannt[5]), wohl der bedeutendste unter ihnen, der dem Sozialismus am nächsten stand.

Zweck sowohl der offiziellen wie der privaten Enquêten war, Regierung und Öffentlichkeit auf die Folgen der stürmisch wachsenden Industrialisierung und der zügellosen Konkurrenz im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aufmerksam zu machen. Die philanthropischen Reformatoren, zu denen alle genannten Verfasser

---

[1]) Adolphe Blanqui, S. 9/10.

[2]) de Morogues, De la misère des ouvriers et de la marche à suivre pour y remédier. Paris 1832.
de Morogues, Du paupérisme. Paris 1834.

[3]) de Gérando, De la bienfaisance publique. Paris 1839.
de Gérando, Le visiteur du pauvre. Paris 1824.

[4]) Villeneuve-Bargemont, Économie Politique Chrétienne ou Recherches sur la nature et les causes du paupérisme en France et en Europe et sur les moyens de le soulager et de le prévenir. Paris 1834. Das Motto lautet: „Man muss Geduld, Genügsamkeit, Arbeit, Nüchternheit und Religion anempfehlen. Der Rest ist nur Betrug und Lüge" Burke. — Vgl. das Resumé der Enquête Villeneuves, Bd. II, S. 590 ff.

[5]) Vidal, De la répartition des richesses. Paris 1846.

von Enquêten, mit Ausnahme von Buret, zu zählen sind, sehen ebenso wie die Utopisten die schlechten Seiten des aufsteigenden Kapitalismus, die Not und das Elend der Industriearbeiterschaft. Die Arbeiter und besonders deren Frauen und Kinder, die am stärksten den Auswüchsen des Fabriksystems ausgesetzt sind, erregen Mitleid und Unruhe bei ihnen. Deshalb zeigen sie soziale und besonders moralische Auswirkungen der Verelendung des Proletariats auf, aber sie kommen nicht auf die Ursachen des Elends und auf den Gedanken, sie zu beseitigen. In ihren Plänen, Ratschlägen, Reformversuchen wenden sie sich an beide Klassen : sie empfehlen den Unternehmern mehr Überlegung in ihrem Produktionseifer, den Arbeitern moralischen Lebenswandel und Geburtenbeschränkung. Zur Verbesserung der sozialen Verhältnisse, zur Herbeiführung von Reformen auf dem Gebiete privater und öffentlicher Wohltätigkeit bis zu staatlicher Fabrikgesetzgebung richten sie ihren Appell an den Staat. Charakteristisch für die Art dieser Enquêten ist z. B. das von der Académie de Lyon gestellte Ziel des Buches von Gérando : „Es sollen die Mittel angegeben werden, mit denen man wahre Bedürftigkeit erkennt und das Almosen sowohl zum Nutzen derjenigen, die es geben, wie derjenigen, die es empfangen, verwendet.“ Vidal andererseits kritisiert treffend die humanitären Reformer (seine Kritik kennzeichnet allerdings auch einige seiner eigenen Vorschläge) : „Die Pauperisten und die Philantropen haben die Wirkungen des Elends sorgfältig analysiert und auf das genauste beschrieben ; dann haben sie den Reichen Almosen und Wohltätigkeit, den Armen Geduld, Ergebenheit, moralische Beschränkung und Sparsamkeit angeraten (Sparsamkeit für Leute, die nicht einmal das Notwendigste zum Leben verdienen).“[1])

Da die Veranstalter jener Untersuchungen an dem bestehenden Wirtschaftssystem nichts ändern wollten, sondern nur das soziale Elend soweit zu mildern trachteten, als es in seinem Rahmen möglich war, konnten sie nur ein bedingtes Interesse an der Aufdeckung der sozialen Misstände haben. Bisweilen war für sie eine Verschleierung der wirklichen Verhältnisse durchaus erwünscht, nämlich dann, wenn die Gefahr bestand, dass die Arbeiter sich mit Fürsorge und Anwendung von Palliativmitteln nicht mehr zufrieden geben und ihr eigenes selbständiges Handeln zur Besserung ihrer Lage vorziehen würden. Das Interesse der Enquêteure vor Marx an einer Beschreibung der wirklichen sozialen Zustände reichte soweit, als die bestehende Gesellschaftsordnung nicht in Frage gestellt wurde und soweit es zur Beruhigung

[1]) a. a. O., S. 461.

der Arbeiter, die den Einflüssen sozialistischer Theorien unterworfen waren, vorteilhaft erschien. So war z. B. die Haltung des Berichterstatters der offiziellen Enquête von 1848, die unter dem Druck der revolutionären Ereignisse beschlossen worden war, ostentativ feindlich gegenüber den Arbeitern.[1]) Die Ergebnisse der Erhebung waren völlig unzureichend, weil für ihre Veranstalter nicht die Beseitigung des sozialen Elends, sondern die Festigung der erschütterten Staatseinrichtungen („le besoin de stabilité des institutions") im Vordergrund stand. Die Enquête stellte fest, dass die Lage der Arbeiter durchaus befriedigend sei. Aus der Aufgabe, die der Enquête von 1872 gestellt wurde, geht deutlich die Grenze hervor, die die Veranstalter selbst ihrer Untersuchung gesetzt haben : „Die Notwendigkeit, die Bedürfnisse der Arbeiter zu erforschen und kennen zu lernen, um sie im Rahmen des Gerechten und Möglichen zu befriedigen." Auf der einen Seite stand das „Mass des Möglichen", d. h. eine von der Regierung erreichbare Reform, als Schranke vor den Enquêteuren, auf der anderen die Absicht, die Ursachen der Sympathie des Arbeiters für sozialistische Ideen wie deren Zugkraft zu studieren. Als Resultat der Erhebung wurde empfohlen, eine engere Verbindung zwischen Industrie- und Landarbeit herzustellen, da diese die Arbeiter den sozialistischen Einflüssen entziehe und zur Hebung ihrer Moral beitrage ; die Herstellung des Arbeitsfriedens, der nach dieser Untersuchung hier und da erschüttert schien, könne nur durch Verstärkung der patriarchalischen Haltung des Unternehmers und Vergrösserung des Verantwortungsgefühls seinen Arbeitern gegenüber erreicht werden.

Ebensowenig lag den privaten Enquêteuren, deren Zielsetzungen durch ihre konservativ-christlichen oder liberalen Anschauungen begrenzt wurden, an der wirklichen Schilderung der sozialen Verhältnisse.[2]) Audiganne, der selbst eine Reihe von Forschungsarbeiten über die Lage der Arbeiter verfasst hat, suchte nach den Ursachen der Unzulänglichkeit all dieser Enquêten : „...es ist nicht der Fehler der Erhebungen, die ihrer Natur nach ein deutlicheres Licht auf alle in ihr erfassten Fragen werfen sollten als

---

[1]) Audiganne übt in seinen Mémoires d'un ouvrier de Paris folgende Kritik an dieser Enquête und bezeichnet sie als Stellungnahme der Arbeiter seiner Umgebung : „... Der Berichterstatter, Herr Lefèvre-Duruflé liess eine ausgesprochene Antipathie gegen die Erhebung durchblicken... Der Bericht wies offensichtlich einen Mangel an Gerechtigkeit auf" (S. 39, 45/46).

[2]) Vgl. z. B. Blanqui, Des classes ouvrières en France, Paris 1849, S. 207 : „Die Familie löst sich sehr rasch auf, wenn sie mit der verpesteten Luft in den Kellern von Lille und den Dachböden von Rouen in Berührung kommt ; man sollte lieber einen diskreten Schleier über diese traurigen Wohnstätten werfen, als hier nähere Nachforschungen halten..."

irgendeine andere Untersuchung. Der Fehler rührt von dem System her, das bei der Ausführung der Erhebungen befolgt worden ist, oder von den Hintergedanken, die sich eingeschlichen haben.“

II

In dreierlei Hinsicht unterscheidet sich die Marxsche „Enquête Ouvrière“ von allen vor ihr unternommenen Enquêten. Erstens geht aus ihrer Zielsetzung und den gestellten Fragen das Interesse an einer genauen Schilderung der wirklichen sozialen Verhältnisse hervor, zweitens richtet sie die Aufforderung zur Dokumentierung ausschliesslich an die Arbeiter selbst, drittens erfüllt sie einen pädagogischen Zweck : Förderung der Erkenntnis im Sinne der Marxschen Lehre.

Marx bezweckt mit seiner „Enquête Ouvrière“ ebenfalls die Information der Öffentlichkeit über die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Arbeiter, und auch er geht mit „Hintergedanken“ an die Untersuchung ihrer Lage. Aber seine sozialistische Konzeption verpflichtet ihn zu einer möglichst genauen Aufdeckung des sozialen Elends. Er stellt der Erhebung die besondere Aufgabe, den Arbeitern selbst zur Erkenntnis ihrer Lage zu verhelfen. Für die Philanthropen waren sie als leidendste Schicht der Gesellschaft das Objekt ihrer Fürsorge ; Marx sah in ihnen die gesellschaftlich unterdrückte Klasse, die, wenn sie zum Bewusstsein ihrer Situation gelangt, Herr ihres Schicksals wird. Mit der Entwicklung des industriellen Kapitalismus wächst nicht nur die Verelendung des Proletariats, sondern auch sein Wille zur Emanzipation ; zur „Vorbereitung der gesellschaftlichen Erneuerung“ soll die „Enquête Ouvrière“ ein Grundstein sein, heisst es in dem Begleitschreiben zum Fragebogen.

Doch nicht nur in der Zielsetzung unterscheidet sich die „Enquête Ouvrière“ von ihren staatlichen und privaten Vorläufern, sondern auch in der Art, wie die Untersuchung durchgeführt wird. Selbst insoweit sie die Absicht wirklich hatten, konnten die anderen Enquêten die wahren Übelstände nicht aufdecken, weil sie sich zu ihrer Information unzulänglicher Mittel bedienten ; sie wandten sich fast ausschliesslich an Unternehmer und deren Vertreter, ausserdem noch an Fabrikinspektoren, soweit solche überhaupt vorhanden waren, und an Verwaltungsbeamte, wie es z. B. Villeneuve-Bargemont tat. Dort, wo die die Untersuchung durchführenden Ärzte und Philanthropen selbst Arbeiterfamilien aufsuchten, geschah es meist in Begleitung der Unternehmer oder deren Stellvertreter. Le Play z. B. empfiehlt Besuche in Arbeiterfamilien, „wobei man sich der Empfehlung einer sorgfältig ausgesuchten

Autorität bedient"; er rät zu äusserst diplomatischem Verhalten den einzelnen Familienmitgliedern gegenüber, ja zur Zahlung kleiner Entschädigungssummen oder zur Verteilung von Geschenken: man soll „mit Unterschied die Klugheit der Männer, die Grazie der Frauen, das Wohlverhalten der Kinder loben und in gescheiter Weise an alle kleine Geschenke verteilen."[1]) Im Laufe der ausführlichen Kritik der Erhebungsmethoden, die Audiganne in den Diskussionen seines Arbeiterkreises aufkommen lässt, spricht man sich über Le Play folgendermassen aus: „Niemals ist ein falscherer Weg ungeachtet der allerbesten Absichten eingeschlagen worden. Es handelt sich nur um das System. Ein falscher Gesichtspunkt, eine falsche Beobachtungsmethode führt eine gänzlich willkürliche Folge von Vorstellungen herbei, die ohne irgendeine Beziehung zur Realität der Gesellschaft stehen und wo eine unüberwindliche Vorliebe für den Despotismus und die Starrheit durchschaut."[2]) Als weit verbreiteten Fehler in der Durchführung von Erhebungen bezeichnet Audiganne die Feierlichkeit, die von den Enquêteuren bei Besuchen von Arbeiterfamilien in Szene gesetzt wird: „Wenn nicht eine einzige Spezialerhebung unter dem zweiten Kaiserreich irgendein greifbares Resultat ergeben hat, so trägt zu einem grossen Teil der Pomp, mit dem man sich umgeben hat, die Schuld daran."[3]) Auch Engels und Marx schildern die Methoden, mit denen die Arbeiter zu Aussagen bei derartigen sozialen Recherchen veranlasst, ja selbst zur Eingabe von Gesuchen gegen die Verkürzung der Arbeitszeit gebracht wurden.

Doch war selbst eine derartige Befragung der Arbeiter eine Seltenheit. Der Artikel „Enquêtes" im Dictionnaire de l'Économie politique bemerkt ausdrücklich: „Man darf diejenigen, die befragt werden sollen, nicht an der Erhebung teilnehmen lassen"[4]), so dass Audigannes Kritik zu Recht besteht: „Man urteilt über uns, ohne uns zu kennen."[5])

Marx wendet sich zur Berichterstattung über ihre sozialen Verhältnisse ausschliesslich an die Arbeiter, und zwar mit der Begründung, dass nur sie und nicht „von der Vorsehung bestimmte Retter" die Ursachen ihres Elends kennen und daher auch sie allein die wirksamen Mittel zu dessen Beseitigung finden können. In dem Begleitbrief zum Fragebogen bittet er die Sozialisten um ihre Unterstützung: sie bedürften für ihre sozialen Reformen der

---

[1]) Les Ouvriers Européens. Paris. Bd. I, S. 223.
[2]) Audiganne, a. a. O., S. 61.
[3]) a. a. O., S. 93.
[4]) Paris 1854, S. 706.
[5]) Audiganne, a. a. O., S. 1.

exakten Kenntnis der Arbeits- und Lebensbedingungen der unterdrückten Klasse, die nur von den Arbeitern selbst in voller Offenheit dargelegt werden könnten. Er weist sie auf die historische Rolle hin, die die Arbeiterklasse zu spielen berufen sei und die keine sozialistische Utopie ersetzen könne.

Die Befragung der Arbeiter als Methode der Dokumentierung stellt einen wesentlichen Fortschritt der „Enquête Ouvrière“ gegenüber ihren Vorläufern dar. Es ist durchaus verständlich, dass Marx sich auf diese Methode beschränken musste. Abgesehen von dem politisch-pädagogischen Zweck, den er mit seiner Erhebung verbinden wollte, hat diese ausschliessliche Adressierung der Fragen an die Arbeiter demonstrativen Charakter dem Staat und der Öffentlichkeit gegenüber. Vom Stand der heutigen Erfahrung auf dem Gebiet sozialer Enquêten aus gesehen, würde die alleinige Befragung der Arbeiter zur Erforschung ihrer Arbeitsbedingungen als unzureichend betrachtet werden. Sicherlich steht sie noch heute im Mittelpunkt einer solchen Untersuchung; aber zu den Monographien, die aus der Auswertung der „Enquête Ouvrière“ hervorgehen sollten, müsste eine vielfache Ergänzung und Kontrolle ihrer Resultate durch Heranziehung von Statistiken und selbst der in den anderen Enquêten gebotenen Materialien erstrebt werden.

Der pädagogische Zweck, den die „Enquête Ouvrière“ erreichen will, geht, wie später gezeigt werden soll, aus der Zusammenstellung und Formulierung der Fragen hervor, er wird aber auch aus dem ganzen Begleitschreiben deutlich, besonders aus der programmatischen Losung, die Marx hier aufstellt : „Cahiers du travail“ nennt er die geplanten Monographien im Gegensatz zu den „Cahiers de Doléances“ von 1789. Anknüpfend an die für die französischen Arbeiter lebendige Tradition der Bittgesuche des Tiers État kennzeichnet er mit der Prägung dieses neuen Begriffes den besonderen Charakter seiner Enquête. Anders als diese „Cahiers de Doléances“, die in unterwürfiger Form geringfügige Forderungen aufstellten, sollten die „Cahiers du Travail“ eine wahre und genaue Beschreibung der Lage der Arbeiterklasse und den Weg zu ihrer Befreiung enthalten. Und die Durchsetzung dieses Programms wird nicht dem guten Willen des Königs überlassen, sondern die Arbeiter sollen aufrecht und selbstbewusst um ihre Menschenrechte kämpfen. Nicht zufällig spricht Marx in diesem Zusammenhang auch von der „sozialistischen Demokratie“, deren erstes Werk die Abfassung der „Cahiers du Travail“ sein soll : Die Arbeiter, die den Klassenkampf zu führen und eine soziale Erneuerung zu erkämpfen haben, sollen vorerst einmal sowohl die Fähigkeit, ihre eigene Lage zu erkennen, wie auch die individuelle Bereitschaft des Einzelnen zur Mitarbeit erringen und bewähren.

III

Wie mehrfach betont, sollen die „Cahiers du Travail“, deren Aufgabe es war, zur besseren Kenntnis der Lebensbedingungen des Arbeiters beizutragen, gleichzeitig bei der Erziehung des Arbeiters zum Sozialisten helfen. Schon beim Lesen der hundert Fragen fügen sich dem Arbeiter die dort erörterten, scheinbar ganz selbstverständlichen und alltäglichen Einzelheiten zu einem Gesamtbild seiner Lage zusammen. Beim ernsthaften Versuch, die Fragen zu beantworten, wird ihm die gesellschaftliche Bedingtheit seiner Lebensumstände zum Bewusstsein gebracht. Er gewinnt Einsicht in das Wesen der kapitalistischen Wirtschaft und des Staates und lernt Mittel und Wege zur Aufhebung des Lohnarbeiterverhältnisses, zu seiner Befreiung kennen. Der Fragebogen bildet so den Rahmen eines sozialistischen Lehrbuches, das die Arbeiter durch Eintragung ihrer Erfahrungen mit lebendigem Inhalt erfüllen.

Mehrere Fragen sind schon, z. B. durch Einfügung von wertenden Beiworten, so formuliert, dass der Arbeiter die dem erzieherischen Zweck der Enquête entsprechenden Antworten sofort findet. So spricht Marx z. B. vom Missbrauch der öffentlichen Gewalt, wenn es sich um Verteidigung der Unternehmerprivilegien handelt. Gleich darauf wird gefragt, ob der Staat die Arbeiter schütze „contre les exactions des maîtres et leurs coalitions illégales“. Durch diese Gegenüberstellung soll der Arbeiter auf den Klassencharakter des Staates aufmerksam gemacht werden. Ein anderes Beispiel bietet das Problem der Gewinnbeteiligung der Arbeiter am Unternehmen. Der Antwortende soll sich überlegen, worin sich Betriebe mit dieser angeblich sozialen Einrichtung von anderen kapitalistischen Unternehmungen unterscheiden, ob die Rechtslage der Arbeiter dort eine bessere sei : „Haben sie die Möglichkeit zu Streiks usw., oder ist es ihnen bloss gestattet, die demütigen Diener ihrer Herren zu sein ?“ (Frage 99). Jedoch versucht nur ein verhältnismässig kleiner Teil der Fragen eine so unmittelbare Beeinflussung.

Entscheidend unter dem doppelten Gesichtspunkt der Enquête ist vielmehr, dass es Marx gelungen ist, die Fragen durchwegs eindeutig und konkret zu stellen. Sie sind dem Arbeiter verständlich und gehen ihn unmittelbar an. Einfachheit und Genauigkeit der Fragestellung ist ein Vorzug der „Enquête Ouvrière“ vor ihren Vorläufern. Schon Audiganne hat diesen mit Recht vorgeworfen, dass sie allzu umfassende, abstrakte und komplizierte Fragen stellten und die Beantwortung wichtiger Punkte durch die Häufung

nebensächlicher Fragen gefährdet haben.[1]) Aus den gleichen Gründen konnten auch die privaten Enquêten kein besseres Bild der wirklichen sozialen Lage und Einstellung der Arbeiter geben.

Abgesehen von der Zielsetzung und technischen Organisation der früheren Enquêten kommt auch der spezielle Inhalt der dort gestellten Fragen stark dem Interesse der Unternehmer entgegen. Die Frage z. B., ob die Arbeiter ihren ganzen Lohn in barem Geld oder zum Teil in Waren oder Mietzahlung bekommen, wird sowohl in der staatlichen Enquête von 1872 wie in der „Enquête Ouvrière" gestellt, indessen das eine Mal vom Standpunkt des Unternehmers, das andere Mal von dem des Arbeiters aus. In der offiziellen Enquête wird jede Naturalleistung als „supplément" zum Lohn bezeichnet, Marx hingegen betrachtet jede andere Form des Lohnes als die der Barzahlung als eine Möglichkeit zur Lohnkürzung.

Stellen die von Marx formulierten Fragen wirklich einen Fortschritt gegenüber den vorangegangenen Enquêten dar, so ist es umso erstaunlicher, dass offenbar nur sehr wenig Antworten eingegangen sind.[2]) Zwei Gründe dürften diese Tatsache erklären : der Umfang der geforderten Angaben und die besonderen Zeitumstände. Auch heute noch ist es für einen durchschnittlichen Arbeiter nicht leicht, in seiner Freizeit hundert detaillierte Fragen zu beantworten ; erst recht zu einer Zeit, wo die Arbeiter zum ersten Mal vor eine solche Aufgabe gestellt waren. Ihre Schreib- und Ausdrucksfähigkeiten waren relativ unentwickelt ; sie lasen wenig, ihre Zeitungen erschienen in ganz kleinen Auflagen und waren durch die Zensur vielfach behindert. Die französische Arbeiterbewegung befand sich seit der Niederlage der Pariser Kommune noch immer in einer tiefen Depression. Hätte damals eine selbständige Arbeiterbewegung bereits bestanden, so wäre die Durchführung der Enquête sehr erleichtert gewesen. Eben wegen der Unreife der Arbeiterbewegung und der Arbeiterschaft überhaupt[3]) gab Marx ja seiner Enquête den pädagogischen Zweck, die Arbeiter zum Bewusstsein ihrer Lage zu bringen. Die „Enquête Ouvrière" musste also selbst erst die Voraussetzungen für die Durch-

---

[1]) Von vielen Beispielen nur eines : „Wie ist in dem Industriebezirk, den Sie bewohnen, der physische Zustand der Arbeiterbevölkerung, und zwar unter dem Gesichtspunkt der sanitären Bedingungen, der Bevölkerungsvermehrung und der Lebensdauer ?" (Ducarre, Rapport sur les conditions du travail en France. Versailles 1875, S. 195) Man kann sich die Weitschweifigkeit der Antworten vorstellen.

[2]) Auch die wenigen angeblich eingegangenen Antworten konnten trotz eifrigen Suchens nicht aufgefunden werden.

[3]) Die kurze Zeit vorher von Arbeitern verfassten Berichte anlässlich der Wiener Weltausstellung (1873) sind charakteristisch dafür, dass die Arbeiterschaft noch stark in patronalen und utopischen Vorstellungen befangen war.

führung einer Enquête schaffen helfen. Über ihren wirklichen Erfolg oder Misserfolg könnte man nur dann urteilen, wenn etwa einige Jahre später eine ähnliche Erhebung nochmals angestellt worden wäre.

Der Aufbau des Fragebogens ergibt sich aus der Vereinigung seiner beiden Aufgaben. Er ist in vier Hauptgebiete gruppiert : Betrieb und Arbeitsschutz ; Arbeitszeit, Frauen- und Kinderarbeit ; Lohn und Arbeitslosigkeit ; Organisation und Kampf. Die Fragen begleiten den Arbeiter durch sein ganzes Berufsleben und zeigen ihm, wie die Einzelheiten seines Alltagsdaseins miteinander zusammenhängen und welchen allgemeinen Gesetzen sie unterworfen sind. Die ersten Fragen behandeln die geographische Lage des Betriebs, seine Ausstattung mit Maschinen und den Grad der Arbeitsteilung. Es folgt die gesetzlich festgelegte Kontrolle des Arbeitsschutzes, die in letzter Instanz dem Staat zufällt. Es wird gefragt, ob eine staatliche oder kommunale Institution zur Überwachung der hygienischen Verhältnisse der Fabrik bestehe (17) oder ob der Unternehmer bei einem Unfall gesetzlich zur Entschädigung des Arbeiters verpflichtet sei. Die gleiche Ausrichtung auf das Bestehen und die tatsächliche Anwendung der Gesetze haben die folgenden Fragen nach Kinderarbeit und Kindererziehung (39, 40). Die Unzulänglichkeit der Arbeiterschutzgesetzgebung wird aufgezeigt. Warum können die Unternehmer die Gesetze umgehen oder einfach ignorieren ? Das erfährt der Arbeiter in weiteren Fragen : welche Strafe erwartet den Unternehmer im Falle eines Vertragsbruches und welche den Arbeiter (48, 49) ? Aus vielen kleinen Erfahrungen an sich selbst und bei den Kollegen im Betrieb lernt der Arbeiter, indem er nun die allgemeine Bedeutung dieser täglichen Konflikte sieht, den „Klassencharakter“ des Staates kennen. Und hat er mit der Beantwortung dieser Fragen noch nicht die Zusammenhänge verstanden, so wird er, namentlich in den schon erwähnten Fragen 92 und 93, auf die nach Marx uninteressierte bezw. feindliche Haltung des Staates zum Arbeiter gestossen.

Marx will auf diese Weise das Vertrauen der Arbeiter zum bestehenden Staat erschüttern. Er versucht damit auch, die in jener Zeit aktuellen Staatstheorien anzugreifen, die in die Arbeiterschaft Eingang gefunden hatten : er wendet sich sowohl gegen den Anarchismus Bakunins wie gegen den Glauben Louis Blancs an die Allmacht des Staates.

Einen besonders grossen Raum nimmt die Behandlung der sozialen Stellung des Unternehmers ein. Zunächst wird dem Arbeiter erklärt, dass auch in der Aktiengesellschaft die Funktion des kapitalistischen Unternehmers bestehen bleibt. Die nächsten Fragen sollen darauf hinweisen, dass der Unternehmer, der doch

für die Schutzeinrichtungen verantwortlich ist, ohne staatlichen Zwang wohl selten seine Arbeiter entschädigen würde, wenn sie einen Unfall erleiden, „während sie arbeiten, um ihn zu bereichern" (22, 23, 26, 27). Ja, er spricht von „Herrschaft über die Lohnarbeiter" und fragt nach der Betriebs- und Strafordnung, die zur Sicherung dieser Herrschaft dient. Mit der Bemerkung, dass der Staat zwar gegen die Koalitionsversuche der Arbeiter einschreite — sie erlangten das Recht, Gewerkschaften zu gründen, erst 1884 —, geheime Verbindungen der Unternehmer aber toleriert, fragt Marx, ob solche Unternehmerverbindungen bekannt sind, und beschreibt ihre Funktion im Klassenkampf.

Dann wird die „Ausbeutungsfunktion" des Unternehmers geschildert. Hier hat Marx eine induktive Hinleitung zu seiner Theorie des Mehrwerts gegeben. In den Antworten muss sich zeigen, wie weit diese Theorie im Arbeiter selbst lebendig, von ihm erkennbar und wirklich erkannt ist. Er führt zunächst eine ganze Reihe von Massnahmen an, die den absoluten Mehrwert durch Verlängerung des Arbeitstages vergrössern : Abkürzung der Esszeiten (33, 34, 35), Überstunden zur Reinigung von Maschinen (43), Nachtarbeit (36, 41), durch konjunkturellen oder saisonmässigen Aufschwung hervorgerufene Überarbeit (42, 52). Auch dass der Fabrikarbeiter zu Nebenarbeiten gezwungen ist, wenn der in ländlicher Gegend übliche niedrige Lohn nicht ausreicht, wird erwähnt (11). Der Steigerung des relativen Mehrwerts durch Erhöhung der Arbeitsintensität werden ebenfalls zwei Fragen gewidmet (78, 79). Weitere Methoden der Lohnkürzung werden in ausführlichen Fragen behandelt : Strafgelder für Zuspätkommen (44), verschiedene Prellereien bei der Berechnung von Stücklohn (56, 57). Sodann bezieht sich Marx darauf, dass eigentlich die Arbeiter dem Unternehmer jeweils den Lohn vorschiessen : in der mehr oder minder langen Wartezeit müssen sie oft gegen hohe Zinsen (z. B. bei Pfandhäusern) Kredit aufnehmen (58), bei einem Bankrott des Unternehmens können ihnen so grössere Lohnsummen verloren gehen (59).

Auch nach dem Lohn der übrigen Familienmitglieder wird sehr eingehend gefragt, ebenso nach den angewandten Lohnsystemen (53-57, 62-66). Unter den Ausgaben im Haushaltsbudget kehren durch den Unternehmer erzwungene Kredite, Steuern und Extraabgaben wieder (69, 70). Solche Aufzeichnungen werden zur Klärung des Begriffs Reallohn verwandt ; hier sind Schmälerungen des Einkommens für den Arbeiter am deutlichsten sichtbar (71). Am Schluss dieses Abschnittes werden die Auswirkungen der Krise sowie die Altersarbeitslosigkeit behandelt (73-75, 77, 80, 81). Mit allen diesen Fragen will Marx den Arbeiter vor der Illusion einer

Harmonie der Interessen, vor utopischen Systemen und Reformvorschlägen warnen.

Hat der Arbeiter den von Marx gewiesenen Weg soweit zurückgelegt, so hat er die Gesellschaftsordnung erkannt, deren Opfer er ist, und folgerichtig ersteht für ihn die Frage : was kann ich für die Besserung meiner Lage, für die Befreiung der Arbeiter tun ? Das letzte Kapitel des Fragebogens behandelt die Methoden, die die Arbeiter zu ihrer Befreiung anwenden sollen. Die erste Frage gilt hier dem Bestehen von „sociétés de résistance", einer Art Ersatzgewerkschaften zur finanziellen Unterstützung von Streiks, da die Gründung von Gewerkschaftsorganisationen verboten war. Die Gewerkschaften werden so dem Arbeiter als erstes Mittel zur Führung seines Emanzipationskampfes empfohlen. Dann wird er aufgefordert, über die durchgeführten Streiks, ihren Charakter und ihre Ursachen zu berichten (83-87). Bei diesem Anlass soll sich der Arbeiter über die Rolle der „prud'hommes" klar werden, die staatliche Einrichtungen zur Sicherung des Arbeitsfriedens darstellen und sich aus Vertretern der Unternehmer und Arbeiter zusammensetzen. Dieses Schiedsgerichtssystem ist nach der Ansicht von Marx ein Hemmnis für die selbständige Organisation der Arbeiterbewegung und ihres Kampfes. Frage 89 zeigt die Bedeutung des Solidaritätsstreiks zugunsten einer Bewegung in einem benachbarten Industriezweig. Die folgenden Fragen (90-94), die das gewaltsame Vorgehen des Staates gegen die Arbeiter im Falle von Arbeitskonflikten behandeln, sollen offenbar die Erkenntnis vermitteln, dass die nur wirtschaftlichen Streiks um Lohnforderungen schliesslich zu politischen Streiks gesteigert werden müssen.

Zum Schluss führt Marx noch ein Gefecht gegen die von Unternehmern eingerichteten Unterstützungs-, Pensions- und Sparkassen, sowie gegen die Produktivgenossenschaften und das System der Arbeitergewinnbeteiligung (95-99). Seine Ablehnung dieser Einrichtungen wurde oben schon erwähnt. Marx setzt sich hier mit Proudhon, Blanqui und Louis Blanc auseinander. Die Bejahung der Gewerkschaften richtet sich auf der einen Seite gegen Proudhon, der Streiks und Koalitionen der Arbeiter für ungesetzlich und untragbar hält, auf der anderen Seite gegen Blanqui, der die Konstituierung einer bewussten Minderheit zur Führung des politischen Kampfes fordert. Marx betont ihm gegenüber die Notwendigkeit umfassender Arbeiterorganisationen und wirtschaftlicher Kämpfe zur Verteidigung der Interessen der unterdrückten Klasse. Schliesslich bekämpft er die Produktivgenossenschaften Louis Blancs wegen ihrer Zusammenarbeit mit Staat und Unternehmern und wegen ihres utopischen Charakters. Die Zurückweisung der bürgerlichen

Reformversuche richtet sich auch gegen die Enquêten seiner Vorläufer, jener Philanthropen, die zur Abhilfe gegen das Elend der arbeitenden Klasse dem Bürgertum administrative Verbesserungen vorschlagen. An die Stelle von Reformen zur Sicherung der bestehenden Ordnung, an die Stelle einer von den Utopisten erfundenen Organisation der Gesellschaft setzt Marx die aus der geschichtlichen Entwicklung notwendig entstehende Organisation des Proletariats als Klasse, die schliesslich seine Befreiung herbeiführen soll. Der Verwirklichung dieses Zieles dient auch die „Enquête Ouvrière".

Anhang : Der Wortlaut des Fragebogens.

Wir bringen im folgenden die — soweit wir wissen — erste deutsche Übersetzung des Textes der „Enquête Ouvrière" zum Abdruck :

Keine Regierung, sei sie monarchistisch oder republikanisch-bürgerlich, hat eine ernsthafte Erhebung über die Lage der französischen Arbeiterklasse zu unternehmen gewagt, anstelle dessen aber eine Menge Erhebungen über landwirtschaftliche, finanzielle, Handels- und politische Krisen.

Die Niederträchtigkeiten der kapitalistischen Ausbeutung, wie sie durch die amtliche Erhebung der englischen Regierung enthüllt worden sind, die gesetzgeberischen Folgen, die diese Enthüllungen hervorgerufen haben (Beschränkung des gesetzlichen Arbeitstags auf zehn Stunden, Gesetze über Frauen- und Kinderarbeit usw.), haben der französischen Bourgeoisie einen noch grösseren Schrecken vor den Gefahren eingejagt, die eine unparteiische und systematische Erhebung bedeuten könnte.

Bis wir die republikanische Regierung veranlassen können, die monarchische Regierung Englands nachzuahmen und eine ausgedehnte Erhebung über die Taten und Übeltaten der kapitalistischen Ausbeutung zu eröffnen, machen wir inzwischen mit den schwachen uns zur Verfügung stehenden Mitteln den Versuch, eine solche Erhebung zu beginnen. Bei unserem Unternehmen erhoffen wir die Unterstützung aller Arbeiter aus Stadt und Land, die begreifen, dass sie allein sachverständig die Übel zu beschreiben wissen, unter denen sie leiden, dass sie allein, und nicht etwa von der Vorsehung bestimmte Retter die Hilfsmittel gegenüber dem sozialen Elend, das sie erdulden, nachdrücklich anzuwenden vermögen; wir zählen ferner auf die Sozialisten aller Richtungen, die eine soziale Reform wünschen und deshalb eine genaue und positive Kenntnis der Bedingungen wollen müssen, unter denen die Arbeiterklasse arbeitet und lebt, diejenige Klasse, der die Zukunft gehört.

Diese Arbeitshefte („Cahiers du travail") sind die erste Aufgabe, welche der sozialistischen Demokratie zur Vorbereitung der gesellschaftlichen Erneuerung obliegt.

Die folgenden hundert Fragen sind die wichtigsten. — Die Antworten sollen jeweils die Ordnungsziffer der Frage tragen. — Es ist nicht notwendig, alle Fragen zu beantworten; aber wir empfehlen möglichst umfassende und in die Einzelheiten gehende Antworten. Der Name des antwortenden

Arbeiters oder der antwortenden Arbeiterin wird nicht veröffentlicht, es sei denn auf Grund einer besonderen Ermächtigung; aber er soll ebenso wie die Adresse angegeben werden, damit man mit ihm (ihr) in Verbindung treten kann.

Die Antworten sind an die Verwaltung der Revue Socialiste, Monsieur Lécluse, 28, rue Royale in Saint-Cloud bei Paris einzusenden.

Die Antworten werden gesichtet und sollen das Material für Spezialmonographien bilden, die in der Revue Socialiste veröffentlicht und später zu einem Buche vereinigt werden.

I

1. Beruf.
2. Gehört der Betrieb, in dem Sie arbeiten, einem einzelnen Kapitalisten oder einer Aktiengesellschaft? Geben Sie die Namen der kapitalistischen Unternehmer oder der Direktoren der Gesellschaft an!
3. Zahl der beschäftigen Personen.
4. Angaben über ihr Alter und Geschlecht.
5. Welches ist das Mindestalter, zu dem Kinder (Knaben oder Mädchen) zugelassen sind?
6. Zahl der Aufseher oder der anderen Angestellten, die keine gewöhnlichen Lohnarbeiter sind.
7. Gibt es Lehrlinge? Wieviele?
8. Gibt es, abgesehen von den normal und regelmässig beschäftigten Arbeitern, andere, die von ausserhalb und zu bestimmten Jahreszeiten kommen?
9. Arbeitet der Betrieb Ihres Unternehmers ausschliesslich oder hauptsächlich für die ortsansässigen Kunden, für den allgemeinen Binnenmarkt oder für den Export ins Ausland?
10. Liegt der Betrieb auf dem Land oder in der Stadt? Nennen Sie den Ort!
11. Falls der Betrieb auf dem Lande liegt: genügt Ihre Arbeit in der Fabrik zur Gewinnung Ihres Lebensunterhaltes, oder verbinden Sie diese mit landwirtschaftlicher Arbeit?
12. Arbeiten Sie mit der Hand oder mit Hilfe von Maschinen?
13. Geben Sie Einzelheiten über die Arbeitsteilung in Ihrem Betrieb!
14. Verwendet man Dampf als Antriebskraft?
15. Geben Sie eine Aufzählung der Räume, in denen die verschiedenen Abteilungen des Unternehmens betrieben werden! Beschreiben Sie die besondere Arbeit in der Abteilung, in der Sie beschäftigt sind; sprechen Sie dabei nicht nur von der technischen Seite, sondern auch von der Ermüdung der Muskeln und der Nerven bei dieser Arbeit und ihren allgemeinen Auswirkungen auf den Gesundheitszustand der Arbeiter!
16. Beschreiben Sie die hygienischen Verhältnisse des Betriebs, die Ausmasse der Räume und den jedem Arbeiter zugewiesenen Platz; ferner Lüftung, Temperatur, Kalkbewurf der Mauern, Aborte, allgemeine Sauberkeit; Maschinenlärm, Metallstaub, Feuchtigkeit usw.!

17. Gibt es eine städtische oder staatliche Überwachung der hygienischen Verhältnisse im Betrieb ?
18. Gibt es in Ihrer Industrie besondere lebensgefährliche Dünste („émanations“), die Berufskrankheiten unter den Arbeitern hervorrufen ?
19. Ist der Betrieb mit Maschinen überfüllt ?
20. Sind die motorische Kraft, die Transmissionen und die Maschinen durch Schutzvorrichtungen gegen jeden Unfall gesichert ?
21. Zählen Sie die Unfälle auf, über die Sie persönliche Erfahrungen haben !
22. Falls Sie in einem Bergwerk arbeiten : zählen Sie die Vorsichtsmassregeln auf, die Ihr Unternehmer getroffen hat, um die Lüftung zu gewährleisten und Explosionen und andere gefährliche Unfälle zu verhüten !
23. Falls Sie in einer chemischen Fabrik, in einem Hüttenwerk, in der Metall- oder in einer anderen Industrie mit besonderen Gefahren beschäftigt sind, zählen Sie die Vorsichtsmassregeln auf, die Ihr Unternehmer getroffen hat !
24. Wie wird Ihr Betrieb beleuchtet (Gas, Petroleum usw.) ?
25. Sind im Brandfall die Vorkehrungsmittel zur Rettung ausreichend ?
26. Ist der Unternehmer bei einem Unfall gesetzlich zur Entschädigung des Arbeiters oder seiner Familie verpflichtet ?
27. Falls nicht : hat er jemals diejenigen entschädigt, die ein Unglück getroffen hat, während sie gearbeitet haben, um ihn zu bereichern ?
28. Gibt es einen Sanitätsdienst in Ihrem Betrieb ?
29. Falls Sie zu Hause arbeiten : beschreiben Sie Ihren Arbeitsraum ! Verwenden Sie nur Werkzeuge oder kleine Maschinen ? Lassen Sie sich von Ihren Kindern oder von anderen Personen (Erwachsene oder Kinder, männlich oder weiblich) helfen ? Arbeiten Sie für einzelne Kunden oder für einen Unternehmer ? Verhandeln Sie unmittelbar mit ihm oder durch einen Mittelsmann ?

II

30. Geben Sie eine Aufstellung der täglichen Arbeitsstunden und der wöchentlichen Arbeitstage !
31. Geben Sie eine Aufstellung über die Feiertage während des Jahres !
32. Was für Pausen gibt es während des Arbeitstages ?
33. Werden die Mahlzeiten zu bestimmten Stunden oder unregelmässig eingenommen ? Werden sie innerhalb oder ausserhalb des Betriebs eingenommen ?
34. Wird während der Mahlzeiten gearbeitet ?
35. Falls man Dampf verwendet : wann lässt man ihn an, wann stellt man ihn ab ?
36. Gibt es Nachtarbeit ?
37. Geben Sie eine Aufstellung der Arbeitsstunden der Kinder und der jugendlichen Personen unter 16 Jahren !
38. Gibt es einen Schichtwechsel („relais“) von Kindern und Jugendlichen, die sich während der Arbeitsstunden ablösen ?
39. Sind die Gesetze über Kinderarbeit durch die Regierung oder durch die Stadtverwaltung in Kraft gesetzt ? Unterwerfen sich ihnen die Unternehmer ?

40. Gibt es Schulen für die in Ihrem Betrieb beschäftigten Kinder und Jugendlichen ? Falls ja : welches sind die Schulstunden ? Wer hat die Leitung ? Was unterrichtet man ?
41. Falls es Tag- und Nachtarbeit gibt : welches ist das System des Schichtwechsels ?
42. Wie gross ist gewöhnlich die Verlängerung der Arbeitsstunden während der Perioden grosser industrieller Aktivität ?
43. Werden die Maschinen durch Arbeiter gereinigt, die speziell für diese Arbeit angestellt sind, oder werden sie ohne Entgelt von denjenigen Arbeitern gereinigt, die während ihres Arbeitstages an den Maschinen beschäftigt sind ?
44. Welches sind die Massregelungen und Strafen für Verspätungen ? Wann beginnt der Arbeitstag, wann beginnt die Arbeit nach den Mahlzeiten ?
45. Wieviel Zeit kostet Sie der Weg vom und zum Betrieb ?

III

46. In welchem Vertragsverhältnis stehen Sie mit Ihrem Unternehmer ? Sind Sie täglich, wöchentlich, monatlich usw. eingestellt ?
47. Welche Kündigungsbedingungen bestehen von Seiten des Unternehmers und von Seiten des Arbeiters ?
48. Wann ist im Falle eines Vertragsbruches der Unternehmer im Unrecht, und was ist seine Strafe ?
49. Wann ist der Arbeiter im Unrecht, und was ist seine Strafe ?
50. Falls es Lehrlinge gibt : welches sind die Bestimmungen ihres Lehrvertrags ?
51. Haben Sie regelmässige oder unregelmässige Arbeit ?
52. Arbeitet man in Ihrem Beruf nur während bestimmter Jahreszeiten, oder ist die Arbeit während normaler Zeiten mehr oder weniger gleichmässig auf das Jahr verteilt ? Falls Sie nur zu bestimmten Jahreszeiten arbeiten : wie leben Sie in der Zwischenzeit ?
53. Erhalten Sie Zeitlohn oder Stücklohn ?
54. Falls Sie Zeitlohn haben : werden Sie nach Stunden oder Tagen bezahlt ?
55. Gibt es Sonderlöhne für Sonderarbeit ? Welche ?
56. Falls Sie gegen Stücklohn arbeiten : wie wird er festgelegt ? Falls Sie in Industrien beschäftigt sind, in denen die Arbeit nach Menge oder nach Gewicht, wie z. B. im Bergwerk, ausgeführt wird : wenden Ihr Unternehmer oder seine Beauftragten betrügerische Methoden an, um Sie um einen Teil Ihres Verdienstes zu bringen ?
57. Falls Sie im Stücklohn bezahlt sind : nimmt man die Qualität der Ware zum Vorwand, um von Ihrem Lohn betrügerische Abzüge zu machen ?
58. Gleichgültig, ob Sie Stück- oder Zeitlohn erhalten : wann werden Sie bezahlt, mit anderen Worten, wie lange geben Sie Ihrem Lohnherrn Kredit, bevor Sie den Preis für die ausgeführte Arbeit erhalten ? Werden Sie nach einer Woche, nach einem Monat bezahlt ?
59. Ist Ihnen aufgefallen, dass die Verzögerung der Lohnzahlung Sie zwingt, häufig Ihre Zuflucht zum Pfandhaus zu nehmen, wo Sie

einen hohen Zinssatz bezahlen und sich lebenswichtiger Güter begeben; Schulden bei den Krämern zu machen, wobei Sie deren Beute werden, weil Sie deren Schuldner sind? Kennen sie Fälle, wo Arbeiter ihren Lohn durch Konkurs oder Bankrott ihrer Unternehmer verloren haben?

60. Werden die Löhne unmittelbar durch den Unternehmer oder durch Mittelsleute (Zwischenmeister usw.) ausgezahlt?
61. Falls die Löhne durch Zwischenmeister oder andere Mittelsleute ausgezahlt werden: welches sind die Bestimmungen Ihres Vertrags?
62. Wie hoch ist der Betrag Ihres Lohnes in Geldform, täglich und wöchentlich?
63. Wie hoch sind die Löhne von Frauen und Kindern, die mit Ihnen im gleichen Betrieb arbeiten?
64. Wie hoch war in Ihrem Betrieb der höchste Tageslohn während des letzten Monats?
65. Wie hoch war der höchste Stücklohn während des letzten Monats?
66. Wie hoch war Ihr Lohn während der gleichen Zeit; falls Sie eine Familie haben: wie hoch sind die Löhne Ihrer Frau und Kinder?
67. Werden die Löhne völlig in Geld ausbezahlt oder in anderer Weise?
68. Falls Ihr Unternehmer Ihnen Ihre Wohnung vermietet: welches sind seine Bedingungen? Zieht er die Miete von Ihrem Lohn ab?
69. Welches sind die Preise für notwendige Dinge wie:
    a) Wohnungsmiete; Mietsbedingungen. Zahl der Zimmer, Zahl der Personen, die in ihnen wohnen; Reparaturen, Versicherungen; Kauf und Pflege des Mobiliars, Heizung, Beleuchtung, Wasser usw.
    b) Nahrung: Brot, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln usw., Milch, Eier, Fische, Butter, Öl, Schweineschmalz, Zucker, Salz, Gewürze, Kaffee, Zichorie, Bier, Most, Wein usw., Tabak.
    c) Bekleidung für Eltern und Kinder, Wäsche, Reinlichkeitspflege, Bäder, Seife usw.
    d) Verschiedene Unkosten: Briefporto, Darlehen und Depots im Pfandhaus, Schul- und Lehrgeld der Kinder, Kauf von Zeitungen, Büchern usw., Beiträge zu Vereinen für gegenseitige Hilfe, für Streiks, für Koalitionen, für Ersatzgewerkschaften („sociétés de résistance“) usw.
    e) Gegebenenfalls Unkosten, die durch Ausübung Ihres Berufs entstehen.
    f) Steuern.
70. Versuchen Sie das wöchentliche und jährliche Budget der Einnahmen und Ausgaben, das Ihrige und das Ihrer Familie, aufzustellen!
71. Haben Sie persönlich bemerkt, dass die Preise der lebensnotwendigen Dinge (wie Wohnung, Nahrung usw.) eine grössere Steigerung als der Lohn erfahren?
72. Zählen Sie die Veränderungen der Lohnbeträge auf, die Ihnen bekannt sind!
73. Führen Sie die Lohnsenkungen in Zeiten von Stagnation und industrieller Krise an!

74. Führen Sie die Lohnerhöhungen in sogenannten Zeiten der Prosperität an!
75. Erwähnen Sie Arbeitsunterbrechungen infolge Veränderung von Moden oder infolge besonderer und allgemeiner Krisen! Berichten Sie über Zeiten eigener unfreiwilliger Arbeitslosigkeit!
76. Vergleichen Sie die Preise der Waren, die Sie produzieren, oder der Dienste, die Sie leisten, mit dem Preis Ihrer Arbeit!
77. Teilen Sie Ihnen bekannte Fälle mit, in denen Arbeiter durch die Einführung von Maschinen oder anderen technischen Vervollkommnungen freigesetzt worden sind!
78. Haben die Intensität und die Dauer der Arbeit mit der Entwicklung der Maschinen und mit der Produktivität der Arbeit zu- oder abgenommen?
79. Ist Ihnen irgendeine Lohnerhöhung infolge der Fortschritte in der Produktion bekannt?
80. Haben Sie jemals Arbeiter gekannt, die sich mit fünfzig Jahren hätten zurückziehen und von dem Geld leben können, das sie in ihrer Eigenschaft als Lohnarbeiter verdient haben?
81. Wieviel Jahre kann in Ihrem Beruf ein Arbeiter mit durchschnittlicher Gesundheit arbeiten?

IV

82. Gibt es in Ihrem Beruf Arbeiterverbände („sociétés de résistance"), und wie sind sie geleitet? Senden Sie ihre Statuten und Bestimmungen ein!
83. Wieviel Streiks, die Sie aus Erfahrung kennen, haben sich in Ihrem Beruf ereignet?
84. Wie lange haben diese Streiks gedauert?
85. Waren sie allgemein oder partiell?
86. War ihr Ziel eine Lohnerhöhung; hatten sie zur Aufgabe, Widerstand gegen eine Lohnverkürzung zu leisten; bezogen sie sich auf die Länge des Arbeitstags, oder waren sie aus anderen Gründen verursacht?
87. Welches waren ihre Resultate?
88. Erzählen Sie etwas von der Tätigkeit der Schiedsrichter!
89. Hat man in Ihrem Beruf Streiks von Arbeitern unterstützt, die zu andern Berufsgruppen gehören?
90. Berichten Sie von den Massregeln und Strafen, die Ihr Unternehmer zur Beherrschung seiner Lohnarbeiter vorgesehen hat!
91. Hat es Unternehmerverbände gegeben, um Lohnkürzungen und Arbeitsverlängerung herbeizuführen, um Streiks zu verhindern und überhaupt um den Willen der Unternehmer durchzusetzen?
92. Sind Ihnen Fälle bekannt, wo die Regierung die öffentliche Gewalt missbraucht hat, um sie in den Dienst der Unternehmer gegen ihre Arbeiter zu stellen?
93. Sind Ihnen Fälle bekannt, wo die Regierung interveniert hat, um die Arbeiter gegen die Erpressungen ihrer Unternehmer und gegen deren ungesetzliche Verbände zu schützen?
94. Lässt die Regierung gegen die Lohnherren die Gesetze durchführen, die

über die Arbeit bestehen ? Erfüllen die Regierungsinspektoren ihre Pflicht ?

95. Gibt es in Ihrem Betrieb oder Beruf Vereinigungen für gegenseitige Hilfe im Fall von Unfällen, Krankheiten, Tod, zeitweiser Arbeitsunfähigkeit, Alter usw. ? Senden Sie ihre Statuten und Bestimmungen ein !
96. Ist der Eintritt in diese Vereinigungen freiwillig oder obligatorisch ? Sind die Fonds unter der ausschliesslichen Kontrolle der Arbeiter ?
97. Falls die Beiträge obligatorisch und unter Kontrolle der Arbeitsherren sind : behalten diese sie vom Lohn ein ? bezahlen sie Zinsen für diese Abzüge ? werden diese Beiträge dem Arbeiter zurückbezahlt, wenn er den Betrieb verlässt oder wenn er herausgeworfen wird ? Kennen Sie Fälle, in denen Arbeitern diese sogenannten Versorgungskassen („caisses de retraites“) zugute kamen, die von den Unternehmern kontrolliert werden, aber deren Grundkapital im voraus von den Löhnen der Arbeiter weggenommen worden ist ?
98. Gibt es in Ihrem Beruf Genossenschaften ? Wie sind sie geleitet ? Verwenden sie aussenstehende Arbeiter in gleicher Weise, wie die Kapitalisten es machen ? Senden Sie ihre Statuten und Bestimmungen ein !
99. Gibt es in Ihrem Beruf Betriebe, wo die Entlohnung der Arbeiter teilweise unter dem Namen von Lohn und teilweise unter dem von sogenannter Beteiligung an den Profiten ausgezahlt wird ? Vergleichen Sie die Lohnsummen dieser Arbeiter mit denjenigen anderer Arbeiter, bei denen die sogenannte Beteiligung an den Profiten nicht existiert ! Nennen Sie die Verpflichtungen der Arbeiter, die unter diesem System leben ! Haben sie die Möglichkeit zu Streiks, oder ist es ihnen bloss gestattet, die demütigen Diener ihrer Herren zu sein ?
100. Welches sind im allgemeinen die gesundheitlichen, intellektuellen und moralischen Verhältnisse der Arbeiter und Arbeiterinnen, die in Ihrem Beruf beschäftigt sind ?
101. Allgemeine Bemerkungen.

A Working Class Survey Conducted by Karl Marx.

Most of the surveys that were undertaken in the 19th century, particularly in France, among workers, were conducted essentially from viewpoints of social legislation, philanthropy, or were even animated by a bias against the labor movement. Marx, however, in the survey that he initiated in 1880, not only wanted to deliver information on working and living conditions of the workers to the public, but tried to clarify by the questionnaires the thoughts of the workers themselves on their own situation and its social causes. The questionnaire containing about one hundred different questions utilizes, therefore, in adapting itself to the labor movement of the time and the character of the workers' education, the relevant categories of the Marxian theory of society.

As an appendix, the essay contains a german translation of the questionnaire itself.

Enquête ouvrière de Karl Marx.

Les enquêtes sur la situation sociale des ouvriers organisées dans le cours du XIXe siècle en Angleterre et surtout en France, étaient entreprises avec des intentions de politique sociale ou de philanthropie ou même d'hostilité contre le mouvement ouvrier. Elles n'avaient souvent qu'un intérêt déterminé, limité à la mise au jour de l'état des choses réel. Au contraire, lorsque Marx organise en 1880 une enquête par questionnaires, il ne veut pas seulement donner à l'opinion publique des informations précises sur les conditions de travail et de vie des ouvriers français ; le questionnaire qui, pour la première fois, s'adresse exclusivement aux ouvriers eux-mêmes doit aussi servir à éclairer la classe ouvrière elle-même sur sa situation réelle et les causes sociales de sa misère. Aussi le questionnaire détaillé, qui comprend 100 questions, utilise-t-il les catégories essentielles de la théorie marxiste de la société de manière adaptée à l'état du mouvement ouvrier et à l'éducation de la classe ouvrière à cette époque.

On a reproduit, en appendice de l'article, une traduction allemande du questionnaire.

Neuere Literatur über technologische Arbeitslosigkeit[1]).

Von

Kurt Mandelbaum.

Die Theorie der langdauernden, nichtkonjunkturellen Arbeitslosigkeit ist in den letzten Jahren viel bearbeitet worden. Der Gang der theoretischen Diskussion ist sehr wesentlich dadurch bestimmt, dass die Marxsche Freisetzungslehre, die zur Erklärung langdauernder Arbeitslosigkeit entscheidend beitragen kann, die aber noch vor ein paar Jahren nach der communis opinio der herrschenden Nationalökonomie als erledigt galt, inzwischen von einer Reihe von Autoren wieder aufgegriffen wurde. Eine Übersicht über die Literatur wird daher am besten die 1933 erschienene Arbeit von Kähler voranstellen, weil sie die beste Begründung enthält, die das Freisetzungstheorem neuerdings bekommen hat.

Im ersten Teil des Buches gibt Kähler (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) eine dogmengeschichtliche Übersicht, bei der die Marxsche und die Böhm-Bawerksche Lehre vom technischen Fortschritt und seinen Auswirkungen auf den Beschäftigungsgrad besonders ausführlich besprochen werden. Die eigene Abteilung beginnt K. mit der Herausarbeitung eines Umschlagschemas, dem dann später die Kapitalbestandgrössen hinzugefügt werden. Dem folgt eine sehr weit getriebene Differenzierung der verschiedenen Fälle von technischem Fortschritt. K. führt nun in sein Grössenschema an einer bestimmten Stelle einen kapitalintensiven technischen Fortschritt ein und untersucht dessen Auswirkung auf die Beschäftigung. Er unterstellt bei der Ableitung starre Produktionskoeffizienten und starre Löhne, aber das Ergebnis wird — wie er nachträglich zeigt — nur modifi-

---

[1]) Alfred Kähler, The Problem of Verifying the Theory of Technological Unemployment. In : Social Research. Volume II, Number 4, November 1935. S. 439-460.

Alfred Kähler, Die Theorie der Arbeiterfreisetzung durch die Maschine. Hans Buske. Leipzig 1933. (148 S. ; RM. 6.—)

E. F. Nash, Machines and Purchasing Power. George Routledge. London 1935. (229 S. ; 6 s.)

Hubert Williams (ed.), Man and the Machine. George Routledge. London 1935. (XII u. 207 S. ; 6 s.)

J. R. Hicks, The Theory of Wages. Macmillan. London 1932. (XIV u. 247 S. ; 12 s.)

Wladimir Woytinsky, Three Sources of Unemployment. International Labour Office. Studies and Reports. Series C, No. 20. Geneva 1935. (IV u. 166 S. ; 5 s.)

Unemployment. An International Problem. A Report by a Study Group of Members of the Royal Institute of International Affairs. Oxford University Press. London 1935. (VIII u. 496 S. ; 25 s.)

ziert, wenn diese Voraussetzungen aufgegeben werden. Dieses Ergebnis ist : Eine Kompensation der Freisetzung kann von der Nachfrageseite her höchstens dann und in dem Masse stattfinden, in dem eine Nachfrageverschiebung zu den persönlichen Diensten stattfindet, die ohne Sachapparat zu verrichten sind. Sollen die Freigesetzten wieder in den Produktionsprozess eingegliedert werden, so müssen vorher von den noch Beschäftigten neue Betriebe (Arbeitsplätze) aufgebaut werden. Die Wiedereinstellung erfolgt also nicht durch Anpassung der gegebenen wirtschaftlichen Grössen, sondern erst durch einen mit Lohnsenkung verbundenen Akkumulationsprozess, dessen Ablauf nicht unerhebliche Zeit beansprucht. Dies ist offenbar genau das Ergebnis der Marxschen Analyse, der K. in seiner Darstellung keineswegs ganz gerecht wird.

Es ist bekannt, dass das Freisetzungsargument zum Teil — z. B. in der technokratischen Literatur — sehr unkritisch verwandt und häufig als ausreichende Krisenerklärung vorgetragen wird, die es für sich allein noch keineswegs bietet. Die Einwände, die E. F. Nash in „Machines and Purchasing Power" gegen solche naive Theorien erhebt, sind daher in weitem Umfang berechtigt. „The displacement of men by machines is one of the causes which deprive men of their jobs, but it is not the only cause, and it co-exists with other influences tending towards the expansion of employment" (S. 142.). Doch kommt N. in seiner positiven Analyse über solche Feststellungen, die — an und für sich richtig — doch längst nicht erschöpfend sind, nicht weit hinaus. Auch für die Erklärung der reinen Krisenarbeitslosigkeit reichen seine Hinweise, die der monetären Konjunkturtheorie entnommen sind, nicht aus.

Recht instruktive Beiträge enthält der von Williams herausgegebene kleine Sammelband „Man and the Machine". Im ersten Abschnitt des Buches, der die Überschrift „Those who control the machine" trägt, äussern sich drei Unternehmer. Im zweiten Abschnitt — „Those whom the machine controls" — gelangen Arbeiter und ein Ingenieur zum Wort, und im dritten Abschnitt melden sich die „Observers", zu denen u. a. der Nationalökonom E. F. M. Durbin gehört. Nur dieser behandelt die Frage, die in unserem Zusammenhang interessiert. (Die übrigen Aufsätze erörtern vornehmlich die Auswirkungen der Mechanisierung auf den einzelnen Betrieb oder Industriezweig. Bemerkenswert ist der Aufsatz von A. Varley, der die Folgen schildert, welche die Mechanisierung des englischen Bergbaus für die Arbeitsbedingungen mit sich gebracht hat.) Durbin erklärt, dass die Maschineneinführung nur „vorübergehend" und in einzelnen Zweigen Arbeitslosigkeit hervorrufe, nicht aber „auf die Dauer" und in der Gesamtwirtschaft. Er begründet das gemäss der Kompensationslehre besonders durch Verweis auf Nachfragesteigerungen, die der technische Fortschritt via Preissenkung in Gang setzt. Allerdings nimmt D. auch die vorübergehende und partielle technologische Arbeitslosigkeit sehr ernst und macht daher Vorschläge zu ihrer Behebung (Verringerung des Tempos der Einführung von Maschinen. S. 189 f.). Seine weiteren Ausführungen betreffen die Krisenarbeitslosigkeit und ihre Beseitigung ; sie schliessen an seine Untersuchungen in „The Problem of Credit Policy" (London 1935) an.

Das hier von Durbin vorgetragene Argument, wonach die Einführung

von Maschinen Arbeiter jedenfalls nicht auf die Dauer beschäftigungslos macht, kehrt in der Literatur immer wieder. Aber es verdeckt das wirkliche Problem, das darin besteht, die Prozesse und die Zeit zu bestimmen, die zwischen Freisetzung und Resorption ablaufen müssen. An dieser Stelle liegen die Gegensätze. Das wird besonders klar, wenn man das schon vor längerer Zeit erschienene Buch von Hicks noch einmal heranzieht, das eine sehr geschlossene Darstellung der Grenzproduktivitätstheorie enthält. Diese impliziert zugleich ein Kompensationsargument ; sie geht davon aus, dass die Arbeitsfassungskraft eines gegebenen Produktionsapparates nicht fest durch die Technik bestimmt ist, sondern dass die Technik selbst je nach Lohn- und Zinshöhe variiert wird. Bei beweglichen, d.h. hier : frei sinkenden Löhnen werden daher alle partiellen Freisetzungsprozesse durch technische Umstrukturierung der bestehenden Betriebe kompensiert, ohne dass es — wie in der Freisetzungslehre — der vorherigen Akkumulation, des Aufbaus neuer Betriebe, bedürfte. Von hier aus ergibt sich auch sofort eine Theorie der langdauernden Arbeitslosigkeit. Sie ist nach H. eine Folge monopolistischer Lohnüberhöhung durch die Gewerkschaften : hohe und starre Löhne induzieren die Einführung arbeitsparender Maschinen — nach H. würden sich ohne Dazwischentreten der gewerkschaftlichen Lohnpolitik arbeit- und kapitalsparende Neuerungen die Wage halten — und unterbinden den Kompensationsmechanismus. Diese These, die auch Pigou vertritt, ist der eigentliche Beitrag der modernen angelsächsischen Ökonomie zur Theorie der langdauernden Arbeitslosigkeit.

Die Behauptung, dass hohe und starre Löhne die Maschinisierung und Freisetzung fördern, besteht zu Recht. Aber daraus folgt nicht, erstens, dass das tatsächliche Überwiegen arbeitsparender technischer Fortschritte, das in der Entwicklung der kapitalistischen Produktion zu beobachten ist, lediglich oder auch nur in erster Linie eine Folge der Lohnpolitik ist. Ganz offenbar unterschätzt H. (und die Grenzproduktivitätslehre überhaupt) die Aktivität des technischen Fortschritts, den es ja schliesslich auch in Ländern und Zeiten mit schwacher gewerkschaftlicher Organisation gegeben hat und gibt. Zweitens aber folgt aus der oben genannten Tatsache noch nicht, dass regelmässig alle Arbeiter beschäftigt werden können, wenn nur die Löhne niedrig genug sind. Neisser hat in seinem Aufsatz über „Lohnhöhe und Beschäftigungsgrad im Marktgleichgewicht" (Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 36, Okt. 1932) gezeigt, und auch Kähler verweist darauf, dass Lohnsenkungen nur innerhalb bestimmter, relativ enger Grenzen Einfluss haben, dass also der Umfang recht beschränkt ist, in dem die Variabilität der Technik eine Resorption der Arbeitslosigkeit ohne vorherige Kapitalbildung erlaubt. Je grösser überdies der Anteil des Fixkapitals, desto zwingender wird die Annahme vorwiegend starrer Technik, von der Marx ausgeht.

Neue Probleme ergeben sich bei dem Versuch, die Theorie der technologischen Arbeitslosigkeit empirisch zu verifizieren. Solche Versuche liegen neuerdings in dem oben angezeigten Aufsatz von Kähler und in der Untersuchung von Woytinsky vor. Es entsteht hier die Frage, ob und wieweit es erlaubt ist, die Arbeitslosigkeit, die in der Krise vorhanden ist, bei der Verifizierung mit heranzuziehen. Die Antwort darauf hängt — wie Kähler

auseinandersetzt — von der Fassung der Freisetzungslehre und insbesondere von der theoretischen Fixierung des Ortes ab, den sie im konjunkturellen Prozess einnimmt. Ich will hier nur die wichtigsten Ergebnisse mitteilen, zu denen K. schliesslich auf Grund seiner theoretischen und statistischen Untersuchungen kommt. Er zeigt u. a. (S. 459 f.) : „1. That compensatory adjustments for technological unemployment during a period of pronounced rationalization require an extraordinarily rapid expansion of production, an increase which was not attained in the United States even in 1929 as compared with 1920. 2. During depression the compensatory adjustments described above do not take place, while rationalization continues ; the result is that displaced labor is not reemployed. Developments since 1929 make it appear improbable that in the next period of prosperity the predepression volume of employment opportunities in manufacturing industries will again become available. 3. Capital equipment which has been rendered obsolete as a result of mechanization is discarded in depression so that during this period mechanization contributes to a contraction in the volume of production."

Die Untersuchung Woytinskys ist breiter angelegt als der Aufsatz von Kähler. W. verfolgt die Entwicklung der Arbeitslosigkeit in einer grossen Zahl von Ländern, teilweise seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und er versucht, die Beziehungen empirisch festzustellen, die zwischen Beschäftigung auf der einen, Bevölkerungsbewegung, technischem Fortschritt und Mengenausdehnung der Produktion auf der anderen Seite bestehen. Der statistischen Analyse liegt eine Formel zugrunde, mit deren Hilfe die Wirkung der einzelnen Faktoren isoliert werden soll. Ähnlich wie Kähler erweist W. für die Zeit der Hochkonjunktur bis 1929 das Vorliegen technologischer Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten, aber auch in Japan und in Norwegen. Aber während Kähler einen wesentlichen Teil auch der Krisenarbeitslosigkeit direkt oder indirekt auf die Mechanisierung zurückführt und daher als technologische Arbeitslosigkeit bezeichnet, gibt W. als Grund des Beschäftigungsrückgangs seit 1929 die Produktionssenkung an, ohne diese in einen zwingenden Zusammenhang mit dem Prozess des technischen Fortschritts zu bringen (S. 161 u. a.). Die Divergenz erklärt sich z. T. daraus, dass W. die Entwicklung der technischen Effizienz an der Grösse „Produktion je Arbeiter" misst, während Kähler die Produktion je Arbeitsstunde zugrundelegt. Nach dem ersten Kriterium sinkt die Arbeitsproduktivität in der Krise, nach dem zweiten ergibt sich eine mehr oder minder grosse Steigerung. Offenbar ist der von Kähler angewandte Index angemessener, weil er die krisenmässige Verkürzung der Arbeitszeit ausschaltet. Die Divergenz geht weiter darauf zurück, dass sich durch eine rein statistische Untersuchung, wie sie W. liefert, der Zusammenhang schwer erfassen lässt, der zwischen technischem Fortschritt und konjunktureller Schrumpfung des Produktionsvolumens besteht oder bestehen kann. Dass solche Zusammenhänge vorhanden sind, darauf weist W. verschiedentlich selbst hin (S. 56, 162), aber er geht ihnen nicht näher nach. Obwohl daher die Schlüssigkeit der Ergebnisse durch die allzuscharfe Trennung des technischen und des ökonomisch-konjunkturellen Faktors etwas beeinträchtigt ist, wird W.s Studie — ähnlich wie frühere

Veröffentlichungen des Internationalen Arbeitsamts — bei keiner künftigen Arbeit über dieses Thema mehr zu entbehren sein.

Das vom Royal Institute of International Affairs herausgegebene Kollektivwerk ist wesentlich empirisch-deskriptiver Art. Teil I beschreibt das Phänomen der Arbeitslosigkeit, so wie es sich in den verschiedenen Ländern darstellt. Teil II behandelt die wichtigsten konjunkturellen und strukturellen Faktoren, die in der Nachkriegszeit auf den Beschäftigungsgrad eingewirkt haben. In Teil III wird über die Massnahmen zur Behebung oder Milderung der Arbeitslosigkeit berichtet. Der Einfluss arbeitsparender technischer Fortschritte wird in einem Sonderabschnitt von Teil II in folgender Weise dargestellt : „... one would expect in the normal course of events that nearly as much labour would be employed in making the machines as was formerly directly engaged in the manufacture of the final article, and that the marginal cheapening of that article would liberate purchasing-power in other directions. The difficulties are created, therefore, not so much by the reduction as by the diversion of purchasing-power, and by the rapidity of the change, which may prevent immediate adjustment.“ (S. 231.) Und am Schluss heisst es zusammenfassend : „The accepted theory of the compensations provided by varying demand and corresponding shifts in employment has been stated in this volume, but it is clear that, even though compensation in employment may be available in the long run, at least some very considerable temporary dislocation must be expected“ (S. 431). Für diese temporären Anpassungsschwierigkeiten werden zahlreiche Belege aus amerikanischen und englischen Arbeiten sowie aus den Untersuchungen des Internationalen Arbeitsamts angeführt ; aber die Grundthese selbst bleibt ähnlichen Einwänden ausgesetzt wie etwa die oben zitierte Stellungnahme von Durbin.

Immerhin zeigt auch die Publikation des Royal Institute, dass die naive Überzeugung von der Harmlosigkeit der Folgen technischer Fortschritte in erheblichem Masse erschüttert ist. Eine adäquate Erfassung des Phänomens der technologischen Arbeitslosigkeit ist freilich — das hat diese Übersicht wohl deutlich gemacht — weder empirisch-statistisch noch theoretisch anders möglich als im Rahmen einer Theorie der kapitalistischen Gesamtentwicklung. Nur als Bestandteil einer solchen Theorie kann die Freisetzungslehre, die m. E. gesichert ist, fruchtbar gemacht werden.

Besprechungen.

Philosophie.

Berdiajew, Nikolai, *Das Schicksal des Menschen in unserer Zeit. Deutsch von J. Schor. Vita Nova. Luzern* 1935. (100 *S.*; *RM.* 2.80, *geb. RM.* 3.80)

Buchheim, Karl, *Wahrheit und Geschichte. Jakob Hegner. Leipzig* 1935. (231 *S.*; *RM.* 3.80, *geb. RM.* 5.50)

Heyse, Hans, *Idee und Existenz. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1935. (364 *S.*; *RM.* 11.80, *geb. RM.* 12.80)

Berdiajew fordert als Konsequenz aus der Gegenwartsgeschichte den Versuch, der allgemein um sich greifenden „Dehumanisierung" eine „neue" christliche „Geistigkeit" entgegenzustellen. Denn es habe die Stunde geschlagen, in der das Christentum, nach einer ungeheuren Entchristlichung und mithin Entmenschlichung der Welt, sich „endlich" in seinem reinen Gehalt offenbaren und von neuem die einzige und letzte Zuflucht des Menschen, der noch diesen Namen verdient, sein werde. Was sich seit der Zeitenwende des Weltkriegs vollziehe, sei nicht nur eine Krisis innerhalb der Geschichte, sondern ein Gericht über die ganze Geschichte als solche, ein Einbruch der Ewigkeit in die Zeit. Die Zeit ist aber bestimmt durch den Irrglauben an irdische Absoluta und an die Allmacht der massenhaften Organisation, die erstmals der Krieg verwirklicht hat, der unter der eisernen Maske der Disziplin und Planung das Chaos, wenngleich gebändigt, in sich trug. Der haltlos gewordene Mensch unterwirft sich den neuen „weltanschaulichen Diktaturen", welche die Kehrseite des Nihilismus sind. Das Ergebnis der jetzt zu Ende gehenden, weil nicht mehr im Christentum verankerten Humanität : die geistige Vereinheitlichung der Menschen, wird wieder durch soziale, politische und rassische Unterscheidungen aufgehoben, und die kulturelle Elite wird von Pogromen heimgesucht, zerrieben und zerstreut, so weit sie sich nicht anpasst, bestechen lässt oder selbst verrät. B., der die Agonie der bisherigen kulturbildenden Gesellschaftsschicht in gewisser Weise bejaht, muss daher versuchen, an ihre Stelle etwas zu setzen, was die „an sich" berechtigten Ansprüche der Masse auf Geist und Kultur wieder verbindet mit der christlichen Religion. Was er will, ist darum eine neue religiöse Kultur wie im Mittelalter, nachdem die humanistische für das gesamtnationale Dasein unverbindlich geworden ist.

Auch für Buchheim ist die Wahrheit in der Geschichte das Christentum. Aber die Art und Weise, wie er sie neu zur Geltung zu bringen

versucht, ist bei ihm insofern stärker begründet, als er sich nicht die Auseinandersetzung mit der Antike erspart. Was er geben will, ist eine „zeitgerechte" Geschichtserkenntnis, d. h. eine solche, die nicht, wie Nietzsche, in „romantischer Rückschau" über das Christentum hinweg sich mit der Antike in Verbindung setzt, sondern die den Geschichtsverlauf in seiner Überlieferung verfolgt und also die griechische Philosophie als die exemplarische Philosophie von ihren vorsokratischen Anfängen her über Sokrates und Plato „auf Christus hin" versteht. „Real verbindet uns mit der altgriechischen Vergangenheit nur, was durch die Zeit uns überliefert ist, und der wirkliche Brückenbauer von da bis zu uns ist das Christentum, das sich lebendig von der Antike bis zur Gegenwart erstreckt". Als systematischer Leitfaden für die zeitgerechte Erkenntnis dieser wahren Geschichte dient B. die Unterscheidung von „Raum"- und „Zeitdenken". Nur das letztere könne dem Phänomen der Geschichte gerecht werden, wogegen die Vorherrschaft des neuzeitlichen Raumdenkens auf der technischen Leistung der modernen Naturwissenschaften beruhe und nicht auf ihrem wissenschaftlichen Wahrheitsgehalt. Die grundlegende Bedeutung der naturwissenschaftlichen Technik für unsere gesamte moderne Zivilisation verdecke zunächst die prinzipielle Unangemessenheit — nicht nur der Naturwissenschaften, sondern aller modernen Wissenschaften, die sich an ihnen, oder auch gegen sie, z. B. als Geisteswissenschaften, orientieren. Merkwürdigerweise sieht aber B. nicht, dass, geistesgeschichtlich betrachtet, gerade auch diese moderne, „erkenntnistheoretische" Stellung des Menschen zur Natur und überhaupt zur Welt als einer Aussenwelt trotz ihrer unchristlichen Konsequenzen insofern christlich bedingt ist, als erst das Christentum durch die Auflösung der antiken Kosmologie den Menschen aus dem Ganzen des Seins in einer Weise herausgestellt hat, dass von da ab der Rückzug auf die Innerlichkeit der Seele ebenso wie der Ausgriff auf die Äusserlichkeit der Welt nur zwei verschiedene Seiten ein und desselben Missverhältnisses sind. B. wendet sich gegen den modernen Kampfruf zum Umsturz der christlichen Werte. „Man riss die in der wirklichen Zeit existierende Brücke ein, um auf einem idealen Stege über den Abgrund der Jahrtausende hinweg die eigenen Gedanken wandern zu lassen in die ferne Vergangenheit, in der man die Ursprünge finden wollte." Dieses Verfahren sei nicht zeitgerecht, sondern „romantisch".

Zu diesen „Romantikern" gehört der Rektor der Universität Königsberg H. Heyse. Sein anspruchsvolles Buch wäre völlig belanglos, wenn es nicht die Wirkung hätte, der studierenden deutschen Jugend, die sich nicht mit Rosenberg begnügt, die philosophische Ideologie des Dritten Reichs zu liefern. Als der besondere Träger der Entscheidung wider die geschichtliche Verschmelzung von „nordisch" bestimmtem Griechentum und „orientalischem" Christentum gilt H. das „germanisch-deutsche Volk", das aber nur in seltenen Augenblicken seinen metaphysischen Sinn zu erfüllen vermochte, „kraft ursprünglicher Naturanlage und anvertrautem Erbe zu der heroischen Aufgabe emporgerissen zu werden, aus der eigensten Erfahrung die Wahrheit des Seins und Lebens als schöpferisches Vorbild der Völker in der Wirklichkeit der Geschichte zu vollziehen". Dieser geschichtliche Augenblick sei nun gekommen, vorbereitet durch den Welt-

krieg, in dessen Erlebnis alle Ideologien wesenlos geworden seien. In dieser grössten Existenzkrisis haben sich die vom Christentum unabhängigen Grundwerte des deutschen Menschen bewährt : Tapferkeit, Einsatz, Opferbereitschaft und Volksgemeinschaft. Auf Grund dieses simpel gedeuteten Kriegserlebnisses „dämmert" H. die „Gewissheit" einer neuen und totalen Seinsordnung auf, die „Idee", aber auch die „Wirklichkeit" des neuen Reichs, das in H.s Flug durch die Geschichte von Platos Staat bis zur Reichsuniversität von Königsberg reicht.

Die philosophische Definition des neuen Reichs lautet, es sei die (in Klammern : „religiöse") Bindung der menschlichen Existenz an die Ursprünge des Seins, d. h. eine totale kosmische Lebensordnung, und der ursprüngliche Ausdruck für diese Ganzheit sei die „Idee", insbesondere die griechisch-germanische Schicksalsidee. Die Definition des Philosophierens als eines Existierens für den Staat, der seinerseits die Manifestation der wahren Seinsordnung im Ganzen des Seienden sei, bleibt selbst innerhalb H.s Argumentation ein falscher Satz — es sei denn, der Führer des dritten Reichs wäre zugleich ein Kosmokrat. Als Substanz des Buches bleibt eine Überschau der Geschichte, die in den beiden ersten Teilen die Grundbegriffe der griechischen Antike und des christlichen Abendlandes in ihrer Vermischung und ihrem Widerspruch untersucht, um dann in einem programmatischen Schlussteil den „neuen Sinn" von Idee und Existenz zu kennzeichnen ; dabei empfängt H.s Begriff von der Existenz seinen unverkennbaren Antrieb von Heidegger, wogegen sich ihm der Begriff von der Idee und ihrem Verhältnis zur Existenz aus einer alle bisherigen Plato-Interpretationen verwerfenden Ausdeutung von dessen Ideenlehre ergibt. Diese Ausdeutung ist jedoch durchaus polemisch bedingt durch die höchst moderne Unterscheidung von „Leben und Geist", deren realer Hintergrund der Auseinanderfall von Macht-Politik und Geistes-Kultur ist. (H. sagt einmal, dass sich der Geist noch eher auf den Kriegsakademien als auf andern finde, nur spricht das nicht grade für die wurzelhafte Einheit von „Philosophie und Politik".) — Das Christentum habe die antike Einheit einer totalen Lebensordnung durch seine Trennung von Immanenz und Transzendenz, von Wissen und Glauben zerstört, und seitdem habe sich der Geist dem Leben entfremdet, und auf dem Grund und Boden dieser Entfremdung entstanden dann die neuzeitlichen Systeme, deren steriles Ende die erkenntnistheoretische Aufspaltung des Seins in Subjektivität und Objektivität ist. Dieser Abschnitt des Buches, der die Umgestaltung des natürlichen Kosmos durch die modernen Naturwissenschaften und deren Konsequenz für das Existenzbewusstsein behandelt, macht immerhin entferntere Folgen des Christentums in bisher wenig beachteten Bereichen deutlich. Auf welchem Weg H. freilich die „Achsendrehung" der abendländischen Geschichte durch die Trennung von Christentum und Antike durchführbar glaubt, bleibt so unklar, wie es nicht anders sein kann, wenn man der idealistischen Verbindung „Homer und die Bibel" die nicht minder idealistische von Plato und Hitler entgegensetzt. Doch muss man zugeben, dass der philosophische Nationalsozialismus von H. nicht so brutal wie der von Bäumler und nicht so hintergründig zweideutig wie der von Heidegger ist ; er ist noch belastet mit einer sehr unzeitgemässen literarischen Bildung,

durch die sich die zahlreichen Kraftausdrücke mildern. H.s Lieblingsworte sind : entscheidend, grundlegend, entschlossen, unerbittlich, radikal, ursprünglich (in Komparativ und Superlativ), Urgründe, Urprobleme, Urwerte, Urmächte, Urgewalten, Urwesen und vor allem (man zähle z. B. auf S. 112 oder 294 bis 300 nach) ein ausschweifender Missbrauch von tief, tiefer, am tiefsten. Karl Löwith (Rom).

Litt, Theodor, *Philosophie und Zeitgeist. Felix Meiner. Leipzig* 1935. *(*61 *S.; RM.* 1.50*)*

Gehlen, Arnold, *Der Staat und die Philosophie. Felix Meiner. Leipzig* 1935. *(*27 *S.; RM.* 1.50*)*

Freyer, Hans, *Pallas Athene. Ethik des politischen Volkes. Eugen Diederichs. Jena* 1935. *(RM.* 2.40, *geb. RM.* 3.80*)*

Metzke, Erwin, *Geschichtliche Wirklichkeit. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1935. *(*40 *S.; RM.* 1.50*)*

Dingler, H., *Das Handeln im Sinne des höchsten Zieles (Absolute Ethik). Ernst Reinhardt. München* 1935. *(*160 *S.; RM.* 4.80, *geb. RM.* 6.80*)*

Die kleine Schrift von Litt, die erweiterte Fassung eines 1934 in Berlin gehaltenen Vortrags, ist in ihrer denkerischen Haltung eines der anständigsten Dokumente der Universitätsphilosophie im gegenwärtigen Deutschland. L. stellt jenen Forderungen, welche die Philosophie zum Diener der herrschenden Weltanschauung machen wollen, den echten Sinn des Hegelwortes entgegen : die Philosophie sei ihre Zeit „in Gedanken erfasst". Er weist auf die Schuld der „Lebensphilosophie" an dem feigen Abfall vom Geist des kritischen Idealismus hin : sie sei schnell bereit gewesen, die Idee allgemein-verpflichtender Wahrheiten einem kritiklosen historistischen Relativismus zu opfern. „Die Philosophie würde aufhören, das zu sein, das ihr Name besagt, wollte sie irgendeine Forderung, woher sie auch kommen und wie stürmisch sie immer vertreten werden mag, sich blindlings zur Richtschnur nehmen. Philosophie ist diejenige Form der Erkenntnis, die am wenigsten mit irgendwelchen unbesehen hingenommenen Voraussetzungen arbeiten darf. Die bis aufs letzte gehende „Rechenschaftsablage" ist ihre unabweisbare Pflicht".

Gehlens Leipziger Antrittsvorlesung, in derselben Schriftenreihe erschienen, ist wie ein Beweis für das von Litt gefürchtete „Aufhören der Philosophie". Unter Berufung auf die heute zum Allgemeingut solcher Art von Schriften gewordene historisch falsche These, dass seit Descartes' Begründung der Philosophie im Selbstbewusstsein des Ego cogito das philosophische Denken seine Konkretion und Wahrheit verloren habe, sollen Volk und Staat in ihrer gegebenen Gestalt zum eigentlichen „Stoff" der Philosophie gemacht werden. Was dann in der gegenwärtigen Situation dem Denken noch als Aufgabe übrig bleibt, ist nicht viel, denn : „der Staat ist die vorentscheidende Gewalt für den engen Spielraum der Entschlüsse aller, die in ihn hineingeboren werden, Volkstum und Rasse die vorgegebenen Konstanten zu einem erstaunlich weiten Bereich der Daseinszüge und Entschlussmöglichkeiten des Einzelnen".

Das Buch Freyers ist nichts weiter als die Verklärung der politischen Ethik der neuen deutschen „Bewegung". Diese „Ethik der politischen Tugend" ist nach F.s Meinung „ewig wie die Geometrie und durch keine Subjektivität getrübt. Ganz wenige harte Kategorien : stark oder schwach, Freund oder Feind, Ich oder Du, bestimmen das Feld. Und je stärker hier die Kraft ist, desto elementarer sind die Wege, die sie geht". Das ist schon besser und kürzer gesagt worden. F. bemüht für seine Aufgabe eine ganze Geschichtsphilosophie, Mythologie, Apokalyptik und die schlecht passenden historischen Symbole der Pallas Athene und der Polis; er füllt 122 Seiten mit einer unerträglich blumigen, feierlich-kruden Sprache. Er häuft Bilder wie das vom Willen, der das Geschehen wie durch ein Nadelöhr durch sich hindurchzieht und der eulenäugig in der schwärzesten Nacht ist. Er definiert tiefsinnig die Geschichte : „dass das Geschehen selbst etwas taugt", dass die „Gründe offen" sind usw. Was er damit wirklich meint, sagt er auf der nächsten Seite sehr deutlich : „In der Geschichte herrscht ein männlicher und verwegener Ton. Wer den Griff hat, hat die Beute. Wer sich verhaut, ist erledigt. Wer schwätzt, macht schwätzen. Und nur wer schiessen kann, trifft."

Metzkes Antrittsvorlesung erfüllt dieselbe Aufgabe wie Freyer : unter dem Deckmantel geschichtsphilosophischer Probleme eine politische Ideologie als die „deutsche Philosophie der Geschichte" zu proklamieren. M. stellt nur die in der Tagesliteratur gang und gäben Fehlerlisten der vergangenen Geschichtsphilosophieen noch einmal zusammen : abstrakter Rationalismus, Fortschrittsidee, Individualismus usw. Die Geschichtsphilosophie des deutschen Idealismus scheiterte, nach M.s Meinung deshalb, weil es ihr nicht gelang, „die alles menschliche Leben tragenden Naturgrundlagen in den Geist als Geschichte in angemessener Weise mit hineinzunehmen" (Volksgesundheit, Rasseprinzip usw.).

Was in Dinglers Buche „geboten werden soll, ist nun die absolute (sic !) Begründung des Ethischen. Es ist, wie in allem wirklich strengen Denken, das nichts anderes als eindeutiges Denken ist, nur eine einzige solche Lösung möglich". Bei der Ausarbeitung dieser Lösung hat D. seiner Forderung nach Eindeutigkeit genüge getan : der Weg zur absoluten Ethik führt von der Überwindung der Gebotsethik zur „Zielethik", und als letzte Hinwendung zur Zielethik ist „im deutschen Volke diejenige aufgetreten, welche durch Adolf Hitler geschah. Insbesondere herrscht hier der wesentliche Zug der absoluten Ethik : Abwendung von allem formelmässig Gebothaften und Hinwendung zum Sinn und zur Sache selbst". Als oberstes Ziel wird nach umständlichen formal-logischen Manipulationen die „Dauererhaltung der Menschheit" abgeleitet. Wie D. sich vorstellt, dass dies Ziel den Masstab für alle Bewertung sittlicher Wandlungen abgeben kann, wie insbesondere die aus ihm gefolgerten Werte der Menschlichkeit, Liebe usw. mit den nach D.s Ansicht in jüngster Zeit aufgetretenen „Hinwendungen zur Zielethik" vereinigt werden können, erfährt man, wenn man liest, „der Weg zur Erhaltung der Menschheit" führe „in erster Linie über die Erhaltung des eigenen Volkes" (wobei D. zur Erläuterung dessen, was „Volk" hier heisst, hinzusetzt : „d. h. also seine jeweiligen Führen-

den"). — Das Buch wurde mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft gedruckt.

Herbert Marcuse (New York).

Etcheverry, Augustin, *L'idéalisme français contemporain. Librairie Félix Alcan. Paris* 1934. *(374 p. ; fr. fr.* 35.—*)*

Ce livre est un exposé consciencieux de l'idéalisme français contemporain et des discussions philosophiques autour de l'idéalisme. E. part de Lachelier qui restaura en France le sens de la philosophie authentique par un retour à Kant. E. indique que les deux doctrines idéalistes contemporaines les plus marquantes, celle d'Hamelin et celle de M. Brunschvig, peuvent être rattachées, l'une à „Psychologie et Métaphysique", l'autre au „Fondement de l'Induction". Hamelin a repris la méthode synthétique et constructive du premier ouvrage, M. Brunschvig la méthode analytique et réflexive du second. E. expose ensuite de manière correcte, mais un peu littérale, „l'Essai sur les Eléments principaux de la Représentation", puis s'efforce de dégager de l'œuvre abondante de M. Brunschvig la permanence et l'unité d'une vision idéaliste. La deuxième partie du livre, consacrée aux discussions entre idéalisme et réalisme, aboutit à la conclusion que l'idéalisme se heurte à deux obstacles insurmontables, la pluralité des consciences et le réalisme inévitable de la science et de l'expérience. — En dépit de la fidélité des exposés, on doute que l'auteur réussisse toujours à faire saisir pleinement l'esprit des penseurs. Si l'on fait abstraction de l'attitude propre à chaque philosophe, les querelles, sur un point particulier, semblent souvent byzantines ou verbales. D'autre part, la notion d'idéalisme embrasse des doctrines aussi différentes que la métaphysique d'Hamelin et le positivisme subtil de M. Brunschvig. Et finalement, elle est destinée à disparaître dans le système de E., où Dieu reconcilierait les deux termes opposés Moi et Nature. Est-il opportun d'organiser l'histoire de la philosophie en fonction de l'idéalisme, si la vraie distinction est „entre la doctrine qui prétend créer l'univers avec des idées de l'homme et celle qui s'efforce d'y retrouver les idées de Dieu" ? Reste à justifier en philosophie le postulat de l'existence de Dieu.

Raymond Aron (Paris).

Steinbüchel, Theodor, *Christliches Mittelalter. Jakob Hegner. Leipzig* 1935. *(366 S. ; RM.* 12.—*)*

Thomas von Aquin, *Die Summe wider die Heiden in vier Büchern. Deutsch v. Hans Nachod und Paul Stern. Vorwort von Alois Dempf. Jakob Hegner. Leipzig* 1935. *(1. Band :* 460 *S.,* 2 *Band :* 579 *S. ; je RM.* 10.—*)*

Guardini, Romano, *Christliches Bewusstsein. Versuche über Pascal. Jakob Hegner. Leipzig* 1935. *(*303 *S. ; RM.* 7.50*)*

Die drei katholischen Publikationen erscheinen als grosse apologetische Literatur : den gegenwärtigen Angriffen auf das Christentum wird geant-

wortet mit dem sicheren und selbstgewissen Aufzeigen dessen, was die christliche Kultur des Abendlandes gewesen war.

Steinbüchels Buch will eine Gesamtschau des christlichen Mittelalters geben. Sein Wesen wird als die „im germanischen Geiste vollzogene Synthesis von Antike und Christentum" bestimmt; die „Idee vom Wertsein des Menschlichen und die Achtung vor seinen Schöpfungen" : die „humanistische Idee" gilt — wohl in bewusster Überbetonung gegen den neuen Anti-Humanismus — als der Grundzug dieser Synthese. Unter den mannigfachsten Aspekten wird dann die „organische" Einheitskultur des Mittelalters beschrieben : die universale Ordo des geistigen und weltlichen Seins in allen ihren Formen von dem System der hochscholastischen Philosophie bis zur ständischen Gliederung der Gesellschaft; Solidarität, Pietät und Autorität als ihre ethischen Grundpfeiler; die Verbundenheit von Regnum und Sacerdotium als ihre politische Herrschaftsgestalt. Bemerkenswert ist das Bemühen, sich gegen jede romantische Apotheose des Mittelalters abzugrenzen : der Hauptabschnitt des Buches, „Idee und Wirklichkeit" überschrieben, will aufweisen, wie sehr die christliche Einheitskultur des Mittelalters nur Idee geblieben ist, wie starke Gegensätze und Spannungen innerhalb der universalen Ordnung des gesellschaftlichen Lebens bestanden. Vorsichtig (weit vorsichtiger als das viel tapferere Buch von Karl Bühler) deutet S. auf die wirklichen Klassengegensätze im Ständestaat, auf den Terror der Hexenverfolgungen und der Inquisition, auf die Angleichung der Kirche an die faktischen Machtverhältnisse hin. — Bemerkenswert ist aber andererseits auch die starke Konzession an die herrschende deutsche Geschichtsauffassung, die in der dauernden Betonung des germanischen Geistes und der eigenständigen germanischen Kultur zum Ausdruck kommt. — In seiner Beschränkung auf allgemeinste „Wesensbestimmungen", in seiner Zurückhaltung bei allen die realen Interessenkämpfe des Mittelalters berührenden Fragen bedeutet S.s Buch kaum einen Fortschritt gegenüber älteren Gesamtdarstellungen. Das Steckenbleiben in Allgemeinheiten macht sich besonders störend in den letzten Abschnitten des Buches bemerkbar, die sich mit der Wirtschaftsordnung des Mittelalters und ihrer Auflösung durch den eindringenden Kapitalismus beschäftigen.

Eindrucksvoller als durch solche Gesamtdarstellungen wird die geistige Haltung des Katholizismus offenbar durch die erste deutsche Übersetzung der Summa contra Gentiles, die der Verlag Hegner herausbringt. Zu dem ersten Band hat Alois Dempf eine ausgezeichnete Einleitung gegeben. Sie stellt die Summa hinein in die geistigen Auseinandersetzungen des 13. Jahrhunderts als das grosse Bollwerk gegen das in der Gestalt des averroistischen „Naturalismus" die christliche Weltanschauung bedrohende „Heidentum". Die Kennzeichnung dieser Philosophie als „Naturalismus", das Pathos, mit der sie als der „error perennis" der „philosophia perennis" entgegengesetzt wird, stellt die Verbindung mit den gegenwärtigen Feinden der katholischen Wahrheit her: hinter dem „Schleier der Formeln" soll das „tragisch-düstere Antlitz des Diesseitsglaubens" sichtbar werden, der „genau derselbe ist wie in unseren Tagen". Der Unterschied im Niveau und in der geschichtlichen Funktion zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen Naturalismus wird von Dempf

angedeutet : die mittelalterlichen Naturalisten „waren zugleich Aufklärer, geistige Führer der beginnenden Renaissance... Sie leugneten also nicht die Existenz eines objektiven Geistes, der sich in der Überlieferung der Wissenschaft fortpflanzt und an dem teilzuhaben das einzige und wahre Glück des Menschen ausmacht". — Der zweite Teil der Einleitung gibt einen Überblick über den Aufbau und den philosophischen Gehalt der Summa. — Die Übersetzung, der ein kleines deutsch-lateinisches und lateinisch-deutsches Wörterverzeichnis beigegeben ist, wird sich erst nach Vorliegen der anderen Bände würdigen lassen.

In seinen „Versuchen über Pascal" will Guardini eine Analyse des christlichen Bewusstseins als des Bewusstseins eines „glaubenden" Menschen geben. Das zwischen Wissenschaft, Philosophie und Glaube gespannte und die drei Dimensionen zur Einheit zwingende Denken Pascals wird entfaltet. Auf doppeltem Wege wird diese Einheit dargestellt : durch eine geschickte Anordnung der interpretierten Fragmente (Guardini geht von dem „Mémorial" als der Leitidee der Interpretation aus und steigt dann von der „Anthropologie" und „Soziologie" Pascals bis zu seiner Glaubenslehre auf) und durch die Weise der Interpretation selbst. Pascals kritische Einsichten in die geschichtliche Lage des Menschen und in die Gesetze der Gesellschaft, sein zynisch-pessimistischer Realismus wird aufgehoben in die jede solche Einsicht und Kritik relativierende christliche Glaubenshaltung. Aber auch so noch bleibt genug von der unheimlichen Schärfe und Zwiespältigkeit des Pascalschen Denkens lebendig.

Herbert Marcuse (New York).

Goldstein, Kurt, *Der Aufbau des Organismus. Martinus Nijhoff. Haag* 1935. *(X u.* 363 *S.; hfl.* 8.—, *geb. hfl.* 9.20*)*

Wenn ein Nicht-Mediziner und Nicht-Biologe über ein Buch wie das Goldsteinsche berichten soll, so ist vorausgesetzt, dass dieses Buch Dinge enthält, die von übergreifendem Interesse sind und auch für den Philosophen und Soziologen Bedeutung haben. Diese Voraussetzung wird durch die Lektüre des Buches in wachsendem Masse bestätigt. Was G. an methodischen Einsichten ausspricht, sowie das Bild vom Menschen, das er umreisst, sind Material für jede philosophische und soziologische Anthropologie. G. gehört zu derjenigen Gruppe moderner Denker, denen die Frage nach dem Menschen zum Mittelpunkt alles übrigen Fragens geworden ist.

In den ersten 6 Kapiteln wird stufenweise unter Heranziehung eines breiten Materials und ständiger methodischer Selbstbesinnung die Ganzheitstheorie des Organismus begründet und durchgeführt. G. ist ein selbständiger und kritischer (vgl. Kap. X) Vertreter der Gestalttheorie, die er in Auseinandersetzung mit atomisierenden und isolierenden älteren Betrachtungsweisen entwickelt. Am wichtigsten ist seine ausführliche Widerlegung der Versuche, das Leben des Organismus vom isolierten Einzelreflex aus zu verstehen. Bei dieser Gelegenheit fallen wichtige Gedanken über das Verhältnis von Organismus und Umwelt ab : „Das Haben einer Umwelt setzt also immer eine bestimmte Gegebenheit des Organismus schon voraus — wie sollte er dann aber erst durch die Umwelt bestimmt

sein ?" „Umwelt entsteht aus Welt erst bei geordnetem Organismus" (58). Die Ordnung des Organismus wird vom Nervensystem her verständlich gemacht, das als ein immer als Ganzes funktionierender Apparat beschrieben wird, der sich nie in Ruhe, sondern immer in Erregung befindet und der auf jeden Reiz als Ganzes reagiert. Für die Art dieser Reaktion formuliert G. ein „biologisches Grundgesetz" (76) : „Die Möglichkeit, in der Welt unter Wahrung seiner Eigenart sich durchzusetzen, ist gebunden an eine bestimmte Art der Auseinandersetzung des Organismus mit der Umwelt. Sie muss nämlich derartig vor sich gehen, dass jede durch die Umweltreize gesetzte Veränderung des Organismus in einer bestimmten Zeit sich wieder ausgleicht" (75). Nur auf diese Weise gibt es eine Wesensidentität des Organismus, die Voraussetzung seiner Abgrenzbarkeit und der Gleichartigkeit seiner Umwelt ist. An der Entstehung der Reflexe als Reaktion des Organismus auf Isolierungen bestimmter Teile, an dem Verhalten des Organismus bei Schädigungen, am Phänomen der Angst als „gegenstandsloser Erschütterung im Bestande der Welt wie des eignen Ich" und ihres Unterschiedes von der Furcht, an der Tatsache des „ausgezeichneten Verhaltens" wird der spontan-produktive Charakter des Organismus, seine Fähigkeit zu ganzheitlicher „Leistung" herausgearbeitet. Kritische Erörterungen der psycho-physischen Theorien der Psycho-Analyse und der Klagesschen Vital-Philosophie zeigen die Unmöglichkeit, das Lebendige von Teilfunktionen aus zu verstehen. Wichtig ist namentlich die Wertung des Bewusstseins im organischen Geschehen : „Was übrig bleibt nach Beeinträchtigung des bewussten Verhaltens, ist überhaupt nicht mehr dem Wesen Mensch entsprechend" (219).

Kapitel 7 bis 12 ziehen die methodischen, erkenntnistheoretischen und anthropologischen Konsequenzen aus den grundlegenden Analysen. Über „das Wesen biologischer Erkenntnis" (Kap. 7) findet sich folgende Aussage : „Das Bild, das wir uns vom Organismus machen, ist keine Synthese aus den gewonnenen Einzelerscheinungen". „Biologische Erkenntnis ist der dauernd fortgesetzte schöpferische Akt, durch den uns die Idee des Organismus in zunehmendem Masse zum Erlebnis wird, eine Art Schau..., die immer auf dem Boden... empirischer Tatsachen steht" (242).

In dieser Doppelrichtung von „Wesensschau" und exakter, theoretisch unvoreingenommener Beschreibung der Phänomene bewegt sich echte biologische Erkenntnis. Sie hat den Charakter, immer „positiv" zu sein, d. h. keine Erklärungen zuzulassen, die statt von dem Wesen des Organismus und seiner Leistung auszugehen, einen Vorgang negativ, z. B. durch „Enthemmung", „Verdrängung" oder dergleichen erklären wollen — eine besonders fruchtbare Bemerkung (die übrigens allein ausreicht, um die Unmöglichkeit der romantischen Vergleichungen von Organismus und Gesellschaft zu zeigen). Es ist klar, dass unter diesen Voraussetzungen eine kausale Theorie des Organismus von G. abgelehnt wird : „Es dürfte sich kaum irgendwo nachweisen lassen, dass bei solchen Vorgängen, die adäquat dem Organismus zugehören, kausale Verhältnisse walten" (259). Sie haben Macht nur in isolierten und inadäquaten Vorgängen. Auch die phylogenetische Entwicklungslehre wird von hier aus getroffen : Es sei „prinzipiell nicht einzusehen, wie das Vollkommenere aus dem Unvoll-

kommeneren entstehen soll" (317). Viel eher sei das Umgekehrte verständlich. Darum sei es unmöglich, den Menschen vom Tier her zu verstehen. Jedes Lebendige muss an sich selbst verstanden werden. In einer letzten Ausweitung des Gedankens, die an die Grenzen des Biologischen überhaupt führt, berührt G. das Problem der Individualisierung und des Todes. „Diese Unvollkommenheit, die sich in der Individualität ausdrückt und aus der künstlichen Trennung des Individuums vom Ganzen entspringt, offenbart auch die Notwendigkeit der katastrophalen Form der Auseinandersetzung zwischen Organismus und Welt und der Vergänglichkeit alles Lebendigen in bestimmter Individualität" (S. 355). — Dieser Bericht konnte nur auf den Reichtum des Materials und der auch philosophisch relevanten Probleme in Goldsteins Buch hinweisen. Jede kritische Stellungnahme und Auseinandersetzung würde den Rahmen eines Literaturberichtes sprengen. Paul Tillich (New York).

Alverdes, Friedrich, *Die Totalität des Lebendigen.* *(„Bios", Abhandlungen zur theoretischen Biologie und ihrer Geschichte, Band III). J. A. Barth. Leipzig* 1935. *(VII u.* 106 *S.; RM.* 6.60*)*

A. hat im Jahre 1932 eine Abhandlung veröffentlicht, in der er den Standpunkt einer ganzheitlichen Betrachtung der Lebenserscheinungen vertrat. Er stützte seine Ausführungen auf eigene Beobachtungen sowie besonders auf die Forschungen von Autoren, die seit Jahrzehnten einen ganzheitlichen Standpunkt in der Biologie gegenüber einer heftigen Opposition durchzusetzen versuchten. Die Grundtatsache, von der A. ausging, war die gleiche wie die aller ganzheitlichen Betrachtung : dass die Eigenschaften eines Ganzen sich nicht aus der Summe der Eigenschaften seiner Teile erklären lassen. Zum Verständnis dieser besonderen Eigenschaften meint er, ein irrationales Prinzip heranziehen zu müssen, einen „irrationalen Urgrund der Welt und des Lebens", der vor allem in der Zukunftsbezogenheit alles Lebendigen zum Ausdruck kommt. Durch diese Zukunftsbezogenheit wäre es möglich, die Sinnleere des mechanischen Weltbildes zu überwinden.

Die jetzt vorliegende Darstellung, die sich auf die gleichen Tatsachen und Anschauungen stützt, enthält nichts wesentlich Neues. Es ist nicht die Absicht der vorliegenden Anzeige, in eine Diskussion darüber einzutreten, ob eine Überwindung des mechanistischen Weltbildes durch Einführung des Irrationalen möglich ist und ob ein solcher Standpunkt den Lebenserscheinungen gerecht wird. Das Buch bietet zur Begründung des erwähnten Standpunktes nichts so Charakteristisches, dass eine Kritik angezeigt erscheint. Dagegen drängt ein Vergleich der im Jahr 1935 erschienenen Broschüre mit der Darstellung im Jahr 1932 zu einer Betrachtung vom soziologischen und moralischen Standpunkt. Der Referent will diese Betrachtung dem Leser überlassen und hier nur in möglichster Kürze Material dazu liefern durch Hervorhebung einiger Änderungen in der neuen Darstellung. Hierbei soll die frühere Darstellung als I, die spätere als II bezeichnet werden.

Im Vorwort zu I der sachliche Hinweis auf die Notwendigkeit einer mehr synthetischen Betrachtung in der Biologie. In II : „In Deutschland erlebten wir einen vollständigen Zusammenbruch des Intellektualismus und Individualismus... Nur dann wird es dem abendländischen Menschen gelingen, den Untergang von sich abzuwenden, wenn er die ihm verlorengegangene Lebenstotalität wiederherzustellen vermag". „Im Vorliegenden wird der Versuch unternommen, die biologische Ganzheitsbetrachtung auf Grund dessen, was wir in unserem Vaterlande durch das Aufkommen des Totalitätsgedankens gelernt haben, zu erweitern und auszubauen".

In der I. Darstellung wird die neue Auffassung aufgebaut auf den Forschungen der letzten Jahrzehnte unter besonderer Hervorhebung der grossen Verdienste von Autoren wie : Driesch, Bethe und Fischer, K. Goldstein, Gurwitsch, Heidenhahn, Hertz, Jantsch, Koffka, Köhler, Korschelt, Matthäi, Pick, Sachs, Uexküll, Wertheimer, Weizsäcker. „Der Umbruch", der in der neuen Darstellung so betont wird, hat die Namen der grössten Zahl dieser Autoren sowohl im Text wie im Literaturverzeichnis weggefegt. Die Namen Wertheimer, Koffka, Korschelt, Pick, Gurwitsch, Goldstein, Fischer, Sachs sind in dem Buche nicht mehr zu finden. Warum gerade diese, möge der Leser selbst beantworten. Inwiefern allerdings der Kampf für die neue Lehre, der sich ja nach der ausführlichen Darstellung des Autors in der ersten Bearbeitung an die Leistung besonders dieser Autoren knüpfte, mit dem Umbruch der Zeit, die ja gerade diesen Autoren gegenüber nicht recht freundlich war, zu tun hat, ist schwer zu verstehen.

Nun befand sich A., nachdem er diese Namen ausgemerzt hatte, in einer gewissen Schwierigkeit. Vielfach hatte er in der ersten Bearbeitung Äusserungen dieser Autoren wörtlich zitiert. Er konnte ihre Anschauungen auch nicht fortlassen. Er hat das auch nicht getan, ja er hat in der neuen Bearbeitung die gleichen wörtlichen Zitate gebracht — allerdings mit Weglassung der Autornamen. Einige Beispiele : S. 99 der alten Darstellung beginnt der Absatz 1 mit der Nennung der Autoren, die die klassische Zentrenlehre bekämpft haben, in der neuen Bearbeitung S. 33 tritt nur noch Bethe als Gewährsmann auf. Manchmal führt den Autor die Tilgung der Autornamen zu einer höchst eigenartigen Darstellungsform : I S. 99, Absatz 2, erste Zeile, ist zu lesen : „Nach Goldstein werden Leistungen und nicht Muskeln innerviert", in der neuen Darstellung findet sich auf Seite 34, Absatz 2, erste Zeile, folgender Satz : „In glücklicher Formulierung ist durch einen der Autoren (der Name ist nicht genannt) gesagt worden, dass Leistungen und nicht Muskeln innerviert werden". Ebenso steht am Ende dieses Absatzes ein Satz, der wörtlich mit dem in der alten Auflage (S. 100) übereinstimmt, nur mit dem Unterschied, dass der Autorname weggelassen worden ist. I, Seite 102 findet sich im ersten Absatz eine Anschauung über den „Sinn" des Symptoms mit mehrfacher Zitierung des Autors, der diese Anschauung ausgesprochen hat. II, Seite 43, lesen wir dieselben Worte ohne Nennung des Autors. Vergleiche weiter I, Seite 114, Absatz 2, und II, Seite 55, Absatz 2. Es wäre ein Leichtes, noch eine Reihe anderer Beispiele ähnlicher Art hervorzuheben, doch genügen die angeführten gewiss zur Charakterisierung solcher Auffassung von Wissenschaft und Moral.

Karl Gebhardt (New Orleans).

Allgemeine Soziologie.

Löwe, Adolf, *Economics and Sociology. Allen & Unwin. London* 1935. *(156 S.; 5 s.)*

This powerful plea by a distinguished economist for closer co-operation between economics and sociology comes at an opportune time. For although it cannot be denied that each of them and more especially economics has made rapid strides in recent years such progress seems to have taken place in a vacuum. Each seems to move in its own universe of discourse and with a complete disregard of the other. This peculiar position may be highly interesting from a speculative point of view but has serious dangers when a practical aim is in view. Thus when economics is called upon to solve unemployment or poverty, or to deal with more specific problems as the trade cycle or inflation, it finds that it cannot go far ahead without co-operating with social psychology, history, political science, law and many other disciplines. It is evident that in order to understand or manipulate one segment of reality we must know the total reality.

This receives striking confirmation when we consider what is called applied economics. Here sociology is necessary in providing the specific data and the particular conditions of space and time into which the economic generalisation may be fitted in. Moreover it provides economics with a dynamic conception of the social process as a whole and with other alternative systems which function differently — with a manorial system, a liberal market economy, capitalism, socialism. But no less important is sociology for „pure" economic theory. For here its function is to unravel the presuppositions and postulates upon which the theory is based. Modern theory, the author shows, „picks out imaginable constellations of data and deduces therefrom movements and states of rest under varying hypotheses. Any such constellation implies a set of sociological premises". The „objective equilibrium" of economists, rests, he shows, on political, psychological and technical assumptions which postulate a system wherein fluctuations are small and short and which is uninfluenced by the other parts of the system or by the evolution of the system as a whole.

But in the same way sociology can learn much from economics. It can learn not only the techniques involved in economic analysis but also the important role which economic forces play in every aspect of social life. The author himself, in this connection, provides a valuable analysis of the connection between the money incentive and the urge to power and of the social trends of modern capitalism. His own studies which show such a fruitful combination of economic theory and sociological understanding are powerful arguments for an increasing co-operation between economics and sociology. J. Rumney (London).

Tönnies, Ferdinand, *Geist der Neuzeit. Hans Buske. Leipzig* 1935. *(214 S.; RM.* 8.—*)*

Diese soziologische Beschreibung des neuzeitlichen Geisteslebens ist zugleich ein eindeutiges Bekenntnis zum „Geist der Neuzeit" und stellt einen scharfen Trennungsstrich dar, den T. zwischen seiner Einsicht in die notwendige Entwicklung von der „Gemeinschaft" zur „Gesellschaft" und jener romantischen Gemeinschaftsschwärmerei zieht, in der er, auch wenn sie sich — fälschlich — auf seine Lehre beruft oder in dem Gewand heroischer Weltanschauung auftritt, nichts als kraftloses Ausweichen vor den Verpflichtungen unserer Situation zu erkennen vermag. Die immer stärkere Zurückdrängung „gemeinschaftlicher" Lebensformen könnte nach Ansicht des Verf. nur aufhören, „wenn die wirklichen substantiellen Ursachen, von denen die bisherige Entwicklung bestimmt war, in sich aufgehoben werden sollten; nicht also durch Reden, Ideen, Gefühle, Phrasen — jene breite Bettelsuppen, für die man immer ein grosses Publikum haben wird". Dieser Hinweis auf die ausschlaggebende Bedeutung der Entwicklungskräfte der gesellschaftlichen Praxis führt T. zu der Konstatierung: „... auch nicht, wenn die realen Grundlagen als Faktoren fehlen, oder zu schwach sind, können grosse echte Philosophien.. entscheidende Gewalt erlangen, ausser wenn sie etwa als die begleitenden Melodien jener Märsche auftreten, in denen das wirkliche Geschehen, und zwar vor allem des wirtschaftlichen, alltäglichen Lebens sich bewegen wird". So gelangt er zu einer positiven Würdigung der ökonomischen Geschichtsauffassung. Nach seiner Ansicht ist besonders in wirtschaftlichen Krisenzeiten der zwischen der ökonomischen und geistigen Entwicklung bestehende „Zusammenhang fast mit Händen zu greifen, wenn auch einfältige und unwissende Demagogen einer solchen wissenschaftlichen Erkenntnis unfähig sind und sein werden".

Wir können von der Fülle des in diesen Schilderungen behandelten Materials hier kein Bild geben und lediglich einige der wichtigsten Themen der in dem Buch durchgeführten historischen Untersuchungen andeuten. In ihrem Zentrum steht zunächst das schon „längst vor der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit" einsetzende Herausbrechen des Individuums aus den gemeinschaftlichen Gebundenheiten; es wird die Bedeutung gezeigt, die einzelne „Typen solcher individuellen Menschen", z. B. „Der Herr", „Der Untertan", „Der Fremde", „Der Emporkommende" u. a. für das Auseinanderfallen der auf Gemeinschaft beruhenden Verbände und dadurch für den Triumph des ökonomischen Individuums, sowie für die historischen Entwicklungsformen des Eigentums, das Erwachen des Persönlichkeitsbewusstseins und die übrigen Phänomene des zur „Gesellschaft" hindrängenden Geschichtsprozesses gehabt haben. Dass dieser nicht nur als allmählich fortschreitende Evolution aufgefasst werden darf, wird eingehend in dem Abschnitt „Die Neuzeit als Revolution" geschildert, der die ökonomischen, politischen und geistigen Einflüsse beschreibt, die zur Ausprägung des Kapitalismus, des Klassenkampfes und des Imperialismus führten. T. betont, dass diese Stadien nicht absolut gesetzt werden dürfen, sondern als Phasen des weiterdrängenden und Möglichkeiten zur Umgestaltung der Gesellschaftsordnung in sich tragenden Geschichtsprozesses vorgestellt

werden müssen ; er fordert vom Historiker „die Gewöhnung an ein dialektisches Denken". Fritz Pappenheim (Barcelona).

Breysig, Kurt, *Psychologie der Geschichte. M. & H. Marcus. Breslau* 1935. *(194 S.; RM.* 7.20*)*

Breysig, Kurt, *Der Werdegang der Menschheit vom Naturgeschehen zum Geistgeschehen. M. & H. Marcus. Breslau* 1935. *(444 S.; RM.* 15.—, *geb. RM.* 17.—*)*

Der „monokosmische" Standpunkt B.s, d. h. seine Überzeugung von der Einheit des Geschehens in der anorganischen Natur und in der Menschheitsgeschichte, findet in den beiden vorliegenden Büchern seine weitere Ausführung. Die kleinere Schrift „Psychologie der Geschichte" ist methodologischen Fragen gewidmet. Diltheys Unterscheidung einer verstehenden und einer erklärenden Psychologie bildet hier den Gegenstand der Kritik. Wenn sich der Verf. hierbei mit rein philosophischen Grundfragen wie dem Problem des Bewusstseins, dem Verhältnis von Denken und Fühlen, dem psycho-physischen Problem usw. befasst, so muss man nur von neuem seine unglückliche Liebe zur Philosophie feststellen. Die der historischen Begriffsbildung im engeren Sinne des Wortes gewidmeten Kapitel sind lehrreicher. Gewiss versperrt die metaphysische Haltung B.s, der in Kategorien „Urwirklichkeiten" erblickt, ihm den Weg zu mancher fruchtbaren methodologischen Einsicht. Aber Auseinandersetzungen wie die über den Gegensatz des Bedeutungswandels bei statisch-platonisierenden und bei historisch-dynamischen Begriffen vermitteln wertvolle Erkenntnisse. In Bezug auf seine Grundfrage erkennt B. das Spezifische der geisteswissenschaftlichen Begriffsbildung auf Grund der möglichen Ineinssetzung von Subjekt und Objekt in dieser Sphäre an. Aber er sieht in ihr kein ausschliessliches Vorrecht dieser Erkenntnisart und will die horizontale Spaltung in natur- und geisteswissenschaftliche Methoden durch eine vertikale ersetzen : in den drei Sphären der anorganischen Natur, des Lebens und der menschlich-gesellschaftlichen Sphäre wird ein äusseres Geschehen und Begreifen einem inneren Geschehen und der diesem entsprechenden Sehweise gegenübergestellt. Das innere Geschehen in der anorganischen Natur soll durch die Unauflösbarkeit letzter Einheiten, schlechthinniger Urphänomene repräsentiert werden. Mit welchem Rechtsgrunde hier das „Unauflösba e" dem „Innerlichen" gleichgesetzt wird, ist nicht ersichtlich, da es schwer halten dürfte, die Bewusstseinsfaktoren des Atoms oder des Elektrons zu konstatieren. Und ebenso verwandelt auf dem anderen Pole der Anteil der reinen Faktizität die geschichtlich-gesellschaftliche Bewusstseinswelt nicht in reine Natur-Tatsachen.

Das zweite, weit umfassendere der beiden Bücher stellt eine Fortsetzung von B.s „Natur- und Menschheitsgeschichte" dar, die aber als ein selbständiges Eigenwerk angesehen werden will. Das monokosmische Thema wird hier in einer breiten Darstellung der allmählichen Entfaltung des Menschheits- aus dem Weltgeschehen fortgesponnen. B. strebt nach einer Art Universalgeschichte als „Spiegelgeschehen" der anorganischen und kosmischen Vorgänge. Allbewegtheit und Eigenbewegtheit der Natur finden

in der Menschheitsgeschichte ihre Fortsetzung und Spiegelung, Glaubens- und Geistgebilde sind nur „Würfe, in denen sich die Wirklichkeit der Welt in den Geist der Menschen geworfen hat". Hierbei wird zunächst die unterbewusste Menschheitsgeschichte behandelt, bei der der Charakter als „Spiegelgeschehen" am meisten evident wird. Der unterbewussten Menschheitsgeschichte oder dem reinen Spiegelgeschehen stellt B. das bewusste Menschheitsgeschehen oder das Regelgeschehen gegenüber. Hier findet man treffende Bemerkungen über die „Selbstregelung" in der Menschengeschichte als deren eigentliches Ziel, über Rousseau und die französische Revolution. Und auch dem Kant der „Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" widerfährt Gerechtigkeit. Am Schlusse dieser kurz gefassten Philosophie der politischen Geschichte steht ein Bekenntnis zum Nationalsozialismus, der aus Persönlichkeit und Gemeinschaft etwas völlig Eigenes geschaffen habe. Dass man mit einer gelungenen Höherzüchtung der Menschheit von der Menschheitsgeschichte wirklich wieder in die Naturgeschichte zurückkehren würde, ist in einem weniger positiven Sinne wahr, als es B. meint. Schliesslich bringt das Kapitel über das Geistgeschehen eine Auseinandersetzung mit dem Platonismus und allen platonisierenden Philosophen, die im Aufbau einer Geisteswelt den Geist verselbständigt und seinen Abfall von der Natur verschuldet hätten. Ihrer „Geistverdinglichung" gegenüber werden die cartesianisch gerichteten Philosophen mit ihrer „Geistverichlichung" mit mehr Sympathie behandelt.

Indem alle Formen menschlichen Geschehens durch ein „Urgeschehen" umgriffen werden, einen etwas mysteriösen Begriff, der Geschichte als reine Tat und damit als Fortsetzung der absoluten und unverfälschten Dynamik des Anorganischen charakterisieren soll, lenkt die ganze Betrachtung wieder zu dem monokosmischen Ausgangspunkte zurück. Nur derjenige wird B. auf seinen Wegen folgen können, der diesen Ausgangspunkt annimmt, dessen dogmatischer und naiver Charakter unverkennbar bleibt.

Siegfried Marck (Dijon).

Gurvitch, Georges, *L'expérience juridique et la philosophie pluraliste du droit. Pedone. Paris* 1935. *(*299 *p.; fr. fr.* 40.—*)*

M. Gurvitch a rassemblé dans ce livre des études critiques (sur Pétrasizky, E. Lévy et Radbruch), des études théoriques (sur la notion de justice, sur le droit naturel, sur les sources du droit) et enfin des études politiques (démocratie, propriété). Il a joint à ce recueil une introduction considérable, où il expose la philosophie de l'expérience qui sert de fondement à la méthode, qu'il a employée, et à la philosophie du droit, qu'il a développée dans ses travaux sur le droit social.

L'idée essentielle est celle d'un dépassement simultané du néokantisme juridique et du positivisme sociologique. Séparer réalité et norme, faire de la science du droit une science pure de normes, c'est consentir à une antinomie qui rend incompréhensible la validité même du droit. Mais, d'autre part, poser le droit comme une réalité spaciale et temporelle, comme un fait social, c'est enlever au droit le caractère normatif qui lui

est essentiel. Il s'agirait donc d'une synthèse dont l'inspiration est aisément intelligible : le droit sera fait normatif. Tous les chapitres du livre, même l'introduction, reviennent par des voies différentes à ce problème central, dont la solution n'exigerait rien de moins qu'une philosophie de l'expérience et une théorie de la connaissance sociale. Cette philosophie qui se réclame de James, Rauh, Bergson, Husserl et Scheler dérive, je crois, surtout des deux derniers (interprétés de manière assez personnelle). Les intuitions du sentiment, les expériences collectives de Scheler suggèrent le concept d'une „expérience collective du droit", couche la plus profonde de la réalité juridique. L'accès à cette réalité et l'essence du droit sont analysés selon la technique phénoménologique (encore que la réduction phénoménologique et la réduction qui mène à l'immédiat juridique soient foncièrement distinctes).

Il est impossible, dans un bref compte rendu, de discuter un tel ouvrage dont personne ne mettra en doute l'intérêt. Je me bornerai à indiquer les points sur lesquels pourrait porter un effort de critique et d'approfondissement. Il y aurait lieu de distinguer plus nettement la connaissance que prend le philosophe des données immédiates de l'expérience juridique (vécues par les autres), de la connaissance élaborée des idées et des faits juridiques (compréhension d'une part, construction de l'autre). Il y a quelquefois hésitation (dans le langage) entre l'expérience vécue des personnes créatrices du droit et l'expérience pensée du philosophe (qu'il n'est sans doute guère facile de raccorder l'une à l'autre). L'expérience vécue des sujets se définit-elle comme juridique ou bien, au contraire, n'est-elle spécifiée comme telle que par le juriste ?

Les principes de cette philosophie sont, à mes yeux, théoriquement conciliables avec n'importe quelle conception concrète de la société. Si M. G. aboutit en fait à des conclusions politiques déterminées (socialisme démocratique contre le fascisme et le communisme), il y est amené moins par sa méthode que par la définition matérielle qu'il donne de l'idée du droit et de l'expérience juridique. Or, non seulement je discuterais volontiers les résultats, mais encore je mettrais en cause la méthode qui consiste à résoudre les questions concrètes de la politique en fonction d'un seul ordre de valeurs et sans tenir compte de la situation historique.

R. Aron (Paris).

Dewey, John, *Liberalism and Social Action. Putnam's Sons. New York* 1935. *(VIII and* 93 *pp.;* $ 1.50*)*

To understand modern problems, whether abstract or real, D. invariably employs with great skill the historical method of analysis. Defining liberalism largely as the attempt to employ the means of organized intelligence in the solution of social problems, the natural accompaniment and heritage in social affairs of the scientific interest of the late eighteenth century with its subsequent stupendous growth in the fields of natural data and technological improvement, past failures of liberalism are conceived as being due to the woeful lack of insight by early liberals into the fact of historic necessity.

Liberalism, therefore, and its functions, must unceasingly be defined in terms of each present social context. It was the inability of the nineteenth century liberals — the utilitarian economists and the Benthamites — to appreciate the significance of this fact which has given rise to the ineffectual position in which liberalism finds itself today. The term „liberal" is more than a qualitative distinction to be appended to varying, and ofttimes conflicting, points of view. What D. holds, if its historical antecedents are carefully traced, and if its positive nature is visualized as the logical culmination of an opposition of social forces is much akin to Ogburn's conception of a „cultural lag".

Underlying the entire thesis, by treatment rather than by explicit reference, appears to be a query of exceptional importance, the battlelines for which are already being drawn in the controversy imminent in the scientific method of Pareto. Briefly stated, the problem is simply this. Can social prognosis, no matter how objective it purports to be, be relieved of its basis of dogma ? If we examine carefully in context a statement of D.'s such as the following — „Social and historical inquiry is in fact a part of the social process itself, not something outside of it" — does it not follow that sociological surveys into the growth and metamorphosis of institutions must inevitably lend themselves to a purposive function ? And, if they do, hearkening back to the history of early psychology, are we leading inevitably to some future distinction between a cultural and a pure, or scientific, sociology ? Herbert A. Bloch (New York).

Reiche, Egon, *Rousseau und das Naturrecht. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1935. *(*90 *S. ; RM.* 3.50*)*

Erdmann, Karl Dietrich, *Das Verhältnis von Staat und Religion nach der Sozialphilosophie Rousseaus. Emil Ebering. Berlin* 1935. *(*91 *S. ; RM.* 3.60*)*

Die Fragen, die der „contrat social" aufgeworfen hat, beschäftigen nach wie vor die Theoretiker der politisch formalen Demokratie. Das Problem der volonté générale bildet sowohl das Kernstück der Theorien über die souveraineté nationale, welche die französische, wie jener über die political obligation, die hauptsächlich die englische Konzeption der politischen Demokratie bilden. Neuere Arbeiten über die volonté générale Rousseaus interessieren daher nicht nur Historiker, sondern auch den Sozialforscher. Das „Problem Rousseau" ist hier, auf anderem Gebiete und mit anderer Bedeutung dem „Problem Hegel" verwandt.

Reiche sucht den bekannten „Bruch" in Rousseaus politischem System, den Gegensatz zwischen dem Idealbild des individualistischen, ein „natürlich"-harmonisches und geschichtsloses Dasein lebenden Menschen und dem Rousseauschen Staat mit seiner autoritären, der volonté de tous entgegengesetzten Allgewalt in doppelter Weise zu erklären. Einmal systematisch mit Hilfe der Kategorien „Gemeinschaft" (natürliche Existenz) und „Gesellschaft" (geschichtliches Dasein) oder der L. von Steinschen Gegenüberstellung von Staat (volonté générale) und Gesellschaft

(volonté de tous). Allein diese Anwendung abstrakter Begriffe erklärt noch gar nichts; sie gibt höchstens eine formale Systematik der Rousseauschen Antinomie, ohne sie zu lösen oder auch nur verständlich zu machen. — Zum andern gibt R. eine historischanalytische Deutung, indem er das Idealbild der „natürlichen" Existenz als polemische Gegenthese Rousseaus gegen das feudale System, die autoritären und „pessimistischen" Ideen Rousseaus dagegen als ersten Ausdruck einer Reaktion gegen das naturrechtliche Fortschrittsideal der Bourgeoisie bezeichnet. So erkläre sich der „Bruch" als Ausdruck solcher doppelten Frontstellung. Aber diese Deutung ist leider von R. viel zu wenig historisch begründet, sie ist nicht mit ein paar Schlagworten über den „geistes- und sozialgeschichtlichen Hintergrund" abzutun.

Der gleiche Zwiespalt im Werke Rousseaus beschäftigt auch Erdmann. Er verfolgt hintereinander die verschiedenen Versuche Rousseaus, eine Erklärung dafür zu geben, dass der freie Mensch der natürlichen Existenz sich freiwillig der staatlichen Autorität unterordne und seiner Freiheit sich entäussere, dass die Einzelwillen auch tatsächlich den Zusammenklang der volonté générale ergäben. Es gelingt E. darzutun, dass das nachträglich in den „contrat social" eingefügte Kapitel über die religion civile den Versuch Rousseaus darstellt, mit Hilfe einer Staatsreligion den Zwiespalt zu überbrücken. Allein E. zeigt sofort, warum es sich hier für Rousseau nur um eine Scheinlösung handeln konnte, die er selbst bald verwarf, und die prinzipielle Unlösbarkeit des Problems für Rousseau; dann verfolgt er in sehr interessanten, nur allzu skizzenhaften Bemerkungen das Problem Staat und Staatsreligion weiter zu den Schriften des jungen Marx und zeigt Marxens Stellung zu den Problemen Rousseaus. — Unmittelbar darauf erfolgt eine ebenso unvermutete wie improvisierte Verbeugung des Verf. vor der „ständischen Ordnung". Hans Mayer (Genf).

Psychologie.

Ganzheit und Struktur. Festschrift zum 60. *Geburtstage Felix Kruegers. Hrsg. v. Otto Klemm, Hans Volkelt, Karlfried Graf v. Dürckheim-Montmartin.* 3 *Hefte. C. H. Beck. München* 1934. *(XII und* 214 *S.,* 134 *S.,* 134 *S.; RM.* 12.—, *RM.* 7.—, *RM.* 7.—*)*

Psychologie des Gemeinschaftslebens. Bericht über den XIV. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Tübingen vom 22. — 26. *Mai* 1935. *Hrsg. v. Otto Klemm. Gustav Fischer. Jena* 1935. *(VIII u.* 317 *S.; RM.* 18.—*)*

Es handelt sich bei den vorliegenden Werken um repräsentative Veröffentlichungen der deutschen Psychologie der Gegenwart. Diese Tatsache, nicht aber der wissenschaftliche Wert beider Publikationen rechtfertigt eine ausführliche Anzeige.

Die dreibändige Festschrift für Felix Krueger will einen Überblick über das Forschungsfeld und den gegenwärtigen Stand der „Leipziger Ganzheitspsychologie" geben. Das erste Heft, von den engeren Mitarbei-

tern und Schülern Felix Kruegers geschrieben, enthält die ganzheitspsychologische Interpretation der psychologischen Grundbegriffe. Das zweite und dritte Heft sammelt unter den Titeln „Seelische Strukturen“ und „Geistige Strukturen“ Einzelabhandlungen aus der Psychologie und ihren Grenzgebieten von Autoren auch ausserhalb des Leipziger Arbeitskreises (wie Erich Jaensch, Theodor Litt, Johann Rieffert, Eduard Spranger).

Auf dem so von der Ganzheitspsychologie selbst gewählten Boden, in der Arbeit ihrer eigentlichen Vertreter an den prinzipiellen und konkreten Problemen müsste sich die wissenschaftliche Fruchtbarkeit dieser Theorie am klarsten erweisen. Der Eindruck nach der Lektüre der drei Hefte ist erschreckend.

Was zunächst die Entwicklung der ganzheitspsychologischen Grundbegriffe betrifft, so findet man hier vor allem jenes Manipulieren mit Ganzheit, Ganzem und Struktur, das diese Begriffe immer schneller im Kreise herumwirbelt, ohne jemals aus dem Leerlauf herauszukommen. Mit Unterscheidungen wie „Vollganzqualitäten“, „Sonderganzqualitäten“, „Gesamtganzheit“ usw. sollen psychische Phänomene und Strukturen beschrieben werden. Das mit solcher Begriffsspielerei erfasste „Gesamtbild“ des Seelischen sieht dann so aus: „Jedwedes besondere Erlebensganze ist Sonderganzes in dem Gesamtganzen des jeweiligen Erlebens. Dieses wiederum ist nur ein allerdings eigentümlich ausgezeichnetes Sonderganzes, in dem das Erscheinend-Seelische und das hinzugedachte Tragend-Seelische umgreifenden gesamtseelischen Ganzen. Und das Gesamt-Seelische schliesslich ist Sonderganzes — und zwar abermals einartig ausgezeichnetes Sonderganzes — innerhalb des (einen noch weiteren Bezirk umspannenden) Gesamtsein des betreffenden Lebewesens. Auf Grund einer derartigen Betrachtung ist allererst das individuelle seelische Gesamtleben — also ein Sukzessiv-Vollganzes — das allein durchaus konkrete und wirkliche seelische Ganze, im Vergleich zu welchem sowohl das Erlebens-Gesamtganze (das Vollganze des jeweiligen Gesamterlebensbestandes) wie selbst das jeweilige gesamtseelische Ganze (d. h. das erlebte Vollganze wie das zugrundeliegende dispositionelle Vollganze umgreifende Insgesamt) unselbständige Unterganze sind“.

Immerhin lassen sich auch einige konkretere Thesen feststellen, welche die wirkliche Tendenz dieser Psychologie erhellen. Da ist besonders die starke Betonung des emotionalen Charakters des Seelenlebens, der “völlig einzigartigen, zentralen Sonderstellung des Gefühls“. Die Ganzheitspsychologie behauptet, dass erst durch sie „endlich das unbewusste Kerngebiet des Psychischen der Forschung zurückgewonnen worden“ ist — eine frappante Unkenntnis des historischen Tatbestandes. Dass durch die „Wiederentdeckung“ des Emotionalen nicht etwa der rationalistischen Seelenlehre eine dynamische Psychologie entgegengestellt werden soll, wird aus der im ersten Heft abgedruckten Abhandlung „Gefühl“ von Ehrigg Wartegg deutlich. Hier wird erklärt, dass sich Erlebnisse seelischer Existenz psychologisch begreifen lassen „nur als Begegnung, Erfüllung und gleichzeitige Begrenzung des Seins im Seelengrunde“. Und dieses Sein im Seelengrunde erscheint dem Ganzheitspsychologen vorzüglich

als die „Gefühlsgewissheit der Verhaftung in Schuld und der daraus entspringenden Verantwortung". Wird so das Individuum von vornherein aufgefordert, seinen „Schicksalsgrund" primär in Schuld, Begrenzung und Verantwortung zu erleben, so tritt in den Mittelpunkt dieser Psychologie jener Charakter, der um die Pole „Ehre und Gewissen" einerseits und „verdammte Pflicht und Schuldigkeit" andrerseits zentriert ist : „Wir können nicht allein um den Naturgrund unserer Seele ringen ‚auf Leben und Tod', wir werden nicht nur im Wertgrunde unserer Persönlichkeit angesprochen ‚auf Ehre und Gewissen', sondern gerade wenn Entscheidendes im Spiele, werden wir von der Welt aufgefordert, unsere ‚verdammte Pflicht und Schuldigkeit' zu tun".

Als einen zweiten Grundzug ihrer Lehre betont die Ganzheitspsychologie selbst ihren statisch-undialektischen Charakter. Nicht so, dass die Entwicklung als solche aus dem Seelenleben weggedacht wird, aber sie wird durch ihre Bindung an die in allem Wandel unwandelbare „Gestalt" entwertet und beiläufig gemacht. In seinem Beitrag über die Grundbegriffe der Ganzheitspsychologie schreibt Hans Volkelt : „Es scheint mir, dass der Mensch, wie sehr er sich auch im Laufe seiner Entwicklung wandeln mag, mindestens was die tiefste Mitte seines Wesens anlangt, niemals mehrere Strukturen durchläuft, sondern als das Sichdarleben einer einzigen unwandelbaren Kernstruktur aufgefasst werden muss. Ich glaube, dass sich jeder Mensch wenigstens für eine vollendete, göttliche Einsicht so darstellen würde". Und der Soziologe Hans Freyer schliesst seinen Beitrag mit dem Glauben, dass „jedes Werden aus den überdauernden Kräften des Wesens, das da wird, gespeist wird, — dass alles Werden ein Werden dessen ist, was wir sind".

Die wissenschaftliche Unfruchtbarkeit dieser Ganzheitspsychologie lässt ihre politische Ergiebigkeit umso deutlicher hervortreten. Mit Recht heisst es in der Vorbemerkung zum zweiten Heft, dass diese Publikation helfen soll, „eine Entwicklung der deutschen Seelenforschung zu beschleunigen, die der Sieg des Nationalsozialismus mit innerer Notwendigkeit heraufführt". Auch in ihrer „philosophischen" Interpretation der Politik hat die Ganzheitspsychologie zwar manchmal noch mit gewissen Schwierigkeiten des Begriffs zu ringen (so wenn E. Jaensch sagt, dass im Dritten Reich „Subjekt und Objekt geeint und wie durch grosse Brückenbögen verbunden sind"), — meist hat sie aber solche Anstrengung des Begriffs schon überwunden und eindeutige Klarheit erreicht. Schöpferisch, schreibt Hans Volkelt, ist der Gestaltungsdrang besonders dort, wo er als „Drang der Seele zur prägnanten Gestalt auftritt. Das grösste Beispiel der Gegenwart ist der Wille Adolf Hitlers zur Ausgeprägtheit der Gestalt — der leiblichen wie der seelisch-geistigen — des deutschen Menschen und des deutschen Volkes". Auch die Soziologie ist von diesem Klärungsprozess betroffen. Hans Freyer, der zum dritten Heft einen Aufsatz über „Das Volk als werdende Ganzheit" beigesteuert hat, fordert, dass die Soziologie „über alles ‚Soziale' im engeren Sinne des Worts weit hinausblicken" müsse, wenn sie die „wirklichen Kräfte" erkennen will. Und als solche wirklichen volksbildenden Kräfte bezeichnet er Führertum, Bestimmung und Bauerntum.

Die konkrete Anwendung der Ganzheitspsychologie hat auch den XIV. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie beherrscht, dessen von Otto Klemm herausgegebener Bericht jetzt vorliegt. Die „Psychologie des Gemeinschaftslebens" war das Thema. Felix Krueger hat das einleitende programmatische Referat gehalten. Er charakterisiert die vergangene deutsche Psychologie wesentlich als eine Psychologie des abstrakten Individuums, welche die „sozialen Faktoren", die „Wir-Phaenomene" usw. vernachlässigt hatte. „Unsre tiefsten Erlebnisse sind am wesentlichsten auf Gemeinschaft mitgegründet. In dieser Richtung müssen alle einstmals aufgestellten Gesetze sozialpsychologisch abgeändert werden..." Die nähere Bestimmung dieser Richtung wird durch die Arbeiten des Kongresses hinreichend klar. Wir nennen die Titel einiger Referate : „Rasse und Staat", „Rasse als Stigma und Stil", „Zur Psychologie des Soldatentums", „Das Zweite Gesicht als niederdeutsche Stammeseigenart", „Die psychische Elastizität des militärischen Führers", „Führertum". Auch die prinzipiellen und die experimentalpsychologischen Referate stehen unter diesen Leitideen. Felix Krueger rechtfertigt die ausführliche Behandlung der „soldatischen Lebensform" : „Erklärende Wissenschaft hatte bisher das Militärwesen noch ärger vernachlässigt als die Sitte oder die Familie. Jetzt arbeiten zahlreiche unserer Fachgenossen im Dienst der Wehrmacht ihres Landes. Sie beweisen mit den Auswirkungen dieses neuen Berufs, dass wissenschaftliche Psychologie praktisch werden kann..." Die Psychologie soll nicht nur bei der Soldatenauslese Verwendung finden ; es sollen vielmehr auch „die seelischen Voraussetzungen der Feuerdisziplin" zum Gegenstand der Forschung werden. — Was die Berücksichtigung „sozialer Faktoren" in dieser Psychologie sonst zutage fördert (wie die unterscheidende Bestimmung verschiedener Typen von Gemeinschaft, mitmenschlicher Einstellung und sozialer Haltung), bedeutet die Ausschaltung der wirklichen sozialen Faktoren aus der Psychologie. Unbekümmertheit um jegliche historische und gesellschaftliche Forschung spricht aus Sätzen wie diesem : „Die bei den Menschen zuerst hervortretenden Berufe sind überwiegend seelisch und geistig begründet : der des Zauberers, Arztes und Ritenältesten, der des Anführers im Kampfe und bei der Jagd ; der des Vortänzers, des Musikers, des Erzählers". — Ein wichtiges Symptom ist die starke Betonung psychologischer Probleme im Dienste der „Erziehung zur Gemeinschaft", vor allem in Familie und Schule. Herbert Marcuse (New York).

Brown, Lawrence Guy, *Social Psychology : the Natural History of Human Nature. Mc Graw-Hill. New York and London* 1934. *(XIII and* 65 *pp. ;* $ 3.50, 21 *s.)*

Dunlap, Knight, *Civilized Life : The Principles and Applications of Social Psychology. The Williams & Wilkins Co, Baltimore. Allen & Unwin, London* 1934. *(IX and* 374 *pp. ;* $ 4.—, 16 *s.)*

Brown's book offers an excellent illustration of the wide diversity of opinion as to the content of Social Psychology. The probable reason for this is that Social Psychology is distinctly a border-line science, in which

both psychologists and sociologists regard themselves as competent. Professor Brown, who is Professor of Sociology at the University of Missouri, has written a book which shows surprisingly little overlapping with other treatments of the same subject by psychologists like F. H. Allport and G. and L. Murphy. In the opinion of this reviewer, B's book pays too little attention to quantitative and experimental material, relying too completely on the more analytic and discursive treatment of the sociologist.

The book is interesting, however, for the wide use which it makes of case histories. Every discussion is illustrated by descriptions of the behavior and reactions of individuals in definite social situations and the source materials have considerable value in their own right, altogether apart from their use in this context.

Dunlap's book is a revision and enlargement of his „Social Psychology" which was published in 1925. The most important additions are the chapters on Desire ; on Race and Civilization ; and on the Child. The remainder of the book follows substantially the outline of the earlier treatment. „Civilized Life" is especially interesting for the use which is made of ethnological material. This is a field which has too long been neglected by the psychologist, and D's attempt to use ethnological data in the approach to psychological problems is a significant one. The discussion of Marriage and the Family, of Religious Organization, of Political Organization, is in fact to a considerable extent, ethnological. Where D's book fails, however, is in the lack of an adequate synthesis between the two types of material, so as to give an understanding upon both approaches. This task is not an easy one, and D. has at least done Social Psychology a service by emphasizing the importance of comparative ethnological data.

Otto Klineberg (New York).

Dollard, John, *Criteria for the Life History. Yale University Press. New Haven* 1935. *(*288 *S.;* $ 2.50*)*

D. hat eine Reihe von „Life Histories" daraufhin untersucht, inwieweit sie bestimmten soziologischen und psychologischen Bedingungen genügen. Als Mindestbedingungen bezw. Kriterien, unter denen eine Krankengeschichte oder Biographie beurteilt werden muss, sieht er die folgenden an :

1. Der Gegenstand der Lebensgeschichte muss als ein Einzelfall innerhalb eines kulturellen Ganzen angesehen werden. 2. Die in Betracht gezogenen organischen Antriebe müssen gesellschaftlich relevant sein. 3. Die besondere Rolle der Familie als Vermittlerin der Kultur muss verstanden werden. 4. Es muss die spezifische Methode gezeigt werden, in der sich organische Antriebe in gesellschaftliches Verhalten umsetzen. 5. Es muss die Kontinuität der Erfahrungen von der Kindheit bis zur Zeit der Erwachsenheit betont werden. 6. „The Social Situation" muss beständig und sorgsam als ein Faktor herausgearbeitet werden. 7. Das Material der Lebensgeschichten selbst muss organisiert und unter theoretischen Begriffen erfasst werden.

Der Verf. entwickelt und begründet in einem einleitenden Kapitel seine Kriterien und analysiert dann unter diesem Gesichtspunkt je eine

Krankengeschichte von Adler, von einer Rankschülerin Jessie Taft, und von Freud ; ferner den Lebensbericht eines Emigranten aus der Studie über den polnischen Bauer in Amerika von W. I. Thomas und Florian Znaniecki, die Biographie eines kriminellen Jugendlichen (Jack-Roller) von Clifford R. Shaw und endlich das „Experiment in Autobiography" von H. G. Wells.

Im Anschluss an die Diskussion der einzelnen Lebensgeschichten wird für Lehrer und Studenten eine Anweisung gegeben, wie sie am zweckmässigsten die hier aufgeführten Kriterien an anderen Krankengeschichten oder biographischen Dokumenten anwenden können. In einem Schlusskapitel diskutiert D. die in jüngster Zeit häufig betonte Problemstellung „Culture and Personality" ; er weist darauf hin, dass es sich in Wirklichkeit um die alte Problemstellung „Soziologie und Psychologie" handelt. In der Veränderung der Terminologie liegt eine gewisse Gefahr. Die Soziologen und Psychologen werden von der neuen Problemstellung offiziell nicht berührt, und „Culture and Personality" wird ein „Niemandsland", für das keiner der etablierten akademischen Zweige sich verantwortlich hält. D. will aber nicht um Terminologie streiten. Wichtig ist ihm, dass Personality als ein psychologisches und Culture als ein soziologisches Problem verstanden wird. Wichtig ist fernerhin, dass man nicht immer neue wissenschaftliche Einzelgebiete „entdeckt", sondern dass Kultur und Gesellschaft als ein Gegenstand, aber gleichzietig unter dem Aspekt des Ethnologen, Psychologen, Oekonomen und in gewisser Hinsicht auch des Psychiaters studiert wird. Er zeigt an drei Beispielen, der Entscheidung eines jungen Menschen, ins Kloster zu gehen, dem verschiedenen Verhalten von Menschen zum Krieg und an den Unterschieden der individuellen Reaktion auf die Situation der monogamen Ehe, dass und in welcher Weise sowohl die Kenntnisse der kulturellen Faktoren wie auch des Funktionierens des seelischen Apparates des Einzelnen zum Verständnis des in Frage stehenden Phänomens notwendig ist. Der Hinweis auf grobe biologische Unterschiede in den Individuen hat mehr eine verdeckende als eine enthüllende Funktion und vergisst völlig den Einfluss der frühen Kindheitserfahrungen auf die Charakterentwicklung.

Das Buch D.s gibt — ein seltener Fall — viel mehr, als sein Titel verspricht. Wenn dieser unsere Erwartungen auf das mehr technische und formale Problem der Erfordernisse in der befriedigenden Darstellung einer Lebensgeschichte lenkt, ist das Buch darüber hinaus ein überaus wichtiger und fruchtbarer Beitrag zur grundlegenden Diskussion der inhaltlichen Frage des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft und der methodologischen Frage des Verhältnisses von Psychologie und Soziologie. Es ist ganz ausgezeichnet gelungen, dieses schwierige und komplizierte theoretische Problem an Hand eines konkreten und leicht verständlichen Materials zu diskutieren. Damit erfüllt das Buch über die eben schon erwähnten allgemeinen theoretischen Aspekte hinaus noch die Aufgabe, einen wichtigen Beitrag zur theoretischen Kritik verschiedener psychologischer Schulen zu liefern. Gewiss stellt der Ausgangspunkt auch eine gewisse Einschränkung insofern dar, als er den Verf. zwingt, seine Kriterien in formaler Weise an einer bestimmten Lebensgeschichte zu diskutieren, und er versäumen muss, durch Hinzuziehung der gesamten Theorie der betreffenden Schule seine

Diskussionsbasis wesentlich zu erweitern und den Akzent mehr vom Formalen aufs Inhaltliche zu verschieben. Dieser Nachteil wird aber sicher durch die Fruchtbarkeit der von ihm gewählten Fragestellung mehr als aufgehoben. Was das Prinzipielle anlangt, so sind wir nur in einem Punkt nicht ganz befriedigt. Wir würden wünschen, dass, ebenso wie beim Individuum die organische Basis seiner psychischen Äusserungen verfolgt wird, bei der Untersuchung der Kultur eine Analyse der Struktur der in ihr wirksamen ökonomischen Kräfte gefordert und versucht würde. Unbeschadet dieses Einwandes zeigt D., dass er auf dem Gebiet der Soziologie wie der dynamischen Psychologie in gleich gründlicher Weise zu Hause ist. Es sei endlich erwähnt, dass das Buch in einem so lebendigen und ausdrucksvollen Stil geschrieben ist, wie wir ihn nur selten in wissenschaftlichen Abhandlungen finden. Erich Fromm (New York).

Thorndike, Edward L. and others, *The Psychology of Wants, Interests and Attitudes. Appleton-Century Co. New York and London* 1935. *(*301 *pp.;* $ 3.50, 10 *s.* 6 *d.)*

Thorndike, Edward L. and others, *Adult Interests. Macmillan. New York and London* 1935. *(*265 *pp.;* $ 3.25, 14 *s.)*

T.'s books represent the results of a three year study of interests and motives in relation to learning, particularly in terms of the increasingly important problem of adult education. The Psychology of Wants, Interests and Attitudes „presents general facts and principles useful for adult education because useful for all education". Adult Interests „presents facts that specially concern adult interests, and also recommendations concerning adult education based upon them".

In the first of the books listed above it is shown that rewarding a tendency without making the subject aware of what the connection is that we are rewarding, results in unconscious learning, although it is relatively undependable and slow. The effect of punishments is beneficial only in the ability to provoke a change toward the desired behavior, and T. feels that better methods can be found to produce this result. Increase in the amount of satisfier or annoyer does not result in proportionally changed learning.

The important thing to bear in mind is the magnitude of satisfaction derived by the learner, rather than the amount of reward given. T. finds no support for the usual emphasis by educators on the merits of intrinsic rather than extrinsic satisfactions and rewards in their effect on learning. Part II is concerned with changes in wants, and shows that they may change under the influence of varying degrees of reward and punishment, and possibly as a result of simple repetition as well.

The central topic of the second book is that of the relationship between the intensity of interests and age, and the possibility of modifying and improving interests in adults, with some suggestions as to the means and methods for doing this effectively. It is found that the „total mass" of interests most needed for adult learning show no decrease. Adult education

planning must take into consideration facts available regarding adult interests from all sources, since we do not as yet have an adequate inventory. Since not all individuals benefit from education, it is necessary to discriminate among those to whom it might be offered. Part-time adult education must make its selection primarily in terms of interests. These are better measures in terms of what the individual does than what he says.

Lawrence Joseph Stone (New York).

Mead, Margaret, *Sex and Temperament in Three Primitive Societies. William Morrow & Company, New York. Routledge, London* 1935. *(335 S.; $ 3.—, 10 s. 6 d.)*

Dieses Buch ist eine der auch für die Sozialforschung wichtigsten Neuerscheinungen. Es ist das Resultat einer Forschungsreise zu drei australischen Stämmen und behandelt ihre Beobachtungen unter dem Gesichtspunkt der Verschiedenheit derjenigen Charakterzüge, die wir als spezifisch männlich und weiblich anzusehen gewohnt sind, und der Bedingungen, aus denen die Entwicklung dieser Charakterzüge zu verstehen ist. Bei dem ersten der behandelten Stämme, den Arapesh, findet M. eine Persönlichkeitsstruktur bei Männern und Frauen, die wir unserer kulturellen Tradition entsprechend als mütterlich bezw. weiblich bezeichnen würden. Männer wie Frauen sind unaggressiv, und höchstes Ideal für beide ist eine fürsorgende, fördernde Haltung dem Kind wie auch allem Wachsenden und sich Entwickelnden gegenüber. Sexualität wird weder für Männer noch für Frauen als eine mächtige Triebkraft angesehen. Im Gegensatz zur hier vorherrschenden mütterlich weiblichen Haltung findet sich bei den Mundugumor zwar auch eine für Männer und Frauen gleiche Charakterstruktur, aber in der entgegengesetzten Richtung. Sie sind rücksichtslos aggressiv, mütterlich wohlwollende Züge sind minimal, beide Geschlechter haben eine betonte Sexualität. Unter dem Aspekt der uns gewohnten Temperamente würde man den Charakter beider Geschlechter als einen undisziplinierten und heftigen männlichen Charaktertyp ansehen. Beim dritten Stamm, den Tschambuli, findet die Verf. im Gegensatz zu den beiden ersten keine Gemeinsamkeit im Temperament beider Geschlechter, sondern eine Gegensätzlichkeit, die aber ihrem Inhalt nach gerade umgekehrt von der ist, die wir als die von „männlich" und „weiblich" erwarten würden. Die Frau ist sachlich, unpersönlich und herrschend, während der Mann der weniger verantwortliche und gefühlsmässig mehr abhängige Teil ist.

Diese glänzend gesehenen und dargestellten Beobachtungen bilden die Basis für eine Reihe von theoretischen Schlussfolgerungen. Die Verschiedenheit des Charakters bezw. Temperaments bei Frauen und Männern ist nicht „natürlich" bedingt, sondern hängt im wesentlichen von der Verschiedenheit der sozialen Bedingungen ab. Die Herausbildung der für eine Kultur spezifischen Charakterstruktur erfolgt in der frühen Kindheit durch die Einflüsse, die speziell durch das Medium der Familie auf das kleine Kind ausgeübt werden. Die Wirksamkeit verschiedener Kulturen bezw. der verschiedenen Erziehungssysteme und Familienstrukturen auf

das kleine Kind wird theoretisch erst verständlich, wenn die ungeheure Schmiegsamkeit und Plastizität der menschlichen Triebstruktur in Rechnung gestellt wird. Erst wenn die volle Bedeutung der seelischen Anpassungsfähigkeit des menschlichen Organismus voll verstanden ist, kann an die Lösung weiterer sozial-psychologischer Probleme gegangen werden. Die Bedingung dafür, dass die männliche bezw. weibliche Rolle einen so völlig verschiedenen Inhalt haben kann, wird darin gesehen, dass die Individuen in jeder Kultur die verschiedensten Charakter- und Temperamentsmöglichkeiten repräsentieren und dass, wenn eine Kultur für Frauen bezw. Männer eine bestimmte charakterologische Eigenart vorschreibt, sie einen der vorhandenen Charaktere für dieses Geschlecht zur Norm erhebt und die abweichenden zwingt, sich dieser Norm anzupassen. Der Preis ist die Einengung und Verkrüppelung aller derjenigen Individuen, deren Charakter nicht dem zur Norm erhobenen Typ angehört.

Das Buch stellt über das Gebiet der Ethnologie hinaus einen bedeutsamen Beitrag zur Psychologie und Sozialforschung dar. Die Verf. zeigt mit grosser Klarheit, dass selbst auf einem Gebiet, wo die Vorstellungen von der „natürlichen" Bedingtheit der Charaktereigenschaften am stärksten verwurzelt sind und am besten begründet zu sein scheinen, tatsächlich von einer solchen „Natürlichkeit" keine Rede sein kann und dass die verschiedenen sozialen Bedingungen für die Verschiedenartigkeit dessen, was als weiblich und männlich angesehen wird, in erster Linie verantwortlich sind. Von besonderer Bedeutung in psychologischer Hinsicht ist das Buch, weil die Verf., ohne eine technische Terminologie zu gebrauchen, eine dynamische Psychologie und nicht eine statisch deskriptive anwendet. Der tiefenpsychologische Gesichtspunkt kommt auch darin zum Ausdruck, dass sie die frühe Kindheit als entscheidend für die Ausbildung des Charakters ansieht. Die Verf. gibt eine höchst spezifische und eindrucksvolle Beschreibung der seelischen Atmosphäre, in der das Kind aufwächst und die die Bedingung für eine spezifische Charakterentwicklung darstellt. Kritisch ist zu bemerken, dass M. ihre Analyse nicht vollendet. Die Kindheitsatmosphäre gibt die Erklärung für die Entstehung einer bestimmten Charakterstruktur, aber es wird nicht untersucht, *warum* eine bestimmte Kultur eine bestimmte Art der Familienstruktur und der Erziehung aufweist. Ansätze zu einer Analyse der gesamten Lebenspraxis und speziell der grundlegenden ökonomischen Struktur einer Gesellschaft sind wohl reichlich vorhanden; indessen hätten gründliche Studien noch zu zeigen, inwiefern die seelische Atmosphäre der Familie ihrerseits ein Ausdruck der Anpassung an die gegebenen Lebensbedingungen ist. Doch unbeschadet dieses Einwands ist das Buch nicht nur eine ausgezeichnete ethnologische Studie, sondern darüber hinaus eine Arbeit, die neues Licht auf eines der zentralen Probleme der Gegenwart wirft und deren Lektüre sich für den Soziologen und Psychologen als ungewöhnlich fruchtbar erweist.

Erich Fromm (New York).

Symonds, Percival M., *Psychological Diagnosis in Social Adjustment. American Book Co. New York* 1934. *(IX and* 362 *pp.;* $ 3.—*)*

O'Connor, Johnson, *Psychometrics, a Study of Psychological Measurements. Harvard University Press. Cambridge, Mass.* 1934. *Oxford University Press. London* 1935. *(XXXIV and* 292 *pp.; $* 3.50, 15 *s.)*

Material written by Symonds covers only 148 out of the 362 pages of his book, the remainder being given to references, the index, and the appendix which contains a comprehensive list of personality measures. Accordingly, the chief value of the book is that it furnishes a guide to the literature on character traits, personality disturbances, and vocational fitness, as well as the existing means for measuring the same. In the appendix tests, rating scales, and questionnaires are listed with descriptions and relative information.

The four chapters deal with the diagnosis of criminal tendencies, mental disorder, vocational fitness, and citizenship and leadership. S. outlines what contributions psychology can make in each of these fields and quotes briefly and generally the results of work already done.

The first essential for psychological progress, according to O'Connor, is to isolate mental elements. These are to be sorted out from the complexity of the human personality and apprehended by the use of tests which, statistically, have been purified of extraneous variables to the point where they measure one thing and one thing only. If the test has a high reliability and its results show freedom from adventitious influence, it measures a single element. Neither these elements, nor their measures, however, can be obtained by dealing with individuals as such, but only by averaging a large number of individual measurements.

O'C.'s statistical methods for handling data and techniques for achieving test accuracy are demonstrated on the basis of his study on executive ability. He claims to have isolated seven elements in this way, but unfortunately he does not show through what testing means he has arrived at all of them. The elements with those tests which he does consider are : personality — subjective vs. objective (Kent-Rosanoff word association), tonal memory (Seashore), engineering aptitude (Wiggly Block), dexterity with a fine tool (Tweezer Test), finger dexterity, and creative imagination.

Rowena Ripin (New York).

Fauré-Frémiet, Philippe, *Pensée et recréation. Librairie Félix Alcan. Paris* 1934. *(*129 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Ce petit livre qui, selon l'auteur lui-même, présente un caractère plus littéraire que scientifique, est un essai de pure introspection. Notre vie psychique serait, à tous ses instants, création ou recréation : que nous percevions ou rêvions, que nous évoquions des souvenirs ou agissions, toujours nous créons. Nous créons le réel pour nous y orienter ou pour y improviser notre conduite, nous recréons le passé que nous croyons revoir, nous réalisons un „pouvoir acquis" en étalant notre pensée dans l'étendue lorsque, violoniste, pianiste, ou acteur, nous nous figurons répéter ce que nous avons

appris ou obéir à un pur automatisme. Tel est le thème des analyses de M. F.-F., analyses parfois plaisantes ou suggestives, souvent aussi arbitraires ou forcées. Car si la méthode implique la découverte sans préjugé de la réalité immédiate, il importerait que l'observateur se saisît sans se „recréer". L'auteur, disciple de M. Bergson, s'efforce de montrer en conclusion de ses analyses, qu'il n'y a ni souvenir pur, ni souvenir-habitude, mais un pouvoir de recréation „de tout ce que nous avons une fois créé d'après le réel". Le souvenir pur serait possible, non au terme d'un effort, mais par la grâce de l'abandon. Ainsi nous pressentirions ce qui est autre que la durée, „l'univers sans durée". — Ces aperçus métaphysiques montrent bien le caractère et l'intention de ces jeux d'esprit.

Raymond Aron (Paris).

Geschichte.

Haller, Johannes, *Über die Aufgaben des Historikers. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1935. *(*31 *S.; RM.* 1.50*)*

Dieser Abdruck eines 1934 in Münster gehaltenen Vortrags ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Einmal ist er typisch für den Standpunkt der deutschen Historikerschule, deren Vertreter bis zum politischen Umschwung des Jahres 1933 die Universitäten unumschränkt beherrschten. H., der in Ranke, Treitschke und Droysen unerreichte Vorbilder sieht, sucht recht wenig überzeugend der Geschichte den Rang einer Wissenschaft zu retten, obwohl er jede Gesetzmässigkeit der Entwicklung leugnet. Seine (allerdings unklare) Erkenntnis, dass die Geschichtswissenschaft immer Kind ihrer Zeit ist, veranlasst ihn nicht zu weiterführender Fragestellung. So muss er sich mit recht verschwommenen Formulierungen über die Aufgaben des Historikers begnügen : ernstes Streben nach Objektivität, gewissenhafte Einzelforschung, schöne und durch Wahrhaftigkeit belehrende Darstellung. — Interessanter noch und sicher ebenfalls typisch ist die scharf ablehnende Haltung, die der gewissenhafte Methodiker gegenüber dem neudeutschen Wissenschaftsbetrieb einnimmt. Die Geschichte, wie sie da betrieben wird, scheint ihm des Teufels. Und am Schluss sagt er : „Wehe dem Volk, das sich von Unberufenen über seine Geschichte irreführen lässt ! Es kann sich selbst nicht erkennen, wird sich für etwas anderes, vielleicht für mehr halten, als es ist, und den Irrlichtern der Einbildung und Eigenliebe nachlaufend in den Abgrund stürzen oder im Sumpf ersticken".

August Siemsen (Buenos-Aires).

Robson, William A., *Civilisation and the Growth of Law. Macmillan. London and New York* 1935. *(*354 *S.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 2.50*)*

R. unternimmt eine genaue Analyse der einzelnen geschichtlichen Etappen der menschlichen Natur- und Gesellschaftserkenntnis (bei letzterer beschränkt er sich meistens auf die Geschichte der Staats- und Rechts-

einrichtungen) und zeigt auf jeder Entwicklungsstufe den untrennbaren Zusammenhang nicht nur zwischen der Gesamtheit des naturwissenschaftlichen und des rechtlichen Weltbildes, sondern auch noch zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Methoden und Grundprinzipien. Dieser Versuch einer Gesamtanalyse, der Rückkehr zu einem „Systemdenken" auf solider einzelwissenschaftlicher Basis macht den wirklichen Wert des Buches aus. Hierin, und nicht in den meist nicht neuen historischen Einzelerkenntnissen, sieht auch R. selbst das Wesentliche seiner Unternehmung.

Der erste Teil („The Origins of Law") schildert die allmähliche Loslösung einer selbständigen und „weltlichen" Rechtswissenschaft und Rechtsprechung aus der primitiven Einheit von ursprünglicher Naturbeobachtung, religiös-magischer Deutung solcher Beobachtungen und rechtlich magischer Herrschaftspraxis. Die einzelnen Etappen dieser Entwicklung und die verursachenden Faktoren, z. B. der Einfluss der Schrift auf die Einführung geschriebenen Rechts oder der Einfluss primitiver Identitätsbeobachtungen auf die Entwicklung des rechtlichen Wiedergutmachungsprinzips usw., werden gut herausgearbeitet. Der Verf. stützt sich hier vielfach auf die Forschungen Malinowskis und Frazers.

Der zweite Abschnitt („The Law of Nature") zeigt, wie sich in der mittelalterlichen Ordnung die physikalischen und rechtlichen Begriffe wieder in der Einheit des christlichen Weltbilds auflösen, wie die im römischen Recht erreichte Verselbständigung des Rechts im wesentlichen wieder aufgehoben wird, wie sich aber im Verlauf der neuzeitlichen Entwicklung aus dem Einheitsbegriff „Law of Nature", der sowohl Naturrecht wie Naturgesetz bedeutet, unter dem Einfluss politischer Faktoren die erneute Trennung und diesmal auch die Entstehung einer selbständigen Naturwissenschaft vollzieht. Es werden zwar sehr gute Bemerkungen über den physikalisch-rechtlichen Doppelcharakter der Begriffe nomos, lex, ius gegeben, aber im ganzen erscheinen die Betrachtungen über die ursächlichen Faktoren des Verselbständigungsprozesses nicht mehr als zwingend.

Dies gilt erst recht für den letzten Teil („The Nature of Law"), der den Einfluss der modernen Naturwissenschaft auf die moderne Staats- und Rechtsentwicklung zeigen möchte. Wenn vom Zusammenhang zwischen Newtons Lehre vom Gleichgewicht und den Balancen der amerikanischen Verfassung oder dem Evolutionsprinzip und der Marshallschen Wirtschaftstheorie gesprochen wird, so fehlt hier doch völlig das Zwingende einer Begründung. Damit aber erweist sich die Berechtigung unseres Haupteinwandes gegen das Buch : Trotz der Aufzeigung vieler Einzelbeziehungen mangelt es R. doch an einer Einsicht in den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang und seine treibenden Kräfte, die die einzeln aufgezeigten Veränderungen erst bewirken. Hans Mayer (Genf).

Arquillière, H. X., *L'Augustinisme politique. Essai sur la formation des idées au Moyen Age. Vrin. Paris* 1934. *(*156 *p. ; fr. fr.* 20.—*)*

Tentative intéressante pour distinguer la pensée authentique de Saint Augustin au sujet des rapports des États et de l'Église, de l'interprétation

qui en fut donnée postérieurement. Par augustinisme, M. A. entend l'ensemble des thèses prêtées à Saint Augustin, consacrées par l'autorité de son nom et qui, pourtant, ne correspondent pas à la théorie augustinienne telle qu'elle avait été pensée par son auteur. Sans doute, Saint Augustin admet la prééminence du spirituel, car il n'y a de vraie paix et de vraie justice qu'en Dieu, mais il ne nie pas la réalité des communautés païennes, il ne récuse pas toute autorité temporelle infidèle à la loi chrétienne. En tout cas, il ne songe pas à reconnaître à l'Église le droit ou le devoir d'intervenir dans le gouvernement des collectivités pour déposer les maîtres indignes ou pour rétablir l'ordre conforme à la religion. A partir de là, M. A. d'une part remonte aux origines de la doctrine augustinienne, d'autre part analyse, par une série d'exemples, la transformation progressive de cette doctrine dans la direction de l'augustinisme, qui absorbe le droit naturel dans le droit divin. Les deux moments essentiels de cette évolution sont marqués par l'action de Grégoire le Grand et celle de Charlemagne. „La puissance temporelle a un but essentiel... orienter les âmes vers le salut". Au IXe siècle, l'augustinisme politique triomphe de telle sorte que s'impose l'idée qu'il n'y a qu'un seul pouvoir plein et complet, qui ne relève d'aucun autre ici-bas, qui légifère en toute souveraineté, c'est le pouvoir sacerdotal. De cette confusion, Charlemagne est plus que tout autre responsable, car il a réalisé, en acte, cette confusion. L'évolution s'achève au moment où Louis le Pieux est déposé par Grégoire IV comme incapable et indigne de remplir son office. La méthode de M. A. est philologique et historique, mais à aucun degré elle n'est sociale : M. A. choisit les textes qu'il interprète, les épisodes qu'il commente. Il passe ainsi progressivement d'un siècle à un autre, sans tenir compte des circonstances extérieures qui contribueraient à expliquer l'histoire qu'il retrace. La méthode admise, l'ouvrage est suggestif et l'exemple d'une justification rétrospective d'une thèse actuelle à l'aide d'un contresens a une signification qui dépasse celle d'une anecdote. R. Aron (Paris).

Walter, Johannes von, *Die Geschichte des Christentums. 2. Halbband: Das Mittelalter. G. Bertelsmann. Gütersloh* 1934. *(*741 *S.; RM.* 12. —, *geb. RM.* 14.—*)*; 3. *Halbband: Die Reformation. Ebenda* 1935. *(*346 *S.; RM.* 8.—, *geb. RM.* 10.—*)*

Kölmel, Willi, *Rom und der Kirchenstaat im* 10. *und* 11. *Jahrhundert bis in die Anfänge der Reform. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte. Berlin-Grunewald* 1935. *(*167 *S.; RM.* 8.80*)*

Grundmann, Herbert, *Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Emil Ebering. Berlin* 1935. *(*510 *S.; RM.* 19.20*)*

Von Walters Geschichte des Christentums im Mittelalter ist keine selbständige wissenschaftliche Leistung. In der rein idealistischen Betrachtung tauchen als Träger neuer religiöser Ideen einzelne Persönlichkeiten auf, um von andern mit anderen Idealen abgelöst zu werden. Auf die wirtschaftliche und soziale Entwicklung geht v. W. nur ganz gelegentlich und nur da zurück, wo es in den von ihm benutzten Darstellungen geschieht.

Die Frage nach dem Verhältnis der gesellschaftlichen Entwicklung zu religiösen Ideen und Organisationen wird überhaupt nicht gestellt. Protestantische und nationalistische Einseitigkeit trüben das historische Urteil. Die weltliche Macht des Papsttums nennt v. W. „von Haus aus frevelhaft". Die Verherrlichung der Germanen durch Tacitus ist für ihn geschichtliche Wahrheit. Die Deutschen sind ihm ein Volk, „welches stets unter dem Eindruck der Wahrheit gelebt hat, dass Adel verpflichtet". Der Tscheche Huss wird als „Plagiator" Wiclefs bezeichnet, sogar persönlicher Mut wird ihm abgesprochen. — Die Darstellung der Reformation im dritten Halbband bestätigt und verstärkt die Kritik des 2. Halbbands. Dieser einseitig auf Luther orientierten „Frömmigkeitsgeschichte" des Reformationszeitalters fehlt jeder wirtschaftliche und gesellschaftliche Untergrund. Die Arbeiten, die den sozialen Charakter der religiösen Bewegungen dieser Zeit aufgezeigt haben, werden ignoriert. Neben der einseitig beschönigenden Verherrlichung Luthers steht das Unverständnis gegenüber Thomas Münzer und den Wiedertäufern. Das Buch hindert ein wirkliches Verständnis des Reformationszeitalters, seiner unlöslichen Verbindung der religiösen Bewegung mit Wirtschaft, Gesellschaft und Politik.

Die römische „Pornokratie" im „dunklen" 10. Jahrhundert, von der J. v. W. mit Abscheu spricht, reduziert sich in Kölmels auf eingehenden Quellenstudien fussender Arbeit auf die Tatsache, dass in Rom die gleichen Zustände wie im übrigen Europa herrschten. Selbstverständlich wurde auch das Papsttum in die feudalen Kämpfe und Wirren hineingezogen. Die Adelsfamilie der Crescentier sucht sich, gestützt auf die nationalrömische Tradition und mit den Methoden feudaler Hausmachtpolitik, neben dem Papsttum ein selbständiges Herrschaftsgebiet zu schaffen — auf die Dauer freilich ohne Erfolg. Im Gegensatz dazu konzentriert das Geschlecht der Tusculaner von 1012 — 1036 seine Kräfte auf ein starkes Familienpapsttum und schafft damit die Grundlagen für die spätere päpstliche Kirchenstaatspolitik. In der seit Mitte des 11. Jahrhunderts beginnenden grossen Auseinandersetzung zwischen dem von der kirchlichen Reformbewegung getragenen Papsttum und dem erstarkten Kaisertum bleibt dann in Rom immer weniger Raum für eine selbständige Politik feudaler Partikulargewalten.

H. Grundmann sucht gegenüber den Einseitigkeiten einer Forschung, die sich bisher im wesentlichen auf die Geschichte der einzelnen Orden oder Ketzereien beschränkt hat, die religiösen Bewegungen im 12. und 13. Jahrhundert als Gesamtvorgang zu begreifen. Zu Grunde liegen ihnen die Ideen der evangelischen Armut und der apostolischen (Wander-)Predigt : wesentlich ist religiöses Leben, nicht dogmatische Fragen ; besondere Bedeutung kommt der religiösen Frauenbewegung zu. Die Kirche als Heilsanstalt stand der Bewegung mit ihrer Forderung des religiösen Lebens verständnislos und feindlich gegenüber. Erst Innocenz III. ordnete sie wenigstens teilweise (Humiliaten, Bettelorden, Klarissinnen) der Kirche ein, während er die Widerstrebenden um so rücksichtsloser als Ketzer verfolgte.

G. stimmt grundsätzlich mit v. Walter überein, wenn er beweisen will, dass die Bewegung keinen wirtschaftlichen Ursprung und keinen sozialen Charakter gehabt habe, vielmehr rein religiöser Natur gewesen sei. Alle

ihre Richtungen seien mindestens zu Beginn vorwiegend von Angehörigen der höheren Stände getragen gewesen. Er übersieht, dass, wenn die Quellen vielfach Mitglieder aus diesen Ständen nennen, das gerade deshalb geschieht, weil ihr Bekenntnis zur freiwilligen Armut besonderes Aufsehen erregte. Noch schlechter steht es mit den übrigen Beweisen, so, wenn im Widerspruch selbst zu dem angeführten Material behauptet wird, die Beginenhäuser hätten keine armen und bedürftigen Frauen angenommen. Schon die Tatsache, dass die verschiedenen religiösen Bewegungen ausnahmslos in den frühkapitalistischen Zentren (Lombardei, Provence, Flandern, Köln) entstehen, führt G.s These ad absurdum. Aber natürlich besagt „die Erkenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Bedingtheit der religiösen Bewegungen nicht, dass es sich um wirtschaftliche Zweckverbände mit religiöser Verbrämung gehandelt habe, wie das G. in grobem Missverstehen meint.

Ein besonderes Kapitel beschäftigt sich mit der Entstehung der deutschsprachigen mystischen Literatur. Der Übergang zur Volkssprache hat seinen Ursprung in der Durchbrechung der strengen Scheidung zwischen lateinisch gebildetem Klerus und Laientum durch die Entstehung einer religiös, aber nicht lateinisch gebildeten Mittelschicht, wobei die Frauenbewegung eine entscheidende Rolle spielt. Nicht aus nationalem Protest oder aus Gemütsgründen — wie die nationale Legende will —, sondern infolge neu entstandener religiöser Bedürfnisse setzt sich die in Eckharts Schriften gipfelnde Volkssprache der Mystik gegen den heftigen Widerstand der Kirche durch. August Siemsen (Buenos-Aires).

Oncken, Hermann, *Cromwell. Vier Essays über die Führung einer Nation. G. Grote. Berlin* 1935. *(*147 *pp.; RM.* 3.20*)*
Buchan, John, *Oliver Cromwell. Houghton Mifflin Co. Boston* 1934. *(*458 *pp.;* $ 4.50*)*

These two volumes illustrate the difference between history and „Tendenz". Mr. Oncken's brief work deals largely with foreign policy and ressurects Cromwell as a revolutionary whose leadership, strongly tinged with the Calvinistic sense of religious mission, opened the sweeping vista of English commercial nationalism and imperial expansion. The same statesman emerges from the biography of Mr. Buchan, now Lord Tweedsmuir and Governor General of Canada, as a Puritan Blood- and Ironsides endowed with all the familiar virtues and prejudices of the conservative Englishman. Oliver, it seems, was really a tory who chopped off the head of his lawful and recognized Sovereign King Charles I in a fit of divine and unaccountable absentmindedness. The great revolutionary liberal, perhaps the only one of his tradition who faced the knotty problem of reconciling middle-class order with human freedom, is wrenched from his historical frame and lined up with conservatives of the stamp of Edmund Burke and those who today, in the words of our author, see „a corporate discipline, of which quality is the watchword", as „the only way of salvation". The insistence on seeing in Cromwell a prophetic forerunner of

contemporary advocates of the authoritarian state commanded by a sacred leader makes this book more valuable as a tract of our times rather than a history of a seventeenth century figure. „Across the centuries", as though they made little difference, a false Oliver hails Lord Tweedsmuir „strangely in the accents of today".

Mr. Oncken, on the other hand, holds up the mirror far more to the subject than to the author. Cromwell's dream of a great Protestant union is drawn in lively colors. The drive of the English for domination on the coasts of northern France, Holland and Germany, in the Mediterranean Sea and across the Atlantic Ocean, anticipates the course of history. The religious dream, however, proves too late for realization by perhaps half a century. The study of the effect of foreign policy and ambition on internal developments emphasizes a frequently neglected point. O. throws into somewhat exaggerated relief the religious motivation of the Puritan leader and his consciousness of inspired leadership. Nevertheless, his book brought cold comfort to those who would rewrite history to justify the present. For Cromwell's policies, while nationalistic and religious in their expression, were essentially libertarian in character, and his messianic Führerschaft was, after all, foredoomed to complete failure.

S. F. Bloom (New York).

Bemis, Samuel Flagg, *The Diplomacy of the American Revolution. Appleton-Century. New York* 1935. *(XIII and* 293 *pp.;* $ 3.50*)*
Turner, Frederick Jackson, *The United States :* 1830-1850. *Holt & Co. New York* 1935. *(XIV and* 602 *pp.;* $ 4.50*)*

Bemis attempts to show the importance to American independence of the political situation in eighteenth century Europe, the French struggle against British hegemony, and the resulting alliance of Spain and France with the Colonists. He has made a comprehensive study of the source materials, most of which may be found in the previous studies of Wharton, Doniol, and Stevens. In addition, B. has thoroughly investigated the Spanish archives and has brought to light some undiscovered materials on Spanish-American relations of the period. Although the economic interests of the European states are discussed with reference to the Armed Neutrality of 1780 and the Mississippi Valley, no effort is made to correlate systematically the reciprocal effects of the economy of the time with both the broad diplomatic policies and the intricate maneuvres of the powers.

Turner, in a posthumous work, applies to the development of the United States from 1830 to 1850 his well-known theories of the frontier and the importance of sectionalism. He presents to us, after a consideration of the physiography of the United States, a detailed account of the economic and social life of each section, which, if not well-organized, is comprehensive and thorough. Although T. treats of the growth of manufacturing in the United States during this period, he fails to see the importance of industrialism as a dynamic factor transforming the life of the nation and the accentuation of the slavery conflict as the result of this industrial development.

T. attempts to interpret the conflicts of the period as the result of sectional rather than class opposition ; this idea appears to be true only on superficial consideration (the fact that various classes exercise their domination within a specific area), but a detailed consideration of intrasectional conflicts and the class-differentiation within any section, vitiates the validity of his conception. T. lays far too much stress on the importance of physiography ; he makes the extreme statement, „the design made by physical geography was reflected in human geography" (p. 12). The relations of the United States with the rest of the world are almost completely ignored, and the significance of European investments, American crop exports, and the carrying trade, in terms of the development of American and world economy, is not realized. Instead of a presentation of the American civilization of the period in terms of the mutual interaction of a rising industrial class, the economy of the slavery system, the significance of western speculation, and the effect of world economy, we have an isolated portrayal of various sections of the country, allowing us to see in the mass of detail, not the woods, but the trees.

Philip A. Slaner (New York).

Hallgarten, Wolfgang, *Vorkriegsimperialismus. Die soziologischen Grundlagen der Aussenpolitik europäischer Grossmächte bis* 1914. *Editions Météore. Paris* 1935. *(*365 *S. ; fr. fr.* 30.—*)*

Das vorliegende Buch ist die freie Bearbeitung eines sehr viel umfangreicheren Manuskripts, an dem der Verf. sieben Jahre gearbeitet hat. Die jetzige Fassung ist für die „breite Öffentlichkeit" bestimmt ; sie verzichtet daher auf einen grossen Teil des wissenschaftlichen Apparats, mit dem das Ursprungsmanuskript ausgestattet war, und ist auch sonst dem bezeichneten Publikationszweck angepasst.

H. ist davon überzeugt, dass „alle Aussenpolitik von den jeweiligen gesellschaftlichen Grundlagen eines Landes abhängig" ist. Seine Aufmerksamkeit gilt daher in erster Linie den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, aus denen die Politik der Grossmächte und schliesslich der Weltkrieg hervorging. Das diplomatische Detail tritt demgegenüber zurück. Im Zentrum der Untersuchung stehen die Ereignisse der Jahre1890 -1914, wenngleich einige Anfangskapitel weiter, hinter die Zeit des eigentlichen Imperialismus zurückgreifen.

Im Verlauf der historischen Darstellung wendet sich H. des öfteren und mit Recht gegen die Auffassung, als begründe wirtschaftliche Konkurrenz („Handelsneid") allein schon, ohne dass man sie näher qualifizieren müsste, politisch-imperialistische Feindschaft. Er zeigt an Hand der deutsch-russischen, der deutsch-französischen und vor allem der deutsch-englischen Beziehungen, dass die Konkurrenz im üblichen Sinn noch kein „Gegeneinander" bewirkt, sondern höchstens ein „Gegenmiteinander". Erst da, wo es um die Monopolisierung wirtschaftlicher Chancen geht, entstehen die grossen Konflikte.

Mit einzigartigem Material belegt H. den Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen Einzelinteressen und politischen Aktionen, zwischen Privatge-

schäften und Staatsverwaltung. Die Dokumente, die im Anhang erstmals veröffentlicht sind, beziehen sich vor allem auf diese Sphäre. Stellenweise mutet das Buch geradezu wie ein Beitrag zu einer Soziologie der kapitalistischen Korruption, der illegalen wie der legalen, an. Die Anonymität des Sozialprozesses wird bei einer Geschichtsschreibung, die diesen Zusammenhängen nachgeht, sehr leicht verkannt. Aber H. ist im ganzen dieser Gefahr nicht erlegen. Jede Untersuchung über die Entstehung des Weltkrieges steht vor der Frage, wie sich — von Deutschland aus gesehen — die „Politik des Sowohl-als-Auch" erklären lässt, d. h. die Politik der gleichzeitigen Gegnerschaft gegen England und Russland, die diese weltpolitisch getrennten Mächte vereinte. Die Antwort, die H. gibt, kann hier im einzelnen nicht referiert werden. Vielfach folgt die Analyse den Arbeiten von Eckart Kehr, dessen Fragestellungen H. immer wieder aufnimmt und weiterführt. Dieser Hinweis soll die Leistung des Buches in keiner Weise verringern, sondern nur die Linie bezeichnen, auf der es sich bewegt.

Kurt Mandelbaum (London).

Sternberg, Fritz, *Der Faschismus an der Macht. Verlag Contact. Amsterdam* 1935. *(VII und* 328 *S.; Hfl.* 2.50*)*

Nur ein kleiner Teil des Buches befasst sich mit dem Hauptthema, der nationalsozialistischen Innen- und Wirtschaftspolitik bis zum Ende des Jahres 1934. Das Schwergewicht liegt auf der Erzählung : „wie es kam" und auf der Untersuchung, unter welchen Bedingungen und mit welchen Mitteln der Kampf der Arbeiter gegen das nationalsozialistische Regiment geführt werden könne. S.s Hauptbemühung geht um den Nachweis einer Zwangsläufigkeit der Entwicklung, „die den Monopolkapitalismus in der Niedergangskrise dazu zwingt, die „demokratischen" Ausbeutungsmethoden durch faschistisch-terroristische zu ersetzen." Die objektiven Voraussetzungen für eine faschistische Diktatur bedeuten aber noch nicht ihre Realisierung. Dass es hierzu gekommen ist, liegt nach S. an der „schauderhaften katastrophalen Politik" der beiden deutschen Arbeiterparteien.

Das Buch S.s enthält eine Reihe kluger Bemerkungen, so etwa über die soziologischen Wurzeln des Verhaltens der Mittelschichten und der Arbeiter in Deutschland vor und während der nationalsozialistischen Herrschaft. Aber mehr als Anregungen darf man von ihm nicht erwarten, in vielen Einzelheiten ist es sehr problematisch. Beispielsweise ist die Darstellung der jüngsten deutschen Arbeiterbewegung, die einen breiten Raum einnimmt, ziemlich oberflächlich ausgefallen. Über das komplizierte Kräftespiel zwischen preussischen Grossgrundbesitzern, Grossindustrie, Bankkapital und hoher Bürokratie, das die Entstehung und bisherige Geschichte des Dritten Reiches erst verständlich macht, finden sich bei S. nur wenige Andeutungen.

Friedrich Pollock (Genf).

Ware, Caroline F., *Greenwich Village,* 1920-1930. *Houghton Mifflin. Boston* 1935. *(XIII and* 496 *pp.; $* 4.—*)*

W., in analyzing Greenwich Village, that section of New York famous chiefly for its reputation for Bohemianism, presents a picture of social and

cultural conflicts arising out of the juxtaposition of a number of groups with divergent backgrounds, standards, traditions and values. Fluctuating real estate values have made it a section of great population mobility. A suburb in the early 19th century and now a central portion of the city, the Village has been the home of early Americans, of immigrant Irish, and finally of more recently arrived Italians. In the decade covered in this study, the population could be divided in two groups : the „Villagers“ (artists, professional persons, and those attracted by the reputation of the community as a center art and freedom) and the „local people“ (Irish, Italians, and smaller groups of Spanish, Germans, and Jews). A careful study of the differences in status, income, standards of living, attitudes, educational opportunities and facilities and familial patterns provides the basis for W.'s conclusion that „the compelling social fact of this community was the failure of traditional controls to operate and of traditional patterns to produce a coherent social life“. Thea G. Field (New York).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Labor and the Government. Ed. by Bernheim, Alfred L. and Dorothy van Doren. Published for the Twentieth Century Fund. McGraw-Hill Book Company. New York 1935. (413 *S.*; $ 2.75)

Den Anlass zu dieser von einem fähigen Forschungskomitee mit grösster Objektivität durchgeführten Untersuchung gaben die durch den National Industrial Recovery Act (NRA) neu aufgeworfenen Tarif-und Schlichtungsfragen. Die Arbeit beschäftigt sich mit Struktur und Funktion der Arbeiterorganisationen, der Rolle der Regierung in den Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit mit Bezug auf das Tarifwesen und die Kollektivverträge und zuletzt mit diesbezüglichen programmatischen Vorschlägen im Rahmen der Sozialgesetzgebung. Die skizzenhafte Darstellung der Entwicklung der gewerkschaftlichen Bewegung in Amerika erklärt deren relative Schwäche aus den Besonderheiten der amerikanischen industriellen Entfaltung. Die Einmischung der Regierung in die Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit fand in grösserem Masstabe zuerst während des Weltkrieges statt. Das United States Department of Labor wurde zum Hauptorgan für diese Beziehungen. Die Untersuchung gibt statistisches Material über Zahl und Art der industriellen Kämpfe, über die Entwicklung der Löhne, Erfolge and Misserfolge des Schlichtungswesens und dessen Beeinflussung durch die Regierung. Die Roosevelt-Administration schuf sich den National Labor Relations Board zur Sicherung des industriellen Friedens, auf dessen bisherige Tätigkeit eingegangen wird. Die Rechte des N. L. R. B. sind begrenzt, er hat keine Möglichkeit, seine eigenen Bestimmungen durchzusetzen und blieb so eine empfehlende Institution. Eine wirkliche gesetzliche Regelung der Arbeiterfrage sei noch zu leisten, notwendig sei dazu jedoch die Stärkung der Gewerkschaften als Tarifkontrahenten. Es wird ein von der NRA unabhängiges neues Gesetz empfohlen, das den Arbeitern die Organisationsfreiheit und die Tariffähigkeit garantiert;

weiterhin die Schaffung einer permanenten unparteiischen Schlichtungskommission durch die Regierung. Die Empfehlungen decken sich prinzipiell mit der bereits angenommenen Wagner Labor Disputes Bill, mit der sich die Autoren des Buches denn auch einverstanden erklären und die sie nur besser ausgearbeitet und mehr spezifiziert sehen wollen.

Die Bemühungen um die Schaffung von Organen zur Aufrechterhaltung des Wirtschaftsfriedens, von denen das Buch Zeugnis ablegt, scheinen angesichts der heute sichtbaren Wirtschaftstendenzen vergeblich zu sein, auch wenn alle Vorschläge der Autoren auf dem Papier verwirklicht werden sollten. Paul Mattick (Chicago).

Dünner, Josef, *Die Gewerkschaften im Arbeitskampf. Philographischer Verlag. Basel* 1935. *(*92 *S.; Schw. Fr.* 1.50*)*

In der Einleitung zeigt der Verf. die historische Bedingtheit des Streiks als einer Ausdrucksform der modernen kapitalistischen Wirtschaft auf: Der Streik ist seiner Auffassung nach ein Korrelat des „freien" Lohnarbeiters. Die Ausstände der Antike wie des Mittelalters sind darum mit ihm nicht vergleichbar.

Im weiteren Verlauf werden dann die verschiedenen Streiktypen unter dem Gesichtspunkt der Organisation des Streiks behandelt: der unorganisierte Streik in den Frühstadien des Kapitalismus, der Streik in den Anfängen der Gewerkschaftsbewegung — in diesem Abschnitt findet auch der „revolutionäre" Syndikalismus in den romanischen Ländern seinen Platz —, der organisierte Streik und seine Parallelerscheinung — der „wilde" Streik. Den Abschluss der Arbeit, die zugleich einen Überblick über die Entwicklung der Gewerkschaften in England, Frankreich, Deutschland und der Schweiz vermittelt, bildet ein „Rückblick und Ausblick", in dem sich D. kurz mit der Korporationenidee auseinandersetzt, um dann für die Autonomie der Gewerkschaften zu plädieren. Hans Brod (Basel).

Richter, Adolf, *Bismarck und die Arbeiterfrage im preussischen Verfassungskonflikt. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1935. *(*265 *S.; RM.* 7.50*)*

In den Konfliktjahren (1862-1866) erwog Bismarck den Plan, die Arbeiter durch „staatssozialistische" Massnahmen nach dem Muster Napoleons III. an den preussischen Staat zu binden und gegen die Liberalen auszuspielen. R. beschreibt die Versuche, die Bismarck in dieser Richtung unternahm. Auf zum Teil unveröffentlichtes Quellenmaterial gestützt, schildert R. das Eingreifen Bismarcks in der Krise der schlesischen Webereien (1864), die Audienz der Weber bei Wilhelm I., die Gründung der Wüstegiersdorfer Produktivassoziation mit staatlichen Mitteln, die Entsendung einer Kommission zur Untersuchung der Lage der notleidenden Weber und die Debatten über die Koalitionsfrage. R. ist bestrebt, die Haltung Bismarcks in der Arbeiterfrage während der Konfliktjahre auf den Einfluss von Hermann Wagner, dem konservativen Abgeordneten und Redakteur der „Kreuzzeitung", zurückzuführen. Aber es waren weniger

die Wagnerschen Ideen, die Bismarck z. B. bei der Gründung der Wüstegiersdorfer Produktivassoziation bestimmten, als sein Bestreben, mit Hilfe Lassalles eine von der preussischen Regierung abhängige Arbeiterbewegung zu schaffen. R. hat überhaupt die Tendenz, die Rolle Lassalles zu verkleinern; aber eine objektive Darstellung der Stellung Bismarcks zur Arbeiterfrage während des Konflikts mit den Liberalen kann die Beziehungen Lassalles zu Bismarck nicht ignorieren. R.s Darstellung ist wohl von der Absicht bestimmt, seinen Heros Bismarck von dem Verdacht des Umgangs mit Lassalle zu reinigen.

R. schliesst sein Buch mit der Behauptung, dass Bismarck nahe daran gewesen sei, „das Bündnis zwischen Staat und Arbeiter zu schliessen und den Arbeiter als Gleichberechtigten in einen sozialen Volksstaat aufzunehmen". Die Aussenpolitik habe Bismarck daran gehindert, „der grosse Löser der sozialen Frage" zu werden. So versucht R., eine Geschichtslegende zu spinnen. Er stützt sich auf wenige Jahre der Bismarckschen Regierungstätigkeit und ignoriert die spätere Rolle Bismarcks, insbesondere das Sozialistengesetz. Albert Dorner (Basel).

Gridazzi, Mario, *Die Entwicklung der sozialistischen Ideen in der Schweiz bis zum Ausbruch des Weltkrieges. H. Girsberger. Zürich* 1935. *(XVIII u.* 336 *S.; Schw. Fr.* 16.—, *geb. Schw. Fr.* 18.50*)*

Das Buch will ein objektives Bild der seit Beginn des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluss der liberalen Gedanken wachsenden sozialistischen Strömungen in der Schweiz darbieten. Die grossen Differenzen in der Auffassung von Aufgabe und Ziel des Sozialismus (Weitling, Treichler, Bürkli und Coullery) sind auf zwei Momente zurückzuführen. Erstens die verschiedenen ethnischen Gruppierungen innerhalb der Schweiz, von denen der eine Teil stark vom deutschen, der andere besonders vom französischen Sozialismus beeinflusst wurde. Zweitens nimmt die Rolle der Schweiz als politischer Zufluchtsort einen bedeutenden Platz für den Austausch sozialistischer Meinungen ein. Denn nicht nur, dass um die Mitte des 19. Jahrhunderts und auch später viele Flüchtlinge sich dort niederliessen, es bestand auch die Möglichkeit für eine Reihe von Ausländern, besonders Deutsche (Weitling, Becker, Greulich), sich vorübergehend oder dauernd einen führenden Platz in der sozialistischen oder gewerkschaftlichen Bewegung zu erobern. Das Interessante an der Arbeit G.s ist wohl, dass besonders auf die spezifische Struktur der Schweizer Wirtschaft für den Charakter des Sozialismus in diesem Lande hingewiesen wird. Das Buch verfolgt die verschiedenen Strömungen bis zu der vor dem Krieg sich bahnbrechenden religiösen Richtung, deren Repräsentanten für die Schweiz die Pfarrer Kutter und Ragaz sind. Andries Sternheim (Genf).

Rapport du Directeur. Bureau International du Travail. Genève 1935. *(*105 *S.; fr. s.* 1.75*)*

Chômage des jeunes gens. Bureau International du Travail. Genève 1935. *(*222 *S.; fr. s.* 3.50*)*

Beide Schriften wurden der 1935 abgehaltenen internationalen Arbeits-

konferenz vorgelegt. Der Bericht des Direktors des Arbeitsamtes bringt eine detaillierte Übersicht der Weltwirtschaftslage und ihrer Rückwirkung auf die internationale Sozialpolitik. Ungeachtet der politischen Schwierigkeiten, in denen sich besonders Europa befinde, habe die Sozialpolitik weitere Fortschritte gemacht. Besonders gelte das für die Verkürzung des Arbeitstages. In einer Reihe von Ländern und Industrien wurde in diesem Berichtsjahr die Vierzig-Stundenwoche eingeführt.

Die zweite Veröffentlichung gibt eine Zusammenfassung sämtlicher Massnahmen der Regierungen zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit. Ein wichtiger Platz wird dabei den Bemühungen um Erhöhung des schulpflichtigen Alters und dem Problem des freiwilligen Arbeitsdienstes für die Jugend eingeräumt. Dieser Bericht hat als Studienmaterial wie auch als Nachschlagequelle besondere Bedeutung.

Andries Sternheim (Genf).

Les problèmes de l'orientation professionnelle. Bureau International du Travail. Genève 1935. *(*194 *p. ; fr. s.* 4.—*)*

Vauquelin, Robert, *Les aptitudes fonctionnelles et l'éducation. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(*306 *p. ; fr. fr.* 20.—*)*

La publication du B. I. T. doit être considérée comme un essai de synthèse des problèmes de l'orientation professionnelle qui se posent dans leur triple aspect : pédagogique, social et économique. L'orientation professionnelle cherche en dernière analyse à mettre en état d'équilibre les moyens d'un sujet et son action professionnelle en tenant compte des données pédagogiques modernes et des principes de la politique sociale de notre temps ; elle s'efforce de satisfaire aux exigences actuelles de la production et à celles de la consommation. L'orientation professionnelle prend soin pour arriver à sa mission des intérêts de l'individu pour les aiguiller vers la carrière convenant le mieux à ses goûts et à ses capacités sans négliger de considérer les possibilités que représente ce même individu au point de vue de sa force productive et de ses besoins généraux de consommation.

Dans la première partie nous trouvons un résumé de l'histoire des principales mesures législatives et de l'organisation comme mouvement mondial de l'orientation professionnelle. Les chapitres suivants s'occupent du thème principal : étude de l'individu, de la profession, des possibilités d'emploi. La fonction des orienteurs fait partout l'object d'efforts sérieux. Les relations entre l'école et l'orientation professionnelle sont traitées très exactement ainsi que les méthodes employées pour déceler les goûts et les aptitudes des sujets à orienter : la méthode empirique, la méthode scientifique des textes et la méthode psychotechnique. Les conclusions se réfèrent au développement actuel de l'orientation professionnelle, aux opinions des intéressés, aux limites qui semblent être imposées par la structure même de la vie professionnelle, économique et sociale, ainsi qu'aux exigences qu'elles posent pour l'avenir.

Les tâches de l'orientation professionnelle pendant la crise économique se dirigent vers le planisme. Parmi ces principes on peut noter les suivants :

collaboration indispensable de l'orienteur et des maîtres de l'école, recherches solides dans tous les domaines de l'économie politique et sociale, élévation de l'âge de la scolarité obligatoire, amélioration des connaissances des adultes en ce qui concerne les modifications intéressantes qui interviennent dans les méthodes de production moderne, les conditions de la vie industrielle et l'organisation du travail.

Parmi les problèmes divers de l'éducation professionnelle Vanquelin s'occupe spécialement des relations des aptitudes fonctionnelles et de l'éducation. Dans la première partie V. recherche l'origine des aptitudes fonctionnelles et montre les parts respectives des hérédités d'origine raciale, sexuelle, familiale et de la vie utérine dans l'innéité psychologique d'un enfant. La deuxième partie est basée sur les variations des aptitudes fonctionnelles. La troisième sur les différences et ressemblances sexuelles, raciales, familiales et gémellaires suivant qu'elles sont soumises à des éducations communes ou différentes. La dernière partie tire quelques conclusions pratiques se rapportant à l'enseignement. Quelques exemples : „L'éducation est incapable de transformer profondément l'innéité psychologique. L'éducation n'a d'action utile que dans la mesure où les aptitudes sont connues de l'éducateur." L'aspect de ce travail est tout à fait statique, les facteurs dynamiques dans le développement humain n'entrent guère en considération. Anna Hartoch (Genève).

Cameron, A. M., *Civilization and the Unemployed. Student Christian Movement Press. London* 1934. *(*152 *S.;* 3 *s.* 6 *d.)*

Scott, J. W., *Self-Subsistence for the Unemployed. Studies in a New Technic. Faber and Faber. London* 1935. *(*233 *S.;* 6 *s.)*

Jacquemyns, Guillaume, *Le budget de soixante-deux familles du Bassin de Charleroi. Enquête sur les conditions de vie de chômeurs assurés, de grévistes syndiqués et d'ouvriers au travail* 1932-1933. *Institut de Sociologie Solvay. Georges Thone. Liège* 1934. *(*297 *S.; fr. bg.* 20.—*)*

Zawadzki, B. und **P. Lazarsfeld,** *The Psychological Consequences of Unemployment. Sonderdruck aus : Journal of Social Psychology,* 1935, *Vol.* 6, *S.* 224-251.

Je länger die Krise dauert, umso umfangreicher wird die Literatur über Probleme der Arbeitslosigkeit. Am zahlreichsten sind vermutlich die Publikationen über Massnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Aber auch Untersuchungen über das Leben der Arbeitslosen und die seelischen Veränderungen, die sich bei ihnen zeigen, mehren sich neuerdings.

Unter den jüngsten Erscheinungen stellt die Arbeit von Cameron eine wertvolle Kombination beider Gesichtspunkte dar. C. hat, wie man seinem Buch entnimmt, durch viele Jahre am Experiment eines „people service club" mitgearbeitet. Eine Gruppe von fünfzig englischen Arbeitslosen tat sich zusammen und verfertigte in einer Art Kooperative Spielzeug und Einrichtungsgegenstände, die in zahlreichen Wohlfahrtsinstitutionen der Umgebung gebraucht wurden. Das Material wurde teils von dritter

Seite gestellt, teils wurden sehr geschickt Abfälle aus Betrieben verwendet. Niemals erhielten die Arbeitslosen Bezahlung; der Grundgedanke ist, dass solche service clubs die Arbeitslosen vor seelischer Demoralisation bewahren und sie für den Wiedereintritt in die Betriebe tauglich erhalten sollen. C. will nachweisen, dass solche Organisationen den psychologischen Problemen der Arbeitslosen am besten gerecht werden und auch gesellschaftlich die beste Lösung der Arbeitslosenfürsorge darstellen. Die Kapitel über die psychologischen Wirkungen der Arbeitslosigkeit sind ausgezeichnet. Interessanterweise spricht der Verf. wiederholt vom „richtigen Gebrauch der Arbeitslosigkeit". Er befasst sich nicht mit der Frage, wie ihr abzuhelfen wäre; er nimmt ihre dauernde Wiederkehr als gegeben hin und will Einrichtungen schaffen, die ihre Wirkungen mildern. Die Kapitel, in denen er seinen Plan gegen mögliche Einwände der Privatindustrie und der Gewerkschaften verteidigt, zeigen ihn in Erfahrung und Gesinnung mit den letzteren eng verwachsen. Schwach wird die Argumentation C.s allerdings im technisch entscheidenden Punkt: wenn er über die Geldbeschaffung spricht.

J. W. Scotts klar geschriebenes Buch dient der Forderung nach Rückkehr der Arbeitslosen aufs flache Land, wo sie Produktionsgenossenschaften für den ausschliesslichen Austausch zwischen den Arbeitslosen bilden sollen. Die Trennung von der kapitalistischen Wirtschaft soll durch ein eigenes Geld gesichert werden, das nur in diesen Arbeitslosensiedelungen gilt. Ein grosser Teil des Buchs ist der Frage eines solchen Geldes gewidmet.

S. vertritt eindringlich den Standpunkt einer nationalen Währung, die nicht auf Golddeckung beruhen soll, und sieht sein Arbeitslosengeld nur als einen speziellen Fall solcher voneinander getrennter Währungsgebiete an. Er beruft sich dabei auf die Lehren Cecil B. Plupsons, der 1904 verkannt gestorben sei. S. hat einen Siedlungsversuch mit zehn Arbeitslosen gemacht, der aber für seinen Standpunkt kaum etwas beibringt. Vielmehr liegt hier offenbar einer jener Vorschläge vor, die, wenn sie zu Ende gedacht werden, wohl vor das Problem: staatliche oder private Wirtschaft führen und deshalb nicht für sich, sondern nur in grösserem Zusammenhang diskutiert werden können.

Eine Beschreibung der Lage von 28 arbeitslosen Familien gibt der fünfte Band der vom belgischen Institut de Sociologie Solvay herausgegebenen Studien. Jede Familie hat durch 30 Tage genaues Budget über alle Ausgaben und Einnahmen geführt. Zum Vergleich ist für eine Gruppe von streikenden und für eine Gruppe von vollbeschäftigten Arbeitern ebenfalls eine genaue Budgetstatistik durchgeführt worden. Die Ergebnisse sind sorgfältig statistisch verarbeitet worden; gelegentlich sind Vergleiche mit Material aus dem Jahr 1891 und 1929 angestellt. Die statistische Analyse ist sehr gründlich und übersichtlich. Jedem einzelnen Familienbudget ist eine kurze Schilderung der äusseren Verhältnisse und der Stimmung in dem betreffenden Haushalt vorangestellt. Dabei zeigt sich eine interessante Begrenzung. Die Budgetdaten werden für jede Familiengruppe am Schluss zusammengefasst. Mit den üblichen einfachen statistischen Mitteln gelingt es z. B., die Lebenslage einer arbeitenden mit der einer arbeitslosen Familie zu vergleichen. Für die psychologischen Skizzen ist das nicht versucht. Offenbar hält der Autor es gar nicht für möglich, im

Psychologischen über die Einzelfälle zu einer Gruppendarstellung hinauszugehen.

Der hierin enthaltenen methodischen Aufgabe ist die Arbeit von Zawadzki und Lazarsfeld gewidmet. Das polnische Institut für Sozialforschung hat mehrere hundert Biographien von Arbeitslosen gesammelt und 57 davon in einem umfangreichen Band veröffentlicht. Die beiden Psychologen versuchen nun zu zeigen, wie es durch geeignete psychologische Analyse gelingt, auch den Gehalt solchen Quellenmaterials kurz und übersichtlich, zum Teil auch numerisch, zusammenzufassen. Es wäre ohne weiteres möglich, auch im eben referierten belgischen Material, der Gesamtübersicht über die Budgets eine Gesamtübersicht der schildernden Skizzen zur Seite zu stellen. Die Entwicklung solcher Methoden scheint sehr wesentlich für den Fortschritt der Sozialwissenschaften zu sein.

Paul Lazarsfeld (New York).

Spezielle Soziologie.

Manoilesco, Mihail, *Le siècle du corporatisme. Doctrine du corporatisme intégral et pur. Librairie Félix Alcan. Paris* 1934. *(*376 *S.; fr. fr.* 40.—*)*

Vogel, Christian, *Grundzüge eines ganzheitlichen Systems des Rechtes. Franz Deuticke. Leipzig und Wien* 1935. *(*54 *S.; RM.* 4.—*)*

Hackhofer, Karl, *Berufständischer Aufbau. Das Arbeitsverhältnis in der berufständischen Ordnung. Mit einem Geleitwort von Jakob Lorenz. Paul Voirol. Bern* 1935. *(*219 *S.; fr. s.* 4.80*)*

Chanson, Paul, *Les droits du travailleur et le corporatisme. Desclée de Brouwer et Cie. Paris* 1935. *(*247 *S.; fr. fr.* 4.—*)*

Problemi fondamentali dello Stato corporativo. Corso di lezioni promosso dalla Universita cattolica del S. Cuore col concorso della Unione cattolica per le scienze sociali. Società Editrice „Vita e Pensiero". Mailand 1935. *(*162 *S.; L.* 10.—*)*

Rossle, Wilhelm, *Ständestaat und politischer Staat. (Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart, Bd.* 113*) J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1934. *(*43 *S.; RM.* 1.50*)*

Reale, Egidio, *Le corporatisme fasciste. Édition E. S. I. L. Marseille* 1935. *(*26 *S.; fr. fr.* 4.—*)*

Die sehr umfangreiche Literatur über Korporativsystem, Ständestaat und berufsständischen Aufbau leidet im allgemeinen unter starker terminologischer und begrifflicher Unklarheit. Die Grundbegriffe wie Korporation, Berufsstand werden mit ganz verschiedenartiger Bedeutung angewendet. Im allgemeinen lassen sich in der Literatur zwei gesonderte Strömungen unterscheiden : Einmal jene Werke, die sich — rein interpretierend, kritisch oder apologetisch — mit dem italienischen stato corporativo befassen. Auf der anderen Seite steht die katholische Sozialtheorie, die, im Anschluss an die Enzyklika Quadragesimo Anno, eine Konzeption der

Umwandlung der bestehenden Staaten mit Hilfe von „Berufskörperschaften“ entwickelt hat. Neben der dogmatischen Grundlage der erwähnten Enzyklika Pius' XI. stützt sie sich teilweise auch noch auf die universalistische Staats- und Gesellschaftstheorie Othmar Spanns. Die Grundwidersprüche beider Auffassungen sind im wesentlichen die gleichen : der korporative wie der berufsständische Gedanke setzt notwendig eine gewisse Autonomie der Korporationen oder Berufsstände, ihre relative Unabhängigkeit von Eingriffen des Staatsapparats im Rahmen ihres „beruflichen“ Aufgabenkreises voraus. Allein der italienische corporatismo ist nur ein Bestandteil des faschistischen totalitären Staates geworden und kann, nach der Formel Mussolinis, „nichts ausserhalb des Staates“, d. h. nichts wider den Willen des faschistischen Staats- und Parteiapparates unternehmen. Die katholische Soziallehre aber, die sogar noch stärker als der Korporatismus den Dezentralismus und die ständische Autonomie betont, ist in der Praxis entweder dazu verurteilt, als Prinzip preisgegeben zu werden oder sich mit dem totalitären Staatsabsolutismus zu verbünden.

Das zwanzigste Jahrhundert ist, nach Ansicht Manoilescos, das „Jahrhundert des Korporatismus“. Der Korporativstaat sei die zukünftige und anzustrebende Staatsform, da er allein den „Imperativen“ unseres Jahrhunderts entspreche. Solcher Imperative zählt M. vier auf : Erstlich den Imperativ der „nationalen Solidarität“, — auch „national-idealistischer Imperativ“ genannt. Der zweite „Imperativ“, jener der „Organisation“, drückt nur die technisch-organisatorische Verwirklichung des ersten, eine Art nationaler Planwirtschaft aus. Das dritte Gebot des Jahrhunderts verlangt „Frieden und internationale Zusammenarbeit“ ; das vierte die „décapitalisation qu'on pourrait appeler aussi : l'atténuation du capitalisme“. Sie läuft aber einfach auf die Ersetzung privaten Kapitals durch staatliches und die Verringerung oder Unterdrückung der „Rente“ hinaus. Das Privateigentum soll ausdrücklich erhalten bleiben.

An Stelle des faschistischen „corporatisme subordonné“ (nämlich unter den absoluten Staat) wird der „corporatisme intégral et pur“ erstrebt. Integral dadurch, dass er nicht nur die Wirtschaftszweige, sondern alle Gebiete des staatlichen Lebens (Heer, Beamtenschaft, Unterrichtswesen, ja sogar die Kirchenorganisationen) in Korporationen verwandeln, d. h. mit autonomer Entscheidungsgewalt im Rahmen ihrer Zuständigkeiten und mit Repräsentation im gemeinsamen Korporationenparlament begaben will. Die „Reinheit“ dieses Korporatismus besteht darin, dass die Korporationen als Träger der politischen Gewalt auftreten sollen. Der „Staat“ ist also nur eine „supercorporation“. Der Gegensatz dieses nach äusserster Dezentralisation und Verbandsautonomie strebenden Systems zum „Korporatismus“ des diktatorialen und totalitären Faschismus ist offenbar. — Der völlige Mangel an jeder ökonomischen und politischen Analyse macht M.s Buch zum rein abstrakten Gespinst, das im Widerspruch steht zu allen wirklichen Entwicklungstendenzen der heutigen Gesellschaft.

Vogel untersucht eigentlich ein Teilproblem : die Frage nämlich, in welchem Verhältnis die autonomen Rechtssatzungen und Normen der einzelnen Korporativen (oder, wie V. sagt, „Stände“) zueinander stehen. V. erklärt dabei das Recht jedes Standes für autonom und unabhängig von

jenem anderer Stände. Da der Staat auch nur ein, wenn auch übergeordneter „Stand" ist, so steht das staatliche Recht im Gegensatz zum Rechte anderer Stände, deren Recht mithin nicht-staatlich ist. Die Frontstellung gegen den Totalitätscharakter des Staates findet sich auch bei V.

Hackhofer gehört zu dem Kreise des Professors Lorenz im schweizerischen Freiburg. L. vertritt in seiner Zeitschrift „Das Aufgebot" die Forderung einer Neugestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft auf der Grundlage der „Berufskörperschaften". Dies ist auch die Grundthese H.s. Sein Buch bildet im wesentlichen eine Interpretation jener Formulierung aus Quadragesimo Anno, wonach die Neuordnung der Gesellschaft derart zu geschehen habe, „dass wohlgefügte Glieder des Gesellschaftsorganismus sich bilden, also Stände, denen man nicht nach der Zugehörigkeit zur einen oder anderen Arbeitsmarktspartei, sondern nach der verschiedenen sozialen Funktion des Einzelnen angehört". In Ablehnung des totalitären Staates wird der verfassungsmässige Weg der Schweizer Demokratie als Mittel zur allmählichen berufsständischen Neuordnung betrachtet. Im zweiten, speziellen Teil behandelt H. einzelne Fragen des Arbeitsrechts, wie Arbeitsschutz, Versicherungsfragen, im Sinne der christlichen Gewerkschaftspolitik.

Der Franzose Chanson, Vorsitzender einer Unternehmergewerkschaft, hat im Grunde das gleiche Buch geschrieben wie der Schweizer Hackhofer. Die beiden gemeinsame katholische Sozialauffassung und die gemeinsame Grundlage der Enzykliken führt nicht nur zu gleichen Grundthesen wie Antiliberalismus und Antisozialismus, Forderung nach solidarischer Zusammenarbeit der Klassen usw., sondern auch zur Übereinstimmung in den sozialpolitischen Forderungen für den Arbeiter. Der „integrale" Korporatismus steht Ch. ebenso fern wie die faschistische Korporationsauffassung. Seine Konzeption zerfällt in die Behandlung praktischer Gewerkschaftsprobleme und die Darstellung einer legalen Neugestaltung der Gesellschaft mit dem Ziel der Errichtung eines nationalen Wirtschaftsrates und eines Korporationsministeriums im Rahmen der französischen Demokratie. Es findet sich am Schluss der merkwürdige Hinweis auf eine mögliche korporative Leitung nicht nur der Arbeitsbedingungen, sondern der Betriebe selbst und ihrer Produktion.

Die Mitarbeiter des Sammelbandes „Problemi fondamentali etc." bemühen sich, eine Art Synthese zwischen dem faschistischen Korporatismus und der katholischen Sozialethik zu schaffen. Das wird vor allem spürbar in der Einleitung Gemellis, der gegen die schrankenlose Ausdehnung des faschistischen Totalitätsbegriffs in der „aktualistischen" Philosophie (Gentile) und gegen ihre Missachtung des „Respekts vor der Persönlichkeit" Stellung nimmt, den Primat der Ethik vor aller Politik betonend. Von den einzelnen Beiträgen, die teilweise nur Interpretationen des Korporativsystems darstellen, interessiert vor allem die Abhandlung über „Gesamt- und Einzelinteresse in der Wirtschaft", die sich gegen den wirtschaftlichen Liberalismus wie gegen den „kollektivistischen Kommunismus", gegen den „Stato gendarme" wie gegen schrankenlose staatliche Interventionen ausspricht und die Wahrheit in der Mitte, „nel giusto mezzo", nämlich in einer Anerkennung der Privatinitiative „im Rahmen des Allgemeinwohls" erblickt.

Rössle behandelt die Stellung der heutigen deutschen Regierung zum Ständestaat. Er bringt positive Äusserungen Feders, Rosenbergs, auch Hitlers zum „ständischen Aufbau", unterstreicht dann aber, dass die Regierungspraxis in völligem Gegensatz zu den früheren Thesen steht. An Stelle der korporativen Zusammenarbeit der Klassen herrscht das „Führerprinzip". Die Arbeitsfront umfasst zwar auch die Unternehmer, beschäftigt sich aber fast nur mit der dopo lavoro-Nachbildung der „Kraft durch Freude". R. erblickt hierin die Verwirklichung des Primats des „politischen Staats" gegenüber den Ständen. Das Dritte Reich sei daher kein „Ständestaat".

In einer sehr knappen und klaren Studie zeigt Reale, dass auch im italienischen Korporatismus die scheinbare Autonomie der Korporation in Wahrheit nur die reale Allmacht der faschistischen Staats- und Parteiinstanzen verhüllen soll. Hinter dem Scheinkorporatismus stehe die Diktatur. In der Perspektive hält R. den Korporatismus für unfähig, die wirtschaftlichen und sozialen Widersprüche Italiens zu lösen.

Hans Mayer (Genf).

Raue, Ernst, *Die ideologischen Grundlagen der Staats- und Wirtschaftsauffassung des Nationalsozialismus. Mit vergleichender Betrachtung des Faschismus. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1934. *(*74 *S.; RM.* 2.80*)*

Lenze, Ottmar, *Das Ende des politischen Liberalismus, seine Überwindung durch den Nationalsozialismus. Gegenwartskritik des politischen Liberalismus. Regensbergsche Verlagsbuchhandlung. Münster i. W.* 1934. *(*124 *S.; RM.* 3.—*)*

Weippert, Georg, *Das Reich als deutscher Auftrag. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1934. *(*29 *S.; RM.* 1.50*)*

Schulze-Sölde, Walther, *Politik und Wissenschaft. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1934. *(*62 *S.; RM.* 1.60*)*

Sommerfeld, Heinrich, *Der Unternehmer als Verwalter von Volksvermögen. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1934. *(*45 *S.; RM.* 1.50*)*

Ipsen, Gunther, *Das Landvolk. Ein soziologischer Versuch. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1934. *(*74 *S.; RM.* 2.50*)*

Die Schrift Raues ist eine Kompilation anderweits schon vorgetragener Gedanken. Ihr Inhalt lässt sich kurz dahin zusammenfassen, dass der autoritäre Staat die Gegensätzlichkeit Volk und Staat überwinde in der Volksgemeinschaft, die, aus der biologischen Grundlage Volk und Volkstum erwachsend, zugleich Wesens- und Willensgemeinschaft sein soll. Die Wirtschaft hat gegenüber diesem Gebilde keine eigene Zielsetzung. Ihre Aufgabe besteht darin, dem Staate und seinen Aufgaben zu dienen. Die vergleichende Betrachtung zwischen Nationalsozialismus und italienischem Faschismus findet in beiden politischen Gebilden — von der Verschiedenheit der rassisch-seelischen Grundlage abgesehen — nur Gemeinsamkeiten.

Lenze bietet im Gegensatz zu dem, was der Titel erwarten lässt, weniger eine selbständige Auseinandersetzung mit dem politischen Liberalismus als eine geschickte und unter Verwertung eines grossen Materials angefertigte

Zusammenstellung und Darstellung der Positionen und Argumente der Gegner des politischen Liberalismus. Als historisch-politisches Nachschlagebuch wird das Schriftchen nützliche Dienste leisten.

Weippert liefert eine Variante zu dem Thema der deutschen Weltsendung. Die Deutschen sind um des Reiches willen da, dem ihr allzeitiges Streben um die Wahrheit dient. Das Reich ist die den Liberalismus gleichermassen wie den Bolschewismus und damit die Welt in einem nicht imperialistischen Sinn überwindende christliche Idee. Sie soll zu einem Christus gerechten, transzendenzbestimmten Leben führen und sich im deutschen Sozialismus realisieren, in dem die gottgewollte natürliche Ungleichheit der Menschen durch die Gleichheit vor Gott in Harmonie gebracht wird.

Was Schulze-Sölde zum Thema Politik und Wissenschaft in ziemlicher Breite ausführt, ist von anderen nationalsozialistischen Schriftstellern, wie etwa Hadamowsky, bereits klarer und eindeutiger zum Ausdruck gebracht worden. Seine Schrift kulminiert in den Sätzen, die Wissenschaft habe das Geschehene zu begreifen und naturgemäss hinter ihm herzuschreiten, die Universität stehe der politischen Macht zur Verfügung als Hüterin der Wahrheit und überhaupt der geistigen Mächte, auf denen die deutsche Kultur beruhe. Die Wissenschaft findet danach die Wahrheit nicht mehr, sondern hütet nur die vom Führer gefundene Wahrheit.

Sommerfeld, der Betriebswissenschaftler der Heidelberger Universität, gibt Richtlinien für die Bilanzierungspolitik der Unternehmungen in einem System des kontrollierten Kapitalismus. Im Grunde handelt es sich dabei um die Forderung der Verallgemeinerung von Bilanzierungsprinzipien, die in wirklich solide geführten Unternehmungen schon immer gehandhabt wurden.

Ipsen, einer der intimsten Kenner des Milieus der deutschen Landwirtschaft, gibt auf knappem Raum eine Darstellung der heutigen Struktur des Aufbaus der deutschen landwirtschaftlichen Bevölkerung. Auf der einen Seite zeigt er den Westen mit seinem in einer genossenschaftlichen Dorfverfassung organisierten Hofbauerntum, in dem die Sippe und die Sitte noch weitgehend für das Dasein der bäuerlichen Menschen und der ihnen angegliederten Berufsgruppen bestimmend sind. Ganz verschieden davon ist das Bild, das er von der Situation im Osten Deutschlands entwirft, wo der kapitalistisch aufgezogene Gutsbetrieb, verbunden mit einer herrschaftlichen Dorfverfassung, ein Klassenverhältnis hat entstehen lassen, das gerade in der Gegenwart mit ihrer Sperre der Städte für den ländlichen Bevölkerungsüberschuss besondere Spannungszustände schafft. Mit Sorge sieht I. die Gefahr des Übergreifens einer Agrarrevolution auf den deutschen landwirtschaftlichen Osten, weil die ostdeutsche Gutswirtschaft vor der entscheidenden Frage und Aufgabe versage. Es ist höchst interessant, bei I. ein hartes Urteil über die ostdeutsche Gutswirtschaft wiederzufinden. Hugo Marx (Zürich).

Lasswell, Harold D., *World Politics and Personal Insecurity. Whittlesey House. New York and London* 1935. *(VII and* 307 *pp.* ; $ 3.—, 10 *s.* 6 *d.)*

Lasswell, Harold D., Ralph D. Casey, Bruce Lannes Smith, *Propaganda and Promotional Activity, an annotated Bibliography. University of Minnesota Press. Minneapolis, Minnesota. University of Oxford Press, London* 1935. *(XVII and* 450 *pp.;* $ 3.—, *sh.* 16.—*)*

In World Politics and Personal Insecurity and in the introduction (24 pp.) of the bibliographical volume L. elaborates a theoretical system constituting an important contribution to the question of the relationship of material and psychological factors in politics. In considering the problems involved in this field L. is engaged in a pioneering venture in the combination of the products of modern psychological and sociological study. Using the concept of élites developed by Pareto and a terminology largely Freudian, L. relates the psychological insecurities and tensions produced in many individuals by changes in such material conditions as the „division of labor" to changes in the equilibrium of social forces at a given time and place and to the developmental changes involved in the rise, spread, and limitation of world revolutionary movements. The task of propaganda is to give the existing mass psychology acceptable symbols leading to conduct permitting or preventing the continued rule of the existing élite. Some movements against existing authorities are likened to the psychological emancipation of individuals from particular symbols of authority. Conflicts develop in the application of the accepted mores. Thus a state, customarily revered, becomes an object of revulsion through the condemnation of its conduct as contrary to accepted ideas of „justice". Counter-mores (culture patterns appealing to the id) combat the mores, which, involved in the superego, encourage subjection to the existing order. The recurrence in most individuals of subjection to new mores or to the old ones, rather than real emancipation, allows the erection of new, or the restoration of old, symbols of an authority. „Mass emancipations are passages from old to new symbols." „Such revolutionary eventualities may be avoided if the exponents of the old are able to outcompete the proponents of the new in meeting the psychological exigencies of the population." „The special province of political psychiatrists who seek to develop and to practice the politics of prevention is devising ingenious expedients capable of discharging accumulated anxieties as harmlessly as possible. „ In his study of these questions the brilliant author has furthered the development of the significant field of the relation of the psychological and political techniques. Without denying a general conditioning of history by material factors L. seeks to define the interaction of the „material" and the „ideological". As a theory of politics his system may be criticized for overemphasis upon psychological factors as against those material conditions in the distribution of wealth, the strategic position of particular groups in vital economic activity, and the control of instruments of violence which condition among other things the dissemination of propaganda itself.

The bibliographical volume lists many titles of works from all periods of history under a convenient classification, succinctly annotates many items, and is provided with separate indexes by author and subject. The

completeness and scope of this compilation will make it of the greatest value to all students of the field. G. Lowell Field (New York).

La Foule. Exposés faits par MM. Bohn, Hardy, Alphandéry, Lefebvre, Dupréel. Centre International de Synthèse, 4e semaine Internationale. Librairie Félix Alcan. Paris 1934. *(*143 *pp.; fr. fr.* 15.—*)*

Ce volume reproduit des exposés sur le grégarisme animal, la foule dans les sociétés dites primitives, les foules historiques et l'opinion publique. Tous ces chapitres sont intéressants. M. Hardy, qui emprunte ses exemples à l'Afrique, montre que la mentalité primitive est souvent une mentalité de foule (p. 46). M. Lefebvre décrit la cristallisation progressive des foules révolutionnaires, depuis l'état amorphe de l'agrégat jusqu'au dynamisme du rassemblement volontaire, et il analyse, à partir de là, la mentalité révolutionnaire (journées révolutionnaires, grande peur, représentations collectives, action des meneurs). M. Alphandéry, à propos des foules dans les religions évoluées, indique que toujours des rudiments de sélection et des ébauches d'institutions organisent les foules religieuses. Enfin, M. Dupréel esquisse la comparaison de l'opinion publique et de la foule. L'opinion publique serait une foule diffuse qui se détacherait sur le fond de la structure sociale organisée et naîtrait de l'interpénétration des groupes. On regrettera surtout que les tentatives de synthèse soient insuffisantes. Il faut attendre la communication de M. Dupréel pour trouver un essai de définition précise des concepts. D'autre part, la connaissance de la littérature relative au sujet paraît parfois insuffisante (même M. Dupréel qui retrace l'histoire de la sociologie des foules semble ignorer les derniers travaux allemands). La bibliographie à la fin du volume est très incomplète.

R. Aron (Paris).

Science et Loi. Par MM. Rey, Gonseth, Mineur, Berthoud, Cuénot, Wallon, Halbwachs, Simiand, Chapot. Centre International de Synthèse, 5e *Semaine Internationale. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(*227 *p. ;fr. fr.* 20.—*)*

Tentative intéressante pour analyser la notion de loi dans les diverses sciences et comparer la signification exacte de ce concept, d'une part dans les sciences naturelles, de l'autre dans les sciences sociales. Plutôt qu'une mise au point, nous verrons dans ces communications des essais suggestifs, riches d'idées, dont le résultat est moins une synthèse qu'une série d'oppositions. Ainsi, à propos de l'histoire, M. Chapot développe le thème traditionnel du hasard (si Alexandre n'était mort jeune...), au contraire M. Halbwachs souligne la nécessité de l'„optique macroscopique" : à l'aide de la statistique, il serait possible de fixer „les lois ou relations régulières auxquelles obéissent les consciences individuelles". (Il utilise, pour démontrer cette thèse, les résultats de M. Simiand et les siens, relatifs au développement économique, au taux des suicides, etc.) A propos des sciences naturelles, on remarquera surtout la tendance à

mettre en lumière le dépassement dans la physique moderne de la loi du type classique, l'effort vers le phénomène singulier, le renoncement aux extrapolations aventureuses, la distinction des données macroscopiques et des phénomènes microscopiques. Quant au „principe d'indétermination“, MM. Mineur et Berthoud affirment qu'il ne contredit pas le postulat fondamental du déterminisme. Au contraire, M. Cuénot conclut au „caractère original“ de la vie et il rappelle que l'idée de finalité est souvent féconde comme hypothèse de travail. Aucun des sujets traités n'est renouvelé, mais sur la plupart d'entre eux on trouvera dans ce livre des indications intéressantes. R. Aron (Paris).

The Adolescent in the Family. A Study of Personality Development in the Home Environment. White House Conference on Child Health and Protection. D. Appleton-Century Co. New York and London 1934. *(XIV u.* 473 *S. ;* $ 3.—, 12 *s.* 6 *d.)*

Lavaud, Benoit, *Le monde moderne et le mariage chrétien. Desclée de Brouwer. Paris* 1935. *(*437 *S. ; fr. fr.* 20.—*)*

„Adolescent in the family“ ist das Resultat einer grossangelegten Erhebung, welche von einer Kommission unter dem Vorsitz von E. W. Burgess über die Funktion der häuslichen Tätigkeit in der Erziehung des Kindes unternommen wurde. 13000 Schulkinder und 500 „college students“ haben zu diesem Zweck einen Fragebogen ausgefüllt; daneben haben 300 Lehrer einen Test über ihre Schüler abgegeben. Bei der Verteilung der Fragebogen wurden die verschiedenen Familientypen (Stadt und Land, Weisse und Schwarze, Eingewanderte usw.) besonders berücksichtigt. Die Erhebung gelangt zu der Schlussfolgerung, dass Mädchen und Knaben sich mit ihren Sorgen und Geheimnissen vorwiegend an die Mutter wenden, die Erziehung wird besonders von ihr geleitet. Die Rolle des Vaters ist manchmal nur die des Geldverdieners und sein Anteil an der allgemeinen und moralischen Bildung der Kinder oft äusserst gering. Weiter gelangt die Kommission zu der Überzeugung, dass ein Vertrauensverhältnis des Kindes zu der Mutter eine der besten Garantien für die Ausbildung ausgeglichener Persönlichkeiten und für die Entwicklung sozialer Gefühle ist.

Nach Auffassung des Berichts üben die äusserlichen, materiellen Bedingungen bei weitem nicht soviel Einfluss auf das Kind aus als die von der Familie produzierten Gefühle und Beziehungen (Vertrauensverhältnis, Einschärfung von Ordnung, Reaktion der Kinder auf Krankheit und Nervosität der Eltern). Ein weiteres „finding“ bezieht sich auf die unterschiedliche Bedeutung der ländlichen und städtischen Familie für die Entfaltung der Persönlichkeit des Kindes. Zugegeben wird, dass das Familienleben auf dem Lande sehr gefestigt ist. Es wird gezeigt, dass Scheidungen bei der ländlichen Bevölkerung so gut wie ausgeschlossen sind, und weiter, dass die Freizeit der Kinder meistens zu Hause oder in der unmittelbaren Umgebung verbracht wird. Die interessante Arbeit bringt am Schluss eine Reihe Tabellen, in welchen die Antworten auf die Erhebung systematisch und übersichtlich verarbeitet sind. Auch über die angewandte Methode wird ausführlich berichtet.

Lavaud veröffentlicht Vorträge über den Kampf der katholischen Weltanschauung um die Beibehaltung der von der Kirche vorgeschriebenen Gebote über die Ehe. In den einzelnen Kapiteln (wie Unauflösbarkeit der Ehe, Geburtenregelung, Kirche und Sterilisierung) wird die gegnerische Literatur stark angegriffen. L. hat das neuere Schrifttum auf diesem Gebiet sehr eingehend studiert. Das Werk hat besonderen Wert als Beitrag zur Kenntnis der dogmatisch-katholischen Eheauffassung.

Andries Sternheim (Genf).

Voegelin, Erich, *Die Rassenidee in der Geistesgeschichte von Rey bis Carus. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1933. *(*160 *S.; RM.* 5.—*)*

Voegelin gibt auf nur 160 Seiten eine Fülle von klaren Gedanken und redlichen Forschungen — im Gegensatz zur üblichen Literatur auf diesem Gebiet. Dem Wandel innerhalb des philosophisch-anthropologischen Denkens und des wissenschaftlichen Bemühens um eine Erkenntnis des Menschen lässt er Wandlungen der sich unmittelbar bildhaft darstellenden Selbstauffassung zugrundeliegen. Für das in der philosophischen Anthropologie grundlegende Problem der Ursachen und Bedingungen wie auch des Sinnes solcher Wandlungen ist seine Auffassung bestimmt durch die im Kreise Georges entwickelte Lehre von der geschichtlichen Bedeutung des grossen Menschen (Gundolf, Friedemann, Kommerell u. a.) und wohl auch von der Vorbildlehre der Schelerschen Ethik. Die Urbilder entstehen nach V. durch „Verleiblichung in Menschen" und durch die Nachfolge der von ihnen bewegten Gruppen. Den geschichtlichen Prozess, den er schildern will, fasst V. auf als den Versuch der neuzeitlichen Menschheit, die Begriffsformen zu sprengen, die sich auf das christliche Urbild des Menschen gegründet hatten, und ein neues Urbild, dessen vornehmste Verkörperung er in Goethe erblickt, zur adäquaten Fassung zu bringen. Das Kennzeichnende dieser Bemühung sieht er in dem immer wiederholten Versuch, den Dualismus von Geist und Körper zu beseitigen und zur Einheit des Menschen als einer leiblich-geistigen und geistig-leiblichen Gesamtgestalt vorzudringen. Das scheint uns nun doch eine etwas gewaltsame Ansicht der Dinge zu sein. Vor allem wird die einleitende Darstellung dem christlichen Menschenbild nicht gerecht. Es ist der Cartesianismus, von dessen grossartiger Einseitigkeit die von V. dargestellten Deutungsversuche des Menschen wegzuführen suchen. Einige der von ihm dargestellten Denker, vor allem Herder, stehen einer christlichen Anthropologie weit näher als der cartesische Dualismus.

Paul Ludwig Landsberg (Paris).

Ökonomie.

Mélanges d'économie politique et sociale offerts à M. Edgar Milhaud. Les Presses Universitaires de France. Paris 1934. *(*342 *S.; fr. fr.* 60.—*)*

Zum dreissigsten Jahrestag der Ernennung des verdienstvollen jahrelangen Mitarbeiters des Internationalen Arbeitsamtes Edgar Milhaud zum

Ordinarius für politische Ökonomie an der Genfer Universität hat sich ein Kreis von Freunden, Kollegen und Schülern gebildet, die ihm die vorliegende schöne wissenschaftliche Ehrengabe überreicht haben. Die Vielseitigkeit der geistigen Interessen M.s spiegelt sich in der Reichhaltigkeit der Themen aus den verschiedensten Gebieten der Sozialwissenschaften wider.

Wir verweisen hier nur auf einige charakteristische Beiträge des Bandes. Der kürzlich verstorbene französische Nationalökonom F. Simiand berichtet über eine im Jahre 1884 von einer französischen Parlamentskommission unternommene Untersuchung über die Lage der Arbeiter und die Ursachen der Wirtschaftskrise. Trotz der von S. hervorgehobenen völlig unzureichenden Methode bietet die Enquête reichstes Material über die damaligen Zustände und die Vorschläge zu ihrer Heilung. Die Verwandtschaft mit den Phänomenen der jüngsten Krise ist oft verblüffend. M. Halbwachs gibt an Hand eines aus dem Nachlass von J. A. Field herausgegebenen Sammelbandes (Chicago 1931) eine Darstellung der Anfänge des Neomalthusianismus in England und seiner Probleme. Im Zusammenhang damit steht das von L. Hersch gewählte Thema : nachdem die Geburtenbeschränkung in allen Kulturländern nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, lasse sich das ökonomische Gleichgewicht nur durch einen stärkeren Massenkonsum herstellen, und dieser sei nur in einer sozialistischen Gesellschaft möglich. Andere Vorschläge zur Lösung aktueller Probleme finden sich in den Beiträgen von W. E. Rappard und F. Maurette. R. zeigt an Hand der Geschichte der Klausel „de l'équitable traitement du commerce" in dem Völkerbundspakt, wie die Genfer Bemühungen um einen dauernden Frieden immer wieder an der starren Aufrechterhaltung der einzelstaatlichen Souveränität scheitern müssen. M.s Artikel setzt die Grundsätze für die höhere Arbeiterbildung auseinander. Seine Ausführungen münden in die Wiederaufnahme eines Gedankens von Albert Thomas : die Errichtung einer Arbeiteruniversität in Genf. Methodische Probleme der Rechtswissenschaft werden in einem Beitrag von G. Scelle diskutiert. Die Abhandlung A. Babels über die Stellung Neckers zum Interventionismus zeigt an einem interessanten Beispiel, wie alt die ökonomischen Probleme sind, die heute im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Andries Sternheim (Genf).

Pirou, Gaëtan, *Les théories de l'équilibre économique. L. Walras et Pareto. Editions Domat-Montchrestien Paris* 1934. *(407 p. ; fr. fr.* 60.—*)*

On a déjà beaucoup écrit sur Walras et Pareto, en France et à l'étranger ; et pourtant, avec M. Pirou, on a l'impression d'aborder un sujet inexploré, tant il est renouvelé. La méthode de M. Pirou est essentiellement didactique ; mais l'intelligence parfaite des idées n'est donnée qu'à ceux qui sympathisent avec elles et avec leurs auteurs. Walras et Pareto, M. Pirou nous conduit dans leur intimité et nous apprend à les comprendre. Il trace avec soin leur biographie et leur bibliographie (sans négliger l'appel des articles essentiels qui leur furent consacrés) ; il s'applique à déceler les influences

qui ont marqué leur carrière, leur orientation, leur pensée : on retiendra ce qu'il écrit de Walras père et de Cournot auxquels la théorie des valeurs et celle des prix de L. Walras doivent tant. Ce n'est qu'après avoir ainsi campé ses héros, qu'il analyse leurs théories dont il souligne le sens et la portée. Sans rien perdre des résultats que le raisonnement mathématique permet d'atteindre, il délivre ces théories du savant fatras qui les alourdit parfois ; il les rend accessibles au plus grand nombre ; il leur rend la vie. En deux chapitres remarquables, par exemple, M. Pirou a donné à la sociologie de Pareto, l'introduction la plus nuancée et la plus complète, suivant l'évolution d'une pensée toujours fluctuante, car toujours en quête d'une vérité nouvelle.

Dans une conclusion générale, M. Pirou marque la place exacte, dans le déroulement de la pensée économique, des théories de l'équilibre dont il pense „qu'elles fournissent, à l'heure actuelle, le tableau synthétique le plus élégant et le plus suggestif du mécanisme économique".

A. Dauphin-Meunier (Paris).

Economic Principles and Problems, Ed. Walter E. Spahr and others. 2 *Bde. Farrar & Rinehart. New York* 1934. *(VII u.* 698 *S.; VI u.* 748 *S.;* $ 5.—*)*

Current Economic Problems; Selected Discussions, Joseph B. Hubbard, Editor-in-chief. Henry Holt & Co. New York 1934. *(XII u.* 700 *S.;* $ 2.75*)*

Es ist sehr zu begrüssen, dass eine stetig wachsende Zahl von Studenten und Studentinnen der amerikanischen Colleges sich wenigstens durch eine Einführungsvorlesung mit nationalökonomischen Grundbegriffen und den wichtigsten wirtschaftlichen Tatbeständen vertraut zu machen wünscht. Die vorhandenen textbooks werden dem Bedürfnis nur teilweise gerecht. Spahr und die 15 Autoren, die sich mit ihm in diese Arbeit geteilt haben, gaben bewusst die übliche Idee des text-book auf, das von einem einzigen Dozenten in „einem Guss" geschrieben wird und alle Teilgebiete unserer Disziplin behandelt. Man wird Spahr und seinen Kollegen in ihrer Annahme durchaus beipflichten können, dass die Aufteilung des riesenhaften Stoffes in einem viel mehr der Tatsachenvermittlung als der theoretischen Analyse dienenden Werke einen Reichtum und eine Genauigkeit des Inhalts gewährleistet, die von einem Einzelnen auch in vielen Jahren nicht erreicht werden könnten. Der Versuch, der hier gemacht worden ist — das Werk liegt nach kurzer Zeit schon in zweiter, zweckmässig erweiterter Auflage vor —, ist durchaus geglückt. Dass einzelne Unebenheiten vorkommen und die Auffassungen und Anschauungen mancher Autoren hie und da nicht übereinstimmen, ist selbstverständlich bei einem solchen Sammelwerk. Die einzelnen Kapitel sind von mässigem, für Lehrzwecke geeignetem Umfang, flüssig geschrieben und mit einer, manchmal vielleicht etwas zu kurzen, Bibliographie versehen. Alle wichtigen Teilgebiete unserer Disziplin sind berücksichtigt.

Hubbard und seine 11 Mitherausgeber haben kein Lehrbuch schreiben,

sondern dem Dozenten für den Einführungskurs ausgewähltes Lesematerial in zugänglicher Form bereitstellen wollen. Das Material bezieht sich in der Hauptsache auf die von der amerikanischen Gesetzgebung seit 1933 beeinflussten Wirtschaftsgebiete. In 12 Kapiteln, für die je ein Herausgeber verantwortlich zeichnet, wird, nach einer kurzen, manchmal etwas zu kurzen Einleitung Material zum Wiederabdruck gebracht, das an den verschiedensten Stellen über allgemeine Fragen, Geld, Bankwesen, Landwirtschaft, Hypothekenentlastung, Sozialpolitik, NRA, Eisenbahnen; öffentliche Finanzen, internationale Wirtschaftsfragen, Wertpapiergesetzgebung und Planwirtschaft veröffentlicht wurde. Nur die Abschnitte über Landwirtschaft und Sozialpolitik sind besonders geglückte Originalarbeiten der zuständigen Herausgeber (Black bezw. Slichter). Bewusst werden oft Aufsätze mit entgegengesetzten Ansichten ohne weiteres nebeneinander abgedruckt. Auf diese Weise soll dem Studenten die Bildung einer eigenen Ansicht erleichtert werden. Dass man über die Auswahl einzelner zum Abdruck gelangter Aufsätze und Buchabschnitte streiten könnte, braucht kaum gesagt zu werden. Überall wird das Bestreben erkennbar, die für die betreffenden Gebiete repräsentativsten Autoren auszuwählen.

Otto Nathan (New York).

Douglas, Paul H., *Controlling Depressions. W. W. Norton & Co., New York. Allen & Unwin, London* 1935. (286 *S.*; $ 3.—, 15 *s.*)

Das Buch D.s gehört zu den zahlreichen Projekten einer kapitalistischen Planwirtschaft. Es behauptet, dass die Krisen des heutigen Systems durch Regierungskontrolle oder ihr unterstellte Planungsinstanzen vermieden oder doch zumindest gemildert werden könnten. Es gibt für D. keine bestimmte Krisenursache, die Krise kann durch Unstimmigkeiten in irgendeinem Felde der Wirtschaft verursacht sein. Ein relativ geringfügiger Anlass kann die Wirtschaft aus einem gegebenen Gleichgewichtszustand werfen, was dann genügt, um zu einer allgemeinen Krise zu führen. Die Krise selbst ist für ihn ein Zustand, worin nicht mehr profitabel genug produziert werden kann, was zur Einschränkung der Produktion und dem allgemeinen Dilemma führt. Mit Bezug auf die heutige Krise in Amerika glaubt D. dennoch ihre auslösende Ursache gefunden zu haben: die monopolistische Politik, die Preise, trotz fallender Produktionskosten, künstlich hochzuhalten, wodurch die Kaufkraft der Bevölkerungsmassen verringert wird. Die Unmöglichkeit des Warenabsatzes erzwang dann einen gewaltsamen Preissturz, der in die Krise mündete. Waren die Profite zu hoch, da die Preise nicht fielen, so waren nun die Profite zu niedrig, weil die Preise zu sehr fielen. Damit glaubt D. den in seiner Darstellung steckenden Widerspruch, dass übermässige Profite zur Krise führen, obwohl sich die Krise aus mangelndem Profit erklärt, aufgehoben zu haben. Glaubt D. nicht an eine bestimmte Krisengesetzlichkeit des heutigen Systems, so hält er es auch für unwahrscheinlich, dass jede Krise durch neue Konjunkturen abgelöst wird. Die bisherigen Krisenüberwindungen erscheinen ihm als durch Zufälle ermöglicht, die keine Wiederholung garantieren. Die Wirtschaft müsse kontrolliert werden, und seine

Vorschläge sind prinzipiell dieselben, die von der Roosevelt-Administration propagiert und zum Teil durchgeführt wurden. Mit monetären Mitteln, Banken-, Kredit-, Preis- und Profitkontrolle, mit Hilfe grosszügiger öffentlicher Arbeiten, Beschränkung der Monopole und Wiederherstellung einer gesunden Konkurrenz soll die Überakkumulation vermieden und die Kaufkraft der Massen gehoben werden, wovon er sich eine reibungslose Wirtschaft verspricht. Man könnte diese Theorie in den unmöglichen Begriff eines „geplanten laissez faire" zusammenfassen. Die praktische Durchführbarkeit seines Programms, die eine ungeheure Belastung des Budgets und inflatorische Massnahmen mit sich brächte, wird durch die Kontrollierbarkeit der Inflation und die ausgleichenden Wirkungen der erwarteten Prosperität für möglich erklärt. Paul Mattick (Chicago).

Simiand, François, *Inflation et stabilisation alternées. Le développement économique des Etats-Unis (des origines coloniales au temps présent). Domat-Montchrestien. Paris* 1934. *(*257 *p.; fr. fr.* 40.—*)*

L'histoire économique des États-Unis ramenée, dans ses éléments principaux et abstraction faite des fluctuations intradécennales, à une succession de périodes alternées d'expansion et de concentration, ces mouvements de longue durée expliqués par des variations de ce facteur particulier qu'est la quantité de monnaie, les effets de l'inflation et de la déflation étudiés en fonction de la psychologie nationale américaine, tel est le contenu du dernier livre que François Simiand publia avant sa mort et dans lequel il emploie ses procédés statistiques habituels.

On aperçoit immédiatement quelle place cet ouvrage prend dans l'œuvre du regretté professeur au Collège de France : c'est une nouvelle recherche expérimentale, portant sur un pays et une époque déterminés et qui a pour objet d'éprouver la validité de propositions générales induites d'autres séries de données particulières. Mais tandis que dans des travaux précédents on s'était attaché aux ressemblances qu'a présentées l'évolution économique de plusieurs pays et cherché la raison de ces ressemblances, ici l'objet de l'étude est plutôt les singularités de l'histoire américaine.

Plus que partout ailleurs l'optimisme de François Simiand et son accord, sur ce point, avec les économistes libéraux apparaît dans Le développement économique des États-Unis. Cette pulsation de la production et des échanges, cette succession de périodes de prospérité et de crise est essentiellement bienfaisante. Les hauts salaires et le développement de l'emploi aux États-Unis avant la crise de 1929 ont eu pour cause l'alternance de phases d'expansion plus fortes, plus nombreuses, que dans d'autres pays, et de phases de restriction plus fortes aussi, ainsi que la présence d'hommes plus décidés, mieux préparés à profiter des possibilités qu'offrent aussi bien l'une que l'autre des périodes du cycle.

Est-il nécessaire de dire que cette courte analyse ne donne qu'un aperçu grossièrement imparfait de la richesse de ce livre ? Nous ajouterons seulement qu'il apporte à l'étude de la théorie quantitative de la monnaie des matériaux et des interprétations d'une valeur inappréciable.

Robert Marjolin (Paris).

Moszkowska, Natalie, *Zur Kritik moderner Krisentheorien.* *Verlag „Neue Weltbühne“.* *Prag* 1935. *(*109 *S.; Tsch. Kr.* 12.—*)*

Vom Standpunkt einer naiven Unterkonsumtionstheorie aus kritisiert die Verf. einige neuere sozialistische Krisentheorien. Sie kommt dabei zu folgendem Ergebnis: „Die Ursache der periodischen Wirtschaftsstörung ist weder technischer, noch organisatorischer, sondern sozialer Natur. Weder ein Ausfall an Kaufkraft freigesetzter Arbeiter bei Einführung von Maschinen (Löwe), noch ein Kapitalmangel bei raschem technischem Fortschritt (Heimann), noch eine sinkende Profitrate bei Vervollkommnung der Produktionsmittel (Grossmann), noch eine Fehlleitung des Kapitals infolge Anarchie der Produktion (Bauer) ist an den Wirtschaftskrisen schuld. Die Ursache der verheerenden Krisen ist die Verelendung resp. die Überakkumulation“.

Schon diese wenigen Zeilen zeigen, dass die Verf. es sich mit ihrer Kritik recht leicht macht. Ihrer eigenen Theorie fehlt jede Klarheit und Vertiefung. Man hat den Eindruck, dass sie bei der kritischen Auseinandersetzung mit den von ihr abgelehnten Theorien sich jeweils der Argumente einer anderen von ihr später bekämpften Auffassung bedient.

Otto Leichter (Wien).

Vorträge und Verhandlungen über die Weltagrarkrise: Nationale Planwirtschaft; Organisation des landwirtschaftlichen Betriebs und Bodenrecht; Internationale Zusammenarbeit. — Internationale Konferenz für Agrarwissenschaft. Dritte Tagung in Bad Eilsen, 26. *August —* 2. *September* 1934. *Hans Buske. Leipzig* 1934. *(*445 *S.; RM.* 12.—*)*

Die vorliegende Sammlung von Referaten enthält viel interessantes Material. Allerdings sind die einzelnen Beiträge von recht unterschiedlichem wissenschaftlichen Wert. — Das erste Thema der Verhandlungen war „Die Krisenbekämpfung in den einzelnen Ländern“, mit dem bezeichnenden Untertitel „Methoden, Stufen, Grenzen der Planwirtschaft“. Ausser der deutschen Agrarpolitik der letzten Jahre (v. Dietze), die auch in einigen sonstigen Beiträgen erörtert wird, finden die Krisenmassnahmen Englands, der Schweiz, Italiens, Hollands, der Donauländer sowie Canadas und der USA. eine mehr oder minder eingehende Darstellung. — Der zweite Verhandlungsgegenstand war der landwirtschaftliche Betrieb bezw. die Agrarverfassung, wobei Bauernbetrieb und Familienwirtschaft einer-, kollektivistischer Landwirtschaftsbetrieb (Sovjetrussland) andrerseits im Vordergrunde der Erörterungen standen. Entsprechend der Auswahl der Redner wurden die theoretischen Darlegungen durch Bezugnahme auf nationale Besonderheiten (Norwegen — Odelsrecht! —, Italien, England) ergänzt und gestützt. — Als drittes und letztes Hauptthema der Konferenz wurde die „Internationale Zusammenarbeit zur Überwindung der Agrarkrise“ diskutiert. Tatsächlich aber hatte nur ein Teil der Referate unmittelbaren Bezug auf dieses Thema (internationale Handelspolitik, internationale Planung von Erzeugung und Angebot landwirtschaftlicher Produkte), während bei anderen der Zusammenhang nur locker ist, wie namentlich

bei den — an sich ausserordentlich interessanten — Vorträgen über demographische Probleme. Im übrigen finden sich in diesem Abschnitt auch das bekannte Referat Schachts über das internationale Schuldenproblem und einige sonstige Beiträge, die sich mit Währungs- und Finanzproblemen befassen.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass der vorliegende Band aufs deutlichste die inneren und äusseren Widersprüche der heutigen internationalen Wirtschafts- und Agrarpolitik in Erscheinung treten lässt. Man verteidigt mehr oder minder emphatisch die nationalen Planmassnahmen, lässt aber durchblicken, dass diese keine auf die Dauer befriedigende Lösungen darstellen. Man schildert die Unwirksamkeit internationaler Massnahmen und empfiehlt gleichzeitig ähnlich geartete für die Zukunft. Man gibt die bösen Folgen des nationalistischen Protektionismus zu, schwört dem Gedanken radikaler Autarkie ab usw., aber hütet sich wohl, daraus positiv-kritische Folgerungen zu ziehen. Bemerkenswert ist, dass ein Teil der Vortragenden (vor allem die Deutschen) dafür eintritt, die Landwirtschaft vollständig und dauernd aus dem kapitalistischen Wirtschaftsprozess herauszulösen, während andere (so vor allem der schweizerische Bauernsekretär Laur) betonen, dass der Bauer „ein mit dem Markte verbundener Unternehmer bleibt" und dass die Landwirtschaft auf die Dauer „nicht vom Rentabilitätsprinzip abzuweichen" vermag. Fritz Neumark (Istanbul).

Shannon, Fred A., *Economic History of the People of the United States. Macmillan. New York and London* 1934. *(942 p. ; $ 5.—, sh. 16.—)*

S. has written a valuable source book for U. S. economic history. It is crammed with facts that he has gathered from scattered sources and collections. It is more in the nature of a dictionary than a history, however, since there is little organization evident and little philosophy behind it except that the facts of the labor movement are given more space than has previously been the case. It might conceivably also be useful as a textbook.

C. E. Trinkaus (New York).

Fay, C. R., *Imperial Economy and its Place in the Formation of Economic Doctrine* 1600-1932. *Clarendon Press, Oxford und New York* 1934. *(VI u.* 152 *S. ;* 6 *s.,* $ 2.25*)*

F. schildert in grossen Zügen die ökonomische Geschichte des britischen Weltreiches und hauptsächlich des handelspolitischen Verhältnisses des Mutterlandes zu den Kolonien. Diese Geschichte wird an einer kurz umrissenen Dogmengeschichte der englischen Lehrmeinungen über die besten Methoden der britischen Handelspolitik dargestellt. Dabei stützt sich F. auf reiche Literaturkenntnis vor allem der älteren ökonomischen Schriften aus der Zeit der Begründung des britischen Weltreiches. — F. macht den Versuch, die Kolonialinteressen von der Produktion wichtiger Güter her zu erklären : Pelze, Fische, Getreide, Tabak, Wolle, Gold — das sind die Waren, deren hauptsächlichste Produktionsstandorte mit der Entwicklung des britischen Kolonialreiches in aufschlussreichen Zusammenhang gebracht werden. — F. schildert dann die Wirtschaftsgeschichte

Indiens vom Standpunkt der Handelspolitik, um auf Grund der geschichtlichen Erfahrungen — die Darstellung ist wirtschaftsgeschichtlich orientiert — die Bedeutung der handelspolitischen Richtung zu prüfen, die auf der Reichskonferenz von Ottawa eingeschlagen wurde. Die wichtigsten Punkte des Übereinkommens werden eingehend behandelt, ebenso die Handelsverträge, die nach Ottawa und auf Grund der dort mit den Dominien getroffenen Übereinkommen mit anderen Staaten geschlossen wurden. So wird die neueste englische Handelspolitik, die für die gesamte internationale Handelspolitik ausschlaggebende Bedeutung erhalten hat, im Lichte der Wirtschaftsgeschichte des britischen Imperiums dargelegt, ein wirtschaftshistorischer Versuch, der vor allem die Entwicklung des englischen Weltreiches von neuen Gesichtspunkten zu beleuchten sucht.

Otto Leichter (Wien).

Lüer, C., *Der Unternehmer als Verwalter des Volksvermögens. Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik. Berlin* 1935. *(*16 *S.; RM.* 0.40*)*

L. versucht, die Stellung des Unternehmers in der deutschen Wirtschaft herauszuarbeiten. Wenn aber auch von dem „typisch deutschen Unternehmertum" gesprochen wird, das sich „himmelweit unterscheidet von dem amerikanischen Business-Man, von den englischen Finanzkapitalisten, von dem französischen individualistischen Rentnertum", so unterscheidet sich doch diese Apotheose nur wenig von der liberalistischen Nationalökonomie. Nicht auf die materielle Situation, auf die geistige Haltung des Unternehmers, auf den unternehmerischen Geist kommt es an. Die Möglichkeit einer planmässigen Wirtschaft wird abgelehnt; die nationalsozialistische Weltanschauung verbiete es geradezu, an sie zu glauben. Dem Staat wird lediglich die Aufgabe zuerkannt, den Unternehmer, der das Vermögen des Volkes zu verwalten hat, von allen anderen Verpflichtungen zu entlasten. Die Volkswirtschaft könne nicht von einem grossen Schaltbrett aus gesteuert werden, da das Wirtschaftsleben ein ewiger Kampf sei. So entsteht eine Wirtschaftstheorie, die sich in nichts von der des „laissez-faire" unterscheidet und die herrschende Phraseologie benützt, um den Unternehmer zum „heldenhaften" Eroberer, zum „wahren Führer seiner Gefolgschaft" zu machen. Der totgesagte Unternehmer-Idealismus ersteht in neuem, der herrschenden Richtung angepassten Gewand wieder.

Käthe Leichter (Wien).

Druckfehlerberichtigung.

In Heft 3, Jahrgang 1935, fehlt in der Anmerkung 2 auf Seite 385 in der ersten Zeile nach den Worten „verstehen wir hier" das Wort „nicht"; in der dritten Zeile der gleichen Anmerkung muss es nach dem Wort „aufgeben" statt „und": „sondern" heissen.

Le gérant : R. LISBONNE.

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Ökonomie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk **« Zeitschrift für Sozialforschung »** zu richten an die **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im April, August und Dezember.
Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelhefts francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention **« Zeitschrift für Sozialforschung »** à la **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an, en avril, août et décembre.

Le prix de l'année est de 100 francs français.

Le numéro : 35 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the **« Zeitschrift für Sozialforschung », LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

The revue is published three times a year : in April, August, and December.

The subscription rate for the year is 100 French francs ; single copies are 35 French francs.

Das Heft III des Jahrgangs 1935 enthielt folgende Beiträge :

Max Horkheimer : **Zum Problem der Wahrheit.**

Erich Fromm : **Die gesellschaftliche Bedingtheit der psychoanalytischen Therapie.**

Gerhard Meyer : **Krisenpolitik und Planwirtschaft.**

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus dem Vorwort :

Die Veröffentlichung gibt Einblick in den Verlauf einer gemeinsamen Arbeit, die von der sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Instituts für Sozialforschung in den letzten Jahren in Angriff genommen worden ist.

Das Thema dieses Bandes hat seinen Grund in bestimmten theoretischen Vorstellungen über den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bereichen der materiellen und geistigen Kultur. Es galt nicht bloss zu untersuchen, wie Veränderungen auf einem Gebiet sich auch in anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen durchsetzen, grundlegender noch war das Problem, wie es zugeht, dass die verschiedenen Kultursphären fortlaufend in einer für die Gesellschaft lebenswichtigen Art miteinander in Beziehung stehen und erneuert werden. Bei der Analyse der politischen, moralischen und religiösen Anschauungen der neueren Zeit trat die Autorität als ein entscheidender Faktor dieses gesellschaftlichen Mechanismus hervor. Die Stärkung des Glaubens, dass es immer ein Oben und Unten geben muss und Gehorsam notwendig ist, gehört mit zu den wichtigsten Funktionen in der bisherigen gesellschaftlichen Dynamik. Unter allen gesellschaftlichen Institutionen, welche die Individuen für Autorität empfänglich machen, steht aber die Familie an erster Stelle. Nicht bloss erfährt der Einzelne in ihrem Kreis zuerst den Einfluss der kulturellen Lebensmächte, so dass seine Auffassung der geistigen Inhalte und ihrer Rolle in seinem seelischen Leben wesentlich durch dieses Medium bestimmt ist, sondern die patriarchalische Struktur der Familie in der neueren Zeit wirkt selbst als entscheidende Vorbereitung auf die Autorität in der Gesellschaft, die der Einzelne im späteren Leben anerkennen soll. Die grossen zivilisatorischen Werke des bürgerlichen Zeitalters sind Produkte einer spezifischen Form menschlicher Zusammenarbeit, zu deren stetiger Erneuerung die Familie mit ihrer Erziehung zur Autorität einen wichtigen Teil beigetragen hat. Sie stellt dabei freilich keine letzte und selbständige Grösse dar, vielmehr ist sie in die Entwicklung der Gesamtgesellschaft einbezogen und wird fortwährend verändert. Die vorliegenden Studien dienen dem Versuch, diesen Vorgang einer gesellschaftlichen Wechselwirkung zu erfassen und darzustellen.

Die Erörterung des Problems, wie es sich im Zusammenhang mit den im Gang befindlichen Forschungen ergibt, bildet den Inhalt der ersten Abteilung, die in drei Teile gegliedert ist. Den Überblick über das gesamte Problem, wie es sich uns heute darstellt, versucht der allgemeine Teil zu geben ; im Zusammenhang mit ihm behandelt der psychologische Teil die seelischen Mechanismen, die auf Ausbildung des autoritären Charakters hinwirken. Der historische Aufsatz erörtert die typische Behandlung des Problems in den wichtigsten philosophischen Theorien seit der Reformation.

Die zweite Abteilung berichtet über die Enquêten des Instituts, soweit sie mit den Studien über Autorität und Familie in Verbindung stehen. Die charakterologischen Einstellungen zur Autorität in Staat und Gesellschaft, die Formen der Zerrüttung der familialen Autorität durch die Krise, die Bedingungen und Folgen straffer oder milder Autorität im Hause und anderes mehr sollen an Hand der Enquêten typologisch gekennzeichnet werden.

In der dritten Abteilung sind Einzelstudien vereinigt, die das Institut in Zusammenhang mit dem Problem Autorität und Familie von Gelehrten verschiedener Wissenschaftszweige unternehmen liess : Berichte über die Literatur verschiedener Fächer und Länder, Monographien über die wirtschaftsgeschichtlichen Grundlagen und die rechtsgeschichtlichen, sozialpolitischen und pädagogischen Auswirkungen der jeweiligen Autoritätsstruktur.

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang V 1936 Heft 2

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Egoismus und Freiheitsbewegung.

Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters.

Von
Max Horkheimer.

I.

Der Gegensatz in der Auffassung der Menschennatur, welcher in der politischen Literatur der bürgerlichen Epoche hervorragende Bedeutung besitzt, ist im Anfang des 16. Jahrhunderts in zwei glänzenden Werken zutage getreten. Wenn auch Machiavellis staatsmännische Anweisungen keine so ausgesprochen pessimistische Anthropologie zur Grundlage haben, wie es nach dem bekannten Satz im 18. Kapitel des „Fürsten“, dass alle Menschen „böse und schlecht sind“[1]), scheinen mag, so sind sie doch in den folgenden Jahrhunderten im wesentlichen so verstanden worden. Jedenfalls hat Machiavelli in dieser Richtung so viele Nachfolger gefunden, dass Treitschke behaupten konnte, es „zeigen alle wahrhaften grossen politischen Denker einen Zug zynischer Menschenverachtung, und wenn sie nicht zu stark ist, hat sie ihr gutes Recht.“[2]) In der Utopia von Thomas Morus kommt eine andere Gesinnung zum Ausdruck. Dieser Entwurf einer vernünftigen Gesellschaft bekundet schon dadurch die Überzeugung von einer ursprünglich glücklicheren Anlage des Menschenwesens, dass die Verwirklichung gemäss der Fabel nicht zeitlich, sondern bloss räumlich von der Gegenwart getrennt ist. Die Dauer der Vereini-

---

[1]) Machiavelli, Gesammelte Schriften, deutsch, München 1925, II. Bd., S. 71.
[2]) H. v. Treitschke, Politik, Leipzig 1922, II. Bd., S. 546 f.

gung freier Menschen, die ihr Leben nach gemeinsamen, die Ansprüche jedes Mitglieds gleich achtenden Plänen regeln, wird nicht durch den Hinweis des Autors auf bestialische Instinkte des Menschen begrenzt. Es gibt dort nicht wie bei Machiavelli einen Zyklus von Staatsformen, in dem notwendig auf jeden erträglichen Zustand dieselbe Verwirrung und dasselbe Elend folgen, aus denen die Menschen sich in einer langen Entwicklung emporgearbeitet haben.[1]) Morus steht mit seiner Ansicht nicht allein. Rousseau brauchte sich bei der Bekämpfung der Hobbesschen Lehre von der gefährlichen Aggressivität der menschlichen Natur nicht auf Morus zu berufen, sondern konnte eine Reihe bürgerlicher Anthropologen namhaft machen, die derselben positiven Überzeugung waren.[2])

Die erwähnten repräsentativen Schriftsteller der Renaissance und der Aufklärung sind mit der Anwendung der Attribute „Güte" oder „Schlechtigkeit" auf die menschliche Natur sparsam gewesen. In ihren Werken finden sich nicht bloss Betrachtungen, in denen entgegengesetzte Gesichtspunkte Berücksichtigung finden — man denke an Machiavellis Begriff der virtù —, sondern als moderne Denker bemühen sie sich bereits, die Wertung soweit wie möglich auszuschalten. Gegenüber der mittelalterlichen Anschauung, nach welcher der Mensch vornehmlich im Hinblick auf eine Norm verstanden wurde und Natur, im Gegensatz zur Widernatur, die von Gott gesetzte Verfassung des Menschenwesens innerhalb der gesamten Schöpfung bedeutete, war man seit Beginn der neueren Zeit dazu übergegangen, diejenigen Züge als menschliche gelten zu lassen, die sich in der historischen, politischen, psychologischen Analyse als solche ergaben. Was der Mensch sei, sollte nicht mehr durch die Auslegung der Offenbarung oder auf Grund anderer Autoritäten, sondern in letzter Linie an Hand unmittelbar zugänglicher Sachverhalte aufgewiesen werden. Die Erkenntnis des Menschen wird zu einem Spezialproblem der Naturwissenschaft. Soweit in den grundlegenden naturwissenschaftlichen Kategorien eine durchgehende Wertung enthalten ist, gründet sie in der Ansicht, dass für jedes Ding in der Natur und somit auch für den Körper und die ihm einwohnende Seele der Untergang das grösste Übel und Selbsterhaltung sowie die ihr entsprechende Tätigkeit das höchste Gut sei. Dieser einfache Naturalismus wurde, im Anschluss an antike Lehren, in der Affektenlehre der Renaissance

---

[1]) Vgl. Machiavelli, Discorsi, deutsch: „Vom Staate", a. a. O., I. Bd., S. 12-15 und „Geschichte von Florenz", a. a. O., IV. Bd., S. 268.

[2]) Rousseau, Discours sur l'Origine et les Fondements de l'Inégalité parmi les Hommes. Œuvres complètes, Frankfurt a. M. 1855, III. Bd., S. 25.

vor allem bei Cardano und Telesio begründet und in der Philosophie von Hobbes und Spinoza systematisch durchgeführt.[1]) Der scheinbar vorurteilslose, in Wirklichkeit individualistische Naturbegriff, nach dem die Selbsterhaltung jedes Dinges sein Gesetz und Masstab ist, entspricht der Existenz des bürgerlichen Menschen in seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit und ist von der Auffassung der aussermenschlichen Natur, die jeder bewussten Beziehung zu diesem Ursprung entbehrt, auf den Menschen zurückprojiziert.

Aber wie sehr Philosophie und Wissenschaft von ihrer eigenen Wertfreiheit durchdrungen waren, so hat sich, wie in ihrer Wirkung, so auch schon in der Anlage und Durchführung ihrer Entwürfe der Geist des Zeitalters geltend gemacht, und zwar nicht bloss im Sinne des ungebrochenen individualistischen Prinzips, das die Beziehungen der Besitzenden untereinander selbst beherrschte, sondern ebenfalls durch die gedanklichen und trieblichen Hemmungen, welche die Verbindung dieses Prinzips mit dem Vorhandensein verschiedener Gesellschaftsklassen in zunehmendem Masse mit sich brachte. Die Natur des isolierten Individuums ist bereits ein fragwürdiger Gegenstand der Anthropologie. Dieses isolierte Individuum ist nicht der Mensch überhaupt, auf den sie doch zielt. Kraft der Widersprüche der bürgerlichen Ordnung selbst, vor allem infolge der dauernden Notwendigkeit physischer und psychischer Niederhaltung von Massen, ist jedoch auch die Analyse dieses abstrakten Gegenstandes noch durch unbewusste Rücksichten verdunkelt und eingeschränkt. Mit oder ohne Absicht der Autoren gewinnen die anthropologischen Betrachtungen moralische Bedeutung ; in die Feststellung seelischer Strukturen, in die Ansichten über Art und Verlauf der Affekte und sonstiger Regungen mischen sich Vertrauen oder Abscheu, Gleichgültigkeit oder Sympathie. Das Individuum, das unter dem Titel des Menschen schlechthin das Thema der anthropologischen Ideen dieser Epoche bildet, erfährt daher bei ihren Philosophen eine vielfach gebrochene Aufmerksamkeit.

Die Erklärung dieses Sachverhalts scheint bereit zu liegen. Das soziologische Zuordnen von Gedanken und Gefühlen zu Gesellschaftsgruppen und historischen Strömungen hat es hier besonders leicht. Der anthropologische Gegensatz entspricht einem politischen. Hatte der Historiker den Widerspruch zwi-

---

[1]) Vgl. Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Gesammelte Schriften, II. Bd., Leipzig und Berlin 1914, S. 433-35, und B. Groethuysen, Philosophische Anthropologie. In : Handbuch der Philosophie, Abt. III, München und Berlin 1931, S. 139-40.

schen Machiavelli und Morus einerseits aus „der Verschiedenheit ihrer geistigen Haltung und ihrer ethischen Veranlagung“, andererseits aus dem Unterschied zwischen dem zerrissenen, den Fremden preisgegebenen Italien und der von Feinden nahezu ungefährdeten staatlich geeinten Insel England zu erklären gesucht[1]) und ihn somit psychologisch und politisch gedeutet, so lehrt die soziologische Betrachtung, dass in der späteren Entwicklung der anthropologischen Ideen die Betonung der aggressiven „bestialischen“ Triebe der Menschen ein Zeichen für das Interesse an Unterdrükkung, dagegen der auf die Bildungsfähigkeit gelegte Nachdruck, ja schon die moralische Indifferenz in der Beurteilung des Trieblebens, ein Ausdruck freiheitlicher Tendenzen war. Jene Geschichtsphilosophen unterscheiden sich nicht so sehr in der Anthropologie als in der Politik. Hätte diese sie nicht einander entgegengestellt, in jener hätte man sich verständigen können. Bloss der Umstand, dass die Anthropologie der politischen Forderung zur Rechtfertigung diente, hat die Kluft zwischen beiden Denkarten so vertieft. Die Aufgabe, diese Theorie auf die anthropologischen Ideen der neueren Geschichte anzuwenden, die Veränderungen, Umkehrungen und Komplikationen des Schemas zu verfolgen, bietet nicht bloss ein historisches, sondern auch ein systematisches wissenschaftliches Interesse, indem der Lehrgehalt der grossen bürgerlichen Anthropologie freigelegt und für die psychologische Erkenntnis gewonnen wird.

Wenn im folgenden jedoch von der Durchsetzung anthropologischer Gedanken mit Wertvorstellungen die Rede ist, so soll nicht diese zutage tretende Verbindung mit der Politik in Frage stehen. Die nähere Betrachtung der optimistischen und pessimistischen Strömung lässt vielmehr einen Zug hervortreten, der beiden Denkweisen, wie sie sich in der Geschichte entwickelt haben, gemeinsam ist und dessen Dasein die vor allem bei Machiavelli und in der Aufklärung angelegte Intention auf Erkenntnis des Menschen entschieden abgelenkt und geschwächt hat : die Verdammung des Egoismus, ja des Genusses überhaupt. Sowohl bei der zynischen Verkündung der Bosheit und Gefährlichkeit der menschlichen Natur, die durch einen starken Herrschaftsapparat im Zaume gehalten werden müsse und bei der ihr entsprechenden puritanischen Lehre von der Sündhaftigkeit des Einzelnen, der mit eiserner Disziplin, in absoluter Unterwerfung unter das Gesetz der Pflicht seine eigenen Triebe niederhalten solle, wie auch bei der entgegengesetzten Beteuerung der ursprünglich reinen und

---

[1]) Vgl. H. Oncken, Einleitung zur „Utopia“ von Morus. In : „Klassiker der Politik“, I. Bd., Berlin 1922, S. 38-39.

harmonischen Verfassung des Menschen, die bloss durch beengende und korrupte Verhältnisse der Gegenwart gestört sei, bildet die absolute Verwerfung jeder egoistischen Triebregung die selbstverständliche Voraussetzung. Dies erscheint als Widerspruch zur Praxis. Je reiner die bürgerliche Gesellschaft zur Herrschaft kommt, je uneingeschränkter sie sich auswirkt, desto gleichgültiger und feindseliger stehen sich die Menschen als Individuen, Familien, Wirtschaftsgruppen, Nationen und Klassen gegenüber, desto mehr gewinnt das ursprünglich fortschrittliche Prinzip des freien Wettbewerbs auf der Grundlage sich verschärfender ökonomischer und sozialer Gegensätze den Charakter des dauernden Kriegszustandes nach innen und aussen. Alle, die in diese Welt hineingezogen werden, bilden die egoistischen, ausschliessenden, feindseligen Seiten ihres Wesens aus, um sich in dieser harten Wirklichkeit zu erhalten. In den grossen historisch wirksamen anthropologischen Anschauungen des Bürgertums werden jedoch die nicht unmittelbar auf Eintracht, Liebe, Soziabilität hinauslaufenden Regungen verpönt, verzerrt oder abgeleugnet.

Wenn Machiavelli in den Discorsi erklärt, „dass die Menschen niemals etwas Gutes tun, wenn sie nicht dazu gezwungen sind; sondern dass alles in Verwirrung und Unordnung gerät, sobald ihnen freie Wahl bleibt und sie sich gehen lassen können,“[1]) dagegen in der Einleitung von sich selbst behauptet, es entspreche seinem „angeborenen Triebe..., immer das Gemeinnützige ohne alle Rücksicht zu tun,“[2]) so geht daraus klar hervor, dass er die natürlichen Instinkte der meisten Menschen nicht bloss naturwissenschaftlich betrachtet, sondern für schlecht und verwerflich ansieht. So kühl und vorurteilslos er sich bewusst dem Christentum gegenüber verhält, so befindet er sich hier der Sache nach im Einklang mit Luther und Calvin. Als Exponenten ähnlicher geschichtlicher Interessen brechen sie alle mit der katholischen Toleranz gegen bestimmte, die Einführung der neuen Wirtschaftsordnung störende menschliche Reaktionsweisen. Zu Beginn dieser Form der Gesellschaft, wie auch in ihren spätesten Phasen, wird die Erbärmlichkeit des Individuums behauptet. „Luther sieht in aller Schärfe,“[3]) heisst es in einer kürzlich erschienenen deutschen Abhandlung, „dass der Wille des Menschen böse ist, und das heisst, dass nicht etwas am Menschen böse ist, sondern dass der Mensch selbst bis in die Wurzel hinein böse ist, dass das Böse die verderbte Natur selbst ist.“ Im Gegensatz zum Katholizismus gibt es hier keine

---

[1]) Machiavelli, Discorsi, a. a. O., S. 18.
[2]) Machiavelli, a. a. O., S. 3.
[3]) H. Lammers, Luthers Anschauung vom Willen, Berlin 1935, S. 15.

neutrale Sphäre des Trieblebens, sondern das Wesen des Menschen schlechthin ist böse und verderbt. Ebenso lehrt Calvin : „Die Erbsünde ist die überkommene Verkehrung und Verderbnis unserer Natur in allen ihren Teilen... Die erkennende Vernunft und der Wille des Herzens sind von der Sünde besessen. Vom Haupt bis zu den Füssen ist der Mensch mit dieser Flut übergossen, sodass kein Teil seines ganzen Wesens von Sünde freibleibt. Alles, was er tut, muss zur Sünde gerechnet werden, wie Paulus sagt (Röm. 8, 7), dass alle Regungen und Gedanken des Fleisches Feindschaft wider Gott und darum der Tod sind."[1]) Der schroffe Widerspruch Rousseaus zu dieser Einstellung bezieht sich gar nicht auf die Verurteilung der „bösen" Instinkte, der Freude an verpönten Triebzielen, sondern auf ihr allgemeines Vorhandensein, auf ihre Herkunft und mögliche Änderung. Nicht nur Rousseau und die sich an seinen Namen heftende Begeisterung für alles Natürliche und Primitive, die sich, unabhängig vom Inhalt, bereits durch den offenkundig zum Herzen sprechenden Stil verrät, nicht nur Harmonie-Philosophen wie Cumberland und Shaftesbury, die gegen die Hobbessche Anthropologie eine angeborene Moral dozieren, sondern die gesamte, das Natürliche verklärende Denkrichtung erweist sich insofern als identisch mit ihrem menschenfeindlichen Gegensatz, als sie nicht etwa die Berechtigung eines Verdammungsurteils gegen die angeblich korrupten Triebe, sondern die Ansicht über ihre Geschichte und ihr Ausmass angreift.

Der Hinweis auf die Gestalt Robespierres, des orthodoxen Schülers Rousseaus, reicht hin, um den moralischen Rigorismus, der dieser sentimentalen Lehre vom Menschen einwohnt, sichtbar zu machen. Sein Begriff der Tugend stimmte mit der puritanischen Auffassung recht weitgehend überein, jenes Verdammungsurteil fand unter seiner Herrschaft Anwendung in wirklicher Verfolgung. Politische und moralische Gegnerschaft sind bei ihm nicht zu trennen. Von den traurigen Folgen epikuräischer Gedanken spricht er mit demselben Abscheu wie nur ein militanter Theologe.[2]) Zwei Arten menschlichen Verhaltens gibt es nach ihm, Tugend und Laster : „Je nach der Richtung, die seinen Leidenschaften gegeben ist, erhebt sich der Mensch bis zum Himmel

---

[1]) Calvin, Institutio Religionis Christianae, ins Deutsche übertragen von E. F. K. Müller, Neukirchen 1928, S. 118-120, vgl. H. Engelland, Gott und Mensch bei Calvin, München 1934, S. 49.

[2]) Vgl. z. B. die Rede über die Beziehungen religiöser und moralischer Ideen zu den republikanischen Grundsätzen, in der Sitzung des Nationalkonvents vom 18. Floréal 1794, Rapport imprimé par ordre de la Convention nationale, S. 26-27.

oder versinkt im Schmutz."[1]) Diese Trennung ist ausschliesslich; hier die gemeine, verwerfliche Lust, gleichbedeutend mit bornierter Eigensucht: darauf laufen die Lehren des Materialismus und Atheismus hinaus; dort Vaterlandsliebe und Selbstverleugnung. Es gibt „zwei Arten von Egoismus. Der eine erbärmlich, grausam, der den Menschen von seinen Nächsten trennt, der ein durch das Elend anderer Leute erkauftes Wohlleben sucht; der andere edelmütig, wohltätig, der unser Glück mit dem Glück aller vermischt und unseren Ruhm an den des Vaterlandes heftet."[2]) Der Mensch wird unter dem Zeichen des Verhaltens verstanden, das die Gesellschaft von ihm erwartet, und dies bedeutet, dass eine triebliche Verfassung als sogenannte Tugend verkündet wird, die im Widerspruch zu den die gesellschaftliche Wirklichkeit in Wahrheit beherrschenden Grundsätzen steht. Religion, Metaphysik und moralische Deklamation erfüllten die Aufgabe, den Menschen am Gegenbilde dessen zu messen, was in der zugrundeliegenden geschichtlichen Welt unter ihrer eigenen Mitwirkung notwendig aus ihm werden musste. Die Werke einiger unbeirrbarer Schriftsteller ausgenommen, ist die Analyse des Menschen in der bürgerlichen Epoche von diesem Widerspruch gehemmt und verfälscht gewesen.

Die Notwendigkeit der idealistischen Moral ergibt sich aus der wirtschaftlichen Lage des Bürgertums. Die in steigendem Mass vor sich gehende Entfesselung des freien Wettbewerbs bedurfte, von einigen zynischen Nationalökonomen des letzten Jahrhunderts abgesehen, auch nach seinen eigenen Vorkämpfern und Verteidigern gewisser Hemmungen. Privat- und Kriminalrecht bilden eine Voraussetzung dafür, dass dieses Kräftespiel ein, freilich labiles, Gleichgewicht erlangt und ein relativ konstantes Funktionieren der Gesellschaft gewährleisten kann. Dazu kommen die Gewohnheiten und Sitten, die ebenfalls die Konkurrenz in bestimmten Formen halten und beschränken. Aber auch soweit das liberalistische Prinzip nur durch solche juristischen und traditionellen Grenzen beschränkt wird wie in einem Teil des 19. Jahrhunderts in England, bildet seine Herrschaft einen Spezialfall in der Wirtschaftsgeschichte. Vor- und nachher bedurfte es weitergehender staatlicher Massnahmen, damit das gesellschaftliche Ganze sich in der gegebenen Form überhaupt reproduzieren konnte. Die über den Horizont des einzelnen Wirtschaftssubjektes hinausgehenden gesellschaftlichen Interessen wurden, ausser von juristischen, wirtschaftspolitischen und sonstigen staatlichen Ein-

---

[1]) a. a. O., S. 8.
[2]) a. a. O., S. 7.

richtungen, von kirchlichen und privaten Organisationen sowie durch die philosophisch begründete Moral wahrgenommen. Eine Ursache ihrer Existenz liegt somit in dem gesellschaftlichen Bedürfnis, das Konkurrenzprinzip in der von ihm beherrschten Epoche einzudämmen. Insoweit erscheint in der versittlichten Menschenbetrachtung ein rationales Prinzip in mystifizierter, idealistischer Gestalt.[1]) Des weiteren versteht sich aber die Ablehnung der nicht sozial gerichteten Triebe aus der Härte der gesellschaftlichen Herrschaft. Den Armen der letzten Jahrhunderte gegenüber war es nicht so sehr notwendig, Mässigung in der gegenseitigen Konkurrenz zu predigen. Für sie soll die Moral Fügsamkeit, Selbstbescheidung, Disziplin und Aufopferung fürs Ganze, das heisst die Unterdrückung ihrer materiellen Ansprüche schlechthin bedeuten. Ihr Wettbewerb untereinander war, im Gegenteil, erwünscht, seine Mässigung durch Zusammenschlüsse wirtschaftlicher und politischer Art wurde erschwert. Der Ausdruck ihrer materiellen Interessen, welche die Moral hier zu beschränken suchte, war nicht die private Unternehmung, sondern das gemeinsame Handeln ; dieses wurde ideologisch durch die Verpönung jener Interessen bekämpft.

In der Kritik des Egoismus durchdringen sich beide Motive, das allgemein gesellschaftliche und das klassenmässige. Der in der Moral enthaltene Gegensatz, der aus dieser doppelten Wurzel entspringt, gibt dem bürgerlichen Begriff der Tugend, wie er selbst bei fortschrittlichen Denkern und Politikern zutage tritt, seinen unbestimmten, vieldeutigen Charakter. Die Anklage des Egoismus, dem die Anthropologie die Behauptung einer edleren Menschennatur oder die einfache Brandmarkung als Bestialität entgegenstellt, trifft im Grunde nicht das Streben der Mächtigen nach Macht, das Wohlsein im Angesicht des Elends, die Aufrechterhaltung überlebter und ungerechter Formen der Gesellschaft. Die philosophische Moral hat, nach dem Siege des Bürgertums, immer mehr Scharfsinn dazu aufgewandt, um in diesem Punkte unparteiisch zu sein. Der grössere Teil der Menschheit sollte sich vielmehr daran gewöhnen, den eigenen Anspruch auf Glück zu meistern, den Wunsch zurückzudrängen, ebenso gut zu leben wie jener kleinere Teil, der es sich eben darum gern gefallen liess, dass, genau genommen, seine Existenz von diesem brauchbaren moralischen Verdikt verurteilt wurde. Diese Bedeutung der bürgerlichen Tugend als Herrschaftsmittel gewann stets grösseres Gewicht. In den totalitären Staaten der Gegenwart, wo das

---

[1]) Vgl. dazu die Ausführungen über Materialismus und Moral im Jahrgang 1933 dieser Zeitschrift, Heft 2, S. 162 ff.

gesamte geistige Leben ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt der Lenkung von Massen begriffen wird, sind die weitergehenden und humanistischen Elemente der Moral bewusst abgestreift und die Zwecke des Individuums gegenüber allem, was jeweils die Regierung als allgemeines Ziel bezeichnet, für nichtig erklärt. Wenn auch in einigen Strömungen der Utilitätsphilosophie, besonders in der liberalistischen Nationalökonomie, das Selbstinteresse als legitime Wurzel der Handlungsweise verkündet wird, um durch gewagte Konstruktionen und offenkundige Sophismen mit dem selbstlosen, den Massen abgeforderten Verhalten versöhnt zu werden, so waren doch jene anderen Autoren verdächtig und verhasst, die den Egoismus nicht bloss in konventionellen Schranken, rein „theoretisch" und gleichsam mit Augenzwinkern vertraten,[1]) sondern offen als Wesen dieser Gestalt gesellschaftlichen Seins verkündeten und zu ihm aufriefen. Die Kritik am Egoismus passt besser in das System dieser egoistischen Wirklichkeit als seine offene Verteidigung, denn es beruht in steigendem Mass auf der Verleugnung seines Charakters; die öffentliche Geltung der Regel wäre gleichzeitig auch ihr Untergang. So wenig das durchschnittliche Mitglied der herrschenden Schichten insgeheim andere als im engsten Sinne egoistische Motive zu erfassen vermag, so entrüstet zeigt es sich, wenn man sie vor aller Welt propagiert. Der Egoismus, der in neuester Zeit heilig gesprochen wird, der „sacro egoismo" kriegerischer Staaten, ist für das Individuum der Masse vielmehr das gerade Gegenteil des Selbstinteresses und treibt es zum Verzicht auf Wohlstand, Sicherheit und Freiheit. Er bezeichnet die aggressiven Tendenzen kleiner Gruppen der Gesellschaft und hat mit dem Glücke der meisten Individuen nichts zu tun. Friedrich II. von Preussen nahm seine vorurteilslose egoistische Politik gegen Machiavelli, der sie doch im vorhinein begründet hatte, mit moralischer Entrüstung in Schutz, und Mandevilles Bienenfabel, in der er unter dem Motto „private vices, public benefits" den Egoismus als Grundlage der gegenwärtigen Gesellschaft feststellt und propagiert, erfuhr, kennzeichnend genug, eine besondere Widerlegung durch einen der repräsentativ-

---

[1]) Vgl. z. B. J. Bentham. Sein moralisches Grundprinzip ist dermassen unbestimmt, dass zwei deutsche Philosophen es in genau entgegengesetzte Worte fassen. Nach W. Wundt (Rede „Über den wahrhaften Krieg", Flugschrift Leipzig 1914, S. 21 f.) besteht kein Zweifel, dass Bentham lehrte: „Jeder tue, was ihm selbst nützlich ist." Nach O. Kraus („J. Benthams Grundsätze für ein künftiges Völkerrecht und einen dauernden Frieden", herausgeg. von O. Kraus. Halle a. S. 1915, S. 8) dagegen lautet es, „Jeder mache sich so nützlich als möglich." Der in diesem Begriff des Egoismus enthaltene Widerspruch findet seine Auflösung durch Rückgang auf die Gesellschaft, deren Klassen er in verschiedener Weise betrifft. Je nach der sozialen Situation des Individuums nimmt er mehr die eine oder die andere Bedeutung an.

sten Philosophen des zur Macht gekommenen Bürgertums.[1]) Mandeville selbst wusste genau, dass die offene Verkündigung des Egoismus eben jenen Persönlichkeiten, die ihn am stärksten verkörpern, unwillkommen ist. Von jedem unter ihnen „sollen wir glauben, dass der ihn umgebende Pomp und Luxus ihm durchaus nur eine lästige Plage und all die Herrlichkeit, in der er erscheint, eine verhasste Bürde ist, die nun leider mal von der Höhe seiner Lebenssphäre unzertrennlich ist; dass sein über Durchschnittsmass so hoch erhabener edler Geist weiter emporstrebt und an so niederen Genüssen keinen Gefallen finden kann; dass es sein höchster Ehrgeiz ist, das Allgemeinwohl zu fördern, sein grösster Wunsch, sein Land in Blüte und einen jeden darin zufrieden zu sehen."[2])

Was in der Philosophie als Verpönung von Triebregungen zum Ausdruck kommt, erweist sich im wirklichen Leben als die Praxis ihrer Unterdrückung. Alle Instinkte, die sich nicht in vorgezeichneten Bahnen bewegten, jedes unbedingte Glücksverlangen wurde zugunsten „sittlicher", auf das „Gemeinwohl" bezogener Strebungen verfolgt und zurückgedrängt; und im gleichen Mass, in dem dieses Gemeinwohl den unmittelbarsten Interessen der meisten widersprach, entzog sich der Übergang psychischer Energien in sozial erlaubte Formen rationaler Begründung, bedurfte die Gesellschaft zur Domestizierung der Massen neben dem materiellen Zwang einer durch Religion und Metaphysik beherrschten Erziehung. In der ganzen bisherigen Geschichte, auch in jenen Perioden, die sich im Zusammenhang als fortschrittlich erwiesen, ist von der überwältigenden Mehrheit ein Übermass von Entbehrungen gefordert worden. Selbstbeschränkung und Verträglichkeit untereinander und gegenüber den Herrschenden wurde ihnen durch alle Mittel der Gewalt und Überredung beigebracht. Die Individuen wurden gebändigt. Im offiziellen und in ihrem eigenen oberflächlichen Bewusstsein standen sie schliesslich als moralische Wesen da. Im Grunde ihrer Seele mochten zwar schlechte Triebe und Leidenschaften schlummern, aber nur schwache und verworfene Naturen fielen ihnen anheim. Die Herren selbst waren im harten Daseinskampf freilich gezwungen, rücksichtslos vorzugehen, aber dies gehörte zu den bitteren Notwendigkeiten. Auf ein rechtes Exemplar der bürgerlichen Oberschicht wirkt die moralische Propaganda seiner eigenen Klasse gegenüber der Gesamtgesellschaft so zurück, dass ihm die Aus-

---

[1]) Vgl. **Berkeley**, Alciphron, 2. Dialog, § 4 u. 5.

[2]) **Mandevilles** Bienenfabel, herausgegeben von **Otto Bobertag**, München 1914, S. 138.

beutung und freie Verfügung über Menschen und Dinge, seiner eigenen Ideologie nach, keine Freude macht, sondern als Dienst am Ganzen, als soziale Leistung, Erfüllung eines vorgezeichneten Lebensweges erscheinen muss, damit er sich zu ihr bekennt und sie bejaht. Als Sinnbilder dieser Epoche des entfesselten Eigennutzes können jene Renaissancegemälde angesehen werden, in denen Stifter mit unbarmherzigen und verschlagenen Gesichtern als demütige Heilige unter dem Kreuze knieen.

Der Kampf gegen den Egoismus reicht weiter als bloss bis zu einzelnen Regungen, er betrifft das Gefühlsleben überhaupt und wendet sich in letzter Linie gegen die unrationalisierte, das heisst ohne Rechtfertigungsgründe erstrebte freie Lust. Die Behauptung der Schädlichkeit spielt in den Argumentationen bloss beiher. Der Mensch, wie er sein soll, das Musterbild, das der bürgerlichen Anthropologie überall zugrundeliegt, hat ein bedingtes Verhältnis zum Genuss, es ist auf „höhere" Werte ausgerichtet. Im Leben des vorbildlichen Menschen nimmt die Lust, in ihrer unmittelbarsten Form als geschlechtliche und weiterhin als materielle Lust überhaupt, einen geringen Platz ein. Die Arbeit, die das Individuum für sich und andere verrichtet, geschieht um hoher Ideen willen, die mit der Lust, wenn überhaupt, so nur ganz lose zusammenhängen. Pflicht, Ehre, Gemeinschaft usf. bestimmen den wahren Menschen und machen seinen Vorzug vor dem Tiere aus. Darauf, dass Lustmotive nicht entscheidend mitsprechen, wird bei allem Tun, das Anspruch auf kulturellen Wert erhebt, der höchste Nachdruck gelegt. Dies bedeutet keineswegs, dass man die Freude offen und schlechthin verpönt. Im Gegenteil : an den dunkelsten Arbeitsstellen, bei den einförmigsten Verrichtungen, unter den traurigsten Existenzbedingungen, angesichts eines Lebenslaufs, der durch Entbehrung, Demütigung, Gefahren ausgezeichnet ist, ohne Aussicht auf dauernde Besserung, sollen die Menschen doch um keinen Preis niedergeschlagen sein. Je mehr die tröstende Religion an sicherem Kredit verliert, umso mehr wird der kulturelle Apparat zur Erzeugung der Freude beim gemeinen Mann verfeinert und ausgebaut. Das Wirtshaus und Volksfest der Vergangenheit sowie die sportlichen und politischen Massendarbietungen in der Gegenwart, die Pflege des gemütvollen Familienlebens, sowie die modernen Vergnügungsindustrien, der heitere und der ernste Teil der Rundfunksendung, alles zielt bewusst auf die zufriedene Stimmung ab. Und nichts macht einen Menschen verdächtiger als sein Mangel an innerer Übereinstimmung mit dem Leben, wie es nun einmal ist. Die vorschriftsmässig freudige Gemütsverfassung ist jedoch von der Richtung auf die Genüsse des Lebens, von der Heiterkeit, die aus

wirklicher Befriedigung stammt, äusserst verschieden. Es ist beim bürgerlichen Typus nicht so, dass von den lustvollen Augenblicken auf das ganze Leben Glück ausstrahlte und auch jene Abschnitte noch hell färbte, die an sich selbst nicht erfreulich sind. Die Fähigkeit zu unmittelbarer Lust ist vielmehr durch die idealistische Predigt der Veredelung und Selbstverleugnung geschwächt, vergröbert, in vielen Fällen ganz verloren. Ausbleiben von Schicksalsschlägen und von Gewissenskonflikten, d. h. die relative Freiheit von äusseren und inneren Schmerzen und Ängsten, ein neutraler, oft recht trüber Zustand, in dem die Seele zwischen äusserster Betriebsamkeit und Stumpfsinn hin- und herzuschwanken pflegt, wird mit Glück verwechselt. So gut ist die Verpönung der „gemeinen" Lust gelungen, dass der durchschnittliche Bürger, wenn er sie sich gönnt, gemein wird anstatt frei, grob anstatt dankbar, blöd anstatt gescheit. In der Ehe räumt die Lust vor der Pflicht das Feld, aber der soziale Stand, dem jene stets als sein Beruf zufiel, ist so herabgesunken und verächtlich gemacht, dass er mit dem Verbrechen fast auf einer Stufe steht. Aus dem Lichte des kulturellen Bewusstseins ist die Lust in das traurige Refugium der spiessbürgerlichen Zote und in die Prostitution verbannt. Der geschichtliche Prozess, in dem das Individuum zum abstrakten Bewusstsein seiner selbst gelangte, hat mit der Sklaverei zwar eine Form, aber nicht den Tatbestand der Klassengesellschaft aufgehoben und somit den Menschen nicht bloss emanzipiert, sondern zugleich innerlich versklavt. In der Neuzeit wird das Herrschaftsverhältnis ökonomisch durch die scheinbare Unabhängigkeit der wirtschaftenden Subjekte, philosophisch durch den idealistischen Begriff einer absoluten Freiheit des Menschen verdeckt und durch Bändigung und Ertötung der Lustansprüche verinnerlicht. Dieser zivilisatorische Vorgang, der freilich weit über das bürgerliche Zeitalter zurückreicht, hat doch erst in ihm zur Herausbildung und Verfestigung repräsentativer Charaktertypen geführt und dem gesellschaftlichen Leben seinen Stempel aufgedrückt.

II.

In den stilleren Perioden der letzten Jahrhunderte konnte es bei oberflächlichem Zusehen scheinen, dass die Menschen sich dem moralischen Idealbild der Liebe und Hilfsbereitschaft anglichen oder wenigstens begännen, ihm ähnlicher zu werden. Die antagonistische Produktionsweise, in der das Prinzip der Kälte und Feindschaft notwendig die Wirklichkeit beherrscht, weil alle sich

als Konkurrenten begegnen, entfaltete gegenüber den alten Formen der Gesellschaft seine positiven Seiten: Jeder weitere Schritt der Verwirklichung, jede Ausbreitung der Konkurrenz brachte schliesslich Erleichterungen, lieferte stärkere Proben dafür, dass auf Grund des neuen Prinzips eigener Entscheidungen der Wirtschaftssubjekte das gesellschaftliche Leben in Gang gehalten werden konnte. Aber diese ruhigeren Zeitläufte, die, näher besehen, freilich unruhig genug gewesen sind, wurden nicht bloss von Kriegen, Hungersnöten und Wirtschaftskrisen, sondern von Revolutionen und Gegenrevolutionen unterbrochen, und alle diese Ereignisse liefern geschichtliches Material für den Zusammenhang zwischen Moral und Handlungsweise des bürgerlichen Menschen. Bei den Gegenrevolutionen tritt dieser Zusammenhang nicht mit derselben Klarheit in Erscheinung wie bei den Revolutionen. Die zeitweilig siegreichen Gegenschläge des Katholizismus im England des 17. Jahrhunderts, die Bourbonenherrschaft nach dem Sturz Napoleons, die Niederwerfung der Commune stehen so ausschliesslich unter dem Zeichen der Rache, dass der in Rede stehende Widerspruch zwischen Moral und Wirklichkeit des bürgerlichen Menschen, zwischen seinem Dasein und seinem ideologischen Spiegelbild, daran nicht deutlich werden kann. In den Gegenrevolutionen triumphierten rückschrittliche Gruppen des Bürgertums in Verbindung mit Resten der Feudalität. Bezeichnend für die historischen Mechanismen, die den bürgerlichen Charakter reproduzieren, sind vielmehr Bewegungen, die, wenigstens von den fortschrittlichen Geschichtsschreibern des Bürgertums, als positiv, das heisst mit den Zielen ihrer Klasse übereinstimmend, bewertet werden. Die kleineren Aufstände dieser Art, von denen die gesamte Geschichte Europas durchsetzt ist, wie die Bürgerkriege in den italienischen Städten im 16. Jahrhundert, die holländischen Sektenkämpfe im 17., die spanischen Aufstände im 18., die studentischen und sonstigen kleinen Erhebungen in Deutschland und Frankreich während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erinnern daran, dass die grösseren revolutionären Ereignisse jedes Landes sich von einem Hintergrund unaufhörlicher Kämpfe abheben. Die elende Lage der armen Bevölkerung bildete ihre Voraussetzung, und das Bürgertum der Städte spielte die führende Rolle. Hier soll nur auf einige geschichtliche Aktionen hingewiesen werden, an denen die eigentümliche, zu ihrer eigenen Moral in Widerspruch stehende Verfassung gesellschaftlich wichtiger Gruppen des Bürgertums besonders deutlich wird. Während im geschichtlichen Alltag, in „Handel und Wandel" der neueren Zeit, die besondere Art der in dieser Epoche wirksamen Bosheit und Grausamkeit für jene Schichten, die sie nicht gerade selbst an sich erfahren, häufig

verdeckt sind, treten sie in den Perioden der gelockerten sozialen Ordnung in ihren Ursachen und Wesenszügen klar hervor. Im folgenden wird versucht, die gemeinsamen Strukturmerkmale bekannter Vorgänge der neueren Geschichte zu bezeichnen. Ist auch die Bedeutung der Ereignisse, von denen hier gesprochen werden soll, für den Fortschritt der Menschheit höchst verschieden gewesen — einige sind ganz lokal, einige mehr religiös als politisch —, so wird an diesen ausgezeichneten Stellen doch die soziale Konstellation mit ihren wichtigsten Vermittlungen erkennbar, welche sowohl die idealistische Wertrangordnung, die theoretische Verwerfung des Egoismus wie den brutalen und grausamen Zug in der Verfassung des bürgerlichen Typus bedingt. Beides, das reale menschliche Sein und das widersprechende moralische Bewusstsein sowie ihr dynamischer Zusammenhang ergeben sich aus der gesellschaftlichen Basis. Es bedarf nun der Entwicklung einiger typischer Kategorien am historischen Material.

Seit der Episode, in der die Römer unter Führung Cola di Rienzos den damals unzeitgemässen Versuch zur Einigung Italiens unter einer demokratisch umkleideten Diktatur unternahmen, bis zu ihrer modernen Verwirklichung auf gleichem Boden, ist das Erwachen und die Ausbreitung der bürgerlichen Lebensformen durch volkstümliche Erhebungen markiert. Bei aller Verschiedenheit ihres historischen Charakters und ihrer Bedeutung für den gesellschaftlichen Fortschritt zeigen sie gemeinsame sozialpsychologische Erscheinungen, die von der Gegenwart aus gesehen besondere Bedeutung gewinnen. Der Aufstieg und die kurze Herrlichkeit Savonarolas in Florenz ist symptomatisch für eine ganze Reihe gleichartiger Tendenzen des Jahrhunderts. Von geistlichen Führern, die das Interesse der entstehenden individualistischen Gesellschaft verkörpern, wird der Kampf gegen den veralteten Zustand der kirchlichen Organisation aufgenommen. Als Nachfolger einer Reihe streitbarer religiöser Persönlichkeiten erreichen die Reformatoren die notwendigen Änderungen auf kirchlichem Gebiet. Die englischen und französischen Revolutionen der nächsten Jahrhunderte führten die politische Form herbei, deren die Wirtschaft bedurfte. Entsprechende Tendenzen wirkten sich in Deutschland im Zusammenhang mit den Befreiungskriegen und den Kämpfen gegen die anschliessenden Reaktionen aus. In der Gegenwart wird der charakteristische Verlauf dieser bürgerlichen Bewegungen wiederholt; die Form ist jetzt grotesk verzerrt, weil die fortschrittliche Funktion, die jene vergangenen Bestrebungen erfüllten, angesichts der möglichen Überwindung des herrschenden widerspruchsvollen Zustandes der Gesellschaft heute mit der Aktivität des Bürgertums nicht mehr verbunden und an von ihm beherrschte

Gruppen übergegangen ist. Ebenso wie der Schauder vor den mörderischen Praktiken chinesischer und indischer Heilkunst, die einmal produktiv gewesen war, angesichts der modernen Chirurgie sich verstärkt und der stupide Aberglaube des eingeborenen Patienten, der diese verdammt, um jener sich auszuliefern, ein umso tieferes Grauen hervorruft, je mehr sich die Kluft zwischen beiden verbreitert und dem Blick der Allgemeinheit aufdrängt, so tragen die gegenwärtigen Bewegungen — von den Interessen der Gesamtheit, nicht von denen der nationalen Mächtegruppen her gesehen — den Stempel eines vergeblichen Fanatismus und der Lächerlichkeit an sich. Und ebenso wie jene Heilpraktiken, isoliert betrachtet, trotz dieses Wechsels dieselben geblieben sind, stimmen die sozialen Bewegungen, unerachtet des radikalen Funktionswandels, weitgehend überein.

Ihre Grundlage zeigt eine typische Struktur. Das Bürgertum der Städte hat seine besonderen wirtschaftlichen Interessen; es bedarf der Aufhebung aller Verhältnisse und Gesetze, welche seine Industrie einschränken, sei es feudaler Vorrechte, allzu schwerfälliger Verwaltungsformen oder sozialer Schutzmassnahmen, ferner der Herstellung grosser, zentral verwalteter souveräner Wirtschaftsgebiete, disziplinierter Heere, der Unterordnung des gesamten kulturellen Lebens unter nationale Instanzen, des Verschwindens aller ihm entgegenstehenden Gewalten, einer in seinem Sinn geregelten Rechtsprechung und der Sicherheit und Raschheit des Verkehrs. Die proletarisierten Massen in Stadt und Land hatten stets weitergehende Interessen. So sehr die soziale Ungleichheit, die an ihnen ihre Schärfe erwies, auf jenen geschichtlichen Stufen Vorbedingung des gesellschaftlichen Fortschritts war, so sehr entsprach dem elenden Zustand der Beherrschten der utopische Wunsch nach Gleichheit und Gerechtigkeit. Die Interessen des Bürgertums standen, soweit sie die Eigentumsordnung betrafen, nicht im Einklang mit denen der Massen; in dem System, welches das Bürgertum einzuführen und zu befestigen strebte, war trotz aller Fortschrittlichkeit die Kluft zwischen ihm und dem grösseren Teil der Gesellschaft, die sich immer mehr vertiefte, schon zu Anfang enthalten. Seine Ausbreitung bedeutete zwar zuletzt für die Menschheit eine Verbesserung, keineswegs aber für die meisten der je lebenden Menschen. Aus dem Bestreben des Bürgertums, die eigenen Forderungen nach einer vernünftigeren Verwaltung mit Hilfe verzweifelter Volksmassen gegen die Feudalmächte durchzusetzen und gleichzeitig die Herrschaft über diese Massen zu befestigen, ergibt sich die eigentümliche Form, wie in diesen Bewegungen um „das Volk" gerungen wird. Es soll einsehen, dass die nationale Neue-

rung auf die Dauer auch für es selbst Vorteile bringen wird. Mit dem Verschwinden der schlechten Verwaltung, unter deren Missbräuchen es bisher gelitten hat, wird freilich keine allgemeine Sorglosigkeit anbrechen, wie es eine missverständliche Erinnerung an die Fürsorge der Mutter Kirche manchem vorspiegeln könnte; vielmehr bedeuten die neuen Freiheiten eine stärkere Verantwortung jedes einzelnen für sich und seine Familie, eine Verantwortung, zu der er durch erzieherische Mittel anzuhalten ist. Man muss ihm ein Gewissen machen. Indem er für die bürgerlichen Freiheiten kämpft, soll er zugleich sich selbst bekämpfen lernen. Die bürgerliche Revolution führte die Massen nicht in den dauerhaften Zustand einer freudvollen Existenz und allgemeinen Gleichheit, nach der sie verlangten, sondern in die harte Realität der individualistischen Gesellschaftsordnung.

Diese historische Situation bestimmt das Wesen des bürgerlichen Führers. Während seine Handlungen unmittelbar den Interessen besonderer Gruppen von Besitzenden entsprechen, klingt in seinem Auftreten und seinem Pathos überall das Elend der Massen hindurch. Da er diesen keineswegs die wirkliche Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu bieten vermag, sie vielmehr für eine Politik zu gewinnen sucht, die in wechselndem Verhältnis zu ihren eigenen Belangen steht, so vermag er auch seine Gefolgschaft nur zum Teil durch rationale Übereinstimmung mit seinen Zielen an sich zu fesseln, und der gefühlsmässige Glaube an seinen Genius, die blosse Begeisterung, muss mindestens so stark sein wie die Vernunft. Je weniger die Politik des bürgerlichen Führers mit den unmittelbaren Interessen der Massen zusammenfällt, desto ausschliesslicher muss seine Grösse das öffentliche Bewusstsein erfüllen, desto mehr muss sein Charakter zur „Persönlichkeit“ gesteigert werden. Formale Grösse, Grösse unerachtet ihres Inhalts, ist überhaupt der Fetisch der modernen Geschichtsauffassung. Das mit asketischer Strenge zusammengehende Pathos der Gerechtigkeit, die Forderung des allgemeinen Glücks neben der Feindschaft gegen Sorglosigkeit und Genuss, die Gerechtigkeit, die in gleicher Liebe arm und reich umfängt, das Schwanken zwischen der Parteinahme für oben und für unten, der rhetorische Trotz gegen die Nutzniesser der eigenen Politik und die realen Schläge gegen die Massen, die ihr zum Sieg verhelfen sollen, — alle diese Eigentümlichkeiten des Führers ergeben sich aus seiner historischen Funktion in der bürgerlichen Welt.

In seiner Rolle, welche durch die Spannung zwischen den Interessen der entscheidenden Gruppen und der Massen bestimmt wird, gründen besondere historische Phänomene. Soweit

der Führer die Massen nicht unmittelbar selbst beeinflussen kann, benötigt er Unterführer. Mangels einer eindeutigen Interessenkonstellation genügen nur selten die Argumente für sich allein, es bedarf vielmehr der stets erneuerten gefühlsmässigen Bindung. Das psychologische Moment im Verhältnis von Führer und Geführten gewinnt in diesen Erhebungen ausschlaggebende Bedeutung. Die Unterführer müssen ihrerseits in Liebe an der Person des höchsten Führers hängen, denn die Unbestimmtheit der Zielsetzung, die aus den divergierenden Interessen folgt, reicht bis in das Bewusstsein des Führers hinein und lässt inhaltliche politische Prinzipien, an welche sich die Unterführer halten könnten, nur in beschränktem Masse zu. Im Verlauf dieser Bewegungen nehmen daher persönliche Freundschaften und Rivalitäten eine hervorragende Stelle ein; wichtige Gegensätze sozialer Gruppen verbergen sich, selbst vor ihren eigenen Repräsentanten, hinter der Empörung über die persönliche Verwerflichkeit konkurrierender Führer und ihres Anhangs. Auch die eminente Bedeutung von Symbolen, sowohl Zeremonien, Sinnbildern, Trachten wie auch vieldeutigen grossen Worten, die ähnliche Heiligkeit erlangen wie Fahnen und Wappenschilder, ergibt sich aus der Notwendigkeit einer irrationalen Bindung der Massen an eine Politik, die nicht ihre eigene ist. So sehr die Aufklärung und intellektuelle Erziehung der Massen, besonders in den Zeiten des aufstrebenden Bürgertums, zur Befreiung der Gesellschaft aus den überlebten feudalen Formen gehört, so sehr entspricht andererseits das Bestreben, einen Bestand von Idolen, sei es in Gestalt von Persönlichkeiten, Dingen oder Begriffen aufzurichten, der Notwendigkeit, die Massen dauernd mit den Tendenzen bestimmter Gruppen der Gesellschaft zu versöhnen. Je mehr sich die Sonderinteressen dieser Gruppen verfestigen und zu einer möglichen vernünftigeren Gestalt der Gesellschaft in Widerspruch treten, desto stärker wird das öffentliche Bewusstsein nach der irrationalistischen Richtung hin beeinflusst, eine desto geringere Rolle spielt die Hebung des theoretischen Niveaus der Allgemeinheit. Während etwa der Begriff der Nation zur Zeit der französischen Revolution und der anschliessenden napoleonischen Kriege angesichts der allgemeinen Interessenlage eine weitgehende Durchleuchtung nicht zu scheuen hatte, gewann eine solche im folgenden Jahrhundert mit den sich verschärfenden inneren Gegensätzen einen immer kritischeren Charakter; deshalb ist auch eine weitgehende Tabuisierung dieser Kategorie eingetreten. Schon die frühbürgerlichen Bewegungen zeigen ein schwankendes Verhältnis und oft eine starke Abneigung gegen Geist und Vernunft; erst in der späteren Geschichte gewinnt freilich dieses anti-humanistische, den erreichten intellektuellen

Stand herabdrückende, barbarisierende Moment eindeutig das Übergewicht.

Die oben erwähnten Erhebungen der neueren Zeit lassen die angedeuteten Strukturähnlichkeiten sogleich erkennen. Dass die Herrschaft Rienzos der Zeit entsprechende bürgerliche Forderungen zum Ziele hatte, liegt zutage. Sein moderner Biograph erinnert ausdrücklich daran, dass sein Tribunat von den Gedanken der Völkerversöhnung und des Weltfriedens erfüllt gewesen sei, wie sie sich für uns an die Namen Leibniz, Rousseau, Kant, Lessing und Schiller knüpften.[1]) Freiheit, Friede und Gerechtigkeit waren seine Schlagworte.[2]) Seine Ernennung zum päpstlichen Rektor war ein Akt gegen das feudale Regiment der römischen Barone[3]), und seine gesamte Wirksamkeit ist ganz vom Kampf gegen diese „Tyrannen" und für die nationale römisch-italienische Idee erfüllt. „... denn ohne Parteilichkeit werde ich fortfahren, zu handeln, wie ich es in meinem ganzen Leben gehalten habe; ich arbeite für den Frieden und den Wohlstand des gesamten Tuskiens und Italiens."[4]) Dass der öffentliche Notar Rienzo wesentlich mit Unterstützung besitzender Schichten in Rom zur Herrschaft kam, daran besteht kein Zweifel. Gregorovius schildert, wie an der von ihm geleiteten Verschwörung „Bürger vom zweiten Stande, zumal auch wohlhabende Kaufleute, eifrig teilnahmen."[5]) „Die von ihm aufgestellte Garde bildeten 390 Cavalerotti, prächtig gerüstete Bürger zu Ross, und eine Fussmiliz von 13 Fahnen zu je 100 Mann".[6]) Die „Klasse der Cavalerotti, das heisst der reichen Bürger aus alten Popolanenhäusern" stellte nach Gregorovius[7]) die bürgerliche Oberschicht, einen „neuen Adel" dar, der in Rom, zusammen mit den übrigen bürgerlichen Gruppen, den Handwerkern und Ackerbauern, den Kampf gegen den alten Adel aufnahm. Strenge Justiz gegen die Störer der öffentlichen Ordnung, Aufstellung eines Volksheeres, einheitliche Regelung der Pensionen und Unterstützungen, staatliche Kontrolle der Zölle, Sicherung der Kaufleute und des gesamten Verkehrs, zentrale Verwaltung usf. waren Gegenstände der ersten Dekrete Rienzos. Er hat von Anfang an erklärt, dass er „aus Liebe zum Papst und für die

---

[1]) K. Burdach, Briefwechsel des Cola di Rienzo, Berlin 1913-28, I. Teil, S. 448.
[2]) Vgl. Burdach, a. a. O., S. 445.
[3]) Vgl. Burdach, a. a. O., S. 163.
[4]) Burdach, a. a. O., II. Bd., III. Teil, S. 222: „nam sine parcialitate, dum vixero, perdurabo; pro pace et statu totius Tuscie et Italie laboro."
[5]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, neue Ausgabe, Dresden 1926, II. Bd., S. 312.
[6]) Gregorovius, a. a. O., S. 319.
[7]) Gregorovius, a. a. O., S. 314.

Rettung des Volks sein Leben zu opfern bereit sei."[1]) Zum Papst blickte die römische Bürgerschaft als zu dem Repräsentanten einer zentralistischen Gegeninstanz gegen die Willkür der Aristokraten empor, und die Papstmacht hat auch nach dem Fall Rienzos in den nächsten Jahrhunderten jene Forderungen, wenn auch mit höchst wechselndem Erfolg, durchzuführen versucht. Nicht lange nach dem Sturz Rienzos berieten Kaiser und Papst in Avignon über die Reinigung Frankreichs und Italiens von den Räubern und Freibeuterkompanien, die das Land durchzogen und Handel und Verkehr bedrohten. Derselbe Kardinal (Albornoz), der Cola vor Jahren aus dem Exil nach Rom zurückführte, wurde beauftragt, die feudalen Kapitäne zu überreden, sich aus Italien zu entfernen und gegen die Türken zu ziehen.[2])

Die Beziehung Colas zu den Besitzenden ist klar; er vertritt unmittelbar ihre Interessen. Sein widerspruchsvolles Verhältnis zu den Massen tritt bei seinem Sturz hervor. Der Volksaufruhr, dem er zum Opfer fällt, war gewiss von feindlichen Aristokratengeschlechtern geschürt. Den sachlichen Grund bildeten aber „Rienzos drückende Steuern und skrupellose Finanzmassregeln."[3]) Zur Durchführung der Dienste, die Rienzo dem Papst und den römischen Bürgern leistete, benötigte er nicht wenig Geld, und es wurde ihm schwer, es sich zu beschaffen. Als ihn nach seiner Verbannung römische Bürger einluden, nach Rom zurückzukehren und dort die Herrschaft wieder auszuüben, hatte Rienzo sie gebeten, ihm Geldmittel zur Verfügung zu stellen. „Die reichen Kaufleute weigerten sich dessen,"[4]) und ihr „Tribun" musste zusehen, es auf andere Weise aufzutreiben. Seine für ihre Interessen ausgeübte Herrschaft wurde immer eindeutiger zur allgemeinen Unterdrückung. Die Praktiken, auf die er angewiesen war, haben seine Diktatur verhasst gemacht. Der Verrat an Monreale, den er hinrichten liess, hatte finanzielle Hintergründe und wurde allgemein so aufgefasst. Mit dem Geld des Bandenführers musste der heraufgekommene Plebejer seine Milizen entlohnen.[5]) Der Papst und die Bürgerschaft hatten den Nutzen davon, Rienzo aber traf die allgemeine Verachtung. In steigendem Mass wurde er zum Tyrannen. Neben der „gewaltsamen finanziellen Ausbeutung reicher und mächtiger Personen"[6]) war er auf alle möglichen Methoden der Finanzierung angewiesen. Die

---

[1]) Gregorovius, a. a. O., S. 316.
[2]) Vgl. Gregorovius, a. a. O., S. 411.
[3]) Burdach, a. a. O., I. Bd., S. 161.
[4]) Gregorovius, a. a. O., S. 376.
[5]) Gregorovius, a. a. O., S. 380.
[6]) Burdach, a. a. O., S. 105.

Zwangssteuer auf die Verbrauchsartikel, zu deren Erhebung er nun schritt, während er früher Verbrauchssteuern beschränkte, die Annahme von Geldern für Freilassung von Gefangenen, terroristische Akte verschiedener Art zwangen ihn zu immer umfangreicheren Schutzmassnahmen für sein eigenes Leben. „Tod dem Verräter, der die Steuern eingeführt hat!" war der Ruf, unter dem das Volk aufs Kapitol zog, um ihn zu ermorden.[1]) Die Notwendigkeit, sich den reichen Bürgern zu empfehlen und ihrem erklärten, freilich fern in Avignon weilenden Schutzherrn, dem Papst, mehr oder minder zweideutige Versicherungen der Ergebenheit und Loyalität abzustatten,[2]) hiess zugleich, die Massen dem bürgerlichen Regiment zu unterwerfen, und so hat seine Herrschaft, trotz ihrer grossen und fortschrittlichen Ideen, in steigendem Masse einen zugleich finsteren und lakaienhaften Charakter gewonnen. Die ambivalenten Gefühle der Massen für solche Führer, denen sie zunächst mit Begeisterung zu folgen pflegten, hat sich in der späteren Geschichte immer wieder gezeigt. Besonders in Situationen, in denen die vom Führer verfolgten bürgerlichen Ziele über das angesichts der gesellschaftlichen Kräfte im Augenblick Erreichbare entschieden hinausgingen, war es ein leichtes, die nicht durch Erkenntnis, sondern weitgehend bloss gefühlsmässig an den Führer gebundenen Massen von ihm zu trennen. Sofern überhaupt Misserfolg eindeutig ruchbar wurde, was der diktatoriale Apparat freilich äusserst erschwert, konnte er rasch den Zauber brechen, der an die siegreiche, ins Übermenschliche aufgespreizte Persönlichkeit geknüpft war. Das Verhalten der Massen bei dem Fall Rienzos, Savonarolas, der Brüder de Witt, Robespierres und vieler anderer vergötterter Volksmänner gehört selbst mit zu der historisch wirksamen Grausamkeit, die hier in Rede steht.

Die Wichtigkeit der Symbole tritt bei dieser frühen bürgerlichen Erhebung des Rienzo in helles Licht. Das Gewicht, das er seinem eigenen Anzug und Aufzug beimass, ist bezeichnend. „Als er am Fest St. Peter und Paul zum Dome zog, sass er auf hohem Streitross, in grün-gelbem Sammetgewand, einen Zepter von blitzendem Stahl in der Hand, von fünfzig Speertragenden umgeben; ein Römer hielt die Fahne mit seinem Wappen über seinem Haupte; ein anderer trug das Schwert der Gerechtigkeit vor ihm her; ein Ritter streute Geld unter das Volk, während ein feierlicher Zug von Cavalerotti und Beamten des Kapitols, von Popolanen und Edeln voraufging oder nachfolgte, Trompeter aus silbernen Tuben bliesen

---

[1]) Gregorovius, a. a. O., S. 381.
[2]) Vgl. Burdach, a. a. O., S. 451.

und Musikanten silberne Handpauken ertönen liessen. Auf den Stufen des St. Peter begrüssten den Diktator Roms die Domherren sogar mit dem Gesange ‚Veni Creator Spiritus‘.“[1]) Im Anschluss an die erste Lebensbeschreibung berichten die späteren Schilderungen, wie er nach seinem Feldzug gegen die Barone nach Rom zurückkehrt, um dort dem päpstlichen Legaten zu begegnen. Er „ritt mit seiner Begleitung nach St. Peter, holte sich dort aus der Sakristei die kostbare, mit Perlen verzierte Dalmatica, in welcher die deutschen Kaiser gekrönt wurden, und zog sie über seine Rüstung. So, gleichzeitig die silberne Krone des Tribunen auf dem Haupte, das Zepter in der Hand, begab er sich, unter dem Schmettern der Trompeten, wie ein Cäsar in den päpstlichen Palast, trat, halb einen fürchterlichen, halb einen phantastischen Anblick bietend, vor den erstaunten Legaten und brachte diesen mit grimmigen, kurzen Fragen in Schrecken und zum Verstummen.“[2]) Der Papst schrieb empört über die heidnischen Neigungen Rienzos an den Kaiser: „Nicht zufrieden mit dem Amt eines Rektors, masst er sich, frech und unverschämt, verschiedene Titel an... Im Gegensatz zu den Sitten der christlichen Religion und im Einklang mit heidnischen Gepflogenheiten hat er verschiedene Kronen und Diademe getragen und es unternommen, närrische und widerrechtliche Gesetze nach Art der Cäsaren zu verkünden.“[3]) Die Zeremonie vom 1. August 1347, bei der er sich zur Ritterwürde erheben liess und dabei vor vielen Würdenträgern und in Anwesenheit des päpstlichen Vikars in der antiken Badewanne des Kaisers Constantin sich von jeder Sünde reinigte, geht gewiss auf mittelalterliche Sitten zurück. Cola trat jedoch andererseits als Volksmann auf, schaffte in demokratischem Bestreben den Gebrauch des Titels Don und Dominus ab, den er dem Papste vorbehielt, verbot aristokratische Wappen an den Häusern und dergleichen mehr.[4]) Der ungeheure Nachdruck, den er auf die Symbolik legte, sofern sie mit seiner eigenen Person zusammenhing, lässt sich daher nicht aus blosser Tradition erklären. Er gründete in der Notwendigkeit, sich selbst zur neuen, gefühlsmässig anerkannten Autorität zu machen. Des weiteren gehört das Überreichen von Fahnen an Abordnungen zum Wesen des Führers hinzu.

---

[1]) Gregorovius, a. a. O., S. 321-33.
[2]) Burdach, a. a. O., S. 449.
[3]) Burdach, a. a. O., II. Bd., 4. Teil, S. 112-113: „... non contentus officio Rectoris, uarios titulos impudenter et temere usurpauit... christiane religionis mores abiciens ac priscos gentilium ritus amplectens, uarias coronas laureasque suscepit ac fatuas et sine lege leges more Cesarum promulgare temptauit...“; vgl. a. a. O., I. Bd., S. 31.
[4]) Vgl. Gregorovius, a. a. O., S. 320.

„Am 2. August feierte Cola das Einheitsfest Italiens oder die Verbrüderung der Städte auf dem Kapitol. Er übergab deren Boten grosse und kleine Fahnen mit Sinnbildern und steckte ihnen zum Zeichen der Vermählung mit Rom goldene Ringe an die Finger."[1])

Mit der Symbolik hängt das Bestreben zusammen, alte Gebräuche wieder einzuführen und überhaupt den Glanz der Vorzeit zu beleben. Wie sehr diese Führer auch den Namen des Revolutionärs und Neuerers für sich in Anspruch nehmen, so entspricht es ihnen doch nicht, sich gegen das Bestehende zu empören und den Verhältnissen abzuringen, was für das Glück der Menschen im historischen Augenblick nur irgend möglich ist. Sie erleben sich selbst als Vollstrecker einer höheren, längst existierenden Macht, und das Bild, das sie im Geiste führen, trägt mehr die Züge der Vergangenheit als einer besseren Zukunft. Die psychische Struktur, die diesem Verhalten bei Führern und Geführten zu Grunde liegt, hat Fromm[2]) ausführlich dargelegt. „Im Namen Gottes, des Vergangenen, des Naturlaufs, der Pflicht, ist (diesem Charaktertyp) Aktivität möglich, nicht im Namen des Ungeborenen, Zukünftigen, noch Ohnmächtigen oder des Glücks schlechthin. Aus der Anlehnung an die höheren Gewalten zieht der autoritäre Charakter seine Kraft zu aktivem Handeln." Die Massen, an die sich jene Führer vornehmlich zu wenden hatten, befanden sich bei ihrer elenden Lage und mangels der Eingliederung in einen rationalen Arbeitsprozess stets in einer unentwickelten, zugleich autoritären und rebellischen, psychischen Verfassung[3]) und besassen kaum die Spuren eines selbständigen Klassenbewusstseins.[4]) Bei aller Auflehnung gegen herrschende Verhältnisse, zu welcher der Führer das Volk zu überreden suchte, konnte ihn nicht die Absicht leiten, die Disposition dieser Massen zur inneren Abhängigkeit, ihre blinde Gläubigkeit an Autoritäten zu zerstören. Mit der Kritik einzelner zu stürzender Autoritäten verbindet die Führerpropaganda keine Tendenz zu unbeschränkter Vernünftigkeit. Waren die Massen mit Hilfe irrationaler Bindungen im alten System zusammengefasst, so tritt jetzt nicht unmittelbar eine Gesellschaft an seine Stelle, die sich tatsächlich durch die Wirksamkeit des

---

[1]) Gregorovius, a. a. O., S. 332.

[2]) Studien über Autorität und Familie, Schriften des Instituts für Sozialforschung, V. Bd., Paris 1936, S. 120 ff.

[3]) Über die Identität des autoritären und rebellischen Charakters siehe Fromm, a. a. O., S. 131.

[4]) Ein Dokument zu den Anfängen dieses sozialen Selbstbewusstseins kurz nach der Zeit Colas bildet die bekannte Rede des Arbeiters bei dem von Machiavelli in der Florentiner Geschichte berichteten Aufstand in Florenz (Machiavelli, a. a. O., IV. Bd., S. 175 ff.).

allgemeinen Interesses zu behaupten vermag, wie die bürgerliche Ideologie es freilich vorgibt. Je mehr geltende Autoritäten bei der Ausbreitung der Freiheit gestürzt oder wenigstens angegriffen werden, umso stärker macht sich das Bedürfnis geltend, die Autorität der neuen Herrschaft durch Rückgang auf dahinterliegende, durch ihr Alter der gegenwärtigen Unzufriedenheit entrückte Mächte zu verklären. Die Lebenden „beschwören... ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüme, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen.“[1])

Cola hatte sich schon früh an der Vorstellung der alten Römer begeistert. Es wird geschildert, wie, lange vor seiner Machtergreifung, um seinen Mund „ein phantastisches Lächeln zu spielen pflegte, wenn er antike Statuen oder Reliefs erklärte oder Inschriften von Marmortafeln las, mit denen Rom überstreut war.“[2]) Später rechtfertigte er sich gegenüber dem Papst mit der Frage, was es dem Glauben schaden könne, wenn er die römischen Titel zusammen mit den antiken Riten erneuert habe.[3]) Seine Wahl der Festtage schliesst an alte Daten und Feiern an, sein ganzes Auftreten steht unter dem Gedanken der Wiederherstellung des römischen Imperiums. Er spricht vom „heiligen Boden Roms“[4]) und sucht seine gesamte Wirksamkeit gleichsam unter den Schutz des erhabenen Altertums seiner Nation zu stellen. Indem er seine Person auf diese Weise mit der Weihe eines Vollstreckers uralter geschichtlicher Mächte umgibt, stellt er sich zudem noch in den Schutz einer starken gegenwärtigen Gewalt. „Er fühlt sich als Vollstrecker, Erneuerer, Vertiefer, Fortbildner der imperialen Tendenzen Bonifaz VIII., und dabei will er doch — so schreibt er Clemens VI. — nur ein Diener und Helfer des Papstes sein und erklärt sich bereit, auf dessen Wunsch sofort zurückzutreten.“[5]) Cola hat ja stets seine Loyalität dem Papst gegenüber beteuert und ist in seinem Namen aufgetreten. Selbstverständlich sieht er sich, ausser von diesen alten und gegenwärtigen Mächten, auch noch unmittelbar von Gott beauftragt. „Er glaubt, Gott habe durch seine Berufung das Volk von Rom aus dem Dunkel der Knechtschaft der Tyrannen, d. h. der Barone, ins Licht der Freiheit, des Friedens, der Gerechtigkeit geleitet und Rom, die domina gentium, sanctissima urbium..

---

[1]) Karl Marx, Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. Wien und Berlin 1927, S. 21.

[2]) Gregorovius, a. a. O., S. 308.

[3]) Vgl. Burdach, a. a. O., I. Bd., S. 454 u. II. Bd., 3. Teil, S. 164.

[4]) Vgl. Burdach, a. a. O., I. Bd., S. 475 u. 479.

[5]) Burdach, a. a. O., I. Bd., S. 451.

von dem Tribut erlöst, sie aus einer Räuberhöhle in ihr ursprüngliches Wesen umgewandelt (reformata)."[1]) „Das Volk sah in ihm einen von Gott auserwählten Menschen."[2]) Wenn auch er und seinesgleichen den Massen das Schauspiel der Freiheitsbewegung zu bieten suchen, so nehmen sie gleichzeitig das Pathos unverbrüchlichen Gehorsams gegen höhere Wesenheiten an und bieten damit das Beispiel einer Ergebenheit, die sich in der Treue ihrer Gefolgschaft zu ihnen selbst und zu den bürgerlichen Lebensformen wiederholen soll. So sehr die ganze Welt in Furcht vor ihnen zu erzittern hat, so sehr tragen sie doch das Bild der Furcht vor anderen noch höheren und höchsten Wesen zur Schau. In ihrer Psychologie macht sich ihre Rolle in der Gesellschaft geltend : sie verteidigen die besitzenden Schichten sowohl gegen alte, hemmende Privilegien, die auf der Gesamtgesellschaft lasteten, als auch gegen die Ansprüche der Unterklasse im eigenen System. Ihr Freiheitsdrang ist somit abstrakt und relativ. Die Abhängigkeit wird nur geändert, nicht abgeschafft. Unbehinderter und reiner als bei den Führern kommt das fortschrittliche Moment bei den Schriftstellern zum Ausdruck, welche die geistige Atmosphäre der Zeit kennzeichnen. In der Philosophie und Dichtung spiegeln sich neben der Kritik am Bestehenden auch die weitergehenden, auf eine Gesellschaft ohne Unterdrückung gerichteten Wünsche der Menschheit ; in den zwiespältigen, mit Idolen durchsetzten Reden jener Politiker tritt die Härte der bürgerlichen Ordnung hervor.

Savonarola vertrat in dem von ihm entfesselten Aufstand ebenfalls bürgerliche Forderungen, die ihn zu den Massen in ein widerspruchsvolles Verhältnis brachten. Gerechte Verwaltung, unbestechliche Beamtenschaft, politische Klugheit, Wahrung des Amtsgeheimnisses, Bestrafung nationaler Unzuverlässigkeit, vor allem Reform der Rechtspflege und überhaupt gewissenhafte Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten[3]) waren Forderungen, die den echten bürgerlichen Politiker erkennen lassen. Sein Vorschlag zur Verfassung von Florenz, den er selbst ausdrücklich nicht bloss als Wiederholung von Einflüsterungen, sondern als Ergebnis seiner eigenen Überzeugung bezeichnete, ist nach dem Vorbild der venetianischen Republik entworfen.[4]) Der eigentliche Feind, gegen den die politischen Neuerungen, die er befürwortete, sich richteten, waren die grossen Adelsfamilien mit ihren Privilegien,

---

[1]) Burdach, a. a. O., S. 450.
[2]) Gregorovius, a. a. O., S. 321.
[3]) Vgl. J. Schnitzer, Savonarola, München 1924, I. Bd., S. 227.
[4]) Vgl. K. Kretschmayr, Geschichte von Venedig, Gotha 1920, II. Bd. S. 130-131 ; J. Schnitzer, a. a. O., I. Bd., S. 210.

vor allem die Medicis, die fürstliche Vorrechte erlangt hatten und zu den unter ihrer eigenen Herrschaft erstarkenden Mittelschichten in Gegensatz getreten waren. In Florenz war nicht, wie in Venedig, eine alte Aristokratie mit festgefügter Verwaltung in relativ kontinuierlicher Entwicklung zur Handelsoligarchie geworden, hier strebten vielmehr einzelne, durch die Ausdehnung des Waren- und Geldverkehrs rasch emporgekommene Häuser nach der Alleinherrschaft. Das Eintreten für die Mehrzahl der aufstrebenden Bürger und Handwerker bedeutete einen Kampf mit den adligen Familien, der viele kleinbürgerliche Züge trug. Ähnlich wie etwa 150 Jahre früher Cola gegen die Barone geeifert hatte, wandte sich auch Savonarola gegen die „Tyrannen". Sein Traktat über Verfassung und Regierung von Florenz[1]) hat freilich vornehmlich religiöse Reformen zum Ziel. Der Hass jedoch, mit dem gegen den Feudaladel und sein System gesprochen wird, erinnert durchaus an den drastischen Stil Rienzos bei solchen Gelegenheiten, ja sogar an das Schrifttum der französischen Revolution.

Wie bei den entscheidenden Auseinandersetzungen über eine oligarchische oder demokratische Regierungsform Savonarola vor Versammlungen von 13-14000 Menschen[2]) für die Volksherrschaft eintrat, so hat er zeit seines Lebens für ein geordnetes bürgerliches Regiment gekämpft. Ähnlich wie Cola war es ihm auch besonders darum zu tun, dass die Armen, die Witwen und Waisen Unterstützung erhalten sollten, freilich nur, soweit sie nicht arbeiten können. „Wer sich unterstützen lässt, obschon er für seinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen vermag, der stiehlt den Armen das Brot weg und ist zu Rückerstattung alles dessen verpflichtet, was er über sein Bedürfnis hinaus empfing. Endlich müssen sich die Armen der ihnen erwiesenen Wohltaten durch einen ehrbaren Wandel würdig erweisen, sonst sind sie das Wasser nicht wert, das sie trinken."[3]) Gegen die Feudalität und für bürgerliche Freiheiten ist Savonarola eingetreten. Für das Volk hat er gesprochen. Den Gegensatz zwischen den bevorrechtigten bürgerlichen Gruppen und den unteren Schichten hat er zugleich aufrechterhalten und verwischt. Unruhen waren ihm aufs tiefste verhasst. „Wie für die Kleinen und Geringen, so erflehte Savonarola Barmherzigkeit auch für die Grossen und Vornehmen. Kaum war er aus Pisa zurückgekehrt, so war das erste Wort, das er den nach Rache an den Anhängern der gestürzten Regierung

[1]) „Trattato chirca il reggimento e governo della chittà di Firenze".
[2]) Vgl. R. Roeder, Savonarola, New York 1930, S. 131.
[3]) Schnitzer, a. a. O., S. 199.

Fiebernden zurief, die Friedensmahnung : Misericordia. Und diese Mahnung wiederholte er in der nächsten Zeit unermüdlich." Auf die Frage des Volks, ob man die Übeltäter nicht bestrafen müsse, erklärte er : „Wollte Gott nach der Gerechtigkeit, nach der ihr schreit, mit euch verfahren, keine zehn von euch allen blieben verschont. Fragst du mich aber : Gut, Mönch, wie verstehst du denn diesen Frieden ? so entgegne ich dir : gib allen Hass und Groll auf und vergiss und verzeih alles, was hinter der jüngsten Staatsumwälzung liegt ; wer sich aber von nun an gegen das Staatswesen verfehlt, der soll bestraft werden."[1]) In der von ihm beeinflussten Verfassung selbst fand die doppelte Front des Bürgertums einen klaren Ausdruck : „Die niederen Klassen, die den Zünften nicht angehörten, hatten an der Regierungsgewalt so wenig Anteil wie die adligen Geschlechter..."[2]) Die Mitgliedschaft zum grossen Rat war dem Alter und der sozialen Stellung nach begrenzt. Bei der Besteuerung „waren es gerade die adligen, in den Zünften nicht vertretenen Grossgrundbesitzer, die.. am schwersten betroffen wurden, nicht minder aber die untersten Kreise, da durch solche Steuern die notwendigsten Lebensmittel wie Getreide, Öl und Wein, erheblich verteuert wurden."[3])

Der Unterschied in der Bestimmtheit der Sprache Savonarolas und Rienzos ergibt sich zum grossen Teil aus dem viel entwickelteren gesellschaftlichen Zustand, dem die Wirksamkeit des Dominikaners entsprach. Die Florentiner Bürger hatten zwar gegenüber dem Papst keineswegs das Selbstbewusstsein ihres Vorbilds Venedig erreicht, doch verkörperte der Hof Alexander Borgias so sehr alle ihren Interessen zuwiderlaufenden Züge der damaligen kirchlichen Hierarchie, dass Savonarola es eine Zeitlang wagen durfte, nicht bloss in Zweideutigkeiten, sondern in offenen Gegensatz zum Borgia zu treten.[4]) Wenn man es auch nicht gerade auf einen Bruch mit dem Papst ankommen lassen konnte, weil kirchliche Zensuren dem Handel der Stadt ernsthaften Schaden zugefügt hätten, so war doch die Feindschaft zwischen der verkommenen höheren und niederen Geistlichkeit mitsamt ihrer damaligen Spitze und der Florentiner Bürgerschaft offenbar und gegenseitig.[5]) Savonarola berief sich dabei zwar nicht auf den gegenwärtigen Papst, aber auf das echte Papsttum, die echte Kirche und auf

---

[1]) Schnitzer, a. a. O., S. 204-205.
[2]) Schnitzer, a. a. O., S. 212.
[3]) Schnitzer, a. a. O., S. 213-214.
[4]) Die Bewunderung Machiavellis für Cesare, der in mancher Hinsicht selbst die Züge eines Diktators der bürgerlichen Epoche trägt, galt vornehmlich seinen nationalpolitischen Zielen und nicht etwa dem Zustand der Hierarchie.
[5]) Vgl. Schnitzer, a. a. O., S. 324 ff.

Christus selbst. Alexander hielt er für ungläubig, ja nicht einmal für einen Christen. Der Deckung seines Auftretens durch Berufung auf diese anerkannteste Gewalt der Zeit konnte er nicht entraten. Stets hat er sich als Abgesandten höherer Mächte gefühlt.

Wenn auch Savonarola klarer und nüchterner erscheint als Rienzo, so betrachtete er sich doch als Propheten, zumindest als eine mit überirdischer Intuition begabte Persönlichkeit. Wie für eine Reihe von mystischen Heiligen und Stiftern „war die mystische Gottesliebe auch für den Frate die hohe Schule des Apostolats und jener heissen Liebe zur Kirche, der mystischen Heilandsbraut, die ihn mit dem heiligen Freimute beseelte, die pflichtvergessenen Hirten, die ihre Herde den reissenden Wölfen überantworteten, mit rücksichtsloser Strenge zurechtzuweisen. Der Mystiker Savonarola war der Vater des Propheten Savonarola.“[1]) Die in der Schrift vom Triumph des Kreuzes ausgeführte Schilderung des von Aposteln und Predigern gezogenen Triumphwagens, auf dem Christus mit Dornenkrone und Wundmalen thront, die heilige Schrift in der Rechten und die Marterwerkzeuge in der Linken, Kelch, Hostie nebst anderen Kultgegenständen zu seinen Füssen, dieses mit Enthusiasmus vorgetragene Bild[2]) erinnert an Colas phantastische Träume und Allegorien. In der gegen Savonarola gerichteten Anklage wurde ihm vorgeworfen, dass er, um sich gross zu machen, von seiner Paradiesfahrt gesprochen habe, und zweifellos hatte er den Glauben an die magische Kraft seiner Persönlichkeit geschürt. Kurz vor seinem Fall hatte er „im Angesicht einer zahllosen Volksmenge den in der Hostie, die er in Händen hielt, gegenwärtigen Erlöser beschworen, Feuer vom Himmel zu senden und ihn vom Erdboden zu vertilgen, wenn er nicht in voller Wahrheit wandle. Nie hatte er einen Zweifel daran übriggelassen, dass Gott die Rechtmässigkeit seiner prophetischen Sendung, wenn nötig, auch durch übernatürliche Mittel beweisen werde.“ Er drohte seinem Gegner: „Du hast mich noch nicht zum Wunder gezwungen; wenn ich aber dazu genötigt bin, dann wird Gott seine Hand erweitern, soweit es seine Ehre erfordert, obgleich du bereits so viele Wunder gesehen hast, dass du keines anderen Wunders bedarfst.“[3]) Ob er freilich mehr auf das Drängen seiner Anhänger oder aus Überzeugung die Feuerprobe annahm, mit deren missglückter Veranstaltung sein Ende begann, ist unbestimmt. Die Aufspreizung seiner Persönlichkeit durch die nächsten Anhänger und durch seine eigenen Reden war ein unentbehrliches Mittel

---

[1]) Schnitzer, a. a. O., II. Bd., S. 630.
[2]) Vgl. Schnitzer, a. a. O., I. Bd., S. 465.
[3]) Schnitzer, a. a. O., I. Bd., S. 506 f.

seiner Wirksamkeit auf die Massen. In der Geschichtsschreibung ist diese Aufspreizung der Persönlichkeit des mönchischen Volkstribunen, die ein Hauptmittel seiner Politik gewesen ist, wiederholt bemerkt worden. „Ich finde, wo von Savonarola die Rede ist", schreibt H. Grimm[1]), „seinen Untergang zu sehr als das Resultat der Bemühungen seiner Feinde und des päpstlichen Zorns dargestellt. Die zwingendste Ursache seines Falles war das Erlöschen seiner persönlichen Gewalt. Das Volk ermüdete. Er musste stärker und stärker auf die Geister einwirken. Es gelang eine Zeitlang, die einschlafende Begeisterung wieder emporzureizen. Aber während sie nach aussen hin sogar zu wachsen schien, zehrte sie doch von ihren letzten Kräften." Wären freilich die hinter Savonarola stehenden kleinbürgerlichen Gruppen zur dauernden Aufrichtung eines eigenen Regiments befähigt gewesen, so hätte das Missverhältnis zwischen seinen wirklichen Eigenschaften und dem Bilde des Übermenschen, das seine Anhänger entwarfen, seinen Fall keineswegs herbeigeführt. Die Ausstattung des Führers mit magischen Qualitäten war eine Bedingung seines Einflusses auf die Massen. Sein Niedergang ergab sich aus den Differenzen zwischen den herrschenden Gruppen selbst.

Bei Savonarola tritt ein Umstand hervor, der zum Wesen der bürgerlichen Erhebungen gehört. Die Bedürfnisse der in Bewegung gesetzten Massen werden in der Dynamik des revolutionären Vorgangs zwar als Motor eingesetzt; der Zustand jedoch, auf den als auf das historisch erreichbare Gleichgewicht die Bewegung tendiert, das heisst die Befestigung der bürgerlichen Ordnung, vermag ihnen nur in sehr beschränktem Sinne Befriedigung zu gewähren. Daher kommt es darauf an, dass die entfesselten Kräfte schon während der Bewegung von aussen nach innen gewandt, gleichsam spiritualisiert werden. Der bereits im Mittelalter einsetzende Prozess der „Verinnerlichung" hat hier eine seiner Wurzeln. Thode hat schon die Wirksamkeit der grossen Ordensstifter aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts in dieser Richtung gedeutet. „Keine, wenn auch noch so grosse Gewalt," schreibt er[2]) in der Einleitung zu seinem Werk über Franziskus, „vermochte die gerechten Forderungen des zum Selbstbewusstsein erwachenden dritten Standes zum Schweigen zu bringen, wie andererseits die Ziele desselben zu unbestimmt waren, als dass die Bewegung eine einheitliche, selbständig sich regelnde hätte werden können. Da trat, von der ewigen Gesetzmässigkeit folgerechter

---

[1]) H. Grimm, Leben Michelangelos, Stuttgart 1922, I. Bd., S. 188 f.

[2]) H. Thode, Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien, Berlin 1926, 3. Aufl., S. XXIV.

geschichtlicher Entwicklung hervorgerufen, Franz von Assisi auf, der aus seinem die Entscheidung ahnenden und vollziehenden genialen Vermögen das versöhnende Wort fand! Er leitete die fortschrittliche ungestüme Strömung in ein abgegrenztes Flussbett und erwarb sich so das Verdienst, sie vor einer unzeitigen Zerteilung bewahrt, ihre Kräfte gesammelt und auf ein einheitliches Ziel hin gerichtet zu haben. Das Ziel ist die Verinnerlichung des Menschen..." In der christlichen Lehre sieht Thode das „segensvoll einschränkende Bett" und in der neuen Kunst das erste Produkt dieses Sublimierungsprozesses. Mit der Entwicklung des Gegensatzes zwischen Bürgern und Massen in den auf Franziskus folgenden Jahrhunderten wird diese Verinnerlichung gesellschaftlicher Interessen aus einem Ausdruck der Unreife des „dritten Standes" gegenüber den die Welt regierenden Mächten zugleich zu einer Praxis dieses Standes selbst gegenüber dem von ihm beherrschten Volk. Die historischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, zeigen daher in zunehmendem Mass die Umsetzung von Forderungen der Individuen an die Gesellschaft in moralische und religiöse Forderungen an die unzufriedenen Individuen selbst. Die brutalen Wünsche für ein besseres Leben, für Abschaffung der Vermögensunterschiede und Einführung wirklicher Gemeinschaft, die in jenen Jahrhunderten von religiösen Volksmännern und theologischen Utopisten vertreten werden, sucht der bürgerliche Führer zu idealisieren und zu vergeistigen. Nicht so sehr der Aufstand wie seelische Erneuerung, nicht so sehr der Kampf gegen den Reichtum der Privilegierten wie gegen die allgemeine Schlechtigkeit, nicht so sehr äussere wie innere Befreiung werden den Massen im Verlauf des revolutionären Vorgangs gepredigt. Dem deutschen Reformator war der Aufruhr selbst dann verhasst, wenn er gegen den Papst, den Teufel in Menschengestalt sich wandte. Wie Savonarola den Aufstand des Volks gegen die Medici „pharisäische Gerechtigkeit,... die aus der Rachsucht hervorgeht,"[1]) genannt hatte und wünschte, das Volk möge seine eigenen Sünden ansehen, so sagte Luther von den Bauern, „dass sie der Obrigkeit Sünde strafen wollten; gerade als wären sie selbst ganz rein und unsträflich. Darum musste ihnen Gott den Balken zeigen in ihrem Auge, dass sie eines anderen Splitter vergessen"[2]) „... dem gemeinen Mann ist sein Gemüt zu stillen und zu sagen, dass er sich enthalte auch der Begierden und Worte, so zum Aufruhr sich lenken, und zur Sache nichts vornehme

---

[1]) Schnitzer, a. a. O., I. Bd., S. 204.
[2]) Luther, Ausgewählte Werke, hsg. von H. H. Borcherdt, München 1923, VI. Bd., S. 165.

ohne Befehl der Obrigkeit oder Zutun der Gewalt... Sprichst du aber : was sollen wir denn tun, so die Obrigkeit nicht anfangen will ? Sollen wir's noch länger gedulden und ihren Mutwillen stärken ? Antwort : Nein, du sollst der keines tun : dreierlei sollst du dazu tun. Das Erste : du sollst erkennen deine Sünde, welche Gottes strenge Gerechtigkeit mit solchem endchristlichen Regiment geplagt hat... Das Andere : du sollst demütiglich bitten wider das päpstliche Regiment... Das Dritte : dass du deinen Mund sein lässest einen Mund des Geistes Christi, von dem S. Paulus droben sagte : Unser Herr Jesus wird ihn töten mit dem Mund seines Geistes."[1])

Die äusserst fortschrittliche Bedeutung, welche dieser Transformationsprozess der Energien gewonnen hat, steht hier nicht in Frage. Die Disziplinierung aller Schichten der Bevölkerung, die sich aus der Notwendigkeit zur Einordnung der Massen in die bürgerliche Produktionsweise ergab, hat auf die Entfaltung dieser Wirtschaftsform zurückgewirkt : nicht bloss die unerhörte Vervollkommnung der Technik, die Vereinfachung des Arbeitsprozesses, kurz, die Steigerung der menschlichen Macht über die Natur, sondern auch die menschlichen Voraussetzungen für eine höhere Form der Gesellschaft sind ohne den Prozess der Spiritualisierung oder Verinnerlichung gar nicht denkbar. In der zu Sittlichkeit und Religiosität antreibenden Tätigkeit der Führer tritt dieser kulturgeschichtliche Vorgang ebenso wie andere Seiten des ideologischen Prozesses, die in den sogenannten normalen Zeiten das geistige Leben beherrschen, nur besonders deutlich in Erscheinung. Das Florenz Savonarolas wird von einer Welle des religiösen und sittlichen Enthusiasmus durchzogen, ähnlich wie die vom Protestantismus ergriffenen Städte und Länder. Während in den späteren Erhebungen der idealistische Heroismus sich vornehmlich den Inhalt nationaler Opferbereitschaft gibt, herrscht in den früheren die religiöse Aufregung vor. „Ein religiöser Geist durchdrang das erlöste Volk", erklärt Gregorovius bei der Beschreibung von Rienzos Aufstand, „wie das britische in der Zeit Cromwells."[2]) In diesen Jahrhunderten vollzieht sich die Hypostasierung des Glaubens an eine höhere Freiheit und Gerechtigkeit, die ideologische Ablösung von der dumpfen Interessengemeinschaft der Massen, aus der er hervorgegangen ist. Erst in den späten Phasen des bürgerlichen Zeitalters wird diese idealistische Entfremdung aufgehoben und der Glaube in die bewusste Solidarität der kämpfenden Menschen zurückgenommen. Der gross-

---

[1]) Luther, a. a. O., S. 7 ff.
[2]) Gregorovius, a. a. O., S. 321.

sprecherische und leere Heroismus, der sich immer noch anmasst, Erbe jenes ehemals fortschrittlichen Idealismus zu sein, hat alle kulturellen Funktionen eingebüsst und sinkt zur eitlen Pose, zur gemeinen Lüge herab.

Die Führerschaft, unter der sich die Hinleitung des Volkes zu bestimmten Zielen und die Verinnerlichung seiner in dieser Periode nicht zu befriedigenden Triebe vollziehen müssen, bedient sich eines spezifischen Instruments : der Rede in der Massenversammlung. Auch der Politiker der griechischen Polis ist vornehmlich ein Redner gewesen und hat zuweilen dem modernen Führer recht ähnliche Funktionen ausgeübt. Die Rede des griechischen Altertums geht jedoch in der Versammlung von Freien vor sich, die Sklaven bilden ein bloss zu beherrschendes, nicht anzuredendes Element. So sehr diese Reden auch begeisternde Züge an sich tragen, so entbehren sie doch weitgehend jener verinnerlichenden, spiritualisierenden Tendenz, jenes Aufrufs zur inneren Umkehr, der zum Wesen der neueren Rhetorik gehört. Die Rationalität der antiken ist freilich starr und eingeengt. Ihre Logik entspricht einer festen, ihrer selbst gewissen Oberschicht, sie bezweckt die Herbeiführung einer bestimmten Meinung über die Sachlage, nicht die menschliche Änderung der Zuhörer. Der mit Sokrates einsetzende Funktionswandel der Rede kündigt bereits den Niedergang der Polis an. Die Unterklasse wird im Altertum und weitgehend im Mittelalter durch physischen Zwang und Befehl, durch das abschreckende Beispiel furchtbarer irdischer Strafen und noch durch die Drohung mit der Hölle im Zaum gehalten. Die Volksrede der Neuzeit, die halb rationale Argumentation, halb irrationales Beherrschungsmittel ist, gehört, wenngleich sie eine lange Vorgeschichte hat, zum Wesen bürgerlichen Führertums.

Den entscheidenden Platz, den die Predigt im religiösen Leben einnimmt, verdankt sie der angedeuteten Funktion des Wortes in der neuen Gesellschaft überhaupt. Schon in den Ketzerbewegungen des 12. Jahrhunderts in Köln und Südfrankreich wendet sich die Predigt zwar an das ganze Volk, wird jedoch hauptsächlich von den besitzenden Ständen gefördert. Im Gegensatz zu manchen Auffassungen, welche diese frühen Prediger vorwiegend aus den untersten sozialen Schichten stammen liessen, zeigt es sich, „dass vielmehr Adlige, reiche Bürger, Priester und Mönche sich vielfach unter die wandernden Ketzerprediger eingereiht haben und dass zum mindesten den Zeitgenossen gerade diese tätige Teilnahme von Klerikern, von vornehmen und reichen Leuten an der heretischen Bewegung bemerkenswert gewesen ist.“[1]) Auch im ältesten franzis-

[1]) H. Grundmann, Religiöse Bewegungen im Mittelalter, Berlin 1935, S. 35 f.; vgl. S. 37.

kanischen Predigerbund sind, „soweit wir Bescheid wissen, ganz dieselben Gesellschaftsschichten vertreten, die sich überall als Träger der religiösen Armutsbewegung fanden : reiche Bürger, Adlige und Geistliche.“[1]) Das städtische Bürgertum, von dem die neue Ordnung ausgegangen ist, hat auch auf Grund seiner besonderen Interessenlage die Entwicklung der Predigt bedingt. Im Gegensatz zu Theorien, die sich heute, wenn auch nur mit relativem Recht, vornehmlich an den Namen Max Webers knüpfen, ist der religiöse Geist der Neuzeit, der in den predigenden Volksführe seinen ersten Ausdruck findet, keine primäre und selbständig Wesenheit. Humanismus und Reformation sind an das Emporkommen des Bürgerstandes geknüpft, „der sich mit seinen neuen Anschauungen der Natur und Religion auch neue Formen des sozialen Lebens wie des kirchlichen Kultus schafft.“[2]) Im Verhältnis der predigenden Bettelorden zu den Städten kommt dies klar zum Ausdruck. „Die beiden gehen.. Hand in Hand : Die Städte wurden die Heimat der predigenden Mönche, und die volkstümliche Religion der letzteren wird die Religion der Städte. Jeder Teil gibt, und jeder empfängt.“[3]) Die Mönche selbst aber stammen weitgehend aus den gehobenen gesellschaftlichen Schichten, die begannen, mit der Hierarchie in Konflikt zu geraten. Die in der Predigt lebendigen religiösen Gedanken waren an sich nichts Neues. Eine primäre Rolle in der Entstehung der bürgerlichen Welt kann ihnen selbst nicht zugeschrieben werden ; ihre folgenreiche Entfaltung durch und mit der Predigt ist dagegen nur im Zusammenhang mit dem wirtschaftlich bedingten Aufstieg des Bürgertums zu begreifen.[4]) Die Verinnerlichung von Bedürfnissen

---

[1]) Grundmann, a. a. O., S. 164 f.

[2]) Thode, a. a. O., S. XIX.

[3]) Thode, a. a. O., S. 25.

[4]) Die Versuchung, anlässlich der Reformation ein idealistisches Bekenntnis abzulegen, hat in Deutschland seit der Jahrhundertwende zugenommen ; Dilthey vertrat noch eine nationale und zugleich soziologische Auffassung. Er sagt gegen Ritschl, dieser habe nicht erkannt, dass die von ihm selbst dargelegte „neue religiöse Wertung des Lebens aus dem Fortschritt der deutschen Gesellschaft entsprang... Germanische Aktivität, gesteigert durch die Lage der Gesellschaft, als ein Wille, wirklich etwas zu tun, Wirklichkeiten zu schaffen, den Sachen in dieser Welt genugzutun, macht sich in dieser ganzen Zeit wie in Luther geltend“ (W. Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation, Gesammelte Schriften, II. Bd., Leipzig 1914, S. 216). Troeltsch äusserte sich wie immer schwankend und widerspruchsvoll. Der Theologe verwahrt sich gegen den Verdacht einer materialistischen Auffassung der Reformation, indem er versichert, dass „Luthers religiöse Idee doch eine hohe persönliche Originalität hat und vor allem, dass sie rein aus der inneren Bewegung des religiösen Gedankens selbst hervorgeht. Sie ist nicht als Reflex sozialer oder gar wirtschaftlicher Umwandelungen entstanden, sondern hat ihren wesentlich selbständigen Grund in der Initiative des religiösen Gedankens, aus dem die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Konsequenzen erst hervorgehen... Höchstens indirekt sind allerdings auch hier gewisse Einflüsse von jenen Elementen

und Trieben der Masse bildet eine wichtige Vermittlung in diesem dialektischen Prozess. Die katholische Kirche selbst konnte sich zu Anfang des 13. Jahrhunderts dem Bedürfnis der Zeit nicht verschliessen; im 4. lateranischen Konzil hat sie die Notwendigkeit der Ausgestaltung der Predigt ausdrücklich anerkannt.

Savonarola war ein Vorläufer der Reformatoren. Bereits bei ihm bildete die Kirche den Ort der Massenversammlung, ähnlich wie bei Cola das Kapitol. Seine grossartige Beredsamkeit kann von den Zeitgenossen nicht genug gerühmt werden. „Oft musste er die Kanzel vor der Zeit verlassen, weil das Volk in Tränen und lautes Schluchzen ausgebrochen war und in tiefster Zerknirschung zu Gott um Barmherzigkeit flehte; oft vermochte der Schnellschreiber vor Ergriffenheit seinen Worten nicht mehr zu folgen."[1]) Nach den Anweisungen des Dominikaners soll ein überirdisches Feuer im Prediger lodern. Er muss bereit sein, selbst den Märtyrertod zu erleiden. „Bleibt trotz der Predigt alles beim alten, und schiessen die Laster nach wie vor üppig ins Kraut, so ist dies ein untrügliches Zeichen, dass die Predigt einem gemalten Feuer gleich nicht zündet."[2]) Die Massen sollen in sich gehen, sie sollen moralischer, genügsamer, ergebungsvoller werden. Sie sollen Gott fürchten lernen, und der Prediger ist — dies gilt schon für Savonarola[3]) — der Ausleger des göttlichen Wortes, Gottes Sprachrohr, sein Diener, sein Prophet. Die bürgerlichen Tugenden, Achtung vor den Gesetzen, Friedfertigkeit, Liebe zur Arbeit, Gehorsam gegen

---

her zu erkennen... Ebendeshalb kann man auch die reformatorische Ideenwelt mit keiner bestimmten sozialen Klasse in Verbindung bringen... Wenn man trotzdem ihr im ganzen einen bürgerlichen Charakter zuerkennen will und in gewissem Sinne auch kann, wenn man sie gegen die seigneurale frühmittelalterliche Kirche und gegen die demokratisch und proletarisch infizierten Sekten kontrastiert, so hat dies seinen Grund nur in jenem indirekten Zusammenhang. Dieser aber wieder beruht auf der psychologisch leicht verständlichen Tatsache, dass alle breite Massen ergreifende Individualisierung des geistigen Lebens überhaupt mit der Städtebildung zusammenhängt"; usw. (E. Troeltsch, Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, Gesammelte Schriften, Tübingen 1923, I. Bd., S. 432-433). Als ob ein „höchstens indirekter" Zusammenhang nicht auch ein Zusammenhang wäre! Andere haben sich eindeutiger ausgelassen. Mit einer Überzeugungstreue, die sachlicher Argumente entraten kann, verkündet z. B. H. Delbrück, dass „dem wirtschaftlichen Moment eine Stelle unter den Ursachen der Reformation nicht zuerkannt werden kann" (Weltgeschichte, Berlin 1931, III. Teil, S. 253). Die Verwirrung scheint aus dem Bedürfnis zu entspringen, sich von einem falsch verstandenen historischen Materialismus abzuheben, wie ihn etwa Kautsky vertreten hat. Aber gerade dieser Bildungs- und Weltanschauungs-Materialismus weist kraft seiner undialektischen Auffassung des Verhältnisses zwischen historischen Tatsachen und allgemeinen Prinzipien eine Verwandtschaft mit den metaphysischen Vorurteilen jener Historiker auf, die durch die inhaltliche Gegensätzlichkeit der Prinzipien zwar verdeckt, aber keineswegs aufgehoben wird.

[1]) Schnitzer, a. a. O., II. Bd., S. 685.

[2]) Schnitzer, a. a. O., S. 682.

[3]) Vgl. Schnitzer, a. a. O.

die Obrigkeit, Opferbereitschaft für die Nation, u. a. m. werden von der Kanzel aus in eins mit der Gottesfurcht dem Volke eingeschärft. Die Sprache der Predigt ist demokratisch, sie wendet sich an alle. Doch gehört es zu ihrem Sinn, dass Einzelne und ganze Gruppen grundsätzlich als die Bösen und Verstockten draussen bleiben. Zur Anforderung an die Masse, dass sie die adäquate Befriedigung ihrer Triebe sich versage und sie nach innen wende, gehört, gleichsam als Trost, als Entschädigung, die fortwährend erneuerte Überzeugung, dass jene, welche den Verzicht und die Anstrengung nicht leisten, verworfen sind und ihrer furchtbaren Strafe nicht entgehen werden. So grausam und streng der geistliche oder weltliche Führer mit seinen Anhängen umgehen mag, seine Brutalität schadet nichts, ja, sie erhöht sein Ansehen, wenn die Menge sich wenigstens der Fiktion hingeben kann, dass sie, im Gegensatz zu anderen, zu den Fremden und Feinden, von ihm geliebt wird. Die Menschenverachtung der Reformatoren gibt sich auch den eigenen Anhängern gegenüber in recht eindeutiger Weise zu erkennen. Ein Unterführer Calvins, Chauvet, ruft am Schlusse einer Predigt aus : „Möge denn Pest, Krieg und Hunger über euch kommen.“[1]) Ein anderer redet seine Zuhörer als Teufel an.[2]) Luther selbst hat den Spruch gefällt : „Insgeheim sind Bürger und Bauern, Mann und Weib, Kind und Gesinde, Fürsten, Amtleute und Untertan alle des Teufels.“[3]) Diese Verachtung der Masse, die vielen bürgerlichen Führern eigentümlich ist, tut ihrer Popularität nicht im mindesten Abbruch, solange draussen andere stehen, die radikal verloren sind. Von dem Evangelium sagt Luther : „Wie freundlich aber und süss diese Predigt ist für die Christen, die seine Schüler sind, so verdriesslich und unleidlich ist sie für die Juden und ihre grossen Heiligen.“[4]) Es muss so etwas wie Juden, Türken und Papisten geben, die ausserhalb der Gemeinde stehen.

Während in den ruhigeren Zeiten Schule und andere Bildungsanstalten, neben den Massenversammlungen, die Verinnerlichung in wirksamer und stetiger Weise an den aufeinanderfolgenden Generationen bewirken, gewinnt in Perioden der Erhebung die Massenversammlung ausschliessliche Bedeutung. Sie ist die kennzeichnende Form der mit irrationalen Elementen durchsetzten Lenkung gefährlicher sozialer Schichten. In diesen Situa-

---

[1]) F. W. Kampschulte, Johann Calvin, Leipzig 1899, II. Bd., S. 33 f.
[2]) Vgl. Kampschulte, a. a. O.
[3]) F. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, Berlin 1890. S 570
[4]) Luthers Werke, hrsg. von Buchwald u. a., Berlin 1905. 3. Folge, II Bd., S. 282.

tionen kommt es auf die gleichsam mechanische Handhabung der Volksseele an. Das zeigt sich auch in dem Wert, welcher der äusseren Aufmachung, den Gesängen vor und nach der Rede, dem feierlichen Auftreten des Sprechers beigemessen wird. Die Rede selbst zielt gar nicht wesentlich auf die rationalen Kräfte des Bewusstseins ab, sondern bedient sich des Bewusstseins ausschliesslich zur Herbeiführung bestimmter Reaktionen. Wo hingegen die wirklichen Interessen der Massen einen Führer bestimmen, tritt das umgekehrte Verhältnis ein. Ziel des Redners ist dann, dass die Massen mit ihrem Bewusstsein die Situation erkennen; die Aktion ergibt sich als rationale Folge daraus. Es kommt darauf an, dass erkannt wird, denn es spielen keine anderen Interessen als die der Angeredeten hinein, und die Person des Führers kann zurücktreten, weil sie selbst nicht als unmittelbarer Faktor der Beeinflussung wirken soll. Und wie der Führer ändert die Masse ihren Charakter. Wenn zum Zweck irrationaler Beeinflussung die Massenversammlung geeignet ist, so entsprechen der gemeinsamen Arbeit an der Theorie, der Analyse einer gegebenen historischen Situation und den sich anschliessenden Erwägungen über die einzuschlagende Politik kleine Gruppen von einzelnen, die gemeinsame Interessen haben. Über die bürgerliche Ordnung hinausstrebende Bewegungen vermögen sich der Massenversammlung daher nicht mit derselben Ausschliesslichkeit und mit demselben Erfolg zu bedienen. In der geschichtlichen Dynamik sind Massen nicht einfach miteinander identisch, selbst wenn sie zum Teil aus denselben Individuen bestehen sollten. Wie sehr in den bürgerlichen Erhebungen die Massenversammlung als eine psycho-physische Einwirkung, als Behandlung, als heilsame Kur verstanden werden muss, geht schon aus ihrer Häufigkeit und aus ihrem obligatorischen Charakter hervor. Ihr Besuch gilt als Pflicht, die Menschen werden dazu kommandiert, ja zuweilen dort festgehalten. In den Kirchenordnungen, die in den Jahrzehnten nach der Reformation erlassen wurden, spiegelte sich dieser Zwangscharakter deutlich wider. In den sächsischen Generalartikeln von 1557 heisst es: „so sollen auch diejenigen, so an Festen und Sonntagen Vor- und Nachmittag (sonderlich aber auf den Dörfern) die Predigt versäumen und sich zuvor bei den Pfarrherren und Richtern jenes Ortes ihrer vorhabenden notwendigen Geschäfte halber nicht entschuldigen, mit ziemlicher Geldbusse, oder wenn sie kein Vermögen haben, mit dem Halseisen an der Kirche oder anderem Gefängnis bestraft werden."[1] Als unter Calvin die Genfer Vorstadt Gervais

---

[1]) Die evangelische Kirchenordnung des 16. Jahrhunderts, herausgegeben von A. L. Richter, Leipzig 1871, II. Bd., S. 181; vgl. auch die Landesordnung des Herzog-

einmal nicht ganz zuverlässig erschien, ging man so weit, in der Kirche „während des Gottesdienstes einen Syndik und zwei Offiziere als Wache aufzustellen, damit kein Andächtiger das Gotteshaus vor der bestimmten Zeit verlasse.“[1]) — Wo es wirklich auf Erkenntnis ankommt, zeigen die Zusammenkünfte eine ganz andere Struktur. Auseinandersetzung und gedanklicher Fortschritt kennzeichnen ihren Gang, die Analyse der Situation und der praktischen Losungen bleibt in fortwährendem Zusammenhang mit den sich entwickelnden bewussten Interessen der Teilnehmer. In der Massenversammlung mag der Inhalt der Rede wechseln, er erfüllt selbst bloss eine mechanische Funktion bei der Suggestion eines bestimmten Verhaltens. Die religiösen wie die politischen Massenredner des Bürgertums wählen die Worte nicht so sehr nach ihrer Angemessenheit an den Gegenstand als an den je zu erreichenden Effekt. Eine Entwicklung während der Rede selbst, eine rationale, nicht bloss triebmässige Wechselwirkung zwischen Sprecher und Teilnehmer pflegt nicht stattzufinden. Etwa anschliessende Diskussionen haben denselben Charakter : sie entbehren des dialektischen Elements. Auch in anderen als bürgerlichen Bewegungen spielen Massenversammlungen eine Rolle. Bei aller unentwickelten, chaotischen Beschaffenheit ihrer Bewegungen haben doch die Führer der römischen Sklavenaufstände und der rebellierenden Bauern zu Beginn der neueren Zeit ihre Leute zusammengerufen, sich in tumultuarischen Versammlungen mit ihnen beraten und sie angefeuert. Die modernen proletarischen Führer haben nicht bloss die einzelnen Aktionen in kleinen Gruppen vorbereitet, sondern auch vor den Massen ihre Anschauungen dargelegt und Losungen ausgegeben. Aber wenn solche Zusammenkünfte auch etwas von den eben entwickelten Zügen an sich tragen mögen, wie andererseits die Massenversammlungen bürgerlicher Art besonders zu Zeiten des verschärften Kampfes zwischen drittem Stand und Feudalmächten zuweilen revolutionäre Eigenschaften zeigten, so bleibt doch das Irrationale, Feierliche, Autoritäre überwiegend ein Merkmal der bürgerlichen Führerrede.

So verschieden die soziale Stellung Luthers und Calvins entsprechend den Umständen in Deutschland und Genf auch gewesen ist, so gegensätzlich beide Reformatoren auf Grund ihrer Herkunft und ihres Bildungsganges geartet sein mochten : kraft ihrer Funktion als Massenführer der bürgerlichen Ära weist ihr Verhalten,

---

tums Preussen von 1525, a. a. O., I. Bd., S. 34, die Esslingensche Kirchenordnung von 1534, a. a. O., I. Bd., S. 247, und viele andere Verordnungen.

[1]) Kampschulte, a. a. O.

ja ihr Charakter erstaunliche Gemeinsamkeiten auf. In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erscheinen „als die begünstigten Gruppen der sozialen Entwicklung das bürgerliche Patriziat und das territoriale Fürstentum, die aristokratischen Schichten, die neuen partikularen Obrigkeiten der Stadt und des Landes; gedrückt sind die Untertanen, die Massen, das städtische Proletariat, die Bauern, und mit ihnen der mit dem bäuerlichen Schicksal verknüpfte, in seinen Gesinnungen wie in seiner Stellung zum neu entwickelten Hochadel der Fürsten demokratisch charakterisierte kleine Adel des Landes."[1]) In Deutschland waren die besitzenden Bürgerkreise, von welchen die Entwicklung zu jener Zeit getragen war, in ihrer ganzen Politik auf die territorialen Fürsten angewiesen. Dass Luther sich diesen völlig unterwarf, folgt aus dem Charakter seiner ganzen Wirksamkeit. Er selbst, „mit welchem Recht er sich auch einen Bauernsohn nannte, ist doch zugleich ein Kind städtischer, bergmännischer Herkunft und städtischer, bettelmönchischer Erziehung... gewiss hat er den Ackerbau einen göttlichen Beruf genannt und als die einzige Nahrung bezeichnet, die stracks vom Himmel herabkommt: ‚die lieben Patriarchen haben sie auch gehabt.' Aber trotzdem hat er die furchtbaren Schriften gegen die Bauern geschrieben und die Erhebung des Adels missbilligt. Gewiss hat er aus seiner Abneigung gegen die unsittlichen Seiten des patrizischen Handelsbetriebs alles andere als ein Hehl gemacht und sich bis zu einem gewissen Grade für das kanonische Zinsverbot erwärmt: aber das hat ihn nicht gehindert, das Werben des Kapitals als Handelskapital verständnisvoll zu billigen; nur dem Gedanken reinen Personalkredits war er unzugänglich. Und gewiss hat er die Fürsten Mordbuben und Henkersknechte Gottes genannt"; aber aus seiner gesamten Lage heraus musste er dazu gelangen, „der Obrigkeit eine höhere Stellung anzuweisen, als sie bisher jemals in der christlichen Welt besessen hatte."[2])

Ursprünglich treten bei den Volksführern die Unterschiede zwischen den Zielen der Allgemeinheit und der wohlhabenden Gruppen zurück. Erst im Fortgang der Bewegung stellen sich für die niederen Schichten die Schattenseiten heraus, und es beginnt die Spannung zwischen ihnen und dem Führer. Das gilt für Calvin bei seiner zweiten Herrschaft in Genf wie für die grossen Politiker der französischen Revolution. Engels hat diesen Umstand in seiner Abhandlung über den deutschen Bauernkrieg klar herausgestellt: „Luther hat in den Jahren 1517 bis 1525 ganz

---

[1]) K. Lamprecht, Deutsche Geschichte, Berlin 1922, V. Bd., 2. Hälfte, S. 372.
[2]) Lamprecht, a. a. O., S. 373 f.

dieselben Wandlungen durchgemacht, die die modernen deutschen Konstitutionellen von 1846 bis 1849 durchmachten und die jede bürgerliche Partei durchmacht, welche, einen Moment an die Spitze der Bewegung gestellt, in dieser Bewegung selbst von der hinter ihr stehenden plebejischen oder proletarischen Partei überflügelt wird. Als Luther 1517 zuerst gegen die Dogmen und die Verfassung der katholischen Kirche auftrat, hatte seine Opposition durchaus noch keinen bestimmten Charakter. Ohne über die Forderungen der früheren bürgerlichen Ketzerei hinauszugehen, schloss sie keine einzige weitergehende Richtung aus und konnte es nicht. Im ersten Moment mussten alle oppositionellen Elemente vereinigt, musste die entschiedenste revolutionäre Energie angewandt, musste die Gesamtmasse der bisherigen Ketzerei gegenüber der katholischen Rechtgläubigkeit vertreten werden... Aber dieser erste revolutionäre Feuereifer dauerte nicht lange... Die Parteien sonderten sich und fanden ihre Repräsentanten. Luther musste zwischen ihnen wählen... Er liess die populären Elemente der Bewegung fallen und schloss sich der bürgerlichen, adligen und fürstlichen Suite an."[1])

Es gibt kaum einen hervorragenden Volksführer des Bürgertums, in dessen moralischem und religiösem Pathos sich die Nuancen der ihm jeweils verbündeten Interessen so genau ausdrücken wie in Luthers grossartiger Sprache. Wenn das Evangelium und die realen bürgerlichen Interessen miteinander in Konflikt geraten, kann es für Luther keinen Zweifel geben, welche Stellung er dem Evangelium auf Erden einräumt. Es „ist in der Welt not ein strenges, hartes, weltliches Regiment, das die Bösen zwinge und dringe, nicht zu nehmen noch zu rauben und wiederzugeben, was sie borgen, ob's gleich ein Christ nicht soll wiederfordern noch hoffen; auf dass die Welt nicht wüste werde, Friede untergehe, und der Leute Handel und Gemeinschaft gar zunichte werde, welches Alles geschehen würde, wo man die Welt nach dem Evangelio regieren und die Bösen nicht mit Gesetzen und Gewalt treiben und zwingen sollte, zu tun und zu leiden, was recht ist. Darum muss man Strassen rein halten, Friede in den Städten schaffen und Recht in Landen handhaben und das Schwert frisch und getrost hauen lassen auf die Übertreter, wie S. Paulus Röm. 13,4 lehrt... Es darf niemand gedenken, dass die Welt ohne Blut regiert werde, es soll und muss das weltliche Schwert rot und blutrünstig sein..."[2]) Wie sehr er gegen die aufständischen

---

[1]) F. **Engels**, Der deutsche Bauernkrieg, Berlin 1908, S. 47 f.

[2]) **Luther**, Von Kaufhandlung und Wucher, Ausgewählte Werke, hsg. von H. H. Borcherdt, a. a. O., VI. Bd., S. 123 f.

Bauern wütet und sich wünscht, dass man sie „steche, schlage, würge,“[1]) wie sehr er Barmherzigkeit gegen sie als Versündigung brandmarkt und nur einen Rat weiss : „mit der Faust muss man solchen Mäulern antworten, dass der Schweiss aus der Nase ausgehe“, wie sehr er auch nach dem Henker ruft[2]), so ist er doch aufrichtig besorgt, dass man unter diesen Bauern, die im übrigen unterschiedslos niedergemacht werden sollen und müssen, „wohl etliche gefunden, die ungern mitgezogen sind, sonderlich, was wohlhabende Leute gewesen sind.“ Diesen gegenüber „muss die Billigkeit.. das Recht meistern... Denn es galt der Aufruhr den Reichen ebensowohl als den Oberherren, und der Billigkeit nach zu vermuten ist, dass keinem Reichen der Aufruhr sei lieb gewesen.“[3]) Und wenn Luther auch um der mit ihm verbündeten Teile des Adels willen diesen zuweilen sogar gegen die Klagen der von ihm beraubten Kaufleute in Schutz nimmt[4]), so findet er doch eindeutige Töne gegen jene Adligen, die bei dem „Stechen und Würgen“ gegen die Bauern wohl gar aus eigennützigen Motiven die mitgeführten Reichen nicht schonen wollen. Da heisst es mit recht kräftigen Worten gegen die „Edelleute“ : „.. es ist der Dreck auch vom Adel und mag sich wohl rühmen, er komme aus des Adlers Leibe, ob er wohl stinkt und nichts nütze ist. Also mögen diese auch wohl vom Adel sein. Wir Deutschen sind Deutsche und bleiben Deutsche, das ist, Säue und unvernünftige Bestien.“[5]) Luthers Verhältnis zu den Parteien seiner Zeit tritt klar genug hervor.

Wenn Calvin auch im republikanischen Genf den König von Frankreich, den Beschützer der verhassten katholischen Kirche, an die Rächer erinnert, „welche durch Gottes rechtmässigen Beruf dazu besimmt wurden, grosse Taten zu tun und die Waffen gegen Köuige zu erheben,“[6]) so sollen wir doch nicht glauben, dass diese Rache uns als Privatleuten aufgetragen sei : „uns ward nichts befohlen, als gehorchen und leiden.“[7]) Volksvertretungen dagegen, d. h. die Repräsentanten der höheren und wohlhabenden Schichten sind unter Umständen durchaus befugt, „die Willkür

---

[1]) Luther, Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern, a. a. O., IV. Bd., S. 30.

[2]) Luther, Ein Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern, a. a. O., S. 310.

[3]) Luther, Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können, a. a. O., VI. Bd., S. 157 f.

[4]) Vgl. Luther, Von Kaufhandlung und Wucher, a. a. O., S. 134.

[5]) Luther, Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können, a. a. O., S. 158.

[6]) Calvin, Institutio religionis christianae, übertr. von E. F. K. Müller, a. a. O., S. 596.

[7]) Calvin, a. a. O.

der Könige einzuschränken wie bei den Römern die Volkstribunen oder in unseren Königreichen die Stände."[1]) Eine aristokratische und oligarchische Regierungsform hat er für die beste gehalten; er wird wie Luther nicht müde einzuschärfen, dass „die bürgerliche Obrigkeit vor Gott nicht bloss ihren rechtmässigen, sondern überaus heiligen Beruf, dem im ganzen Leben der Sterblichen die höchste Ehre gebührt", erfülle.[2]) Seine Liebe zu vornehmen und vermögenden Familien ist bekannt. „Anfeindungen und scharfen Tadel von Seiten seiner Feinde hat er deshalb schon früh erfahren müssen; man warf ihm Schmeichelei gegen die Reichen und noch Schlimmeres vor. Allein solche Angriffe machen wenig Eindruck auf ihn und waren am wenigsten geeignet, ihn in seinen Grundsätzen zu erschüttern. Und in des Meisters Fusstapfen sind seine Freunde, Schüler und Gehülfen eingetreten."[3]) Die oligarchische Verfassung Berns, das im übrigen zu Genf in einem recht schwankenden Verhältnis stand, hat er gutgeheissen wie Savonarola diejenige von Venedig, wobei er, ähnlich wie dieser, den klerikalen, das heisst seinen und seiner Freunde Einfluss unter Wahrung der aristokratischen Formen zum herrschenden zu machen strebte. Alle diese Führer trachten nach einer Verankerung ihrer Clique im staatlichen und gesellschaflichen Leben möglichst für alle Ewigkeit.

Die grosse geistige Leistung der Reformatoren liegt in der Durchbildung der Idee, dass das Heil der Menschen nicht von den sakramentalen Veranstaltungen einer Priesterkaste, sondern von dem seelischen Verhalten der einzelnen abhänge; dieser Gedanke ist bei Calvin noch durch die Lehre von der Gnadenwahl verstärkt, nach der sich die ewige Bestimmung eines jeden völlig den Praktiken der Kirche entzieht. Die Reformatoren haben so dem Individuum in der Ideologie die Selbständigkeit gegeben, zu welcher es durch die Umgestaltung der Wirklichkeit berufen war, eine freilich abstrakte und weitgehend vermeintliche Selbständigkeit, die wie in der Praxis durch die von den Menschen zwar besorgte, aber unbeherrschte Wirtschaft, so in der Theorie durch die Gnadenakte eines von den Menschen entworfenen und doch als autonom betrachteten undurchschaubaren Gottes beschnitten ist. Der von den Reformatoren angebahnte kulturelle Fortschritt der Massen war unmittelbar an eine viel aktivere Bearbeitung der Individuen geknüpft, als sie beim alten Klerus gang und gäbe war. Das Bürgertum hatte seine Mitglieder angesichts der neuen wirtschaftlichen Aufgaben zu einem ganz anderen Grad von Selbstdisziplin,

---

1) Calvin, a. a. O.
2) Calvin, a. a. O., S. 587.
3) Kampschulte, a. a. O., I. Bd., S. 421 f.

Verantwortlichkeit, Arbeitseifer zu erziehen als in den alten Zeiten einer relativ undynamischen, in festen Regeln ablaufenden Ökonomie. Gewiss verkörperten seine hervorragenden Repräsentanten wie der alte Jacob Fugger die moderne Einstellung zum Leben auch ohne Reformation. „Es habe eine viel andere Gestalt“, erwiderte er einem Freund, der ihm anriet, sich zur Ruhe zu setzen, „er wolle gewinnen, solange er könne.“[1]) Die charakterologischen Vorbedingungen dieser von der neuen Wirtschaft geforderten, der Tätigkeit und nicht ihrem Inhalt verhafteten Gesinnung mussten allgemein und kontinuierlich in die einander folgenden Generationen der verschiedenen Schichten des Bürgertums und mit entsprechenden Nuancen auch in die beherrschten Klassen hineingetragen werden. Es bedurfte daher nicht bloss einzelner Reformatoren, diese waren bereits die ersten Vertreter einer neuen Bürokratie.

Wir stossen hier auf einen anderen gemeinsamen Zug dieser historischen Vorgänge. Sie betreffen nicht wie soziale Revolutionen den wirtschaftlichen Unterbau unmittelbar, sondern treiben darauf hin, die Stellung des Bürgertums, die es sich in der Wirtschaft bereits erobert hat, durch zeitgemässe Veränderungen in der militärischen, politischen, juristischen, religiösen und künstlerischen Sphäre auszugestalten und weiter zu fördern. Die erbittertsten Kämpfe werden darum ausgefochten, den Funktionärkörper in diesen Sphären zu erneuern, eine alte Bürokraten- und Intellektuellenschicht, eine frühere „Elite“ durch eine den neuen Aufgaben besser entsprechende zu ersetzen und geeignetere Institutionen zu schaffen. Während die gewinnbringende ökonomische Tätigkeit, die Anhäufung der Vermögen von den bürgerlichen Wirtschaftssubjekten vor und nach der Erhebung schon selbst geleistet wird und nur der Befreiung von entgegenstehenden Ordnungen des alten Regimes bedarf, soll der kulturelle Überbau eine Reorganisation erfahren. Man braucht hier neue Kräfte, die den qualitativ anderen Anforderungen gewachsen sind. Mit der durch Konzentration und Zentralisation der Kapitalien herbeigeführten Verfestigung einer kleinen Schicht von Monopolisten bestimmt sich die kulturelle Tätigkeit immer ausschliesslicher als Beherrschung der Massen. Obgleich die Kultur sich ebenso auch an die Herrschenden wendet und von ihnen besonders hoch gehalten wird, pflegen sie doch zuweilen ein gutes Gefühl dafür zu besitzen, dass sie in ihrer eigenen Ordnung vornehmlich diese Funktion ausübt, und es gehört daher — im Widerspruch zu den grossen künstlerischen und philosophischen Produktionen seiner

---

[1]) P. Joachimsen, Das Zeitalter der Reformation. In: Propyläen-Weltgeschichte, Berlin 1930, V. Bd., S. 31.

eigenen Geschichte — zum Idealtyp des modernen Bürgers eine tiefe Verachtung und Gleichgültigkeit gegen den Geist, die sich freilich mehr in seinen Handlungen als in seinen Ansichten, mehr in seinen Instinkten als in seinem Bewusstsein durchsetzen, in welchem die umgekehrte Rangordnung zu herrschen pflegt. Aus der Religion, den idealen Werten, der Aufopferung für die Nation macht er die höchsten Güter der Menschheit, betet den Erfolg auch bei Grössen der Kunst und Wissenschaft an, ohne inhaltliche Beziehung zu ihrem Tun, und bleibt seinem Wesen nach Atheist aus intellektueller Bedürfnislosigkeit, Vulgärmaterialist, unfähig zu jedem wirklichen Genuss. — Indem Pareto den Unterschied zwischen den ausschlaggebenden wirtschaftlichen Gruppen und ihren kulturellen Funktionären vermengt und sekundäre Scheidungen wie die zwischen politischen und nichtpolitischen Funktionären an seine Stelle rückt,[1]) hat er seinen ohnehin unhistorisch gefassten Begriff der Elite und Elitenkämpfe, durch den sonst jene kulturellen Geschäftsträger des Bürgertums und ihre Händel recht brauchbar bezeichnet wären, für das Verständnis des ganzen Zeitalters verdorben.

Während es selbst in zunehmende Stumpfheit gegenüber geistiger Existenz gerät, bedarf das Bürgertum in seiner gesellschaftlichen Lage jedoch fortwährend kultureller Rührigkeit, sowohl angesichts der klerikalen und feudalen Reaktion, als um das gesamte Volk in seine Ordnung einzugliedern. Der mächtige Ruf nach innerer Erneuerung, in welchen zu bestimmten Zeiten die materiellen Forderungen der Massen umgewandelt werden, lässt sich daher regelmässig in den Tatbestand des Kampfes zwischen der alten und einer oder mehreren konkurrierenden Bürokratien und Intellektuellengruppen übersetzen, die jene abzulösen streben. Bei der Förderung der Reformation durch Fürsten und Bürgertum sprach neben der zeitgemässen Besorgung der kulturellen Angelegenheiten die Erkenntnis mit, dass die protestantische Kirchenorganisation nicht bloss den Abfluss des Geldes nach Rom verhindern, sondern den Betrieb auch sparsamer gestalten werde. Die Gefahr der Armutspropaganda ketzerischer Prediger hatte der katholische Klerus schon früh erkannt, und ihr erster grosser Verkündiger, Arnold von Brescia, der Vorläufer Colas und der Reformatoren, war bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts ein Opfer der Verständigung von Papst und Kaiser geworden. Da die Wirksamkeit der neuen zuverlässigen und sparsamen Bürokratien

[1]) V. Pareto, Traité de Sociologie générale, Édition française par P. Bovet, Lausanne-Paris 1919, II. Bd., § 2034, S. 1298; vgl. Studien über Autorität und Familie, a. a. O., H. Marcuse, Ideengeschichtlicher Teil, S. 223 ff.

in ungleich höherem Grade als in den feudalen Ordnungen von den „Persönlichkeiten" abhängt, so sehen wir in solchen Zeiten des Übergangs Führer und Führercliquen, die in der Zukunft herrschen wollen, nicht nur die alten Mächte, sondern auch sich gegenseitig und untereinander erbittert bekämpfen. Unter der sich entwickelnden Herrschaft des Leistungsprinzips, das auch für die höchsten Angestellten und Funktionäre gilt, streben sie danach, sich und ihre Prinzipien mit allen Mitteln zu bewähren.

Den Aussenstehenden müssen diese Streitigkeiten, persönlichen Feindschaften, diese entfesselten Leidenschaften der Herrsch- und Rachsucht abstossen, welche die Führerschichten des Bürgertums in der Renaissance, der Reformation, der französischen Revolution und den späteren bürgerlichen Erhebungen kennzeichnen. Giordano Bruno hat wohl das Gefühl eines grossen Teils der Gebildeten des 16. Jahrhunderts gegenüber der Reformation formuliert. Man möge einmal nachsehen, so schreibt er[1]), „was das für eine elende Art von Frieden und Eintracht ist, welche diese Reformatoren dem armen Volke verkündigen, die allem Anschein nach auf nichts anderes ausgehen und um nichts mehr eifern, als dass alle Welt sich ihrer muckerhaften und eingebildeten Dummheit anschliessen und mit ihrem boshaft verkommenen Gewissen sich einverstanden erklären soll, indessen sie selber auch nicht in irgend einem Gesetz, in irgend einem Punkte der Gerechtigkeit, in irgend einem Lehrsatze einig sind, und überall in der übrigen Welt und in allen früheren Jahrhunderten sich noch keine solche Uneinigkeit und Zwistigkeit gezeigt hat, wie bei ihnen; findet sich doch unter 1000 dieser Pedanten kaum einer, der sich nicht schon seinen eigenen Katechismus ausgedacht hätte und, wenn er ihn noch nicht veröffentlicht hat, doch Lust hätte, ihn zu veröffentlichen, keiner, der es über sich vermöchte, irgend eine andere Einrichtung zu billigen als seine eigene, keiner, der bei allen anderen etwas anderes finden könnte, als was er meint verdammen, verwerfen, bezweifeln zu dürfen. Ja, ein grosser Teil von ihnen ist sogar uneins mit sich selber, indem sie heute streichen und widerrufen, was sie gestern geschrieben und behauptet haben. Er möge zusehen, was für Folgen ihre Lehren haben, was für eine praktische Lebensführung sie hinsichtlich der Werke der Gerechtigkeit und des Mitleids, der Erhaltung und Mehrung des gemeinen Nutzens bewirkt, ob unter ihrer Lehre und Leitung Universitäten, Tempel, Krankenhäuser, Schulen und Kunstakademien gegründet oder ob solche auch nur da, wo sie sich eingenistet haben, von ihnen in dem Zustande, in welchem sie auf sie

---

[1]) G. Bruno, Die Vertreibung der triumphierenden Bestie, ins Deutsche übertr. v. L. Kuhlenbeck, Gesammelte Werke, Leipzig 1904, II. Bd., S. 113 f.

gekommen sind, erhalten, und nicht vielmehr durch ihre Nachlässigkeit in Verderb oder Verfall geraten sind."

Der Widerwille des italienischen Philosophen gegen das Regiment der Reformation versteht sich allein schon aus dem Zuge der Geistfeindschaft, den sie mit vielen bürgerlichen Erhebungen gemeinsam hat. Wenn auch der Katholizismus stets einen Unterschied zwischen der Vernunft vor und nach dem Sündenfall gemacht und im Nominalismus, der ohnehin schon bürgerliche Züge aufweist, ihr Ansehen noch weiter gemindert hat, so bildet diese in der Lehre seiner grössten Philosophen doch den Stolz des Menschen. Calvin dagegen schärft ein, es sei „all unser Bemühen, unsere Einsicht und unser Verstand so verkehrt, dass wir vor Gott nichts Rechtes denken oder sinnen können". Der heilige Geist weiss, „dass alle Gedanken der Weisen eitel sind, und verkündet deutlich, dass alles Dichten des Menschenherzens nur böse ist."[1]) Im Gegensatz zu Thomas und seinen Nachfolgern steht für Calvin „als unzweifelhafte Wahrheit fest, was durch keine Künste erschüttert werden kann : Der Verstand des Menschen ist so vollständig der Gerechtigkeit Gottes entfremdet, dass alles, was er sinnt und denkt, unfromm, verdreht, hässlich, unrein und sündhaft ist ; das Herz ist so tief in das Sündengift versenkt, dass von ihm nur ein verderbter Hauch ausgehen kann."[2]) Luther kennt in unflätigen Beschimpfungen der Vernunft kein Mass. Die Lehre, die er durch göttliche Gnade empfangen habe, so erklärt er, müsse in entschlossenem Kampf gegen „des Teufels Braut, die Vernunft, die schöne Metze" bewahrt werden, „denn es ist die höchste Hure, die der Teufel hat". Luther ahnt den tiefen Zusammenhang zwischen Genuss und Geist und verfolgt beide mit dem gleichen Hass : „— was ich von der Brunst, so eine grobe Sünde ist, rede, solches ist auch von der Vernunft zu verstehen, denn dieselbe schändet und beleidiget Gott in geistlichen Gaben, hat auch viel greulicher Hurenübel, denn eine Hure."[3]) Wenn die Reformatoren auch persönlich in bestimmten Grenzen Kunst und Wissenschaft geschätzt haben, so sind diese doch infolge des Kampfes gegen die Bilderverehrung und gegen die Rechtfertigung durch die Werke in den vom Protestantismus beeinflussten Gebieten stark behindert worden. Zuvörderst galt die Feindschaft allem, was in der Kunst dem mit der Verinnerlichung zusammenhängenden Sittlichkeitsbegriff zuwiderlief, jedem erotischen Anklang, ja dem Luxus überhaupt.

---

[1]) Calvin, Institutio, a. a. O., S. 135.
[2]) Calvin, a. a. O., S. 161 f.
[3]) Luthers Werke, hrsg. von Buchwald u. a., 3. Folge, Leipzig 1924, I. Bd., S. 96 f.

Wer die Schilderungen jener erhebungsvollen Perioden liest, findet immer wieder bei der religiösen und nationalen Begeisterung die Welle von Bürgertugend und Sittsamkeit erwähnt, die, freilich durch die Obrigkeit getrieben, das Volk erfasst. „Eine strenge Polizei bestrafte Ehebrecher und Spieler", schreibt Gregorovius über das Rom des Volkstribunen. Unter Savonarola war ein ganzes Spitzelsystem organisiert, um Unsittlichkeiten aller Art unmöglich zu machen. Bekannt ist die Verbrennung der „Eitelkeiten". Unter seinem und seiner Schüler Einfluss wurden die mit solcher Erweckung von Volksmassen unverträglichen Puderdosen, Schminken und sonstigen Schönheitsmittel verbrannt, auch Schach und andere Spiele, ferner Harfen, Schalmeien usf. Auf einem grossen Scheiterhaufen vor der Signorie fanden auch unliebsame Bücher ihren Platz : „Die Werke Bocaccios und Petrarcas, der Morgante und andere Schlachtenbücher, sowie Zauber- und sonstige abergläubische Schriften; endlich unschamhafte Figuren und Gemälde, die Bilder schöner Florentinerinnen von der Hand der ausgezeichnetsten Maler und Bildhauer und kostbare ausländische Tücher mit Darstellungen unzüchtigster Art."[1]) Eine geistfeindliche Tendenz macht sich eben in all diesen Volkserhebungen geltend. Sie hängt tief damit zusammen, dass die Massen zu einer selbständigen, auf Befriedigung ihrer eigenen Interessen abzielenden Politik noch nicht fähig sind und ihre Wünsche auf dem Umweg über fetischisierte Personen und Ideen verinnerlichen müssen. Max Weber hat den rationalistischen Zug des bürgerlichen Geistes hervorgehoben, der irrationalistische ist von Anfang an mit seiner Geschichte nicht weniger verknüpft.

Nur kurz sei auf eine weitere Erscheinung hingewiesen, die zu diesem Irrationalismus gehört. Die Jugend, ja die Kinder, spielen in diesen Bewegungen eine eigentümliche Rolle. Wenn jedesmal in Zeiten einer die Entwicklung fesselnden Herrschaft vor allem einzelne junge Menschen sich mit den Unterdrückten solidarisieren und ihr Leben im Kampf gegen die herrschenden Mächte einsetzen, so lassen in jenen bürgerlichen Erhebungen Rudel von Jungen und Mädchen sich andererseits leicht dazu gebrauchen, bei Gewaltakten und Angebereien voranzugehen. Die sogenannte Reinheit und Erleuchtung der Jugend kommt dann, ein weiteres magisches Element, den Zielen des Führers und der Macht seiner Persönlichkeit zugute. Farel, der Vorgänger und Freund Calvins, war anlässlich eines Kirchensturms vom Genfer Rat in lauer Form zurechtgewiesen worden. „Allein Gott, sagt der evangelische Berichter-

[1]) Schnitzer, a. a. O., I. Bd., S. 392.

statter, verachtete die Ratschläge der Weisen und erweckte gegen den Verstand der Grossen die unerwachsene Jugend. Noch am Nachmittag desselben Tages fiel ein lärmender Haufen von ‚kleinen Kindern' in die Domkirche ein.. und erfüllte, ‚ohne dass jemand daran dachte', die Kirche mit wildem Geschrei. Die ‚Erweckung der Kinder' war das Signal für die Erwachsenen... Es folgten Szenen des rohesten Vandalismus, Auftritte, wie sie selbst im Reformationszeitalter nicht häufig vorgekommen sind."[1]) Savonarola hat eine regelrechte „Kinderpolizei" gehabt. Sie half ihm bei Ausübung der Sittenzucht und trug die Konflikte in die einzelnen Familien hinein.[2]) Die proletarischen Kinder hielten sich freilich von diesen moralischen Funktionen fern. „Die Kinder der untersten Volksschichten gehörten den Scharen Savonarolas nicht nur nicht an, sondern bezeigten ihnen im Gegenteile offene Feindseligkeit und versäumten keine Gelegenheit, ihnen einen boshaften Streich zu spielen. Auch am Frate kühlten sie ihr Mütchen, wo sie nur konnten."[3]) Die sentimentale Verhimmelung des Kindes als eines Symbols der Reinheit gehört zu jenen Äusserungen bürgerlichen Geistes, die zugleich Mittel und Ausdruck der erzwungenen Verinnerlichung von Triebregungen sind. Man dichtet dem Kind eine Freiheit von Begierden an, in der die schwere Entsagung, die man selbst zu leisten hat, mühelos verwirklicht ist.[4]) Nicht etwa als Träger theoretischer und praktischer Kraft, als Garantie der unendlichen Möglichkeiten des Menschen, sondern als Symbol der „Reinheit", „Unschuld", „Kindlichkeit" bildet die Jugend im bürgerlichen Zeitalter ein Ideal. Die ideologische Beziehung, welche diese Gesellschaft zur Natur überhaupt, nicht bloss zum Kind, gewonnen hat, die Idealisierung der Primitivität, der „unverdorbenen" Natur, der Scholle und des Bauern hängen mit den angedeuteten Mechanismen eng zusammen.

Die französische Revolution scheint sich auf den ersten Blick der hier umrissenen Strukturähnlichkeit bürgerlicher Erhebungen zu entziehen. Bourgeoisie und besitzlose Massen hatten ein gemeinsames Interesse, das Ancien Régime zu beseitigen. Wiederholte Massenaufstände gehen voraus, und die durch die Revolution herbeigeführten Zustände haben tatsächlich, bei allen Rückschlägen, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Verbesserung der allgemeinen Lage in Stadt und Land

---

1) Kampschulte, a. a. O., I. Bd., S. 166.
2) Vgl. Schnitzer, a. a. O., I. Bd., S. 271 ff.
3) Schnitzer, a. a. O., S. 282.
4) Die Fetischisierung des Kindlichen reicht so weit, dass die Form des Diminutivs, die Verkindlichung, in der bürgerlichen Mystik zum kennzeichnenden poetischen Ausdrucksmittel wird.

geführt. Insbesondere ist die „Demokratisierung des Grund und Bodens“ durch Veräusserung der nationalisierten Güter in einem gewissen Umfange erreicht worden.[1] Trotz der relativen Interessengemeinschaft des wohlhabenden Bürgertums und der Massen haben sich jedoch die Gegensätze im gesamten Lauf der Revolution geltend gemacht. Charakter und Handlungsweise der grossen Führer entsprachen von Anfang an keineswegs einem zu jener Zeit unrealisierbaren homogenen Interesse der Allgemeinheit, sondern dem freilich fortschrittlichen, aber grossen Teilen der Bevölkerung gegenüber zur Ausbeutung und Unterdrückung führenden Interesse des Bürgertums. Mathiez, der in seinen ausgezeichneten Werken über die französische Revolution Robespierres Politik bis in die Einzelheiten hinein begründet und verteidigt, lässt diesen Gegensatz deutlich genug hervortreten. Er führt die wirtschaftlichen Schwierigkeiten während der Revolutionszeit wesentlich auf die Assignatenwirtschaft zurück. Alle sozialen Schichten, welche die sinkende Kaufkraft der Assignaten nicht durch Erhöhung von Verkaufspreisen für eigene Waren wettmachen konnten, wurden zu Opfern der Inflation. Sie nahmen den Kampf „gegen die Grausamkeit des ‚laisser faire‘ und des ‚laisser passer‘“ auf. Sie setzten dem Recht des Eigentums das Recht zu leben entgegen. Wenn diese städtischen und ländlichen Massen selbst auch keine bedeutenden Führer fanden, erzwangen sie im Verlauf der Revolution schliesslich doch eine allgemeine Zwangsbewirtschaftung, vor allem die Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide und andere notwendige Konsumgüter. Aber diese Reglementierung, die der Regierung nur unter stärkstem Druck der Massen abgerungen wurde, schloss auch Höchstlöhne mit ein. Wenn das verzweifelte Bemühen der bürgerlichen Kreise gescheitert war, den für die Armen unmöglichen Zustand des freien Marktes während der Inflation, oder doch bloss eine teilweise Bewirtschaftung, aufrechtzuerhalten, so geriet die Regierung nunmehr zu den proletarischen Schichten in einen neuen Gegensatz, als sie zugleich mit den Höchstpreisen Maximallöhne festsetzen musste. Bei der gegebenen Struktur der Gesellschaft und der herrschenden Produktionsweise reichte ohnehin selbst der Terror nicht aus, alle Umgehungen des Gesetzes über die Lebensmittel zu vereiteln. Wenn z. B. in Paris zur Zeit, als die Hebertisten die revolutionären Sektionskomitees beherrschten, die Höchstlöhne weniger rigoros eingehalten wurden als die Gesetze über Lebensmittelpreise, so konnte in den Städten des

---

[1]) Vgl. M. Kowalewsky, Die ökonomische Entwicklung Europas, übers. von A. Stein, Berlin 1914, VII. Bd., S. 386.

Nordens davon nicht die Rede sein. „Man würde sich schwer täuschen", schreibt Mathiez[1]), „wenn man sich einbildete, dass die Revolutionsämter überall mehr Eifer aufwandten, um die Höchstpreise der Lebensmittel zur Anwendung zu bringen. Selbst mitten in der Zeit des Terrors waren die scheinbar am meisten jakobinischen Stadtverwaltungen in den Händen der Besitzenden." Aber ganz abgesehen von diesen Ungleichmässigkeiten musste sich die Regierung durch die ihr von den Verhältnissen aufgezwungene Lohnpolitik die Massen entfremden.

Zu spät entdeckte Robespierre, dass er ohne grosse Zugeständnisse an die unteren Schichten seine revolutionäre Politik nicht zu Ende führen konnte. „Am Vorabend seines Sturzes hatte er, von seinen Freunden Saint-Just und Couthon unterstützt, den Wohlfahrts- und den Sicherheitsausschuss in ihren Sitzungen vom 4. und 5. Thermidor dahin gebracht, dass man endlich die Ventôse(Februar /März)-Verordnungen, die bis dahin nur auf dem Papier geblieben waren, zur Anwendung bringen sollte, Verordnungen, durch welche Saint-Just es hatte erreichen wollen, dass man die Verdächtigen (die inneren Feinde) enteigne und ihren Besitz unter die armen Sansculotten verteile. Dadurch sollte eine völlig neue Klasse geschaffen werden, die alles der Revolution verdankte, weil sie ihr das Eigentum verdankte, und welche die Revolution verteidigen sollte. Robespierre hatte die demokratische Politik überschritten. Er war auf dem Weg einer sozialen Revolution, und das war einer der Gründe seines Sturzes."[2]) Diese Gesetze, von denen die bürgerliche Ordnung übrigens nicht angegriffen worden wäre, haben niemals Anwendung gefunden. Robespierres Unruhe, die ihn dazu antrieb, sie in Erinnerung zu bringen, war jedoch berechtigt. Gegen die Reichen, welche durch die erzwungenen Höchstpreise verärgert waren, hatte er nicht mehr die Unterstützung der Arbeiter. Man hatte teilweise dazu übergehen müssen, ihnen den Wechsel der Werkstätten zu verbieten; auf dem Land mussten Leute zur Erntearbeit kommandiert werden, Koalitionsverbote wurden erlassen.[3]) „Am 9. Thermidor blieben die Pariser Arbeiter, unzufrieden mit den neuen von der Stadtbehörde an den vorhergehenden Tagen verkündeten Tarifen, gleichgültig gegenüber dem politischen Kampf, der sich vor ihren Augen abspielte. Gerade am 9. Thermidor manifestierten sie

---

[1]) A. Mathiez, La Vie chère et le Mouvement social sous la Terreur, Paris 1927, S. 586.

[2]) A. Mathiez, La Réaction thermidorienne, Paris 1929, S. 2. Vgl. die eingehende Erörterung der Ventôsedekrete bei G. Lefebvre, Questions agraires au temps de la Terreur, Strasbourg 1932, vor allem S. 46 ff.

[3]) Vgl. Mathiez, La Vie chère, a. a. O., S. 581 ff.

gegen die Höchstlöhne... als Robespierre und seine Freunde zur Hinrichtung geführt wurden, riefen die Arbeiter ihnen beim Vorüberfahren zu : hol der Teufel das Maximum!"[1])

Robespierre ist ein bürgerlicher Führer. Seine Politik hat objektiv einen fortschrittlichen Inhalt; das Prinzip der Gesellschaft, das er vertritt, enthält jedoch den Widerspruch zu seiner Idee einer allgemeinen Gerechtigkeit. Die Blindheit gegen diesen Widerspruch drückt seinem Charakter trotz aller leidenschaftlichen Vernünftigkeit den Stempel der Phantastik auf. Bereits sein Lehrer Rousseau war in den gleichen Illusionen befangen. Im zweiten Buch des Emile[2]) erklärt er, die erste Idee, die man dem Kinde geben müsse, sei „weniger die der Freiheit als die des Eigentums". Das Lob des Eigentums wird an vielen Stellen wiederholt. „Es ist gewiss", heisst es im Artikel über die politische Ökonomie,[3]) „dass das Eigentumsrecht das heiligste aller Rechte der Bürger ist und in mancher Beziehung noch wichtiger als die Freiheit selbst." Und er wiegt sich in der Hoffnung, dass eine Regierung ohne Vergesellschaftung des Eigentums an Produktionsmitteln „die übergrosse Ungleichheit der Vermögen" verhindern[4]), der Armut vorbeugen oder sie wenigstens erträglich machen könnte. Ganz ebenso denkt Robespierre. Es war zu seiner Zeit unmöglich, die immanenten Gesetze der bürgerlichen Wirtschaft, die in der Revolution politisch befestigt wurde, zu erkennen. Innerhalb des von Robespierre vertretenen Systems vermochte keine Regierung wider die anonymen ökonomischen Gewalten die Zuspitzung der sozialen Gegensätze unwirksam zu machen. Rousseaus und Robespierres persönliche Ideenwelt entsprach unmittelbar der Lage des Kleinbürgertums. Gegen die grossen Vermögen hegten sie starkes Ressentiment. Das Prinzip des Eigentums zeigte ihnen seine Schattenseiten. Bei Rousseau beginnt mit ihm sogar das ganze Unglück der Menschheit. Trotzdem erklärt er es für heilig. „Man brauchte zweifellos keine Revolution", sagte Robespierre in der Nationalversammlung gegenüber sozialistischen Tendenzen[5]), „um alle Welt darüber zu belehren, dass die übergrosse Ungleichheit der Vermögen die Quelle sehr vieler Übel und Verbrechen ist, aber wir sind, nichtsdestoweniger, überzeugt, dass die Gütergleichheit eine Chimäre ist." Der Ausruf : „la propriété ; que ce mot n'alarme personne" steht am Anfang der gleichen

---

[1]) **Mathiez**, a. a. O., S. 605 f.
[2]) **Rousseau**, Œuvres complètes, a. a. O., VI. Bd., S. 98.
[3]) **Rousseau**, a. a. O., III. Bd., S. 1831.
[4]) **Rousseau**, a. a. O., S. 179.
[5]) **Buchez und Roux**, Histoire parlementaire de la Révolution française, Paris 1836, XXVI. Bd., S. 130.

Rede. Wenn jedoch das Eigentum für die französische Revolution ein Menschenrecht ist, so gehört es zu Robespierres Führerpraxis, seine eigene Genügsamkeit und Armut ins rechte Licht zu rücken. Mit der Gloriole der Armut und Tugendhaftigkeit überhaupt hat er seine Persönlichkeit ebenso sorgfältig ausgestattet wie Cola und Savonarola die ihrigen mit der göttlichen Gnade. Wenn er versichert, lieber der Sohn des Aristides sein zu wollen, der auf Kosten Athens im Prytaneum erzogen wurde, als der Thronerbe des Xerxes[1]), so ist das gar nicht so unvernünftig. Versicherungen jedoch wie die, dass er den Überfluss nicht nur als den Preis des Verbrechens, sondern auch als dessen Bestrafung ansehe und arm sein wolle, um nicht unglücklich zu sein[2]), gehören bloss zur notwendigen Selbstverherrlichung des bürgerlichen Führers. Solches bewusste Herausstellen der eigenen asketischen Tugenden durch Wort und Lebenswandel bildet eines der wichtigsten irrationalen Mittel zur Steigerung der Persönlichkeit Robespierres gegenüber seiner Gefolgschaft. Die meisten Geschichtsschreiber haben dieses Verhalten als eine rein psychologische Tatsache dargestellt, ohne sie freilich als eine der Praktiken zu begreifen, welche in der gesellschaftlichen Funktion dieser Politiker begründet sind. „Worin liegt das Geheimnis seiner Macht ?“, fragt Michelet[3]), „in der Meinung, die er allen von seiner unbestechlichen Ehrsamkeit und seiner Unwandelbarkeit hatte beibringen können... Mit einer bewundernswerten Konsequenz, einer erstaunlichen Taktik, brachte er es fertig, den Ruf dieser Unwandelbarkeit aufrechtzuerhalten. Zum Schluss hielt er ihn durch seine blosse Versicherung aufrecht. Und sein Wort hatte ein solches Gewicht, dass man schliesslich die augenscheinlichen Tatsachen leugnete, um als höchste Autorität, entgegen der Wirklichkeit, die Versicherung Robespierres anzuerkennen... Der Glaube an den Priester kehrte wieder, unmittelbar nach Voltaire. Dieser Priester leugnete die Natur und machte selbst eine aus seinem Wort. Und diese war hart gegen die andere.“ In der Tat besitzt die asketische Haltung Robespierres magischen Charakter. Er bedient sich ihrer als einer höheren Legitimation.

Auch die Symbole hat er nicht entbehren können. Sie gehören zu seiner Politik und seinem Charakter. Die Kokarden und Fahnen spielen eine grosse Rolle in der Revolution. Wenn berichtet wird, dass Marat am Abend der Erhebung vom 10. August 1792

---

[1]) Vgl. die soeben zitierte Rede.

[2]) Vgl. A. Aulard, La Société des Jacobins, Recueil de Documents, Paris 1895, V. Bd., S. 179.

[3]) J. Michelet, Histoire de la Révolution française, Paris 1879, VIII. Bd., S. 268.

mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf durch die Strassen von Paris zog[1]), so war dies gewiss nicht nach Robespierres Geschmack. Er wandte sich gegen alles exaltierte Wesen, und die vornehmlich von den Hebertisten veranstalteten Feste der Vernunft, die schroff der positiven Religion zuwiderliefen, erweckten seinen Abscheu.[2]) Zum Fest des höchsten Wesens im Juni 1794, dem er präsidierte und dessen Plan er zusammen mit dem Maler David entworfen, zumindest gebilligt hat, trieb ihn jedoch seine Rolle als bürgerlicher Führer, die zu Massendarbietungen zwingt. Als er das Volk im Tuileriengarten sah, hat er begeistert ausgerufen : „Hier ist die ganze Welt versammelt!"[3]) Im Verlauf der Zeremonie steckte er die zu diesem Zweck errichtete Figur des Atheismus mit einer Fackel in Brand. Inmitten der Flamme zeigte sich darauf das Standbild der Weisheit. Für die Veranstalter und ihre Zuschauer war die symbolische Bedeutung damit bestimmt. In Wahrheit zeigt der Kampf des Bürgertums gegen den Atheismus weniger die Weisheit überhaupt, als die Weisheit der Regierung an. Diese Gesellschaft bedarf der Religion als Herrschaftsmittel, weil das allgemeine Interesse sie nicht zusammenhält. Der Weg zum Marsfeld, wo der Nationalkonvent, von einem dazu errichteten Berg aus, Hymnen[4]) und nationale Gesänge anhören sollte, wurde in feierlicher Prozession zurückgelegt. „Die gesetzgebende Versammlung folgte auf eine Gruppe von Greisen, Familienmüttern, Kindern und Jungfrauen. Robespierre schritt, in seiner Eigenschaft als Präsident, voran. Er trug eine Nankinghose, einen kornblumenblauen Rock, einen Gürtel mit den Nationalfarben, auf dem Haupt einen Hut, der mit einem Trikoloren-Federbusch geschmückt war, und in der Hand, wie alle seine Amtskollegen, einen Strauss von Ähren, Blumen und Früchten."[5]) Nicht die in den revolutionsfeindlichen Darstellungen gewöhnlich zu unrecht hervorgehobene Seltsamkeit des Aufzugs, sondern der Zwang zu solchen eindrucksvollen und symbolhaften Kundgebungen, denen sich selbst Robespierre nicht entziehen konnte, ist kennzeichnend für Volksführer. Auf der Höhe seiner revolutionären Kraftentfaltung erinnert das Bürgertum an seine frühesten Erhebungen. „Die Verbrüderungsfeste der französischen Revolution in Paris erscheinen in Wahrheit wie eine Nachahmung des Augustusfestes

---

[1]) Vgl. E. Hamel, Histoire de Robespierre, Paris, ohne Jahrezahl, II. Bd., S. 321.
[2]) Vgl. E. Hamel, a. a. O., III. Bd., S. 160 f.
[3]) Hamel, a. a. O., S. 380.
[4]) Unter anderem wurde auch die Hymne Chéniers angestimmt: „Gott des Volkes, der Könige, der Städte, der Länder, Luthers, Calvins und der Kinder Israels..." (Vgl. Mathiez, Autour de Robespierre, Paris 1926, S. 121).
[5]) Hamel, a. a. O., III. Bd., S. 382.

des Volkstribuns von Rom."[1]) Infolge der höchst verschiedenen historischen Situation, in der sich ihre Klasse befand, unterscheiden sich Rienzo und Robespierre durch eine Welt, — und doch ist etwas in ihrem Wesen identisch, weil die Form der Gesellschaft, der ihre Wirksamkeit im letzten Grunde galt, dieselbe ist.

Auch die Diskussionen der Historiker, die sich an ihren Namen knüpfen, weisen zuweilen eine merkwürdige Übereinstimmung auf. So zeiht Colas moderner Biograph die Darstellung Gregorovius' der „Irrwege" und „polternder Kritik", weil dieser von krankhafter Überreizung, von klassischem Karnevalspiel, von dem „wahnsinnigen, mit Blumen bekränzten Plebejer" usf. spricht.[2]) Wie oft haben ähnliche Äusserungen über Robespierre die Kritik von Historikern hervorgerufen. Michelet redet von der „krankhaften Einbildungskraft" des Unbestechlichen[3]) und ist nicht sanfter zurechtgewiesen worden als Gregorovius, mit dem er an Kraft der Darstellung, an „theatralischer Pose", wie Burdach über Gregorovius sich ausdrückt[4]), wohl zu vergleichen ist. Michelet und Gregorovius haben recht und unrecht : bürgerlichen Führern haftet leicht ein Zug der Phantastik an ; aber dieser ist nicht allein in ihrer Psychologie, sondern in den Verhältnissen begründet. Mit ihrer Phantastik sind sie so realitätsgerecht, wie es in dieser widerspruchsvollen Gesellschaft möglich ist, die Phantastik ist eine Erscheinungsform ihres Berufs ; es gibt kaum einen unter ihnen, der nicht vor oder nach Erfüllung seiner geschichtlichen Mission wenigstens für exaltiert gehalten worden wäre. Die Eigenschaften, die ihn für seine Rolle geeignet machen, das Schwanken zwischen Liebe zum Volk, Strenge und Schrecklichkeit, die Vereinigung der Sanftmut des Kindes mit der Wut des blutigen Rächers, der Trotz des Freiheitshelden und die Ergebung in den Willen höherer Mächte, das Durcheinander von persönlicher Einfachheit, bombastischen Begriffen, Glanz und Sittenstrenge — all dies kann er nur zum Teil bewusst bei der je passenden Gelegenheit zur Schau tragen, er muss diese widerspruchsvolle Anlage schon mitbringen, sein Charakter ist für seine Leistung präformiert. Alle diese Widersprüche sind auch in der durchschnittlichen bürgerlichen Existenz enthalten. Der vorsichtige, besonders „rechnerische" Geschäftsmann, im kleinsten ein Muster von Wirklichkeitssinn, Genauigkeit und Sparsamkeit, neigt, wenigstens insgeheim, zu unwahrscheinlichen, romantischen Unter-

---

1) Gregorovius, a. a. O., S. 332.
2) Burdach, a. a. O., 1. Teil, S. 116 f.
3) Michelet, a. a. O., S. 271.
4) Michelet, a. a. O.

nehmungen, tritt zuweilen mit den abenteuerlichsten Vorstellungen hervor. Der Führer ist nur der potenzierte Typus. Seine charakterologische Struktur entspricht der Gefolgschaft. Die Massenschundliteratur des Zeitalters enthält dasselbe unvermittelte Durcheinander von Blutrausch und Tugend, Grosssprecherei und Bescheidenheit, das auch im Führer angebetet wird. In seiner Person ist diese Mischung „naturgewachsen". Es wird erzählt, wie der Fürst Johann Colonna sich zuweilen damit vergnügte, den Notar Rienzo zur Tafel zu laden und Reden halten zu lassen. „Die vornehmen Herren brachen in Gelächter aus, als er einst sagte : ‚Wenn ich Herrscher oder Kaiser geworden bin, so will ich diesen Baron hängen und jenen köpfen lassen', und er wies mit Fingern auf die Gäste. Er ging in Rom einher als ein Narr... Niemand ahnte, dass dieser Narr sehr bald die furchtbare Macht besitzen sollte, die Köpfe der römischen Grossen von ihren Schultern springen zu machen."[1])

Mit den Reformatoren teilt Robespierre die Feindschaft gegen die erotische Kultur. Das fortwährende Dringen auf Reinheit der Sitten und die damit verbundene Sucht, überall Schmutz aufzudecken, ist von seiner Politik nicht abzulösen. Sie sehen überall Unrat, physischen und moralischen. Müssiggang, Menschen mit lockeren Sitten, eine Haltung, die sich zu Genuss und Glück bekennt, sind ihnen verhasst. Wenn der Genfer Rousseau in seinem Brief an d'Alembert gegen das Theater eifert und erklärt, dass es ein „amusement" sei, und müsse der Mensch schon „amusements" haben, so solle man sie wenigstens nur dulden, soweit sie unbedingt notwendig sind, — „jedes unnötige amusement sei ein Übel für ein Wesen, dessen Leben so kurz und dessen Zeit so wertvoll sei,"[2]) — wenn Robespierres Meister diesen Hass gegen die Lust propagiert, so kann er sich auf illustre Genfer Vorgänger berufen. Wenn auch Calvin im Gegensatz zu einigen seiner radikaleren Unterführer der Meinung war, „man dürfe dem Volk nicht alle Ergötzlichkeiten vorenthalten,"[3]) so wurden doch unter seiner Herrschaft Tanz, Spiel, öffentliche und private Freudenfeste entweder vollständig untersagt oder an Bedingungen geknüpft, die einem Verbote fast gleichkamen.[4]) Auch Theateraufführungen mit „einer guten Tendenz"[5]) wurden zwar nicht auf seine Initiative, aber durch die von ihm geleitete Kongregation aus prinzipiellen

---

[1]) Gregorovius, a. a. O., S. 311.

[2]) Rousseau, Lettre à M. d'Alembert, Œuvres complètes, a. a. O., VIII. Bd., S. 232.

[3]) C. A. Cornelius, Historische Arbeiten, Leipzig 1899, S. 475.

[4]) Kampschulte, a. a. O., S. 444.

[5]) Kampschulte, a. a. O., S. 445.

Bedenken bekämpft. „Wie es erwartet werden konnte“, heisst es in einer modernen Studie über Robespierre[1]), „benutzte er seine Macht auch dazu, allgemeine Moralität zu erzwingen. Maximilien und Couthon, die oft miteinander zu Mittag assen, stellten ein stark puritanisches Element im Ausschuss dar. Im Oktober ermutigten sie die Commune in ihrem Bestreben, die Welle von Unsittlichkeit, die Paris überschwemmt hatte, zu brechen. Sie erwirkten mittels Verordnung des Ausschusses die Inhaftierung des Schriftstellers und des Eigentümers eines Theaters, wo man ein unanständiges Stück spielte.“ Gewiss verhält sich Robespierre nicht bloss infolge des allgemeinen historischen Fortschritts, der inzwischen stattgefunden, sondern auch durch seine exponierte Politik auf dem linken Flügel des Bürgertums, unendlich viel positiver zu Theorie und Vernunft als Luther und die Seinen. Doch gilt ebenfalls für ihn die Regel, dass die bürgerlichen Volksführer hinter die Erkenntnis der Schriftsteller zurückfallen, die ihnen den Weg bereiten. Er war sehr kritisch gegen die Aufklärung. „Tugend und Begabung sind beides notwendige Eigenschaften, aber Tugend ist die notwendigste. Tugend ohne Talente kann immer noch nützlich sein. Talente ohne Tugend sind nur ein Unglück.“[2]) In der oben (S. 166) zitierten Rede vom 18. Floréal 1794 eiferte er gegen den Materialismus des Altertums und der Neuzeit, vor allem gegen die Epikuräer und Enzyklopädisten. Nach einem höchst gewagten Ausflug in die Geschichte der Philosophie macht er es den letzteren zum Vorwurf, dass sie gegen den Despotismus schrieben und sich von ihm pensionieren liessen, Bücher gegen den Hof verfassten und sie den Königen widmeten. Robespierre unterzieht die materialistische Philosophie einer Kritik, weil sie „den Egoismus in ein System gebracht habe, die menschliche Gesellschaft als einen Kampf von List und Heimtücke betrachte, den Erfolg als Ergebnis des Krieges zwischen Gerechten und Ungerechten, die Ehrlichkeit als eine Angelegenheit des Geschmacks und der Bequemlichkeit, die Welt als das Erbteil geschickter Halunken.“[3]) Er spielt Rousseau gegen den Kreis Voltaires aus, bei dem der Genfer Moralist freilich recht verhasst gewesen ist. Aber die von Robespierre verworfene harte Schilderung der Welt entsprach der Wirklichkeit genauer als sein eigener Glaube, demzufolge nach Befestigung der bürgerlichen Ordnung die Gerechtigkeit von der Umkehr zur Tugend abhängt, ein Idealismus, der von

---

[1]) R. S. Ward, Maximilian Robespierre, London 1934, S. 229.
[2]) zitiert nach Ward, a. a. O., S. 167.
[3]) Rapport, a. a. O., S. 28 f.

Robespierres historischer Aufgabe allerdings nicht zu trennen ist. Bei seinem Sturz hat diese Ansicht gegenüber dem verschmähten Geist des Materialismus ihren Mangel gezeigt.

III.

Um die geschichtlichen Bedingungen des rücksichtslosen Egoismus hervortreten zu lassen, der im Gegensatz zur offiziellen Moral der neueren Zeit einen Wesenszug des alltäglichen Lebens bildet, wurde im obigen auf einige nicht alltägliche Vorgänge hingewiesen. Von den ausgezeichneten Stellen seiner Entfaltung, den Revolutionen, verbreitet sich über den bürgerlichen Geist im ganzen ein Licht, das auch der Analyse des normalen Zustandes zugute kommt. Es erhebt sich die Frage, warum es dieser historischen Betrachtung überhaupt bedurfte. Die Ableitung der seelischen und intellektuellen Beschränktheit des vorherrschenden Charakters erscheint als einfach genug. Die bürgerliche Gesellschaft beruht nicht auf bewusster Zusammenarbeit für Dasein und Glück ihrer Mitglieder. Ihr Lebensgesetz ist ein anderes. Jeder meint, für sich selbst zu arbeiten, muss auf seine eigene Erhaltung bedacht sein. Es gibt keinen Plan, der festlegt, wie das allgemeine Bedürfnis befriedigt werden soll. Indem jeder versucht, solche Dinge bereitzustellen, gegen die er sich andere, die er braucht, beschaffen kann, wird die Produktion gerade noch so reguliert, dass die Gesellschaft sich in der gegebenen Form entwickeln kann. Je mehr im Verlauf der Jahrhunderte eine bessere, rationellere Regelung technisch in den Bereich der Möglichkeit rückt, als desto gröber und umständlicher erweist sich dieses „feine“ Instrument, der Markt, der nur unter ungeheurem Verlust an Menschenleben und Gütern die Reproduktion der Gesellschaft vermittelt und mit der Fortentwicklung der kapitalistischen Wirtschaft die Menschheit trotz ihres wachsenden Reichtums nicht vor dem Rückfall in die Barbarei bewahren kann. Schon aus diesem Tatbestand, dass während der Epoche, die das Individuum emanzipiert, der Mensch in der grundlegenden wirtschaftlichen Sphäre sich selbst als isoliertes Subjekt von Interessen erfährt und nur durch Kauf und Verkauf mit anderen in Verbindung tritt, ergibt sich die Fremdheit als anthropologische Kategorie. Wenn die kennzeichnende Philosophie des Zeitalters den Menschen als in sich abgeschlossene Monade in transzendentaler Einsamkeit begreift, die mit jeder anderen Monade nur durch komplizierte, ihrem Willen entzogene Mechanismen in Verbindung steht, so erscheint hier die Existenzform des bürgerlichen Menschen in den

Begriffen der Metaphysik. Jeder bildet selbst den Mittelpunkt der Welt, und jeder andere ist „draussen“. Jede Kommunikation ist ein Handel, eine Transaktion zwischen solipsistisch konstruierten Bereichen. Das bewusste Sein dieser Menschen lässt sich auf eine kleine Anzahl von Relationen zwischen festen Grössen reduzieren. Die Sprache der Logistik ist sein angemessener Ausdruck. Aus dieser Grundstruktur der Epoche leiten sich ohne weiteres Kälte und Fremdheit her : der Unterdrückung und Vernichtung des Mitmenschen steht im Wesen des bürgerlichen Individuums nichts entgegen. Der Umstand vielmehr, dass in dieser Welt jeder dem anderen zum Konkurrenten wird und selbst bei steigendem gesellschaftlichem Reichtum es der Menschen in steigendem Mass zuviele gibt, verleiht dem typischen Individuum der Epoche jenen Charakter der Kälte und Gleichgültigkeit, der sich angesichts der ungeheuerlichsten Taten, wenn sie nur seinem Interesse entsprechen, mit der erbärmlichsten Rationalisierung zufrieden gibt.

Die obigen Darlegungen betrafen bloss einige Momente der historischen Verwirklichung des bürgerlichen Prinzips. Sie versuchten, die Lehre vom bürgerlichen Menschen, die sich aus der rein theoretischen Ableitung ergibt, im Hinblick auf den Zug der Grausamkeit konkreter zu gestalten, als es bei rein logischer Ableitung möglich ist. Wenn von Grausamkeit anlässlich jener Erhebungen nicht im besonderen die Rede war, so ist doch nichts an ihnen bekannter als dies. Gewiss sind die gegenrevolutionären Rückschläge in der Regel unendlich viel blutiger gewesen, denn selbst die rasch verschwindende Hoffnung auf durchgreifende Veränderung, die in den bürgerlichen Revolutionen dem Ressentiment entgegenwirkt, fällt hier ganz hinweg, die fortschrittlichen Elemente sind entmachtet, sie bilden das Hauptziel des Terrors. Aus einem besonderen Faktor, der, wenn auch noch nicht zum völligen Selbstbewusstsein erwacht, doch die Entwicklung vorwärtszutreiben strebt und daher eine eigene Rolle spielt, sinkt die Masse weitgehend zum blossen Werkzeug der Rache an den avanciertesten Gruppen herab. In der bürgerlichen Revolution wird die Masse, wenn auch in wechselnder Stärke und stets schwankend, von ihrem bewussteren Flügel her bestimmt, sie ist differenziert und wachsam. Sie muss ständig beobachtet, überredet, ernst genommen werden. Sie ist nicht im gleichen Sinn Masse wie in der Gegenrevolution. Hier pflegt der „Mob“ aufzutreten, der bis in die psychische Struktur seiner Einheiten hinein von der Masse in den Revolutionen verschieden ist. Die Frage, ob die Erhebungen, die sich in der jüngsten Vergangenheit in einigen europäischen Staaten vollzogen haben, mehr der einen

oder anderen Art von historischen Vorgängen zuzurechnen seien, die ohnehin zuweilen ähnlichen Charakter haben und schliesslich alle Phasen eines einzigen Prozesses, einer in sich zusammenhängenden Totalität bilden, lässt sich nicht so leicht beantworten, wie es einer liberalistischen Betrachtungsart wohl scheinen mag. Es handelt sich jedenfalls nicht um absolutistische oder klerikale Rückschläge, sondern um die Inszenierung einer bürgerlichen Pseudorevolution mit radikalen völkischen Allüren, entgegen einer möglichen Neuordnung der Gesellschaft überhaupt. Ihre Formen wirken wie ein schlechter Abklatsch der Bewegungen, von denen die Rede war.

Die Rolle des bürgerlichen Führers als Funktionär besitzender Schichten, die Ausstattung seiner Persönlichkeit mit magischen Qualitäten gegenüber den Massen, sein „Charisma", die Wichtigkeit von Symbolen und Festen, das Übergewicht der Rede über das Tun, der Ruf zu innerer Erneuerung, die Ablösung der alten Bürokratie, die persönlichen Kämpfe zwischen Aspiranten auf Eliteposten, das weitgehend psychisch bestimmte Verhältnis von Führern, Unterführern und Gefolgschaft, die religiöse und nationale Ergriffenheit, die Verankerung des Unterschieds von reich und arm im ewigen Wesen der Welt — all dies sind Äusserungen derselben Dynamik: Massen, die unter den Losungen der Freiheit und Gerechtigkeit und mit einem ungeheuren dumpfen oder hellen Drang nach Besserung ihrer Lage, nach sinnvollem Dasein, Frieden und Glück in Bewegung geraten sind, werden in eine neue Phase der Klassengesellschaft eingegliedert. Gewiss ist dies nur eine Seite des Gesamtvorgangs. Die andere ist der sich gerade in jenen Revolutionen sprunghaft vollziehende Fortschritt ebendieser Gesellschaft, in der so und nicht anders die Voraussetzungen einer höheren sozialen Ordnung entwickelt werden. Aber jenes negative Moment hat, solange die Epoche andauert, seine eigenen anthropologischen Konsequenzen. Indem der Egoismus der von dem bürgerlichen Führer geleiteten Massen sich nicht befriedigen darf, indem ihre Forderungen zurückgedrängt werden auf innere Läuterung, Gehorsam, Ergebung, Opferbereitschaft, indem Liebe und Anerkennung vom Individuum weg zu dem zum Popanz aufgebauschten Führer, zu erhabenen Symbolen, grossen Begriffen gerichtet und das eigene Sein mit seinem Anspruch vernichtigt wird — dahin tendiert die idealistische Moral —, wird auch das fremde Individuum als ein Nichts erfahren und das Individuum überhaupt, sein Genuss und Glück, verachtet und verneint.

Das Gefühl der eigenen absoluten Nichtigkeit, das die Mitglieder der Masse beherrscht, entspricht exakt der puritanischen Ansicht, „dass praktischer Erfolg zugleich das Zeichen und den

Lohn der ethischen Überlegenheit bedeutet... Die Lehre, Elend sei ein Beweis von Schuld, obgleich sie ein seltsames Licht auf das Leben der christlichen Heiligen und Weisen wirft, ist stets bei den Reichen beliebt gewesen."[1]) Dass der Arme in Wirklichkeit nichts wert ist, wird ihm jeden Tag aufs neue demonstriert; im Grunde weiss er es von Anfang an. Die herrschende Ideologie enthält zwar meist das Gegenteil, aber die tieferen seelischen Schichten der Menschen werden nicht von ihr allein, sondern ebensosehr von der stetigen Erfahrung der widersprechenden Wirklichkeit bestimmt. Die manifeste Ideologie ist nur ein Moment bei dem Zustandekommen der für die Gesellschaft typischen Charaktere. Der Humanismus, der die Geschichte des neueren Geistes durchzieht, zeigt ein doppeltes Gesicht. Er bedeutet unmittelbar die Verherrlichung des Menschen als des Schöpfers seines eigenen Schicksals. Die Würde des Menschen liegt in seiner Kraft, unabhängig von Mächten der blinden Natur in und ausser ihm, sich selbst zu bestimmen, sie liegt in seiner Macht zu handeln. In der Gesellschaft, in der dieser Humanismus Ausbreitung fand, ist jedoch die Macht der Selbstbestimmung ungleich verteilt, denn die inneren Energien hängen jedenfalls nicht weniger vom äusseren Schicksal ab als dieses von den Energien. Je weiter der vom Humanismus verklärte abstrakte Begriff des Menschen von ihrer wirklichen Lage entfernt war, desto erbärmlicher mussten die Individuen der Masse sich selbst erscheinen, desto mehr bedingte die idealistische Vergottung des Menschen, die in den Begriffen der Grösse, des Genies, der begnadeten Persönlichkeit, des Führers usw. sich bekundet, die Selbsterniedrigung, Selbstverachtung des konkreten Einzelnen. Im Einzelnen spiegelt sich dabei die Realität nur wider. Wenn selbst der Glücklichste im nächsten Augenblick nicht durch die blinden Mächte der Natur, sondern aus Ursachen innerhalb der menschlichen Gesellschaft ohne ersichtliche Schuld dem Elendesten und Ärmsten gleich werden kann und das Unglück der einzige normale nicht ungewisse Zustand ist, so kann es mit dem konkreten Individuum nicht sehr weit her sein. Stündlich bestätigt die Gesellschaft aufs neue, dass nur die Umstände, nicht die Personen tatsächlich Respekt verdienen. Die Reformation mit ihrem die Menschen moralisch zermalmenden Pathos, ihrem Hass gegen die Eitelkeit des Erdenwurms, ihrer finsteren Lehre von der Gnadenwahl ist nicht so sehr die Gegnerin des bürgerlichen Humanismus als seine andere, seine menschenfeindliche Seite. Sie ist der Humanismus für

---

[1]) R. H. **Tawney**, Religion and the Rise of Capitalism, London, o. J., S. 267.

die Massen, er selbst die Reformation für die oberen Tausend.

Die Notwendigkeit, den grössten Teil der Gesellschaft durch geistige Praktiken zu einem Verzicht zu bewegen, der nicht unmittelbar durch die äussere Natur, sondern durch die klassenmässige Organisation der Gesellschaft bedingt ist, gibt den gesamten kulturellen Vorstellungen des Zeitalters einen ideologischen Charakter, der im Missverhältnis zu der auf Grund der technischen Entwicklung möglichen Erkenntnis steht. Auch bei einer Organisation, in der einzig die noch nicht beherrschte äussere Natur und nicht soziale Verhältnisse die menschliche Freiheit beschränken, zwängen die naturbedingten Grenzen dazu, einen Teil der äusseren Wünsche und Bedürfnisse zu verinnerlichen, und trieben zur Transformation der Energien. Soweit dann andere Triebziele, andere Befriedigungen und Freuden sich entwickeln, werden diese völlig den Charakter des Höheren, Edleren, Erhabenen entbehren, der heute alle spirituellen, alle sogenannten kulturellen Strebungen gegenüber den materialistischen, nicht verinnerlichten Triebregungen bekleidet. Die medizinmännische Gewichtigkeit, die infolge der antagonistischen Verfassung der Gesellschaft dem gesamten Leben in allen nicht wirtschaftlichen Sphären anhängt, verschwindet mit den Fetischen, mittels deren die Massen bei der Stange gehalten werden und um deren Begründung, Kultivierung, Propagierung dieses Leben zentriert ist. Die Rettung ästhetischer, literarischer, philosophischer Elemente der vergangenen Epoche bedeutet nicht die Konservierung des ideologischen Zusammenhangs, in dem sie standen. Der affirmative Charakter der Kultur, gemäss welchem über der wirklichen Welt das Sein einer ewig besseren behauptet wurde, dieser falsche Idealismus fällt ganz hinweg, aber der Materialismus, der übrigbleibt, ist nicht der bürgerliche der Gleichgültigkeit und Konkurrenz; die Voraussetzungen dieses groben atomistischen Materialismus, welcher unter der Herrschaft jenes Idealismus die eigentliche Religion der Praxis war und ist, werden dann dahingefallen sein. Mit dem Wort vom Reich der Freiheit ist nicht gemeint, dass dieses Treiben, zu dem sich die Kultur nun ausgewachsen hat, in „geläutertem“ Zustand sich ausbreiten und, wie man zu sagen pflegt, dem „ganzen Volk“ zugute kommen soll. Diese undialektische Ansicht, die den Kulturbegriff des Bürgertums, die asketische Rangordnung, seinen Begriff von Sittlichkeit naiv herübernimmt und seine grössten artistischen Leistungen verkennt, hat die Reformbestrebungen auch fortschrittlicher Parteien des 19. Jahrhunderts bis heute beherrscht, das Denken verflacht und schliesslich mit zur Niederlage beigetragen. Mit zunehmender Ausweglosigkeit der Lage der Massen bleibt dem Individuum schliesslich die Wahl zwischen zwei Verhal-

tungsweisen : der bewusste Kampf gegen die Zustände der Wirklichkeit, — in ihm ist das positive Element der bürgerlichen Moral, die Forderung nach Freiheit und Gerechtigkeit unmittelbar enthalten, aber seine ideologische Hypostasierung aufgehoben. Oder das ungebrochene Bekenntnis zu dieser Moral und der ihr entsprechenden Rangordnung, — dies führt zur geheimen Verachtung der eigenen konkreten Existenz und zum Hass gegen das Glück der anderen, zu einem Nihilismus[1]), der sich in der Geschichte der neueren Zeit als die praktische Vernichtung alles dessen, was froh und glücklich ist, als Barbarei und Zerstörung immer wieder geäussert hat.

In ausgezeichneten historischen Augenblicken kommt dieser bürgerliche Nihilismus in der spezifischen Form des Terrors zum Ausdruck. In der bisherigen Geschichte hat der Terror zu bestimmten Perioden ein Mittel der Regierung gebildet. Allein, es sind verschiedene Elemente dabei zu unterscheiden. Sein rationales Ziel besteht darin, den Gegner einzuschüchtern. Die grauenvollen Akte gelten dem Feind, sind Schutzmassnahmen nach aussen und innen. Der Terror verfolgt jedoch auch eine andere Absicht, die seinen Urhebern nicht immer ins Bewusstsein kommt, seltener von ihnen zugestanden wird : die Befriedigung der eigenen Gefolgschaft. Soweit selbst in so fortschrittlichen Bewegungen wie der französischen Revolution dieses zweite Element eine Rolle spielt, entspricht es jener tiefen Verachtung, jenem Hass gegen das Glück überhaupt, das mit dem moralisch vermittelten Zwang zur Askese verbunden ist. Die Predigt von der ehrenvollen Armut, die den Alltag dieses Zeitalters begleitet, das doch den Reichtum zu seinem Gott gemacht hat, eine Predigt, die sich im Verlaufe der Erhebung schliesslich verstärkt und den Grundton noch der freiheitlichsten bürgerlichen Führerrede bildet, heisst für den tiefsten Instinkt der Zuhörer, dass nach Wiederkehr der Ordnung nicht ein neues sinnvolles, freudiges Dasein beginnt und das Elend wirklich ein Ende hat — dann bedürfte es keines Terrors

[1]) Nietzsches Kritik des „europäischen Nihilismus" läuft letzten Endes auf die Verneinung der kulturellen Entwicklung seit dem Eintritt des Christentums hinaus. Der Nihilismus, von dem im Text gesprochen wird, ist enger umrissen. Er bezeichnet die geheime Selbstverachtung des Individuums auf Grund des Widerspruchs zwischen bürgerlicher Ideologie und Wirklichkeit, eine Selbstverachtung, die gewöhnlich mit dem überspannten Bewusstsein der Freiheit und der eigenen oder fremden Grösse verbunden ist. Weil Nietzsche den Begriff zu weit und daher unhistorisch fasst, muss er verkennen, dass der Nihilismus entweder von der Gesellschaft überhaupt oder gar nicht überwunden wird. „Das Egoistische ist uns verleidet", klagt er im „Willen zur Macht" (Werke, Leipzig 1919, XV. Bd., S. 147) ; das, wozu er absichtlich Mut macht, ist jedoch bloss das abstrakte Selbstbewusstsein antiker Sklavenhalter und unabsichtlich das gute Gewissen moderner Gewaltherren, die den allgemeinen Nihilismus reproduzieren und auch selbst im Herzen tragen.

zu ihrer Befriedigung —, sondern die Rückkehr zu einer schweren Arbeit, zu einem schlechten Lohn und die tatsächliche Unterordnung und Ohnmacht gegenüber jenen, die keine Opfer bringen müssen, um ehrlich zu sein. Die Gleichheit, welche die Individuen der Masse in solchen Augenblicken als gerecht empfinden und fordern, ist dann die allgemeine Erniedrigung zu einem kargen Leben, das man ihnen so emphatisch preist. Wenn der Genuss oder vielmehr schon die Genussfähigkeit, die sie seit ihrer Jugend in sich bekämpfen mussten, so verderblich sind, dann sollen auch die, welche dieses Laster verkörpern und in ihrem ganzen Wesen, in Aussehen, Kleidung, Haltung an es erinnern, ausgelöscht werden, damit das Ärgernis verschwinde und der eigene Verzicht bestätigt werde. Es müsste ja das ganze Leben jedes dieser Individuen der Masse ihm selbst als verfehlt erscheinen, wenn sich herausstellte, dass der Genuss wirklich etwas wert ist und die Aureole der Entsagung bloss in der Einbildung besteht. Durch die ungeschickten und gehetzten Versuche, noch mitzunehmen, was möglich ist, durch die Nachahmung von Orgien, wie er sie sich vorstellt, dokumentiert der einen Tag zur Macht gekommene kleine Mann dieselbe innerliche Angst wie der eigensinnig tugendhafte Parvenu, sein Leben zu verfehlen. Es geht eben immer um die Seele. Getrieben von heimlicher Neugierde und unauslöschlichem Hass, suchen die Menschen das Verbotene hinter dem, was ihnen fremd ist, hinter jeder Tür, in die sie nicht hineinspazieren können, in harmlosen Vereinen und Sekten, Klostermauern und Palästen. Der Begriff des Fremden wird dem des Verbotenen, Gefährlichen, Verworfenen synonym, und die Feindschaft ist umso tödlicher, als ihre Träger fühlen, dass dies Verbotene kraft ihres eigenen erstarrten Charakters für sie selbst unwiederbringlich verloren ist. Kleinbürgerliches Ressentiment gegen den Adel und Judenhass haben ähnliche seelische Funktionen. Hinter dem Hass gegen die Kurtisane, der Verachtung gegen die aristokratische Existenz, der Wut über jüdische Unmoral, über Epikuräismus und Materialismus, steckt ein tiefes erotisches Ressentiment, das den Tod ihrer Repräsentanten verlangt. Sie sind, möglichst unter Qualen, auszulöschen, denn der Sinn der eigenen Existenz wird jeden Augenblick durch die ihrige in Frage gestellt. In den Orgien der Aristokratie, der Weibergemeinschaft in aufständischen Städten, dem Blutrausch der Anhänger einer bekämpften Religion — in solchen ihren Opfern angedichteten Taten — verrät jene Tugend ihren eigenen Traum. Es ist nicht so sehr die Seltenheit des Luxus, welche die ideologisch beherrschte Masse in Bewegung setzt, wie die Möglichkeit des Luxus überhaupt. Dieser wird nicht darum wesentlich für frech gehalten, weil es Armut gibt, sondern weil die Armut

besser sei als er. Dass alle gleichermassen nichts sind und darauf reduziert werden, sobald sie meinen, mehr zu sein —, diese Brutalität gegenüber dem persönlichen Schicksal, die in der bürgerlichen Welt für die meisten das Gesetz ist, stellt die Guillotine jedermann vor Augen und gibt der Masse dazu noch das selige Gefühl der Allgewalt, indem ihr eigenes Prinzip zur Macht gelangt. Die Guillotine symbolisiert die negative Gleichheit, diese schlechteste Demokratie, die mit ihrem eigenen Gegensatz, der völligen Missachtung der Person identisch ist. Entsprechend tritt in den Gefängnissen und Tribunalen der bürgerlichen Freiheitsbewegungen und Gegenrevolutionen zur Grausamkeit noch die moralische Erniedrigung, Beschimpfung und Beleidigung der Verdächtigen als kennzeichnende Behandlungsart. Zwei Bedeutungen hat „Gleichmachen“ : das, was unten ist, heraufbringen, den höchsten Anspruch auf Glück bewusst als Masstab der Gesellschaft setzen, oder aber herabziehen, das Glück durchstreichen, alles auf das gegenwärtige Elend der Masse herunterbringen. Auch den befreienden und für die Menschheit entscheidenden Erhebungen dieses Zeitalters haftet noch etwas von dieser zweiten Bedeutung an. In den Massen wirken beide Tendenzen, und oft genug liegen sie im Streit. Wenn in den Gegenrevolutionen ausschliesslich die negative zur Wirksamkeit gelangte, so hat freilich auch die positive, über die Struktur der Epoche hinausweisende bereits den Charakter einiger historischer Erscheinungen überwiegend bestimmt.

Trotzdem braucht man nicht die von wilder Gegnerschaft eingegebenen Schilderungen Taines zu lesen,[1]) um auch im Terror der französischen Revolution die Äusserungen jenes Nihilismus zu erkennen. Klarer als die Zusammenstellung furchtbarer Ereignisse spricht der „philosophische Polizeimann Dutard“, den Mathiez zitiert, die Bedeutung des Terrors für die Massen aus. In seinem Bericht über die Hinrichtung von zwölf Verurteilten führt er aus : „Ich muss Ihnen sagen, dass diese Hinrichtungen in der Politik die grössten Wirkungen hervorrufen, aber die wichtigsten bestehen darin, das Ressentiment des Volkes wegen der von ihm ertragenen Übel zu beruhigen. Es übt dadurch seine Rache aus. Die Frau, die ihren Gatten verloren hat, der Vater, der seinen Sohn verloren hat, der Kaufmann, der kein Geschäft mehr hat, der Arbeiter, der alles so teuer bezahlt, dass sein Lohn sich beinahe auf nichts reduziert, lassen sich nur herbei, sich mit den Übeln, die sie bedrücken, zu versöhnen, wenn sie Menschen sehen, die noch

---

[1]) Vgl. H. Taine, Les origines de la France contemporaine, Paris 1881, III. Bd., S. 294 ff., IV. Bd., S. 276 ff.

unglücklicher sind als sie und in denen sie glauben, ihre Feinde zu erblicken."[1]) Marx und Engels haben die verächtliche Seite des Terrors der französischen Revolution nicht übersehen. „Der ganze französische Terrorismus", heisst es in der Neuen Rheinischen Zeitung[2]), „war nichts als eine plebejische Manier, mit den Feinden der Bourgeoisie, dem Absolutismus, dem Feudalismus und dem Spiessbürgertum fertig zu werden". Und im Jahre 1870 schreibt Engels : „La terreur, das sind grossenteils nutzlose Grausamkeiten, begangen von Leuten, die selbst Angst haben, zu ihrer Selbstberuhigung. Ich bin überzeugt, dass die Schuld der Schrekkensherrschaft Anno 1793 fast ausschliesslich auf den überängsteten, sich als Patrioten gebarenden Bourgeois, auf den kleinen.. Spiessbürger und auf den bei der terreur sein Geschäft machenden Lumpenmob fällt."[3]) Wenn Engels den Terror hier vor allem als eine lächerliche Übertreibung des rationalen Zwecks versteht, so liegt in seinem Abscheu vor dem Kleinbürger und Lumpenmob auch der Hinweis auf die gesellschaftlich bedingte sadomasochistische Verfassung dieser Schichten, die nicht weniger am französischen Terror schuld war als die Aktivität der Gegner.

Angesichts des unabsehbaren Aufschubs einer wirklich durchgreifenden und dauernden Verbesserung für die Armen und der Gewissheit, dass die reale Ungleichheit trotz der Phrase der Gleichheit weiterdauern wird, haben die Führer das Richtige getroffen und der Masse anstatt des Glücks des Allgemeinen das Unglück des Besonderen geboten. Die schöne Claire Lacombe spielte seit dem Aufstand vom 10. August, bei dem sie sich ausgezeichnet hatte, eine gewisse Rolle in der Revolution. Diese Schauspielerin stand der radikalen Linken nah und besass entscheidenden Einfluss bei den revolutionären Frauen. Als sie mit Robespierre und den Seinen in Konflikt geriet, kündigte man schon vor ihrer endgültigen Festnahme den Vollzug mit folgenden Worten an : „Die Frau oder das Mädchen Lacombe ist endlich im Gefängnis und ausserstande gesetzt zu schaden ; diese bacchantische Konterrevolutionärin trinkt jetzt nichts mehr als Wasser ; man weiss, dass sie sehr den Wein liebte, dass sie nicht weniger das gute Essen und die Männer liebte ; Beweis : die intime Freundschaft, die zwischen ihr, Jacques Roux, Leclerc und Genossen herrschte."[4]) Robespierre hat diesen kleinbürgerlichen Geist in seiner Politik weitgehend repräsentiert.

---

[1]) A. Mathiez, La Révolution française, Paris 1928 f., III. Bd., S. 81.

[2]) Bilanz der preussischen Revolution. Aus dem literarischen Nachlass von K. Marx und F. Engels, herausgegeben von F. Mehring, Stuttgart 1920, III. Bd., S. 211.

[3]) K. Marx, F. Engels, Briefwechsel, Berlin 1931, IV. Bd., S. 377.

[4]) A. Mathiez, La Vie chère, etc., a. a. O., S. 356.

Persönlich war er durch seine asketische Struktur dazu disponiert, doch auch die grosse fortschrittliche Bedeutung der Revolution drückt sich in seinem Charakter aus. „Das Volk“, heisst es in seinen Aufzeichnungen[1]), „welches Hindernis steht seiner Belehrung entgegen? Das Elend. Wann wird das Volk denn aufgeklärt sein? — Wenn es Brot haben wird und die Reichen sowie die Regierung aufhören, niederträchtige Federn und Zungen zu kaufen, um es zu täuschen. Wenn ihr Interesse mit dem des Volkes verschmolzen ist. Wann wird ihr Interesse mit dem des Volkes verschmolzen sein? — Niemals“. Aber diese Sätze reichten tatsächlich über die von ihm geleitete Bewegung hinaus. In seinem Manuskript hat er sie durchgestrichen. — Ebenso war Saint-Just zu einer grossen Einsicht gelangt: „Das Glück ist in Europa eine neue Idee.“[2]) Er äusserte sie im Zusammenhang mit jenen Gesetzen, die den Sturz seiner Regierung bedingten. Nach dem Thermidor wurde nicht das Glück, sondern der gesetzlose, unbeschränkte Terror auf die Tagesordnung gesetzt.

Die Analyse der psychischen Mechanismen, durch die Hass und Grausamkeit erzeugt werden, ist in der modernen Psychologie hauptsächlich von Freud angebahnt worden. Der Begriffsapparat, den er in seinen ersten Arbeitsperioden geschaffen hat, vermag wichtige Dienste beim Verständnis dieser Prozesse zu leisten. Aus seiner ursprünglichen Lehre leuchtet ein, dass die gesellschaftlichen Verbote unter den gegebenen familiären und allgemeinen sozialen Bedingungen dazu geeignet sind, den Menschen auf einer sadistischen Triebstufe festzuhalten oder ihn dahin zurückzuwerfen. Seine Lehre von den Partialtrieben, von der Verdrängung, der von Bleuler übernommene Begriff der Ambivalenz usf. bilden die Voraussetzung für ein psychologisches Vertsändnis des in Rede stehenden Vorgangs, wenn Freud selbst auch diese Anwendung im einzelnen nicht vorgenommen hat.[3]) Ohne die psychoanalytische Betrachtungsweise lässt sich die Transformation der psychischen Energien bei der Verinnerlichung heute nicht begreifen. Während jedoch die Freudschen Kategorien ursprünglich einen dialektischen Charakter zeigten, indem sie auf

---

[1]) J. Jaurès, Histoire socialiste de la Révolution française, VIII. Bd., Paris 1924, S. 259.

[2]) Saint-Just, Œuvres complètes, Paris 1908, II. Bd., S. 248.

[3]) Eine theoretisch wichtige Fortführung innerhalb der Psychoanalyse stammt von W. Reich. Vgl. vor allem „Massenpsychologie des Faschismus“, Kopenhagen 1933. Wir stimmen in vielen Punkten mit seiner psychologischen Deutung einzelner Züge des bürgerlichen Charakters überein. Reich leitet diese allerdings, hierin ein echter Schüler Freuds, im wesentlichen aus der Sexualunterdrückung ab; der Enthemmung der genitalen Sexualität schreibt er bei der Veränderung der gegenwärtigen Zustände eine fast utopische Bedeutung zu.

die Konstruktion des Einzelschicksals in der Gesellschaft bezogen blieben und die Wechselwirkung zwischen äusseren und inneren Faktoren spiegelten, ist in den späteren Jahren das historische Moment in seiner Begriffsbildung zugunsten des rein biologischen mehr und mehr zurückgetreten. Heute scheint es, als ob jener dialektische Charakter der Theorie auch in den früheren Arbeiten sich unabhängig vom Willen des positivistisch orientierten Autors eingeschlichen hätte. Je mehr er sich umfassenderen soziologischen, geschichtlichen oder philosophischen Problemen nähert, desto deutlicher tritt der liberalistische und weltanschauliche Zug seines Denkens hervor. Aus seiner Lehre vom Narzissmus folgt bereits, dass die Liebe erklärungsbedürftiger sei als der Hass. Dieser „ist als Relation zum Objekt älter als die Liebe, er entspringt der uranfänglichen Ablehnung der reizspendenden Aussenwelt von seiten des narzisstischen Ichs.“[1]) Späterhin ist der Trieb zur Zerstörung, „die angeborene Neigung des Menschen zum ‚Bösen‘, zur Aggression, Destruktion und damit auch zur Grausamkeit“[2]) als eine unmittelbar biologisch bestimmte Grundtatsache des Seelenlebens gesetzt worden. Freud nimmt an, „es müsse ausser dem Trieb, die lebende Substanz zu erhalten und zu immer grösseren Einheiten zusammenzufassen, einen anderen, ihm gegensätzlichen, geben, der diese Einheiten aufzulösen und in den uranfänglichen, anorganischen Zustand zurückzuführen strebe. Also ausser dem Eros einen Todestrieb.“[3]) Der „Sinn der Kulturentwicklung“ sei der „Kampf zwischen Eros und Tod, Lebenstrieb und Destruktionstrieb.., wie er sich an der Menschenart vollzieht.“[4])

Aus diesem allgemeinen Schema Freuds ergibt sich seine einfache Geschichtsphilosophie. Infolge der „primären Feindseligkeit der Menschen gegeneinander“[5]) ist die Kulturgesellschaft ständig vom Zerfall bedroht und eine dauernde Verbesserung der sozialen Zustände unmöglich. Alle Arten von Zwang, die Gesetze, ferner auch Moral und Religion sind Versuche, den Folgen des ewigen Destruktionstriebs zu begegnen. Es wird ständig einer „Elite“ bedürfen, um die zerstörungssüchtigen Massen im Zaum zu halten. In der Geschichte empfangen wir den Eindruck, „die ideellen Motive hätten den destruktiven Gelüsten nur als Vorwände gedient, andere Male, z. B. bei den Grausamkeiten der heiligen Inquisition, meinen wir, die ideellen Motive hätten sich im Bewusst-

---

[1]) S. Freud, Metapsychologie, Gesammelte Schriften, Wien 1924, V. Bd., S. 464.
[2]) S. Freud, Das Unbehagen in der Kultur, a. a. O., XII. Bd., S. 87.
[3]) S. Freud, a. a. O., S. 85 f.
[4]) S. Freud, a. a. O., S. 89.
[5]) S. Freud, a. a. O., S. 79.

sein vorgedrängt, die destruktiven ihnen eine unbewusste Verstärkung gebracht. Beides ist möglich."[1]) Sicher ist jedenfalls, „dass es keine Aussicht hat, die aggressiven Neigungen der Menschen abschaffen zu wollen."[2]) Wenn nach Freud das Leben gewisser primitiver Völkerstämme und die Lehre der Bolschewisten solche utopistischen Vorstellungen zu bekräftigen scheinen, so verharrt er doch in seiner Skepsis. „Ich halte das für eine Illusion."[3]) Man soll vor allem nicht meinen, der Krieg sei so bald abzuschaffen. Die „Kultureignung", d. h. „die einem Menschen zukommende Fähigkeit zur Umbildung der egoistischen Triebe unter dem Einflusse der Erotik,"[4]) besteht aus „zwei Anteilen.., einem angeborenen und einem im Leben erworbenen."[5]) Wir sind geneigt, den angeborenen zu überschätzen, und mit dem erworbenen ist es gewöhnlich nicht weit her. Die meisten sind im Hinblick auf ihre Kultiviertheit „Heuchler". Freud erklärt die im Krieg und nicht nur im Krieg geäusserte Grausamkeit nicht aus einer Transformation von Triebregungen, die auf materielle Ziele gehen, in letzter Linie aus dem Zwang zu geduldig ertragenem Elend. Er neigt dazu, den „Druck der Kultur", soweit er nicht die Sexualität betrifft, als Druck auf den angeborenen Destruktionstrieb anstatt auf die gesamten Bedürfnisse zu verstehen, welche die Massen entgegen den gesellschaftlichen Möglichkeiten verdrängen müssen. Der ewige Destruktionstrieb soll, wie der Teufel im Mittelalter, an allem Bösen schuld sein. Und Freud hält sich mit dieser Ansicht auch noch für besonders kühn. „Wahrscheinlich würde es auf geringen Widerstand stossen", schreibt er als Erklärung für das lange Zögern der Psychoanalyse, den Todestrieb in ihre Lehre aufzunehmen[6]), „wenn man den Tieren einen Trieb mit solchem Ziel zuschreiben wollte. Aber ihn in die menschliche Konstitution aufzunehmen, erscheint frevelhaft; es widerspricht zu vielen religiösen Voraussetzungen und sozialen Konventionen." Er weiss nicht, wie sehr diese neue Phase seiner Lehre und Bewegung bloss die soziale und religiöse Konvention wiederholt.

Die geschichtlichen Erscheinungen, von denen oben die Rede war, sollten die Ansicht erhärten, dass die Genussfeindschaft, die in der optimistischen und pessimistischen Menschenauffassung der neueren Zeit enthalten ist, aus der gesellschaftlichen Lage des

---

[1]) S. Freud, Warum Krieg? a. a. O., S. 357 f.
[2]) S. Freud, a. a. O., S. 359.
[3]) S. Freud, a. a. O.
[4]) S. Freud, Zeitgemässes über Krieg und Tod, a. a. O., X. Bd., S. 325.
[5]) S. Freud, a. a. O.
[6]) S. Freud, Neue Folge der Vorlesungen, a. a. O., XII. Bd., S. 258.

Bürgertums hervorgeht. Das überspannte Musterbild des Menschen, der zugleich sentimentalische und harte Begriff der Tugend und Selbsthingabe, der Kultus eines abstrakten Heroismus haben die gleiche Wurzel wie der individualistische Egoismus und Nihilismus, mit dem sie zugleich in Widerspruch und Wechselwirkung stehen. Die Überwindung dieser Moral liegt nicht in der Aufstellung einer besseren, sondern in der Herstellung von Zuständen, unter denen ihr Daseinsgrund hinwegfällt. Die Verwirklichung der Sittlichkeit, eines menschenwürdigen Zustandes von Gesellschaft und Individuen, ist nicht ein bloss seelisches, sondern ein geschichtliches Problem. Durch diese Einsicht hat Hegel den Idealismus über seine ursprünglichen Grenzen hinausgeführt. Die Freiheit ist „zunächst nur Begriff, Prinzip des Geistes und Herzens", sie ist jedoch dazu bestimmt, „sich zur Gegenständlichkeit zu entwickeln."[1]) „Auf die Frage eines Vaters nach der besten Weise, seinen Sohn sittlich zu erziehen, gab ein Pythagoreer (auch anderen wird sie in den Mund gelegt) die Antwort : wenn du ihn zum Bürger eines Staats von guten Gesetzen machst."[2]) Die Aufgabe ist somit nicht nur innerlich. Sie ist in der Gegenwart auch keine Angelegenheit der guten Orientierung und geschickten Auswahl. Ob die künftigen Generationen menschenwürdig leben werden, hängt vom Ausgang einer Periode von Kämpfen ab, deren Bedeutung für seinen eigenen Standpunkt Hegel noch nicht sehen konnte. Wenn jedoch Freud spottet, dass nach Ansicht gewisser Leute die Brutalität, Gewalttätigkeit, Grausamkeit des Menschen bloss vorübergehend seien oder durch die Umstände provoziert, ja „vielleicht nur Folge der unzweckmässigen Gesellschaftsordnungen, die er (der Mensch) sich bisher gegeben hat,"[3]) so referiert er zwar eine dialektische Theorie in allzu flachen Worten, aber selbst in der pragmatistischen Übersetzung entspricht diese bekämpfte Ansicht dem gegenwärtigen Zustand besser als die biologistische Metaphysik, zu der auch Freud sich bekennt. —

In keinem Phänomen kommt das Verhältnis zwischen praktischer Rücksichtslosigkeit und idealistischer Moral prägnanter zum Ausdruck als in dem Nebeneinander zartester Rücksichtnahme, harmloser Gutmütigkeit und zynischer Härte, das nicht bloss dem Individuum, das Macht gewinnt, sondern auch den Ideal- und Phantasiegestalten dieses Zeitalters eigentümlich ist. Die Besitzer der Riesenvermögen und die Politiker, deren Geschäft eine furcht-

---

[1]) Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, 3. Ausg. § 482, 2. Ausg. § 483.
[2]) Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 153.
[3]) S. Freud, Neue Folge, a. a. O.

bare Rücksichtslosigkeit bedingt, pflegen zu Hause zartfühlende und rührende Kameraden zu sein. Von der Rolle der Kinder war schon die Rede. Das grausigste Tagewerk wird von der Freundschaft und dem Lächeln gegenüber dem Kind umrahmt. Je tiefer die gesellschaftlich Schwachen sich ducken müssen, desto höher steigt das Symbol der natürlich Schwachen, der Kinder und ehrenwerten Greise. In der Blindheit gegen das Dasein der Tiere hat sich in der bisherigen europäischen Gesellschaft die gehemmte Entwicklung der Intelligenz und Instinkte gezeigt. Ihr Los in unserer Zivilisation spiegelt die ganze Kälte und Borniertheit des vorherrschenden menschlichen Typus wider. Wenn jedoch die Individuen bewusst zu besonders blutigen Mitteln greifen, haben sie gewöhnlich ihre Liebe zu den Tieren wenn nicht entdeckt, so wenigstens behauptet. „Sie nennen mich grausam, obgleich ich kein Insekt leiden sehen kann", sagt Marat, als er die Tötung einer Reihe von politischen Gegnern empfiehlt.[1]) Die sentimentale Liebe zu Tieren gehört in dieser Gesellschaft mit zu den ideologischen Veranstaltungen. Es ist nicht eine allgemeine Solidarität, die sich selbstverständlich auch auf diese lebendigen Wesen erstreckte, sondern zumeist ein Alibi gegenüber dem eigenen Narzissmus und dem öffentlichen Bewusstsein, gleichsam ein Test, dass man der idealen Moral entspricht. Das Bekenntnis der Grausamkeit, das Eingeständnis, Freude an der Grausamkeit zu haben, die man begeht, widerspräche völlig der notwendigen Stimmung dieser Zeit. Eine Regierung, zu deren täglich angewandten wichtigsten Mitteln jener Terror im negativen Sinn gehört, die der nihilistischen Verfassung ihrer eigenen Gefolgschaft die furchtbarsten Opfer bringt und gegen ihre spontane Betätigung wohlüberlegte Nachsicht zeigt, würde sich selbst aufheben, wollte sie dies wirklich eingestehen. Nichts wiese sie weiter von sich als die begeisternde Funktion der Grausamkeit. Ja, es gehört seit langem gewissermassen zum Handwerk des Terrors, ihn nach aussen hin zu bagatellisieren oder ganz zu verleugnen. Schon Calvin lobt die Milde der Genfer Ratsbehörde, als er seine Gegner durch sie foltern liess[2]), und unterschlägt die Folter in einem für das entrüstete Zürich bestimmten Bericht.[3]) Es ertönen die Stimmen, dass im terrorisierten Genf „unglaubliche Ruhe" und „Eintracht unter allen Guten"[4]) herrsche, und jene Kundgebungen der Aussenwelt

---

[1]) zitiert nach H. Cunow, Die Parteien der grossen französischen Revolution und ihre Presse, Berlin 1912, S. 334.

[2]) Vgl. Kampschulte, a. a. O., II. Bd., S. 268.

[3]) Vgl. Kampschulte, a. a. O S 270.

[4]) Kampschulte, a. a. O.

hatten „keine weiteren Folgen.“[1]) — „Der Richter ist ein sublimierter Henker“, sagt Nietzsche.[2]) Wenn dies wahr ist, so lockerte sich doch der Tatbestand, wenn ihn der Richter in Wahrheit zu seinem Bewusstsein machte. Freud sagt mit Recht, dass der Destruktionstrieb aus kulturellen Gründen jeweils einen Vorwand, eine Rationalisierung braucht — die Schlechtigkeit des Gegners, die pädagogische Zweckmässigkeit, die Verteidigung der Ehre, einen Krieg oder sonst eine Volkserhebung. Aber diese Rationalisierung wirkt nicht dem Verfall jeder menschlichen Gemeinschaft überhaupt, sondern bloss dem der gegenwärtigen entgegen. Der für ewig gehaltene Destruktionstrieb wurde bisher aus gesellschaftlichen Verhältnissen stets reproduziert und auch mit Hilfe ideologischer Praktiken im Zaum gehalten. Unter veränderten Umständen können die Wirksamkeit und Erkenntnis gemeinschaftlicher Interessen die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen bestimmen; der „Destruktionstrieb“ wird sie nicht mehr stören. In der gegenwärtigen Epoche ist der Egoismus tatsächlich destruktiv geworden, sowohl der gefesselte und abgelenkte Egoismus der Massen, wie das veraltete egoistische Prinzip der Ökonomie, das nur noch seine brutalste Seite zeigt. Indem dieses überwunden wird, vermag jener in einem neuen Sinn produktiv zu werden. Die Schlechtigkeit des Egoismus liegt nicht an ihm selbst, sondern an der geschichtlichen Situation; mit ihrer Veränderung geht sein Begriff in den der vernünftigen Gesellschaft über.

Da sowohl die praktische als auch die theoretische Lösung der anthropologischen Frage nur durch den Fortschritt der Gesellschaft selbst zu leisten ist und die wirkliche Beschaffenheit des bürgerlichen Menschen sich erst ganz aufhellt, wenn er sich verwandelt hat, so wird keine Philosophie und keine geschickte Methode der Erziehung dem Problem gerecht. Die den Einblick behindernde idealistische Moral ist nicht etwa zu verwerfen, sondern historisch zu verwirklichen und deshalb heute auch nicht auszuschalten. Die Frage, wie das Schicksal des allgemein verfemten Egoismus, des „Zerstörungs- und Todestriebs“ in einer vernünftigeren Wirklichkeit sich gestalten werde, findet keine bestimmte Antwort. Doch gibt es in der neueren Zeit Anzeichen, die in eine und dieselbe Richtung einer Lösung weisen. Einige Denker haben, im Gegensatz zum herrschenden Geist, den Egoismus weder verhüllt noch verkleinert noch angeklagt, sondern sich selbst zu ihm bekannt. Nicht zu jener abstrakten und jämmerlichen Fiktion, in welcher er bei manchen Nationalökonomen und

---

[1]) Kampschulte, a. a. O., S. 271.
[2]) F. Nietzsche, a. a. O., XII. Bd., S. 89.

bei Jeremias Bentham eine Rolle spielt, sondern zum Genuss, zum Höchstmass an Glück, in das auch die Befriedigung grausamer Regungen mit eingeschlossen ist. Sie haben keinen der Triebe, die ihnen historisch als ursprünglich gegeben waren, idealisiert, sondern die von der offiziellen Ideologie hervorgerufene Verbiegung der Triebe gebrandmarkt. Diese Denker, seit Aristipp und Epikur, sind in der neueren Geschichte wesentlich bloss nach ihrem Gegensatz zur herrschenden Moral verstanden worden. Von da her wurden sie verteidigt und verdammt. Aber mit diesen Apologeten des unbeschränkten Egoismus hat es eine eigene Bewandtnis. Indem sie selbst den verpönten Triebregungen nachspürten und sie ohne Ablehnung und Verkleinlichung ins Bewusstsein hoben, verloren die Mächte ihre dämonische Gewalt.

Diese hedonistischen Psychologen wurden in der Regel als die Feinde der Menschheit hingestellt oder von ebendiesen auf den Schild gehoben. Am meisten ist das Nietzsche widerfahren. Man hat den Übermenschen, den problematischsten Begriff, mit dem der Psychologe den von ihm beherrschten analytischen Bereich verliess, nach dem Wunschtraum des Spiessbürgers gedeutet und Nietzsche selbst mit diesem verwechselt. Das Abenteuerliche schien daran so schön. Grösse, Blut und Gefahr waren auf Bildern und Denkmälern seit je beliebt. Aber Nietzsche ist das Gegenteil dieses aufgespreizten Kraftgefühls. Sein Irrtum liegt in dem Mangel an historischem Verständnis der Gegenwart, der ihn zu absonderlichen Hypothesen treibt, wo klare theoretische Erkenntnis möglich war. Gegenüber der geschichtlichen Dynamik seiner Zeit und damit gegenüber dem Weg zu seinem Ziel ist er blind gewesen ; deshalb gerät auch noch seine grossartigste Analyse, die Genealogie der Moral und des Christentums, bei aller Feinheit zu grob. Aber dieser Prophet der epikuräischen Götter und des Lustcharakters der Grausamkeit hat sie bei sich selbst von dem Zwang zur Rationalisierung befreit. Indem der Wille, leiden zu machen, aufhört, sich „im Namen“ Gottes, „im Namen“ der Gerechtigkeit, der Sittlichkeit, der Ehre, der Nation usw. zu betätigen, verliert er, mittels der Erkenntnis seiner selbst, die furchtbare Gewalt, die er ausübt, solange er sich auf Grund der ideologischen Verleugnung vor seinem eigenen Träger verbirgt. Er wird als das, was er ist, in die Ökonomie der Lebensführung eingestellt und vernünftig beherrschbar. Nicht die Aufhebung der Ideologie und ihrer Basis, das heisst der Übergang zu einer besseren Gesellschaft, sondern die Entfesselung der gegenwärtig aus gesellschaftlichen Gründen reproduzierten und verdrängten Aggression durch die bürgerlichen Autoritäten selbst, zum Beispiel in Krieg und Aufbruch der Nation, macht aus ihr eine kulturver-

nichtende Gewalt. Nietzsche selbst kann man sich nicht als Henker denken wie manchen seiner Jünger. Seine inoffensive Existenz entspringt aus dem tiefsten Wissen um seelische Zusammenhänge, das es vielleicht in der Geschichte gegeben hat. Nietzsches Vorläufer in der Analyse von Egoismus und Grausamkeit, Mandeville, Helvetius, de Sade sind wie er selbst von Freuds herablassender Toleranz gegen den „leider" nun einmal vorhandenen Destruktionstrieb, von seiner resignierenden Skepsis so frei wie vom Ressentiment des liebenden Rousseau.

Durch ihr eigenes Dasein scheinen diese Psychologen darauf hinzuweisen, dass die Befreiung von der asketischen Moral mit ihren nihilistischen Konsequenzen eine menschliche Veränderung im umgekehrten Sinne zu bewirken vermag wie die Verinnerlichung. Dieser sie aufhebende Prozess wirft den Menschen nicht auf die vorhergehende seelische Stufe zurück, gleichsam als ob jener erste Prozess nicht geschehen wäre, sondern bringt ihn zu einer höheren Form der Existenz. Sie zur allgemeinen Wirklichkeit zu machen, haben jene Denker wenig beigetragen ; dies ist vornehmlich die Aufgabe der historischen Personen, bei denen Theorie und geschichtliche Praxis zur Einheit wurden. Bei ihnen treten die Mechanismen der bürgerlichen Psychologie als bestimmende Mächte ihres Lebens wie als theoretischer Gegenstand hinter ihre welthistorische Mission zurück. Sofern mit ihrer Hilfe die Menschheit in eine höhere Existenzform eintritt, wird sie mit der Veränderung der Wirklichkeit rasch auch die freiere seelische Verfassung gewinnen, wie sie die grosse Zahl der Kämpfer und Märtyrer für jene allgemeine Umwandlung schon ohne psychologische Vermittlung besitzt, weil das düstere glückverneinende Ethos einer vergehenden Epoche nichts mehr über sie vermag.

Nach der ästhetischen Theorie des Aristoteles bewirkt das Ansehen von Leiden in der Tragödie eine Lust.[1]) Die Menschen werden reiner, indem sie diesen Trieb, die Freude am Mitleiden, befriedigen. Die Anwendung der Theorie des Aristoteles auf die neuere Zeit scheint problematisch zu sein, sie ist, selbst von Lessing, im Sinn der idealistischen Moral umgedeutet und „versittlicht" worden. Die Katharsis durch das Schauspiel, durch das Spiel überhaupt, setzt eine veränderte Menschheit voraus.

The Selfish Interest and the Movement for Emancipation.

In modern literature on the nature of man, we find two main trends : a pessimistic and an optimistic interpretation. Superficially they appear to

[1]) Vgl. das 6. Kapitel der Poetik.

be mutually exclusive. The first, which usually accepts Machiavelli as its authority, represents human beings as fundamentally evil; the second, of which Rousseau is the outstanding exponent, depicts man as good by nature.

The author demonstrates that both trends are identical in one fundamental aspect, namely that they reject an entire set of impulses comprehensively defined as egoistic. A scale of values that counsels an amenable attitude and consideration of one's neighbor and the public weal, and rejects all egoistical indifference, conditions the practical and theoretical morals of the times.

The picture of man inherent in such conceptions does not, however, conform to reality. Endeavoring to explain the obvious contradiction between reality and the moral attitude in modern times, the author analyses the social-psychological situation as evidenced in several outstanding historical events. The Roman revolt of Cola di Rienzo, the movement of Savonarola, the Reformation and the French Revolution, which are described as typical, reveal distinct similarities. Rural and urban masses, whose situation has become unbearable, slide off in a revolutionary direction. This movement is then channelled off by the propertied classes in such a way as to permit them to effect the changes they want in administration, in political, legal and religious institutions. Those impulses of the masses which transgress such demands are diverted into an inner spiritual revival. This accounts largely for the similarities of such events.

From such conceptions, the author develops the significance of the modern leader, the endowment of him with magic qualities, the importance of symbols and festivities, the significance of speech, the ever-recurring cry for a revival of the soul, the substitution of new for old „elites", religious devotion, and the anchorage of poverty in the eternal essence of things. While these phenomena occupy the foreground of the scene in such movements as those described, they are also effective in everyday life. In this way, the function of the moral ideal in incorporating the masses into the framework of existing society is revealed. Asceticism, which is closely connected with these phenomena, during the entire period of individualism has exercised a potent civilizing function, and has contributed towards the development of those human and objective elements necessary for the attainment of a higher historical level. An integral part of the social mechanism of the modern epoch is the process of turning the flow of life inward into a purification of the soul.

On the other hand, the depreciation of the individual's happiness, which is reflected in the moral ideal and which, under the ruling social conditions is confirmed daily through the insecurity of life, brings forth a general nihilism which finds expression in the indifference and coolness of human beings towards each other, as well as in various manifestations of barbarism in this epoch.

The author maintains that selfishness as a general characteristic of the modern type of man may be traced directly to the social structure, which implies the isolation of the individual. His analysis of the historical events is intended to make the connection more concrete. Thus the study attempts to contribute towards an understanding of the present, in demonstrating

that some of its terrifying psychological phenomena are not isolated and accidental, but related to the entire history of the epoch.

Egoïsme et révoltes.

Dans la littérature anthropologique des temps modernes, on distingue parfois deux tendances, l'une pessimiste et l'autre optimiste. La première, que l'on rapporte généralement à Machiavel, considère l'homme comme essentiellement mauvais ; pour l'autre, dont Rousseau est un représentant typique, l'homme est à l'origine bon. Horkheimer montre que les deux tendances se rencontrent en un point capital : elles rejettent une série d'impulsions naturelles que l'on peut d'un mot désigner comme égoïstes. L'anthropologie, la morale de cette époque posent comme évidente une certaine échelle des valeurs, elles réservent les éloges à une mentalité sociale faite de dévouement au prochain et à la communauté et condamnent tout égoïsme décidé à s'affirmer sans égard à autrui.

Cependant ce modèle de l'homme se trouve être en opposition flagrante avec la réalité. Pour expliquer cette tension entre l'être réel et l'idéal de l'homme, H. analyse la situation psychologique et sociale lors de certains événements historiques. La révolte romaine de Cola di Rienzo, le mouvement de Savonarole, la Réforme et la Révolution française, que H. considère comme typiques, présentent certaines analogies. Des masses paysannes et urbaines, dont la situation est devenue insupportable, passent à un mouvement révolutionnaire. Ce mouvement est détourné dans une direction favorable aux classes possédantes par ces classes elles-mêmes, qui utilisent la révolte en vue de revendications bourgeoises, telles que réorganisation administrative, réorganisation des formes politiques, juridiques et religieuses. Dans la mesure où les aspirations des masses vont au delà de ces revendications, ces aspirations sont orientées vers un renouvellement moral et spirituel — elles sont intériorisées. Ainsi s'explique la similitude observée dans le dynamisme de ces événements. H. étudie surtout le rôle du chef bourgeois, les qualités magiques qu'on prête à sa personnalité, l'importance des symboles et des fêtes, la signification du discours, l'appel à la rénovation intérieure, la relève des vieilles élites par des élites nouvelles, l'émotion religieuse, la justification de la pauvreté comme inhérente à la nature éternelle des choses. L'étude de tous ces phénomènes, qui sans doute apparaissent plus nettement dans les révoltes de l'époque bourgeoise, mais qui n'en sont pas moins efficaces dans ce qu'on appelle la vie quotidienne — cette étude montre la fonction que remplit le modèle moral dans l'intégration des masses à la société existante. Le sentiment ascétique, lié à ce modèle, a exercé une puissante action civilisatrice à travers toute l'époque de l'individualisme, et il a contribué à l'évolution matérielle et humaine vers un niveau historique supérieur. L'intériorisation appartient aux mécanismes sociaux de l'époque bourgeoise. D'autre part, le sentiment, impliqué par cet idéal, que le bonheur personnel a peu de prix, sentiment, au reste confirmé chaque jour par l'incertitude de la vie dans les conditions sociales existantes, mène à un nihilisme universel, qui s'est manifesté aussi bien dans la froideur et

l'indifférence des hommes les uns à l'égard des autres que dans certains phénomènes de barbarie de cette époque.

D'après H., l'égoïsme dans le caractère du type moderne de l'homme, s'explique immédiatement par une structure sociale qui comporte l'isolement de l'individu ; les événements historiques qu'il analyse devraient cependant servir à rendre cette explication plus concrète. Ainsi l'étude veut contribuer à ce que le présent et ses terribles phénomènes psychiques n'apparaissent plus comme isolés et, pour ainsi dire, accidentels, mais s'insèrent au contraire dans l'ensemble historique que représente notre époque.

Über Jazz.

Von
Hektor Rottweiler.

Für informatorische und kritische Mitwirkung an den hier publizierten, durchaus vorläufigen Anmerkungen ist der Autor Herrn Mátyás Seiber, Budapest, zu Dank verpflichtet.

Die Frage, was unter Jazz zu verstehen sei, scheint der eindeutig definitorischen Antwort zu spotten. Wie der historische Ursprung der Gattung im Nebel des jüngst Vergangenen verfliesst, so ihr Umfang im zweideutigen Gebrauch der Gegenwart. Zur rohen Orientierung könnte man angeben, es handle sich um den Bereich jener sei es unmittelbar gebrauchten sei es leicht stilisierten Tanzmusik etwa seit dem Kriege, die von der voraufgehenden durch einen entschiedenen, doch selber der Bestimmung höchst bedürftigen Charakter von Modernität sich abhebe. Er wird am sinnfälligsten vielleicht von den — übrigens regional sehr verschiedenen — Widerständen bezeichnet, denen der Jazz begegnet und die nach den Begriffen des seelenlos Mechanischen und des zuchtlos Dekadenten polarisiert sind. Musikalisch ist jene „Modernität" wesentlich auf Klang und Rhythmus bezogen, ohne die harmonisch-melodische Konvention der tradierten Tanzmusik fundamental zu brechen. Als rhythmisches Prinzip gilt die Synkope. Sie tritt ausser in ihrer Elementarform — wie der Vorläufer des Jazz, der Cake-walk, sie nutzt — in vielfachen Modifikationen auf, die stets indessen auf jene Elementarform durchlässig bleiben. Die gebräuchlichsten Modifikationen sind : die Verschleifung der guten Taktteile durch Aussparung (Charleston) oder Überbindung (Ragtime) ; die Scheintaktigkeit, etwa als Behandlung eines Viervierteltaktes als Folge von 3 + 3 + 2 Achteln, mit dem Akzent jeweils auf der ersten Note der als „Scheintakt" aus dem Hauptrhythmus herausgegliederten Gruppe ; endlich der „Break", eine improvisationsähnliche Kadenz, meist am Ende des Mittelteils zwei Takte vor Wiedereintritt des Refrain-Hauptteils. Bei all diesen Synkopierungen indessen, die in virtuosen Stücken zuweilen als ungemein kompliziert sich geben, ist die zugrundeliegende Zählzeit aufs strengste innegehalten ; sie wird je

und je von der grossen Trommel markiert. Die rhythmischen Ereignisse betreffen die Akzentuierung, doch nicht den Zeitverlauf des Stückes, und selbst die Akzentuierung bleibt, eben durch die grosse Trommel und die ihr zugeordneten Continuo-Instrumente, stets auf eine zugrundeliegende symmetrische bezogen. So ist denn insbesondere in der „Grossrhythmik" die Symmetrie völlig respektiert. Die achttaktige Periode, ja bereits die viertaktige Halbperiode sind unangefochten in Geltung erhalten. Dem entsprechen ebenso simple harmonische und melodische Symmetrieverhältnisse, nach Halb- und Ganzschluss aufgegliedert. — Dem Klang ist die gleiche Simultaneität des Ausbrechenden und des Starren eigen. Er kombiniert expressive und kontinuohafte, objektiv durchgehaltene Elemente : Geige und grosse Trommel sind seine Extreme. Sein Lebenselement aber ist jenes Vibrato, das einen für sich selber starren und objektiven Ton gleichsam in sich erzittern macht ; das ihm subjektive Emotionen einlegt, ohne dass diese die Starrheit des Grundklanges zu brechen vermöchten — so wie die Synkope das Grundmetron nicht zu brechen vermag. In Europa gilt als für jenen Klang repräsentativ das Saxophon, gegen welches die Widerstände vorab sich kehren. In Wahrheit ist das Instrument, dem so viel modernistische Verruchtheit nachgesagt wird und das die überreizten abendländischen Nerven der Negervitalität pervers preisgeben soll, von ehrwürdigem Alter. Es findet bereits in Berlioz' Instrumentationslehre sich abgehandelt ; wurde im neunzehnten Jahrhundert erfunden, als die Emanzipation der Orchestrierungskunst die Forderung nach feineren Übergängen zwischen Holz- und Blechblaskörper nahelegte, und ist in einem längst zur Klassizität erhobenen Stück wie Bizets Arlésienne-Suite — freilich nicht obligat — verwandt. In vielen Ländern wird es seit Generationen in der Militärmusik gebraucht und vermag darum keinen Menschen mehr zu chokieren. Seine Bedeutung für die tatsächlich geübte Jazzpraxis mag hinter der der Trompeten zurückstehen, denen eine weit grössere Mannigfaltigkeit von Spielweisen zu Gebot steht als dem Saxophon und die darum funktionell weit bequemer, weit weniger abhängig vom Grundklang sich einsetzen lassen als jenes. Der Jazzklang selber aber bestimmt sich eben nicht durch ein bestimmtes auffälliges Instrument, sondern funktionell : durch die Möglichkeit, das Starre vibrieren zu lassen, oder allgemeiner durch die Möglichkeit der Herstellung von Interferenzen zwischen Starrem und Ausbrechendem. Das Vibrato selber ist Interferenzerscheinung im genauen physikalischen Sinn, und das physikalische Modell taugt wohl zur Darstellung des historisch-gesellschaftlichen Phänomens Jazz.

Lässt dieser, zunächst strikt technologisch, eher funktionell sich umschreiben als bündig definieren, so darf der technologische Tatbestand der Funktion als Chiffre eines gesellschaftlichen verstanden werden : die Gattung wird von der Funktion beherrscht und nicht von einem autonomen Formgesetz. Als Tanzmusik scheint sie zum Gebrauch selber sich zu bekennen. Aber es scheint zugleich ihr eifriges Anliegen, ihre Funktion lediglich abstrakt, eben unter der Formel Tanzmusik, zu deklarieren, um dafür konkret umso unangefochtener geheim sie ausüben zu können : darum gibt die Funktion des Jazz dem Dialektiker als Rätsel sich auf. So wenig eindeutige Elemente des Materials zu dessen Lösung beitragen, so wenig die Formtypen, die der Jazz ausgebildet hat. Vieles, was wenn nicht bei den Jazzfachleuten so doch zumindest beim Publikum als Jazz unterläuft, will nicht einmal der gröbsten Charakteristik rhythmischer und klanglicher „Interferenz" Genüge tun. Das gilt zunächst für die Tangos, die, rhythmisch sehr primitiv, nur die Elementarform der Synkope heranziehen, ohne sie je zum Prinzip der Faktur zu machen. Es gilt weiter für jene Mischform aus Jazz und Marsch, die seit der „Valencia" von 1925 als „Six-eight" aufkam und ungemein rasch sich ausbreitete, die marschähnlichen Züge immer offener ausbildete, anstelle der Synkope den ungebrochen durchlaufenden Rhythmus, anstelle des Interferenzklanges einen homogenen und „wohllautenden" Tuttiklang setzte ; von der Jazzpraxis aber nie scharf sich sonderte und von den Orchestern alternierend mit durchsynkopierter „Hot music" gespielt wird. Andererseits wird viele Musik als Jazz oder Jazz-verwandt nur um ihres Klanges willen angesehen, ohne überhaupt mit den rhythmischen Jazzprinzipien befasst zu sein : der breite Publikumserfolg der Songs von Kurt Weill war durchaus einer von Jazz, obwohl die rhythmische Profilierung ihrer Melodien nach der Skandierung der komponierten Verszeile dem Jazzverfahren völlig entgegengesetzt ist ; durchgehender Grundrhythmus und Saxophonklang stehen hier allein fürs Jazzwesen ein. Jazz ist nicht, was er „ist" — karg und mit einem Blick zu durchdringen ist sein ästhetisches Gefüge bei sich selber —, er ist, wozu man ihn braucht und das freilich stellt vor Fragen, die zu beantworten weitgreifende Untersuchung nötig machte. Vor Fragen nicht wie das autonome Kunstwerk ; viel eher wie der Detektivroman, mit dem der Jazz gemein hat, dass er eine strenge Stereotypik unerbittlich durchhält und zugleich alles daran setzt, sie durch individualisierende Züge vergessen zu lassen, die selber wieder ausschliessend durch die Stereotypik determiniert sind. Wie beim Detektivroman die Frage nach dem Verbrecher sich verschränkt mit der, was mit dem Ganzen bedeutet

sei, so beim Jazz die nach dem seltsamen Subjekt, das da zugleich bebt und marschiert, mit der, wozu es diene, wozu es überhaupt da sei, während es sein Dasein als eine Selbstverständlichkeit behauptet, die nur verbirgt, wie schwer ihm die eigene Rechtfertigung fallen muss.

Denn wollte man, wie es oft genug geschah, die Gebrauchsfähigkeit des Jazz, seine Eignung zum Massenartikel, als Korrektiv der bürgerlichen Vereinsamung der autonomen Kunst, als dialektisch fortgeschritten betrachten und gar seine Gebrauchsfähigkeit als Motiv zur Aufhebung des Dingcharakters der Musik akzeptieren, man geriete in jene jüngste Romantik, die aus ihrer Angst vorm tödlichen Charakter des Kapitalismus den verzweifelten Ausweg sucht, das Gefürchtete selber zu bejahen als eine Art grausiger Allegorie kommender Freiheit und die Negativität zu tabuieren — ein Tabu, an das, beiläufig gesagt, der Jazz selber glauben machen möchte. Wie immer es in einer kommenden Ordnung der Dinge mit Kunst sich verhalten mag; ob ihr Autonomie und Dinglichkeit wird erhalten bleiben oder nicht — und die ökonomische Überlegung bringt manchen Grund dafür bei, dass auch die richtige Gesellschaft nicht auf die Herstellung purer Unmittelbarkeit aus sein wird —, soviel jedenfalls ist gewiss, dass die Gebrauchsfähigkeit des Jazz die Entfremdung nicht aufhebt, sondern verstärkt. Der Jazz ist Ware im strikten Sinn : seine Tauglichkeit zum Gebrauch setzt in der Produktion anders nicht sich durch denn in Gestalt seiner Absatzfähigkeit, im äussersten Widerspruch zur Unmittelbarkeit der Verwendung nicht bloss, sondern auch des Arbeitsprozesses selber; sie unterliegt den Gesetzen, auch der Zufälligkeit des Marktes, so wie seine Distribution denen von Konkurrenz oder auch schon Monopol. Die Züge am Jazz indessen, in denen Unmittelbarkeit sich zu behaupten scheint, jene angeblich improvisatorischen nämlich, als deren Elementarform die Synkope genannt ward, sind dem genormten Warencharakter, selber wiederum genormt, in blanker Auswendigkeit hinzugefügt, um ihn zu maskieren, ohne doch Macht über ihn zu gewinnen für eine Sekunde. Durch Intentionen sei es von gehobenem „Stil", sei es von individuellem Geschmack, ja sei es auch von individueller Spontaneität will der Jazz seinen Absatz verbessern und seinen Warencharakter bemänteln, der, nach einem der gründenden Widersprüche des Systems, unverhüllt auf dem Markte die Durchsetzung seiner selbst gefährdete. Wie immer neusachlich der Jazz sich gebärden mag, er ist, was alle Sachlichkeit am grimmigsten zu befehden vorgibt, Kunstgewerbe, und seine Sachlichkeit taugt nicht mehr als ein aufgeklatschtes Ornament, das darüber betrügen soll, wie sehr er blosse Sache ist.

Solcher Trug liegt zunächst im Interesse des Bürgertums. Wenn ihm wirklich das Vorrecht aufbehalten ist, seine eigene Entfremdung zu geniessen, so hilft in der antagonistisch weit fortgeschrittenen Situation zu solchem Genuss nicht mehr das Pathos der Distanz, von dem noch Nietzsche Freundliches zu berichten wusste. Wie es durch Gemeinschaftsideologien der vielfältigsten Art die Distanz fürs Bewusstsein umso mehr verkleinert, je unerbittlicher sie im Sein anwächst, so ist ihm das Entfremdete selber nur noch erträglich, solange es sich als unbewusst und „vital" gibt : das Allerfremdeste als das Allervertrauteste. Die Funktion des Jazz ist denn auch zunächst relativ auf die Oberklasse zu verstehen und seine folgerichtigeren Formen dürften, jedenfalls soweit es um intimere Rezeption geht als das blosse Ausgeliefertsein an Lautsprecher und Kapellen in Massenlokalen, heute noch der tanzgerechten und hochtrainierten Oberschicht aufbehalten sein. Der Jazz repräsentiert ihr, ähnlich etwa wie die Abendkleidung des Herrn, die Unerbittlichkeit der gesellschaftlichen Instanz, die sie selber ist, die sich jedoch im Jazz als urtümlich, primitiv, „Natur" verklärt ; mit seinen individuellen oder stileigenen Momenten aber appelliert der Jazz an ihren „Geschmack", zu dessen souveräner Wahlfreiheit ihr Standort sie legitimiert ; dass aber der Jazz, sowohl um seiner Starrheit wie seines individualisierenden Geschmacks willen, „kein Kitsch" sei, hilft den also Disziplinierten zu gutem Gewissen. Allein die Wirkung des Jazz bleibt so wenig an die Oberschicht gebunden, wie deren Bewusstsein von dem der Beherrschten in Schärfe sich abhebt : der Mechanismus der psychischen Verstümmelung, dem die gegenwärtigen Bedingungen ihren Fortbestand verdanken, hat Macht auch über die Verstümmler selber, und sind diese der Triebstruktur nach ihren Opfern ähnlich genug, so werden die Opfer damit entschädigt, dass sie an den Gütern der Herrschenden soweit Anteil haben dürfen, wie diese auf eine verstümmelte Triebstruktur gemünzt sind. Als Oberflächenwirkung und Zerstreuung, ob auch nicht als seriöses Amüsierritual, durchdringt der Jazz die gesamte Gesellschaft, selbst das Proletariat ; in Europa dürften allenfalls spezifisch agrarische Gruppen ausgenommen sein. Oft mögen die Abhängigen durch die Rezeption des Jazz mit der Oberklasse sich identifizieren ; Jazz gilt ihnen für „mondän", und ihm dankt es der Angestellte, wenn er mit seiner Freundin im Biercabaret stets noch etwas Besseres sich dünkt. Doch werden dabei wohl einzig noch die „primitiven" Elemente des Jazz, also die nachtanzbaren guten Taktteile des Grundrhythmus, aufgefasst ; die hochsynkopierte Hot music wird geduldet, ohne genauer ins Bewusstsein zu dringen — zumal die billigen Tanzlokale

keine virtuosen Jazzorchester bezahlen können und die vermittelte Wiedergabe durchs Radio doch weit weniger eindringlich bleibt als die der leibhaften Kapelle zu ihrem Ort und ihrer Stunde. Es ist aber charakteristisch für den Jazz als „Interferenz", dass auf seine differenzierteren Elemente ohne weiteres sich verzichten lässt, ohne dass er darum sich aufhöbe oder nur aufhörte, als Jazz kenntlich zu sein. Er ist pseudodemokratisch in jenem das Bewusstsein der monopolistischen Epoche bezeichnenden Sinn : die Attitude seiner Unmittelbarkeit, definierbar durch ein starres Tricksystem, täuscht über die Klassendifferenzen, über die getäuscht werden muss, weil sie anders nicht mehr geduldet würden. Wie im aktuell politischen so ist im ideologischen Bereich solcher Demokratie die Reaktion dicht gesellt. Je tiefer der Jazz gesellschaftlich wandert, umso mehr reaktionäre Züge nimmt er an, umso vollkommener ist er dem Banalen hörig, umso weniger duldet er Freiheit und Ausbruch von Phantasie, bis er endlich als Begleitmusik der zeitgemässen Kollektive schlechtweg die Unterdrückung selber verherrlicht. Je demokratischer der Jazz, umso schlechter wird er.

Dass seine demokratische Attitüde blosser Schein sei, kommt an der Rezeption zutage. Nichts falscher als diese plebiszitär zu denken. Die Kapitalkraft der Verlage, die Verbreitung durch Rundfunk und vor allem der Tonfilm bilden eine Tendenz zur Monopolisierung aus, die die Freiheit der Wahl einschränkt und weithin eigentliche Konkurrenz kaum zulässt ; der unwiderstehliche Propagandaapparat hämmert den Massen solange die Schlager ein, die er gut findet und die meist die schlechten sind, bis ihr müdes Gedächtnis wehrlos ihnen ausgeliefert ist : und die Müdigkeit des Gedächtnisses wiederum wirkt auf die Produktion zurück. Die für die gesellschaftliche Breitenwirkung des Jazz entscheidenden Stücke sind gerade nicht jene, welche die Idee des Jazz als „Interferenz" am reinsten ausprägen, sondern technisch zurückgebliebene, grobschlächtige Tänze, die jene Züge fragmentarisch bloss enthalten. Diese werden als „commercial" betrachtet : bei ausreichendem Bezug der banalen Erfolgstücke pflegen die Verleger ein „modernes", also leidlich konsequentes Hot-Stück gratis dreinzugeben. Immerhin kann auch für den Massenkonsum auf die Hot music nicht ganz verzichtet werden. Es drückt darin ein gewisser Überschuss der musikalischen Produktivkraft über die Marktforderung sich aus. Die Kapellen verlangen nach Hot music, teils um ihre Virtuosität zu zeigen, teils auch weil die immerwährende Wiederholung der simpelsten Dinge unerträglich sie langweilt. Zugleich aber ist die kunstgewerbliche Hot music, der relativ fortschrittliche Jazz, auch für die Hebung

des Massenkonsums notwendig. Gibt das Verständnis der Hot music der Oberklasse das gute Gewissen ihres Geschmacks, so verleiht die Verständnislosigkeit der Majorität im Chok des Unverstandenen dieser, wenn sie mit Hot music zu tun hat, die vage Satisfaktion des Up to date, vielleicht auch eine Bestätigung der erotischen Emanzipiertheit durchs gefährlich Moderne oder „Perverse". All das ist blosses Dekorum ; nachgesungen werden nur die fasslichsten und rhythmisch trivialsten Melodien. Für die breite Rezeption spielen die Hotstücke äusserstenfalls die Rolle pseudomoderner Maler wie van Dongen, Foujita, Marie Laurencin, oder besser noch von kubistischen Reklamebildern.

Es liegt dagegen der Einwand zur Hand : von Monopolisierung und Scheindemokratie könne darum nicht wohl die Rede sein, weil der propagandistische Mechanismus nicht zureichend funktioniere. Schlager könnten nicht „gemacht", darum auch keine zureichenden theoretischen Bedingungen für den Erfolg angegeben werden. So sei einer der grössten Schlager aus jüngster Zeit — „Capri" — bei einem kleinen Verleger erschienen, nachdem die wichtigen ihn refusiert hätten, und hätte seinen Weg aus eigener Kraft gemacht. Fragt man Jazz-Fachleute nach dem Grund für grosse Schlagererfolge, so werden sie — je geschäftstüchtiger umso eifriger — mit depraviert magischen Formeln aus dem Vokabular der Kunst, mit Inspiration, Genialität, Schöpfertum, mit Ursprünglichkeit, geheimnisvoller Kraft und anderem Irrationalem aufwarten. So durchsichtig die Motive jenes Irrationalismus sein mögen, so wenig ist doch das Moment der Irrationalität am Schlagererfolge zu übersehen. Welcher Schlager Erfolg haben wird und welcher nicht, das lässt mit apodiktischer Gewissheit so wenig sich voraussagen wie das Schicksal eines Wertpapieres. Aber diese Irrationalität ist nicht sowohl eine Suspension des gesellschaftlichen Bestimmtseins als vielmehr selber gesellschaftlich bestimmt. Zunächst kann die Theorie zahlreiche notwendige, ob auch nicht zureichende Bedingungen des „Erfolges", also der sozialen Wirksamkeit herausstellen. Die fortschreitende Analyse mag dann auf die „irrationalen" Momente stossen ; auf die Frage etwa, warum von zwei durchaus äquiformen und äquivalenten Stücken das eine reussierte und nicht das andere. Aber sie wird kein schöpferisches Wunder annehmen dürfen, wo nichts geschaffen ist. Wofern die Irrationalität sich nicht auf ungleiche Chancen der Propaganda und Distribution reduziert, ist die Zufälligkeit selber A u s d r u c k einer gesellschaftlichen Gesamtverfassung, zu deren Konstituentien es gehört, bei genauester tendenzieller Bestimmtheit des Ganzen gleichwohl anarchische Zufälligkeit in allem konkreten Einzelnen zu dulden und zu fordern.

Auch im Bereich der Ideologie kommt der Monopolismus keineswegs einer Aufhebung der Anarchie gleich. Wie die Realität, in der ein Schlager erklingt, keine planvoll geordnete ist ; wie Ort und Stunde mehr über das Schicksal eines Gebildes zu entscheiden vermögen als sein eigenes Verdienst, so ist planlos das Bewusstsein derer, die ihn rezipieren und die Irrationalität vorab die der Hörer. Das ist aber keine schöpferische, sondern eine zerstörende ; keine Ursprungsmacht, sondern Rückgriff auf falsche Ursprünge unter der Macht der Zerstörung. In einer richtigen Gesellschaft könnte vielleicht Angemessenheit von Qualität und Erfolg angesetzt werden ; in der falschen ist ihre Unangemessenheit nicht sowohl Zeugnis einer okkulten Qualität denn der Falschheit der Gesellschaft.

Unternimmt in Wahrheit der Jazz den Rückgriff auf falsche Ursprünge, so verliert nicht bloss die Rede von der Irrationalität seines Erfolgs sondern auch die von seiner wesenseigenen, von der in ihm aufbrechenden Archaik oder wie immer die Phrasen lauten mögen, mit denen diensteifrige Intellektuelle den Betrieb rechtfertigen, ihren Sinn. Der Glaube an den Jazz als eine Elementarkraft, an der etwa die angeblich dekadente europäische Musik sichregenerieren könnte, ist eine blosse Ideologie. Wieweit der Jazz überhaupt mit genuiner Negermusik zu tun hat, ist überaus fraglich ; dass er vielfach von Negern praktiziert wird und dass das Publikum den Markenartikel Neger-Jazz verlangt, beweist über seine Herkunft etwa so viel, wie wenn man auf Grund der österreichischen Schlagerproduktion das deutsche Volkslied auf die Ostjuden zurückführen wollte. Heutzutage jedenfalls sind alle Formelemente des Jazz durch die kapitalistische Forderung nach seiner Tauschbarkeit völlig abstrakt vorgeformt. Selbst die vielberufenen Improvisationen, jene Hotstellen und Breaks, haben bloss ornamentale, nie konstruktive und formsetzende Bedeutung. Nicht bloss ist ihnen stereotyp ihre Stelle, bis auf die Taktzahl, zugewiesen ; nicht bloss ihre Länge und harmonische Struktur als die einer Dominanzwirkung genau vorbestimmt. Sogar ihre melodische Gestalt und ihre simultanen Kombinationsmöglichkeiten lassen auf ganz wenige Grundformen : der Umschreibung der Kadenz, des harmonisch figurativen Kontrapunkts, sich zurückführen. Der Jazz verhält sich zu den Negern ähnlich wie die Salonmusik der Stehgeiger, die er so stählern meint überwunden zu haben, zu den Zigeunern. Nach Bartòks Nachweis wird diese den Zigeunern von der Stadt aus geliefert ; städtisch ist wie der Konsum so auch die Herstellung des Jazz, und die Haut der Neger so gut wie das Silber der Saxophone ein koloristischer Effekt. Keineswegs hält mit den blanken Musikwaren die siegreiche

Vitalität ihren Einzug; der europäisch-amerikanische Amüsierbetrieb hat die Triumphatoren nachträglich als Lakaien und Reklamefiguren sich gedungen, und ihr Triumph ist bloss die verwirrende Parodie auf den kolonialen Imperialismus. Soweit bei den Anfängen des Jazz, beim Ragtime vielleicht, von Negerelementen die Rede sein kann, dürfte es weniger um archaisch-primitive Äusserungen als um die Musik von Sklaven sich handeln; selbst in der autochthonen Musik von Innerafrika scheint die Synkope bei durchgehaltener Zählzeit durchaus nur der niederen Schicht zugehörig. Psychologisch mag die Struktur des Ur-Jazz am ehesten an die des Vor-sich-hin-Singens der Dienstmädchen gemahnen. Die Society hat ihre Vitalmusik, wofern sie sie nicht von Anfang an nach Mass herstellen liess, nicht von Wilden, sondern von domestizierten Leibeigenen bezogen. Damit könnten dann freilich die sadistisch-masochistischen Züge des Jazz recht wohl zusammenhängen. So modern wie die „Primitiven", die ihn anfertigen, ist die Archaik des Jazz insgesamt. Die improvisatorische Unmittelbarkeit, die seinen halben Erfolg ausmacht, rechnet streng zu jenen Ausbruchsversuchen aus der fetischisierten Warenwelt, die ihr sich entziehen wollen, ohne sie zu verändern und darum tiefer nur in ihre Verstrickung hineinziehen. Wer vor der unverständlich gewordenen Musik oder vorm entfremdeten Alltag in den Jazz flüchtet, gerät in ein musikalisches Warensystem, das vor anderen für ihn einzig den Vorzug hat, nicht sogleich durchschaubar zu sein, das aber, mit den entscheidenden, den nicht improvisatorischen Zügen, eben jene humanen Ansprüche niederschlägt, die er an es erhebt. Mit dem Jazz stürzt ohnmächtige Subjektivität aus der Warenwelt in die Warenwelt; das System lässt keinen Ausweg. Was dabei an uraltem Trieb sich wiederherstellt, ist nicht die ersehnte Freiheit, sondern Regression durch Unterdrückung; keine Archaik gibt es im Jazz denn die aus Moderne mit dem Mechanismus der Unterdrückung gezeitigte. Nicht alte und verdrängte Triebe werden in den genormten Rhythmen und genormten Ausbrüchen frei : neue, verdrängte, verstümmelte erstarren zu Masken der längst gewesenen.

Die moderne Archaik des Jazz ist nichts anderes als sein Warencharakter. Die urtümlichen Züge an ihm sind die warenhaften : die starre, gleichsam zeitlose Unbewegtheit in der Bewegung, die maskenhafte Stereotypie, das Ineins von wilder Erregtheit als dem Schein des Dynamischen und Unerbittlichkeit der Instanz, die über solche Erregtheit herrscht. Vor allem aber das Gesetz, das eines des Marktes so gut ist wie eines der Mythen : er muss gleichzeitig stets dasselbe sein und stets das Neue vortäuschen. Es wird offenbar mit dem paradoxen und jede Produktivkraft

lähmenden Anspruch an die Komponisten, immer nur „genau wie..." und doch „originell", durch Originalität wirksam zu komponieren. Wer beides zugleich vermöchte, würde das Ideal des „commercial" realisieren; in der Unversöhnlichkeit beider Ansprüche aber, wie sie an alle Waren gestellt werden, mag einer der tiefliegenden Widersprüche des Kapitalismus selber sich anmelden als des Systems, das gleichzeitig die Produktivkräfte entwickeln und fesseln muss. In der Jazzpraxis pflegt das Gewohnte sich durchzusetzen. Die Karten des Jazz scheinen ausgespielt; seit Foxtrot und Tango sind zu den Grundcharakteren keine neuen hinzugetreten, nur die bestehenden wurden modifiziert. Selbst der „Einfall", dessen Begriff übrigens gesellschaftlich wie ästhetisch gleich problematisch ist, bleibt weithin von der Rücksicht auf erfolgreiche Modelle abhängig; er ist so gründlich konventionell vorgeformt wie nur die Grundtypen selber. Das Neue dringt nur gelegentlich, scheinbar als individuelle Nuance und vom Individuum aus gesehen zufällig durch; wenn es nämlich, stets fast unbewusst, objektive gesellschaftliche Tendenzen ausprägt, also gerade nicht individuelle Nuance ist. Manchmal, ob auch keineswegs in der Mehrzahl der Fälle, bringt das Neue den grossen Erfolg, etwa bei dem ersten Six-eight, Valencia, oder dem ersten Rumba. Solche Stücke werden meist gegen den Willen der Verleger gedruckt, da sie allemal Risiken sind. Das musikalische Korrelat der Forderung nach „ebenso wie" und „originell" aber ist: dass ein erfolgreicher Jazzschlager einen individuellen, charakteristischen Zug mit vollständiger Banalität in allem übrigen vereinen muss. Dabei ist keineswegs allein an melodische Plastik zu denken: gerade sie ist durchweg erstaunlich gering. Ein Detail welcher Art immer — in „Valencia" etwa ist es eine kleine, dem Konsumenten nicht bewusste Unregelmässigkeit der Metrik — genügt. Darum kommt es den Verlegern, ähnlich wie jedem Propagandisten, wesentlich an auf den Titel, den Textbeginn, die ersten acht Takte des Refrains und den meist in der Introduktion mottoartig vorweggenommenen Refrainschluss. Alles übrige, mit anderen Worten die musikalische Entwicklung, ist gleichgültig. Das alte, tatsächlich vielleicht auf Kultformen zurückverweisende Prinzip des Rondos: dem einprägsamen eigentlichen Rundtanz unselbständigere und unauffälligere Nebengedanken zu kontrastieren, wird vom Jazz in den Dienst der Behaltbarkeit und damit des Absatzes gestellt: durchweg sind die Refrains, als Gegensatz zum Couplet oder „verse", absichtlich unplastisch gehalten.

Die Einheit des Charakteristischen und Banalen, die dem Jazz vorgezeichnet ist, betrifft nicht bloss die Gestalt der Jazzstücke

in sich selber. Vielmehr und vor allem realisiert sie sich im Verhältnis von Produktion und Reproduktion, dem der Jazz gerade den Ruf der spontanen Unmittelbarkeit verdankt. Banal — so darf übertreibend gesagt werden — ist das Stück als solches; charakteristisch, apart, virtuos seine Wiedergabe, die es oft bis zur Unkenntlichkeit verkleidet. Für die Konvention im Jazz muss, sonderbar genug, der Komponist einstehen; der sie modifiziert, ist der Arrangeur, manchmal dem Verlag, manchmal dem Orchester verbunden, stets aber in engster Fühlung mit den Reproduzierenden; und vergleicht man die Leistung einer guten Kapelle mit dem Notentext etwa der Klavierfassung, so mag man gern glauben, dass die qualifizierten Musiker unter den Arrangeuren und nicht unter den Komponisten sich finden. Fast scheint es, dass ganz indifferentes Material am besten dazu sich eignet, verjazzt zu werden. Eines der bekanntesten Virtuosenstücke für Jazz, an dem die Kapellen mit Vorliebe ihre Fertigkeit beweisen, der „Tiger Rag", ist als Komposition von der äussersten Simplizität. Es scheint damit der Jazz nach zwei Richtungen — beide verschieden von der innermusikalischen Entwicklungstendenz — fortschrittlich. Einmal durch Wiederhereinnahme des Reproduzierenden in die Komposition. Sind beide in der Kunstmusik einander hoffnungslos entfremdet; lassen die Vortragsbezeichnungen der neuen Musik keinerlei Raum für reproduktive Freiheit, ja will die Interpretation ganz hinter der mechanischen Wiedergabe verschwinden — dann scheint im Jazz der Reproduzierende sein Recht aufs Neue anzumelden gegenüber dem Kunstwerk: der Mensch gegenüber dem Ding. So jedenfalls ist der Jazz von den Gewissenhaften unter seinen Apologeten verstanden worden: die Gesinnung von Krěneks „Jonny spielt auf" legt dafür Zeugnis ab. Aber diese Gesinnung ist romantisch, und Krěnek war nur konsequent, als er dem Jonny als Epilegomena die romantischen Einakter folgen liess. Denn der Eingriff des Arrangeurs oder Interpreten in den Jazz vermag nicht, so wie stets noch die Improvisation des grossen Schauspielers, den Stoff wahrhaft zu verändern, zum blossen Anlass der subjektiven Kundgabe zu machen. Reiz und Kunststück, die neue Farbe und der neue Rhythmus werden dem Banalen bloss eingelegt — so wie das Jazzvibrato dem starren Ton, die Synkope dem Grundmetron bloss eingelegt ist; ja diese „Interferenz" des Jazz ist die Leistung des Arrangements an der Komposition. Deren Konturen aber bleiben die alten. Noch den ausschweifendsten Breaks des Arrangements ist das Schema anzuhören. Der Reproduzierende mag an den Ketten seiner Langeweile zerren, wohl auch mit ihnen klirren: zerbrechen kann er sie nicht. Reproduzierende Freiheit besteht so wenig wie in

der Kunstmusik. Liesse sie selbst die Komposition zu, das Übereinkommen einer Jazzpraxis, die für die kleinste subjektive Nuance ihren vorgegebenen Namen bereit hält, würde sie nicht dulden. Vermag der Mensch nicht in der Komposition selber durchzubrechen, so gewiss nicht in einer Reproduktion, die deren kahle Wände respektvoll auskleidet, um über ihre Unmenschlichkeit zu täuschen, damit aber gerade der Unmenschlichkeit zur geheimen Dauer verhilft.

Weiter aber könnte man als fortschrittlich die Disposition des Arbeitsprozesses betrachten, der im Jazz zwischen Produktion und Reproduktion spielt. Er gibt sich als sinnfällige Arbeitsteilung, die ein „Material" in technischer Freiheit und Rationalität formt, ohne von seiner Zufälligkeit, der Zufälligkeit der Produktionsbedingungen oder der der mitwirkenden Personen noch abhängig zu sein. Einer hat einen „Einfall" oder was dafür gilt; ein zweiter harmonisiert ihn und setzt ihn aus; dann wird ein Text, dann der Rest der Musik geschrieben und rhythmisch und harmonisch, vielleicht schon vom Arrangeur, gewürzt; endlich das Ganze vom Fachmann instrumentiert. Es erfolgt nun aber die geflissentlich herausgekehrte Arbeitsteilung keineswegs planmässig im Sinne von Rationalisierung — so wenig wie etwa bei der Filmfabrikation. Ihr Grund ist vielmehr die Not des Produzierenden, aus der er nachträglich die Tugend eines Kollektivismus macht, der in Wahrheit gar nicht obwaltet. Wer eine hochkapitalistische Rationalität des Produktionsvorgangs im Jazz annimmt, verfällt einer Illusion, ähnlich der, welche von der blitzenden Maschinerie ausgeht, die das Jazzorchester mit metallenen Instrumenten und hochgestelltem Flügeldeckel zu imitieren sich bemüht und die die Ware Jazz im Sinne vager Avanciertheit, im Sinne jenes „Tempos der Zeit" romantisieren möchte. Die Rationalisierung, die sich mit dem Plural der Autorennamen auf den Titeln der Klavierausgaben so eifrig deklariert, funktioniert höchst mangelhaft; nirgends kann von planvoller Kollektivarbeit die Rede sein, und durchweg ist der Widerspruch zwischen dem „Material" und seiner Technisierung offenbar — woran eben die Technisierung als gescheitert kenntlich wird. Die Arbeitsteilung rührt wesentlich daher, dass die Einfälle häufig von Amateuren, durchweg von Outsidern der Jazzpraxis stammen, die sie nicht selber jazzgerecht instrumentieren, ja oft nicht einmal aussetzen oder sogar nur notieren können; während am andern Ende des Produktionsprozesses die Rücksicht auf die dem Verlag liierten Kapellen und ihre besonderen ökonomischen Interessen steht. Es ist denn auch die Zufälligkeit des Ausgangsmaterials keineswegs das Resultat von dessen technischer Beherrschung, sondern mit

ihr greift allemal die Anarchie in den Produktionsprozess ein. Er beherrscht nicht sowohl das Ausgangsmaterial, als dass er von ihm und seiner Zufälligkeit abhängig bleibt : das setzt der Rationalität der Verfahrungsweise so gut wie des Resultats die Grenze. Die Jazzfachleute gehorchen dem Publikum und seinem Repräsentanten im Produktionsprozess ; der aber steht prinzipiell aller technischen Stimmigkeit entgegen. Wäre er Fachmann, so wäre der Erfolg im Ursprung gefährdet. Von künftigen kollektiven Kompositionsverfahren entwirft die Arbeitsteilung des Jazz bloss die Parodie.

Der extreme Fall des Publikums-Repräsentanten im — als solchen den Individuen entfremdeten — Produktionsprozess des Jazz ist der Amateur. Er ist der Schulfall einer gesellschaftlichen Instanz, wie sie heute real auf die Musikpraxis wirken mag ; darum von exemplarischer Bedeutung auch dann, wenn man die Zahl der eingeschalteten Jazzamateure nicht hoch anschlagen mag. Diese Bedeutung freilich ist keinesfalls so aufzufassen, wie die Jazzideologie selber sie hinstellt. Der Amateur ist nicht der Unbelastete und Frische, dessen Originalität gegen die Routine des Betriebs sich durchsetzte ; sie gehört ins Bereich der Negerfabel. Es ist auch nicht so, dass durch ihn die gesellschaftliche Wirklichkeit bilderlos, scheinlos ins Kunstwerk eingriffe, und dass durch seinen Eingriff das Kunstwerk selber zur Wirklichkeit transzendierte. Als Anwalt der Gesellschaft im Jazz ist er vielmehr der Anwalt ihrer extremen Scheinhaftigkeit. Im Produktionsprozess fungiert er als Garant der Apperzipierbarkeit des Produkts. Seine Einfälle sind der Niederschlag der aufgespeicherten Konventionen. Wie etwa ein Kaufmann, der im Angesicht einer Geburtstagsfeier zum Dichter zu erwachen meint, nicht etwa kraft seiner literarischen Unberührtheit unvermittelt und zwangvoll sich selber bekunden wird, sondern, wie ungebildet er auch sei, einen Abklatsch von Heine oder Scheffel oder Wilhelm Busch bietet — so klatscht der Amateur die Schablone der kurrenten Jazzmusik ab und gewährt die kommerzielle Chance, sie womöglich noch zu unterbieten. Was gerade ihn und nicht einen beliebigen anderen legitimiert, diesen Abklatsch an die Öffentlichkeit zu bringen, der er ihn verdankt, ist nicht sowohl die individuelle Qualifikation seiner Ideen als vielmehr dass er die hysterische Hemmungslosigkeit aufbringt zu sagen, was er nicht leidet. Er investiert in der Produktion gerade jenen Fonds unbewusster musikalischer und aussermusikalischer Assoziationen, Erwartungen Kategorien und Fehlleistungen, der beim Musiker durchs handwerkliche Training zersetzt oder zum Bewusstsein erhoben wird und, einmal verloren, nie mehr sich rekonstruieren liesse, der aber

eine wesentliche, vielleicht die entscheidende Bedingung der Publikumswirkung ausmacht : unschätzbarer Beitrag zum kommerziellen Erfolg. Die Hilflosigkeit des vom spezialisierten Handwerk Ausgeschlossenen, der vor der Musik als Ausgeschlossener wie vor einer gesellschaftlichen Macht gleichsam Angst hat und aus Angst ihr sich zu adaptieren trachtet, ohne dass es ihm doch gelänge — diese Hilflosigkeit ist ein so wesentliches Ingrediens wie das versierte Normalbewusstsein des Habitués. Es gehören denn auch als Konstituentien der Form Jazz selber, Hilflosigkeit — das wimmernde Vibrato — und Normalbewusstsein — die Banalität — zusammen. Das Wesen des Amateurs ist das subjektive Korrelat jener objektiven Formstruktur. Seine Fehlhandlungen fallen so gut ins Apriori des Jazz wie, nach der gründlich bewährten Einsicht von Karl Kraus, die Druckfehler in das der Zeitungen. Fehler der musikalischen Orthographie, Grammatik und Syntax sind in den Klavierfassungen — also den Originalen — von vielen der erfolgreichsten Schlager nachweisbar ; sie setzen sich fort in den feineren Brüchen, die den gehobenen Jazzstücken aus zwingenden Gründen innewohnen ; denn prinzipiell ist aller Jazz unstimmig. Wenn in der neueren, vor allem der amerikanischen Literatur die Oberfläche sich zu schliessen beginnt, wenn weniger grobe Fehler vorkommen und die Dilettanten ausgeschlossen werden, so ist darin kein „Fortschritt" des Jazz zu sehen. Während er sich nach seinen Extremen, der sweet music und dem Marsch, aufzuspalten beginnt, stabilisiert sich der Jazz-Kern, die Hot music, auf einer kunstgewerblich mittleren Linie von Sorgfalt und Geschmack, die die improvisatorischen Elemente des Ausbruchs, welche in der ursprünglichen Jazzkonzeption zuweilen doch am Werke waren, zu symphonischer Einfalt und Grösse bändigt. Der stabilisierte Jazz, das ist der, welcher als „symphonisch", als autonome Kunst sich gibt, damit aber endgültig auf jene Intentionen verzichtet, mit welchen zuvor einmal kollektive Unmittelbarkeit sich herzustellen schien. Er unterstellt sich dem Mass der Kunstmusik ; vor diesem aber enthüllt er sich als weit zurückgeblieben.

Denn der „Geschmack" des Jazz und die Fermente seiner Modernität, Gegenpol und Korrektiv des Amateurs, sind artistisch so sehr bloss Trug wie umgekehrt dessen Unmittelbarkeit. Der gewählte Geschmack, der das Konventionelle prüft und veredelt, ist längst selber konventionell ; die Modernität beruht ausschliessend auf Mitteln der jüngstvergangenen musikalischen Moderne. Es sind, grob gesagt, die des musikalischen Impressionismus. Der Neger Duke Ellington, ein geschulter Musiker und der Hauptrepräsentant des gegenwärtigen „klassischen", stabi-

lisierten Jazz, hat als seine Lieblingskomponisten Debussy und Delius genannt. Mit Ausnahme der Hotrhythmik weisen alle subtileren technischen Charakteristika des Jazz auf jenen Stil zurück, und es ist kaum übertrieben zu behaupten, dass dieser erst über den Umweg des Jazz in der Breite der Gesellschaft sich durchsetzte : in Pariser Nachtlokalen kann man zwischen Rumba und Charleston Debussy und Ravel hören. Am auffälligsten ist der impressionistische Einfluss in der Harmonik. Nonenakkorde, Sixte ajouté und andere Mixturen, wie der stereotype blue chord, parallele Verschiebung von Akkorden und was immer der Jazz an vertikalen Reizen zu bieten hat, ist von Debussy entlehnt. Aber auch die Behandlung der Melodik, gerade in den konsequenteren Stücken, hat impressionistische Modelle. Die Auflösung in kleinste nicht dynamisch entwickelte, sondern statisch wiederholte Motivformeln, die einzig rhythmisch umgedeutet werden und um einen unverrückbaren Mittelpunkt zu kreisen scheinen, ist spezifisch impressionistisch. Aber sie wird vom Jazz um ihren Formsinn gebracht : der übernommene Impressionismus wird depraviert zugleich. Bilden bei Debussy die melodischen Kommata nach dem konstruktiven Geheiss der Subjektivität aus sich heraus ihre Farb- und Zeitflächen, so werden sie im Jazz, so wie die Scheintakte der Hot music, ins metrisch-harmonische Schema der „normal“ kadenzierenden achttaktigen Periode eingespannt. Die subjektiv-funktionelle Aufteilung der Melodie bleibt ohnmächtig, indem sie durch die achttaktige Zusammenfassung zu einer melodischen Oberstimmengestalt gewissermassen revoziert wird, die mit ihren Partikeln bloss spielt, anstatt dass aus ihnen eine neue Gestalt sich komponiert hätte ; ebenso die komplexen Harmonien, indem sie von der gleichen Kadenz wieder aufgefangen werden, aus der ihr schwebender Klang entweichen wollte. Selbst das Gestrige muss vom Jazz erst harmlos gemacht, aus seinem historischen Zug herausgelöst werden, ehe es marktfähig wird. Auf dem Markt fungieren die impressionistischen Zutaten als Reiz. Sie wirken, bislang noch in Konzertsaal und Atelier isoliert, modern ; im groben Schema als feine Nuance ; fürs breite Publikum wohl auch, in einer kaum mehr nachzufühlenden Weise, gewagt und exzitierend ; abstrakt täuschen sie Fortgeschrittenheit vor. Aber das Individuelle, das mit dem Impressionismus dem Jazz eingelegt wird, verdankt sich nicht selber und gehört sich nicht zu. Längst ist es erstarrt, formelhaft, verbraucht — das Individuelle nun so sehr wie die gesellschaftliche Konvention zuvor. Um seinen Formsinn ist es darum so bequem zu bringen, weil er längst, auch in der nachdebussystischen Epigonenmusik, ihm selber entwich ; als konventionell lässt es bruchlos der Konvention sich einfügen.

Das individuell Moderne am Jazz ist so scheinhaft wie das kollektiv Archaische.

Der Scheincharakter des Individuellen verbindet den Jazz der Salonmusik, zu der der Impressionismus selber in seinen minderen Repräsentanten tendiert. Mit seinen Ursprüngen reicht der Jazz tief in den Salonstil hinab. Aus ihm stammt, drastisch gesagt, sein Espressivo; alles, womit ein Seelisches darin sich kundtun will. Das Jazzvibrato ist zunächst wohl vom Stehgeiger übernommen, der dann im Tango wieder aufersteht. Die impressionistische Harmonik spielt allenthalben in die sentimentale des Salons hinüber. Der eigentümliche Stil der flüsternden Jazzsänger, die am schwierigsten der Norm einzuordnen sind, hält den des Café Concerts wenig verändert fest. Der subjektive Pol des Jazz — Subjektivität selber strikt als Sozialprodukt und warenhaft verdinglicht genommen — ist die Salonmusik; von ihren Regungen zittert er. Wollte man die Interferenzerscheinung Jazz mit grossen und handfesten Stilbegriffen bestimmen, man könnte ihn die Synthese aus Salonmusik und Marsch nennen. Jene repräsentiert eine Individualität, die in Wahrheit keine ist, sondern bloss deren sozial produzierter Schein; dieser eine eben so fiktive Gemeinschaft, die durch nichts anderes sich bildet als durch Gleichrichtung von Atomen unter auf sie ausgeübtem Zwang. Die Wirksamkeit des Marschprinzips im Jazz ist evident. Der Grundrhythmus von Continuo und grosser Trommel fällt mit dem Marschrhythmus durchweg zusammen, und mühelos konnte der Jazz, seit den Six-eights, in den Marsch sich verwandeln. Der Zusammenhang ist historisch gegründet : einer der Bläserbässe des Jazz heisst nach dem Marschkomponisten Sousaphone, und nicht bloss das Saxophon ist den Militärkapellen entlehnt, sondern die gesamte Disposition des Jazzorchesters, nach Melodie-, Bass-, „obligaten" Begleit- und blossen Füllinstrumenten, ist mit der der Militärkapellen identisch. Darum will der Jazz zum faschistischen Gebrauch gut sich schicken. In Italien ist er, gleich dem kubistischen Kunstgewerbe, besonders beliebt. Das Verbot in Deutschland hängt mit der Fassadentendenz zusammen, auf vorkapitalistisch-feudale Formen von Unmittelbarkeit zurückzugreifen und diese Sozialismus zu heissen. Aber charakteristisch genug hat dies Verbot keine Macht. Der Kampf gegen das Saxophon ist von den Musikerorganisationen und der Instrumentenindustrie beschwichtigt worden; der Jazz selber geht, unter anderen Namen, munter weiter, auch im Rundfunk; einzig die vorgeschobenere, neusachlich-grossbürgerliche und dem Laien schwerer verständliche Hot music bleibt dem Bann verfallen. Nicht nur wird die marschähnliche Jazzmusik geduldet : die neuen Märsche,

wie sie zumal der Tonfilm lancierte, sind selber wieder unvermittelt aus dem Jazz entsprungen.

Das Verhältnis von Salonmusik und Marsch, dessen Dialektik im Jazz spielt, hat seinen Grund in der Entmythologisierungstendenz des Tanzes selber : der Umwandlung des Tanzens in bürgerliches Gehen. Die Vorformen des Jazz, vor dem Kriege, waren „Step“ genannt : die Schrittbewegung, also eine aus dem Gehen gab ihnen den Namen. Es ist die gesellschaftliche Funktion des Jazz, die Tendenz der Entzauberung des Tanzens, deren Geschichte zu schreiben wäre, aus ihrer eigenen Konsequenz in ihr Gegenteil, den neuen Zauber, überzuführen. Das magisch nicht länger gebundene Gehen der bürgerlichen Individuen schlägt, einmal rhythmisch kommandiert, in Marschieren um. Soweit Tanzen gleichgerichtete Bewegung heisst, ist im gehenden Tanz die Tendenz zum Marschieren von Anbeginn vorhanden ; darum knüpft der Jazz im Ursprung an den Marsch an, und seine Geschichte deckt lediglich die Beziehung auf. Zunächst freilich gibt das lässige Gehen, mit dem der Jazz begleitend mitläuft, sich als das Gegenteil des Marschierens. Es scheint den Tanzenden aus der Haft der genauen Gestik zu entlassen in die Zufälligkeit seines Alltags, die er auch mit dem Tanz nicht mehr verlässt, doch die der Tanz als eine verborgene Ordnung spielerisch verklärt. Mit dem Jazz setzt, so dünkt es, die Kontingenz des individuellen Daseins gegenüber seiner gesellschaftlichen Regel sich durch, mit dem Anspruch, es sei sinnvoll. Vollends die Jazzsynkope will das rituale Mass vergessen machen ; zuweilen klingt es, als ob die Musik ihre Distanz und ästhetische Bildlichkeit opfere und in die leibhaftige Empirie des geordnet-zufälligen Lebens überginge. Im Film will der Jazz am besten zur Begleitung kontingenter, im doppelten Sinn prosaischer Vorgänge sich schicken : wenn flanierende und schwatzende Menschen an einer Küste gezeigt werden, wenn eine Frau mit ihrem Schuh sich zu schaffen macht. In solchen Augenblicken wirkt der Jazz so situationsgerecht, dass er kaum mehr ins Bewusstsein dringt. Daher auch die Bedeutung der Schlager der Kontingenz : wo ein zufälliges Wort, als Fetzen der Alltäglichkeit, der Musik zur Hülle wird, aus der sie sich hervorspinnt : Bananen und Käse am Bahnhof und Tante Paula, die Tomaten isst, haben oft genug ihre erotischen und geographischen Konkurrenten aus dem Felde geschlagen.

Ihrer Kontingenz nun freilich lässt sich nur über ein sehr kurzes Stück vertrauen. Allzu willig geben die Schlager der Kontingenz eine — keineswegs unbewusste — sexuelle Bedeutung her : sie allesamt tendieren zur Zote. Der Käse appelliert an die anale Regression, die Bananen verhöhnen die Ersatzbefriedigung

der Frau; je absurder der Unsinn, umso handgreiflicher der sex appeal. Das Gehen selber hat — die Sprachen bezeugen es — unmittelbaren Bezug auf den Coitus : Der Geh-Rhythmus ähnelt dem geschlechtlichen, und haben die neuen Tänze die erotische Magie der alten entzaubert, so haben sie — darin wenigstens fortgeschrittener, als sich erwarten liesse — die drastische Andeutung des sexuellen Vollzugs an ihre Stelle gesetzt. Das wird extrem ausgeprägt von einigen Dance Academies, wo Taxi girls zur Verfügung stehen, mit denen man Gehtänze ausführt derart, dass sie zuweilen zum Orgasmus des Mannes führen : sodass der Tanz zum Mittel sexueller Befriedigung bei gleichzeitigem Respekt fürs Virginitätsideal wird. Das sexuelle Moment des Jazz ist es denn auch, das diesem den Hass der kleinbürgerlich asketischen Gruppen eingetragen hat.

Dies sexuelle Moment aber wird von allem Jazz geflissentlich unterstrichen. Anders als Psychoanalyse es gewohnt ist, möchte man, in ihren Begriffen, die symbolische Darstellung der sexuellen Vereinigung den manifesten Trauminhalt des Jazz nennen, der durch die Anspielungen von Text und Musik eher verstärkt als zensiert werden soll. Es lässt sich der Verdacht nicht von der Hand weisen, dass die plumpe und leicht durchschaubare sexuelle Geheimnistuerei des Jazz nur darauf aus ist, ein zweites, tieferes und gefährlicheres Geheimnis zu verstecken. Das erste wäre in nichts von dem unterschieden, was älteren Operetten wie „Walzertraum“ Titel und Handlung gab; der Charakter von Modernität, der dem Jazz innewohnt, würde von ihm nicht betroffen. Das zweite Geheimnis aber darf als gesellschaftliches vermutet werden. Den latenten Traumgedanken aufzufinden, mag man beim Verhältnis des Jazz zur Kontingenz insistieren. Denn als gesellschaftliche geht sie nicht auf in der sexuellen Bedeutung : die gesellschaftliche muss ihr in der sexuellen abgezwungen werden. Auch gesellschaftlich hält der Jazz zunächst eine simple Lösung bereit. Es ist die rondomässige : die von Couplet und Refrain, die er mit der traditionellen leichten Vokalmusik teilt. Couplet und Refrain heissen englisch : verse und chorus; Namen und Sache beschwören das alte Verhältnis von Vorsänger oder -tänzer zum Kollektiv. Das Individuum redet im verse gleichsam isoliert, eben aus der Kontingenz seiner Individualität; bescheiden, unaufdringlich berichtend, nicht im Ton der gemeinschaftlichen Hymne, um sich dann im chorus, der einer musikalisch durch den Halbschluss ausgedrückten Frage antwortet, bestätigt und zur Gesellschaft objektiviert zu finden. Dies Ritual richtet sich an Individuen als an sein Publikum. Der intendierte, vom Publikum wohl auch geleistete unbewusste Vorgang ist demnach

zunächst der der Identifizierung. Das Individuum im Publikum erlebt sich zunächst als Couplet-Ich, fühlt dann im Refrain sich aufgehoben, identifiziert sich mit dem Refrainkollektiv, geht tanzend in dieses ein und findet damit die sexuelle Erfüllung. Soweit die allbekannte Traumschicht des Jazz : sie ähnelt jener im Film, die unter dem Titel der Wunschphantasie wieder und wieder mit allem trivialen Esprit abgehandelt wurde. Immerhin zeigt sie bereits, wie die korrespondierenden Filme, den Primat der Gesellschaft über ein Individuum, das sich doch als Mass des Vorgangs erfährt. Bezeichnend der Produktionsprozess : er verwirklicht den Primat des Refrains vorm Couplet, indem jener immer zuerst und als Hauptsache geschrieben, das Couplet nachträglich erst dazu gesucht wird; das Individuum, der „Held" des verse, ist bei der Herstellung gleichgültig. Oft erzählt der verse, um nur überhaupt den Anschluss an den Refrain zu finden, eine völlig absurde Entstehungsgeschichte des Refrains. Bei Orchesterarrangements tritt der verse ganz zurück : das Stück beginnt mit dem Refrain, das Couplet wird überhaupt nur einmal — wie ein Rondo„gang" — gebracht ; Wiederholungen und Variationen gelten allein dem Chorus. Auch gesungen wird nur dieser. Dagegen enthalten die Klavierausgaben, die ja an den Privaten sich richten, den vollständigen Text und musikalisch das Couplet samt dem Refrain.

Will die Theorie hinter solche Befunde ins Zentrum der gesellschaftlichen Funktion des Jazz oder, psychologisch gewandt, in seinen latenten Traumgedanken eindringen, nämlich die konkrethistorisch bestimmte Konstellation von gesellschaftlicher Identifizierung und sexueller Triebenergie deuten, deren Schauplatz er ist, so muss sie das Problem der Kontingenz stellen im Angesicht der Hot music, so wenig auch diese, jedenfalls in Europa, in der Breite des Publikums sich durchgesetzt hat. Denn den Minima von Marsch und Salonmusik steht die Hot music als das erreichbare Maximum gegenüber ; aus ihr, wenn überhaupt, ist seine „Idee" zu konstruieren. Der Umfang der Hot-Elemente reicht von der kunstvoll ausgeführten Improvisation über Break und Scheintakte bis zum Elementarfall, der aus dem Grundrhythmus gleichsam herausstolpernden Synkope. Ihnen steht als Norm die durchgehaltene Zählzeit gegenüber. Sie mögen mit besserem Recht fürs Jazz-Subjekt gelten als dessen archaisches Rudiment, das Couplet : in ihrem Herausfallen stellt individuelle Kontingenz leibhaft sich selber dar. Dies Jazzsubjekt ist ungeschickt und neigt doch zur Improvisation ; es steht als Selbst der abstrakten übergeordneten Instanz gegenüber und ist doch nach Belieben auszuwechseln ; es verleiht ihr Ausdruck, ohne sie doch durch

Ausdruck zu erweichen. So ist es dialektischer Art. Dass es selber konventionell vorgeformt ist und bloss scheinbar sich selber gehört, zwingt so gut wie der musikalische Ausdruck der Hot-Stellen zum Schluss, dies Subjekt sei kein „freies", lyrisches, das ins Kollektiv erhoben würde, sondern unfrei im Ursprung : Opfer des Kollektivs. Damit aber setzt zugleich der Jazz den urgeschichtlichen Sinn des festgehaltenen Refrain-Coupletverhältnisses aufs neue zu seiner eigenen Stunde durch : denn der Vorsänger oder Vortänzer ist kaum etwas anderes als ein — vielleicht abgelöstes — Menschenopfer. Es mag in diesem Zusammenhang entscheidend zur Erhellung des Jazz beitragen, dass der einzige dem Jazz irgend nahestehende Komponist von Gewicht, Strawinskij, mit seinem eben um synkopischer Künste willen berühmten Hauptwerk, dem Sacre du printemps, ein Menschenopfer, und eben das des Vortänzers, zum Gegenstand macht; einem Opfer, das die Musik nicht sowohl dramatisch interpretiert denn ritual begleitet. Der Opfersinn des Jazzsubjekts ist freilich, nun wahrhaft unter Traumzensur, abgeschwächt. Es fällt aus dem Kollektiv heraus wie die Synkope aus den guten Taktteil-Akzenten ; will der vorgegebenen, vor ihm selbst existierenden, von ihm unabhängigen Mehrheit, sei es aus Protest oder Ungeschick oder beidem in eins, sich nicht einfügen — bis es dann doch in sonderbarer Gnadenwahl vom Kollektiv rezipiert oder besser eingeordnet wird ; ja bis die Musik ironisch-nachträglich, mit der sich rundenden Periode, beweist, dass es von Anbeginn darin war ; dass es, selber ein Stück dieser Gesellschaft, eigentlich aus ihr gar nicht herausfallen kann ; ja dass sein scheinbares Ungeschick in Wahrheit Virtuosität der Einfügung ist ; dass sein Nichtkönnen in jedem und freilich nun vorab dem sexuellen Sinn gerade Können, Auch-Können, gar Besser-Können bedeutet.

Die genaueste Vorform dieses Jazzsubjekts hat das Vorkriegsvariété ausgebildet ; die historische Frage, wieweit die ersten Steptänze im Variété entsprungen sind, wäre darum sachlich für eine ausgeführte Theorie des Jazz von äusserster Wichtigkeit. Als Modell des Jazzsubjekts darf der Excentric vermutet werden : eines der ältesten und berühmtesten jazzähnlichen Stücke der Kunstmusik, ein vorm Kriege erschienenes Präludium Debussys, trägt den Titel : „Général Lavine, Excentric", mit der auf den Steptanz bezugnehmenden Vortragsbezeichnung : „Dans le mouvement et le style d'un Cake-walk". Der Excentric kann zunächst als der dialektische Gegenspieler des Clowns verstanden werden. Ist der Clown der, dessen anarchische und archaische Unmittelbarkeit dem verdinglichten bürgerlichen Leben sich nicht einfügt, vor ihm lächerlich wird, fragmentarisch aber zugleich es

selber lächerlich erscheinen lässt, so fällt gewiss der Excentric ebensowohl aus der zweckvollen Regelmässigkeit — dem „Rhythmus“ — des bürgerlichen Lebens heraus. Er ist Sonderling und Einspänner so gut wie der Clown und mag den Bereich des Lächerlichen wohl streifen. Aber sein Herausfallen offenbart sich sogleich : nicht als Ohnmacht, sondern als Überlegenheit oder doch deren Schein ; Lachen grüsst den Excentric nur, um im Chok zu verstummen, und mit seiner Lächerlichkeit verschwindet elegant auch die der Gesellschaft in der Versenkung. Der Rhythmus seiner Willkür ordnet bruchlos einem Grösseren, Gesetzmässigen sich ein; und sein Versagen hat seinen Ort nicht unter, sondern über der Norm : dem Gesetz gehorchen und doch anders sein. Diese Verhaltensweise wird, unter allmählicher Preisgabe der Züge von spielerischer Überlegenheit und liberalem Anderssein, vom Hot-Subjekt übernommen. Äusserlich schon hält die Jazzpraxis der besten Kapellen stets Züge des Excentrics fest. Jonglierkünste der Schlagzeuger, blitzschneller Wechsel der Instrumente, Improvisationen, die beim ersten Takt als lächerliches Falschspielen klingen und vom letzten als richtig erwiesen werden ; planvolles Stolpern, sinnreich-sinnloses sich um sich selber Drehen — all das ist der virtuoseren Jazzpraxis mit der der Excentrics gemeinsam. Die rhythmischen Kategorien der Hot music selber sind Excentric-Kategorien. Die Synkope ist nicht, wie ihr Widerspiel, die Beethovensche, Ausdruck gestauter subjektiver Kraft, die gegen das Vorgesetzte sich richtete, bis sie aus sich heraus das neue Gesetz produziert. Sie ist ziellos ; nirgends führt sie hin und wird durch ein undialektisches, mathematisches Aufgehen in den Zählzeiten beliebig widerrufen. Sie ist blosses Zu-früh-Kommen, so wie Angst zum verfrühten Orgasmus führt, wie Impotenz in zu frühem und unvollständigem Orgasmus sich ausdrückt. Durch den von Anfang an unverrückbar feststehenden und dem Zeitmass nach streng durchgehaltenen, nur durch Betonung modifizierten Grundrhythmus oder genauer das Grundmetron ist sie durchaus relativiert und, abermals wie Impotenz, tendenziell verhöhnt : den Hohn und das Leiden an ihm drückt sie in trüber Zweideutigkeit gleichermassen aus. Als Clown beginnt das Hot-Ich, zu schwächlich, der unproblematisch gesetzten Kollektivnorm zu folgen, unsicher taumelnd gleich manchen Figuren der amerikanischen Filmgroteske wie Harold Lloyd und zuweilen selbst Chaplin. Die entscheidend eingreifende Tendenz des Jazz besteht nun darin, dass dies Subjekt der Schwäche gerade vermöge seiner Schwäche, ja als sollte es für diese belohnt werden, in eben jenes Kollektiv sich einpasst, das so schwach es machte und dessen Norm seine Schwäche nicht genügen kann. Psychologisch vollbringt der Jazz

eine paradoxe Leistung. Das kontingente Ich ist prinzipiell selbst als Angehöriger der Bürgerklasse dem gesellschaftlichen Gesetz blind preisgegeben. Indem es nun die gesellschaftliche Instanz fürchten lernt und als Kastrationsdrohung — unmittelbar : Impotenzangst — erlebt, identifiziert es sich mit eben der Instanz, die es zu fürchten hat, gehört aber dafür plötzlich selber dazu und darf mittanzen. Der sex appeal des Jazz ist ein Kommando : pariere, dann darfst du auch, und der Traumgedanke, so widerspruchsvoll wie die Wirklichkeit, in der er geträumt wird : wenn ich mich entmannen lasse, bin ich erst potent. Das Verhältnis des durch die Hot-Elemente repräsentierten Jazzsubjekts zur gesellschaftlichen Instanz, dem vorgegebenen metrischen Gesetz, ist material-musikalisch wie sozialpsychologisch ambivalent. Aus Angst fällt es heraus und opponiert ; aber die Opposition, als die eines vereinzelten Individuums, das gerade in seiner Vereinzelung als bloss sozial determiniertes sich darstellt, ist Schein. Aus Angst gibt es die Individualität — die Synkope — wieder auf, die selber blosse Angst ist, opfert eine Individualität, die es nicht besitzt, fühlt verstümmelt sich eins mit der verstümmelnden Macht und überträgt diese dergestalt auf sich selber, dass es meint, zu „können". Das herausfallende Ich bleibt ein Stück der totalen Gesellschaft, nur ein zunächst sich verborgenes, und der Jazzvollzug ist nicht sowohl seine dialektische Veränderung und „Aufhebung" im eigentlichen Verstande als vielmehr das starre Ritual der Enthüllung seines Sozialcharakters. Die Züge der Schwäche sind eingezeichnet in den „parodistischen" oder komischen, die allemal den Hot-Stellen eignen, ohne dass doch einer deutlich wüsste, was da parodiert wird. Sie stellen aber gleichzeitig noch im Sinne des Excentrics die spielende Überlegenheit des Individuums über die Gesellschaft vor, das gerade vermöge der genauen Kenntnis ihrer Spielregeln es wagen darf, diese nicht strikt innezuhalten. Nur dieser ironische Überschuss ist suspekt am Jazz, und er ist mit dem Hass gegen Quäken und Misston gemeint ; nicht aber die Adaption der Synkope ; nur er entfällt im Faschismus, nicht aber das Modell des rhythmischen Verlaufs. Denn die Spezifikation des Individuums im Jazz war und ist niemals die der andrängenden Produktivkraft, sondern stets nur die der neurotischen Schwäche : wie denn eben auch musikalisch die Grundmodelle des „herausfallenden" Hotsubjekts selber ganz banal und konventionell bleiben. Darum vielleicht mögen unterdrückte Völker, wie die Neger und Ostjuden, für den Jazz besonders qualifiziert sein. Sie machen gewissermassen den noch nicht hinlänglich verstümmelten Liberalen den Mechanismus der Identifikation mit ihrer eigenen Unterdrückung vor.

Jazz, die Synthese von Marsch und Salonmusik, ist eine falsche: die eines zerstörten Subjektiven mit einer es produzierenden, vernichtenden und durch Vernichtung objektivierenden Gesellschaftsmacht. Das gilt wie für die Einheit des Pseudofreien und -unmittelbaren mit dem marschhaft kollektiven Grundmetron auch koloristisch: für das subjektiv-expressive Klingen; für einen subjektiven Laut, der damit sich aufhebt, dass er allemal sich selber als mechanisch kenntlich macht. Von allen Instrumenten bekennt diese Farbe am treuesten die unerträgliche Wurlitzer-Orgel. In ihr kommt das Wesen des Jazzvibrato endgültig an den Tag. Ihm sind die anderen Klangcharakteristika des Jazz: die Dämpferverzerrungen der Bläser, die zirpenden und damit selber vibrierenden Tonwiederholungen der Zupfinstrumente Banjo und Ukulele; auch das Ziehen der Harmonika, funktionell insofern äquivalent, als sie allesamt einen „objektiven" Klang modifizieren, aber doch nur so weit, dass er selber unweigerlich manifest bleibt; vielleicht ironisiert, meist aber das in ihm hilflos sich erprobende Wimmern ironisierend. Der objektive Klang ist mit einem subjektiven Ausdruck fourniert, der ihn nicht beherrschen kann und darum konstitutiv lächerlich-jammervoll wirkt. Die Züge des Komischen, Grotesken, auch Analen, die dem Jazz eignen, lassen darum von den sentimentalen nie sich trennen. Sie charakterisieren eine Subjektivität, die gegen eine Kollektivmacht aufbegehrt, die sie doch selber „ist"; darum erscheint ihr Aufbegehren lächerlich und wird von der Trommel niedergeschlagen wie die Synkope von der Zählzeit. Erst Situationen, denen die Ironie, gleichgültig wogegen, und der Ausdruck der Subjektivität, gleichgültig welcher, suspekt ist, können diesen Klang nicht mehr dulden. Dann tritt an seine Stelle der militärisch edle, teuflisch wohllautende der symphonischen Jazz-Märsche, dessen blanke Geschlossenheit nicht einmal dem Schein des Menschlichen mehr seine Lücke lässt. Dann hat der Jazz nach den Polen seines Ursprungs sich aufgespalten, während in seiner Mitte die Hot-Music, zu verfrühter Klassizität verdammt, ihr schmales Spezialisten-Dasein führt. Dann aber auch ist der Jazz nicht mehr zu retten.

On Jazz.

The social function of jazz in its theoretical aspects is the subject of the present article. The author opens his discussion with a technical analysis of jazz music, on the basis of which the social significance of jazz phenomena is elucidated.

The peculiar effects of jazz music are by no means limited to the upper layers of society; they permeate the whole of society. The music has a

pseudo-democratic quality, characteristic of the monopolistic phase of capitalism.

Jazz music is usually trite, and its orginality, however limited, manifests itself chiefly in the variations of forms in which it is reproduced.

The realm of jazz ranges from „salon music" to the military march. The former expresses a false individualism; the latter a false collectivism. The Jazz represents a sort of conduit between these two poles, particularly in its form of „hot music". A theory of jazz will have to dwell especially on this ambivalence. Its meaning is explained by an analogy to eccentric clowns whose inability to obey the norm of regular movement reveals itself finally as a superiority over these rules, which allows the eccentric to play with them. Thus the idea of jazz is to prove that divergence from the norm is observed as a rule throughout the total structure.

The pattern of this breaking and observing of the rule at the same time is the syncope. The mechanism of its function is interpreted as a kind of unconscious and paradoxical unity of fear and fulfillment, through obedience and reward by society. The antagonistic character of jazz is expressed by the formula that the „subject of jazz" permits itself to be annihilated by society in order to feel itself endorsed and vindicated by society.

Au sujet du Jazz.

L'article présente certains éléments d'une théorie sociale du Jazz. Il utilise en particulier l'analyse technique, dont les résultats sont interprétés comme expression psychologique de réalités sociales. Le Jazz est défini „phénomène d'interférence" entre une liberté d'improvisation du sujet, liberté tout apparente, et l'instance sociale à laquelle le sujet est soumis et qui est représenté dans la musique par le rythme et le son fondamentaux rigidement maintenus. Le Jazz lui-même n'est pas irrationnel ou archaïque, il est donné comme tel, il est „fuite du monde des marchandises dans le monde des marchandises"; ses traits archaïques sont en tant que tels modernes, c'est-à-dire des régressions psychologiques. C'est pourquoi, précisément en tant que marchandise, il doit se donner à la fois pour ancien et nouveau, original et banal.

A l'origine, le produit est banal, originales sont, dans des limites très étroites, les transformations de celui-ci par la reproduction. Mais l'apparente liberté de la reproduction est démasquée par la démonstration qu'elle ne touche pas à la „substance" banale. Même la rationalisation, en apparence progressive, du processus du travail entre production et reproduction ne correspond pas à la réalité. Particulièrement importante, sur ce point, est la signification de l'amateur comme représentant du public. Au pôle opposé on trouve la musique d'art d'hier, dépravée et dépouillée de ses éléments progressifs : celle de l'impressionnisme.

L'extension du Jazz est limitée par les pôles extrêmes de la musique de salon d'une part, et de la marche d'autre part, celle-là expression d'une illusoire subjectivité, celle-ci expression d'une instance sociale inhumaine. Entre ces extrêmes la „Hot Musique" prend une position intermédiaire

paradoxale et elle s'est stabilisée aujourd'hui en „Jazz classique". C'est celui-ci que doit considérer en premier lieu la théorie du Jazz. Celle-ci est rapprochée de la figure de l' „excentrique" : de même que l'incapacité de celui-ci d'obéir aux lois du mouvement s'affirme comme un jeu supérieur, ainsi l'idée du Jazz est de démontrer la rupture de la norme — la syncope — à travers toute la structure comme l'achèvement de la norme même. Le mécanisme qui agit dans ce cas, comme dans celui des „steeps" ralentis (Gehtanz) est de nature érotique : unité d'angoisse, de tentative d'évasion, et d'assouvissement par le fait de trouver dans la société à la fois place et récompense.

La sociologie française contemporaine[1])

Par

A. Koyré.

Le brillant petit livre dans lequel, avec un art consommé, M. Bouglé présente — mais ne dépose pas, loin de là — le „bilan de la sociologie française contemporaine" ou, plus exactement, le bilan de l'école sociologique française, celle de Durkheim (p. v), est un résumé très dense, et très riche, de l'œuvre accomplie, et de l'influence exercée, par „l'équipe des chercheurs groupée dans l'Année Sociologique". Cette réduction très consciente de la sociologie française à l'école durkheimienne pourrait provoquer quelques protestations. Et, d'autre part, faire accuser M. Bouglé d'impérialisme sociologique. Considérant, semble-t-il, que „tout ce qui est sociologique est nôtre", il finit par annexer au domaine de la sociologie durkheimienne non seulement les „hérétiques", tel par exemple M. Lévy-Bruhl — dont, d'ailleurs il marque bien l'hérésie, tout en le maintenant fermement dans l'église — (p. 34 et sq.), mais encore des penseurs dont le lien avec l'école paraît extrêmement problématique, pour ne pas dire nul : tels, par exemple, MM. Duguit, Hauriou, Gurvitch (p. 104 et sq.).

Nous venons de dire : œuvre accomplie et influence exercée. En effet, l'école sociologique française a exercé une influence très profonde sur les disciplines connexes — psychologie, ethnographie, linguistique, économie politique, histoire, droit —, on peut même dire que c'est là, dans et par son application à l'étude des phénomènes concrets de la vie humaine que la méthode, ou du moins le point de vue sociologique, a démontré sa fécondité et remporté ses plus belles victoires. Aussi la plus grande partie du livre de M. Bouglé, qui insiste fortement sur cette action fécondante de la sociologie (p. 12), traite-t-elle de ces disciplines connexes.

L'idée centrale de la sociologie durkheimienne, idée que M. Bouglé nous dit „avoir été rappelée à Durkheim par Renouvier, qu'un Hegel déjà avait souvent utilisée" est „que dans le tout il y a plus que la somme des parties, qu'un changement quantitatif entraîne un changement qualitatif" (p. 6). Durkheim en tirait cette conséquence qu'on ne construit pas un tout avec des éléments, une société avec des hommes isolés ; que, bien loin que l'homme puisse expliquer la société, c'est, au contraire, cette dernière qui l'explique ; que, étant donné que le „nous" est antérieur au „moi", c'est la psychologie collective qui doit précéder la psychologie individuelle, et la sociologie, l'introspection. Il est certain que, en partie du moins,

---

1) A propos du livre de M. C. Bouglé : Bilan de la sociologie française contemporaine (Nouvelle encyclopédie philosophique). Librairie Félix Alcan. Paris 1935. (vii + 169 p. ; fr. fr. 10. —)

Durkheim (comme Comte) a eu raison ; que la conscience de l'être individuel reflète le cadre et le contenu de la conscience collective et est, à proprement parler, inconcevable sans, ou en dehors de, cette dernière ; que nos modes de penser, et même de sentir, nous sont imposés du dehors (et aussi du dedans) par la collectivité à laquelle nous appartenons ; qu'une conscience désocialisée est celle d'un fou (ainsi que l'a bien montré M. Ch. Blondel dans sa thèse sur La conscience morbide (v. p. 20 et sq.), et que l'élément le plus profond de la personnalité et de la vie psychique, notre mémoire, emprunte à la société les cadres sans lesquels elle ne peut pas se constituer, ainsi que l'a montré, dans son beau livre sur Les Cadres sociaux de la mémoire, M. Halbwachs (p. 18 sq.). Ces vues, qui ont d'abord paru paradoxales, sont aujourd'hui devenues classiques, et M. Bouglé invoque avec raison le rôle que jouent les notions de provenance sociologique dans le nouveau Traité de psychologie du Dr. Dumas. En effet, la psychologie individuelle, psychologie pour ainsi dire, „psychologique", coincée en quelque sorte entre le biologique et le social, s'y trouve ramenée à sa plus simple expression. Mais c'est la sociologie qui, aux yeux de M. Bouglé (et aux nôtres), l'emporte. La preuve en est fournie, selon M. Bouglé, par les nombreux travaux sur le suicide que l'on doit à l'école sociologique française : „Après Durkheim, M. Albert Bayet et M. Maurice Halbwachs y ont consacré deux gros volumes, M. Max Bonnafous en annonce un autre" (p. 23). Tous ces auteurs s'accordent à expliquer le suicide par des faits de structure sociale. (A voir cette avalanche de volumes, on en arrive presque à croire que, pour l'école sociologique française, c'est le suicide qui constitue l'acte social par excellence.) Les psychologues purs protestent, bien entendu, contre cet envahissement de la sociologie : un Pierre Janet, un Delacroix (et dans le clan des sociologues eux-mêmes M. Blondel fait des réserves) ; M. Bouglé estime cependant que M. Delacroix, et même M. Bergson, sont au fond contaminés par la thèse sociologique ; sinon en théorie, du moins en pratique, puisque l'un aussi bien que l'autre „accueillent maintes explications qui supposent, dans des formes diverses, l'action de la vie sociale sur la pensée individuelle" (p. 29).

Après avoir, dans le premier chapitre de son livre, traité le problème sociologie et psychologie, M. Bouglé en vient à se demander (chap. II, Ethnologie et sociologie) : „quels services l'ethnologie, entendue comme la connaissance des populations „primitives", a-t-elle rendu à la sociologie proprement dite ?" Question à laquelle on ne peut, à notre avis, donner de réponse simple. Car s'il faut reconnaître, avec M. Bouglé, que l'étude de la „mentalité primitive" a permis à M. Lévy-Bruhl de dégager, et de décrire, une structure mentale essentielle, qualitativement différente de celle du „civilisé", structure qui, bien que n'étant pas complètement étrangère à nos sociétés, ne s'y trouve pas dans l'état pur qui, seul, permet une analyse exhaustive ; si l'on peut admettre aussi que la découverte du caractère „sacré" de la vie collective, et que l'isolement de la notion, ou qualité, du „sacré" — une des découvertes les plus importantes de Durkheim — n'aurait pu se faire en dehors de l'étude des formes primitives de la vie religieuse ; enfin que la découverte du Potlatch et de son rôle dans la vie des sociétés primitives par M. Mauss est une contribution de tout pre-

mier ordre à la compréhension des sociétés civilisées elles-mêmes ; si on admet sans peine que l'étude des clans primitifs a permis aux historiens de mieux comprendre la formation de la cité grecque et l'évolution qui mena l'humanité des clans aux empires, on pourra regretter, néanmoins, que le trop grand intérêt pour les Bororos et les Aruntas ait trop souvent détourné les sociologues français de l'étude sociologique des sociétés civilisées. Et pour Durkheim lui-même, on pourra regretter que la superstition du primitif lui ait dicté sa théorie „sociologique“ de la raison (p. 48 et sq.), explication de la pensée scientifique à partir de la mentalité mythique, ou, comme il dit, de la pensée religieuse ainsi que sa conception de la „horde“, „protoplasme du règne social“, „source d'où sont sorties toutes les espèces sociales“ (p. 42). Mais cela nous amène à la Morphologie sociale (chap. III), à l'étude „anatomique“ et „physiologique“ des „structures“ sociales, des formes de solidarité — mécanique et organique —, des types de la division du travail social évoluant sous la pression de la „densité“ des groupements. Il est hors de doute, ainsi que le montre M. Bouglé, que ces études ont apporté une aide féconde et à la géographie humaine, et à l'histoire (chap. IV).

En effet, nulle part, selon M. Bouglé, l'apport sociologique ne s'est avéré plus fécond que, justement, dans l'histoire. Il fut, il est vrai, un temps où la sociologie, dans son ardeur juvénile, prétendait pouvoir formuler des lois générales de l'évolution de l'humanité (M. Bouglé rappelle la loi des trois états d'Auguste Comte) et se substituer ainsi à l'histoire, mais ce temps est passé, et si la distinction, établie par P. Lacombe entre „événement“ et „institution“ (reprise d'ailleurs de nos jours par Simiand), distinction qui devait, en délimitant leurs terrains respectifs, instituer la paix entre les tribus rivales des historiens et des sociologues, n'a pas arrêté les hostilités et les polémiques, il n'en reste pas moins vrai que, d'une part, les historiens les plus historisants ne peuvent, en pratique, se refuser à appliquer des catégories sociologiques, et que, d'autre part, les sociologues de la plus stricte observance ne peuvent, non plus, ne pas reconnaître l'importance des événements, grands et petits, pour la formation et la transformation des institutions. La réconciliation, si l'on peut dire, s'opère sur le terrain de la recherche concrète, ainsi qu'on peut le voir en étudiant les grandes collections historiques nées depuis la guerre, Peuples et Civilisations, de MM. Halphen et Sagnac aussi bien que l'Évolution de l'Humanité de M. Henri Berr (p. 85 sq.). La tradition, d'ailleurs, est ancienne : le plus beau livre de sociologie qui ait jamais été écrit en français, la Cité antique de Fustel de Coulange, n'est-il pas le travail d'un historien pur ?

Si entre la sociologie et l'histoire les rapports ne furent pas toujours bons, ils furent franchement mauvais entre la sociologie et la science du droit. Et la Sociologie juridique (chap. V) a eu bien du mal à se faire admettre dans l'enceinte, farouchement gardée, des Facultés de Droit. Cette situation déplorable appartient désormais au passé : grâce à la révolte des faits contre le droit (v. p. 101), la philosophie du droit est en train de se soumettre, et d'accepter l'aide des conceptions sociologiques ; le juriste ne méconnaît plus le parti qu'il peut tirer de la Responsabilité de M. Fauconnet, de la Foi jurée de M. Davy et du Potlatch

de M. Mauss (p. 119). Aussi, „symptôme remarquable : près d'une dizaine de professeurs de Droit font maintenant partie de l'Institut français de Sociologie, dont le noyau a été fourni par l'équipe de l'Année Sociologique" (p. 96). Et l'œuvre de M. Emmanuel Lévy, „œuvre pleine de formules sybillines, mais qui donnent à penser" nous fait voir „quelle sorte de service les conceptions sociologiques peuvent rendre à un juriste qui, loin de résister à la pente, s'y abandonne pleinement" (p. 111).

C'est par une étude de la Sociologie économique (chap. VI et VII) que M. Bouglé termine son bulletin de victoires. Avec raison sans doute, car c'est sur ce domaine-là que l'équipe de l'Année Sociologique a produit ses plus beaux travaux. Nous parlons de l'admirable enquête de Simiand, Le salaire, l'évolution sociale et la monnaie „véritable Somme, Traité d'économie politique et sociale" (p. 145) dont l'étonnante richesse matérielle n'est égalée que par la non moins étonnante profondeur de réflexion méthodologique. Et des beaux travaux de M. Halbwachs qui étudiant la classe ouvrière et les niveaux de vie, „nous fait saisir la réalité intime des classes, ... qui ne se définit ni par la seule profession, ni par le seul revenu... Mais la façon dont elle organise son budget, la quantité et la qualité des consommations qu'elle se permet ou s'interdit, nous renseignent sur la place qu'elle occupe dans la hiérarchie sociale" (p. 151). Notion d'une importance capitale, et que vient confirmer l'ingénieuse étude de M. Goblot sur La Barrière et le Niveau (p. 156).

Nous n'avons pas, bien entendu, la prétention de résumer l'étude, si pleine d'idées, de noms et de faits, de M. Bouglé. Or, M. Bouglé lui-même ne se flatte pas „d'avoir énuméré tous les gains que les sciences humaines en France doivent à la sociologie." Il faudrait, en effet, pour être complet, parler d'esthétique et de linguistique, d'archéologie et d'histoire des sciences, et même d'histoire de la philosophie ; nommer MM. Lalo, Meillet, Granet, Hubert, Rey, d'autres encore. Mais nous ne pouvons pas passer sous silence, à la suite de M. Bouglé (conclusion), l'apport de la sociologie à la morale. M. Bouglé estime qu'en démontrant la variabilité, selon les structures et les tendances des groupements humains, des „tables de valeurs", en montrant dans le moral du social cristallisé (p. 160), en substituant à la „morale simple" une „morale nuancée", en faisant comprendre la nécessité de chercher, pour l'action morale, des points d'appui dans la réalité sociale, et de commencer la réforme des mœurs par celle des institutions, la sociologie s'est acquis un mérite considérable. Et que les réactions des tenants de l'absolutisme moral, qui l'accusent de „dissoudre" et de „saper" la notion même du devoir n'étaient aucunement justifiées. Ce qui ne nous semble pas entièrement exact. Il est incontestable que Durkheim pensait pouvoir fonder une morale qui s'appuierait directement sur la réalité sociale ; il est incontestable aussi que la critique sociologique, héritière légitime du XVIIIe siècle, en faisant voir dans maint tabou (citons l'exemple célèbre de l'inceste) une survivance de croyances totemistes, en détruisait eo ipso la valeur ; et qu'elle aboutissait avec la science des mœurs de M. Lévy-Bruhl à un relativisme moral à peu près absolu. Quant à la morale que l'on pourrait fonder sur la sociologie durkheimienne, il faut bien reconnaître que, plaçant la valeur suprême — la seule valeur véri-

tablement „sacrée" — dans la cohésion du groupe social, elle doit, pour rester conséquente avec elle-même, justifier toutes les morales et toutes les échelles de valeur qui, dans un temps et dans des circonstances donnés, assurent et augmentent la dite cohésion. Ce qui veut dire, qu'elle doit se ranger du côté des régimes„ totalitaires" et condamner avec eux le droit au libre examen ; elle doit, nécessairement, justifier une morale conformiste (son socialisme même n'est que conformisme du progrès, désir de „nager dans le sens du courant"). C'est uniquement parce que, du XVIII[e] siècle, elle avait gardé une foi au progrès qu'elle a pu s'abuser sur ses propres tendances.

Un mot encore. Exposant la théorie des „représentations collectives", M. Bouglé a soin de réfuter l'objection classique de Tarde qui „accusait" Durkheim de créer une nouvelle ontologie (p. 7 sq.). Il suit, bien entendu, en le faisant, l'exemple de Durkheim. Et pourtant... oserons-nous lui dire qu'il a tort ? Ce que Durkheim appelle „représentations collectives" est une réalité ; réalité aussi dure, aussi résistante, aussi „réelle" — sinon davantage — que celle de la matière et des corps. Et c'est dans la découverte — ou redécouverte, car ce que Durkheim appelle „représentations collectives" n'est rien d'autre que ce que Hegel appelle „esprit objectif" — de cette couche *sui generis* de la réalité — le réel social — réalité qui nous est à la fois „intérieure" et „extérieure", que consiste le plus grand mérite philosophique de la sociologie durkheimienne.

Die französische Soziologie.

Die Hauptrichtung der französischen Soziologie ist heute noch die Durkheimsche Schule, die C. Bouglé in seinem Buch „Bilan de la Sociologie française contemporaine" in den Vordergrund stellt. Diese Schule hat weniger im Sinne einer Einzelwissenschaft gewirkt als durch den Einfluss, den sie auf fast alle sozialen Wissenschaften ausgeübt hat. Deswegen sind die verschiedenen Kapitel des Bougléschen Buches den besonderen Disziplinen : Psychologie, Ethnographie, Geschichte, Jura, Nationalökonomie gewidmet, um die Wechselwirkung zwischen ihnen und der Soziologie, die Verbreitung der soziologischen Methode, des soziologischen Gesichtspunkts zu würdigen. Anschliessend an Bouglé versucht Koyré diese Würdigung zusammenzufassen und kritisch zu beleuchten. Trotz ihrer verschiedenen theoretischen Einstellung kommen diese Disziplinen praktisch zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit. Schliesslich macht Koyré zwei wichtige Bemerkungen : 1. über die Tendenz der soziologischen Moral, für welche die soziale Kohärenz der höchste Wert wäre, und 2. über die Wiederentdeckung einer besonderen Schicht der Wirklichkeit durch Durkheim, nämlich die Kollektivvorstellung, die wie der „objektive Geist" *jedem* Individuum innerlich und zugleich äusserlich und für alle verpflichtend ist.

French Sociology.

The dominant tendency in French sociology is still represented by the school of Durkheim, which receives prominent treatment by C. Bouglé in his book„ Bilan de la Sociologie française contemporaine". This school has penetrated nearly all the different social sciences and its influence has not been confined to the boundaries of a separate discipline. The different chapters of Bouglé's book, therefore, deal with psychology, anthropology, history, law, and political economy, in order to analyze the interaction between these separate disciplines and the sociological method.

The author attempts to develop further the viewpoint advanced by Bouglé and to throw critical light upon it. He makes his observations along two main lines of thought, namely : first, that the focal conception which represents the supreme value for any sociology and its scientific unity is the conception of social coherence ; and second, that there is a particular area of reality rediscovered by Durkheim, namely the collective idea which, like the „objective mind", represents for each and every individual a bond internal as well as external.

Besprechungen.

Philosophie.

Dempf, Alois, *Kierkegaards Folgen. Jakob Hegner. Leipzig* 1935. *(*229 *S.; RM.* 3.—, *geb. RM.* 5.50*)*

Peterson, Erik, *Der Monotheismus als politisches Problem. Jakob Hegner. Leipzig* 1935. *(*158 *S.; RM.* 4.50*)*

Croce, Benedetto, *Ultimi Saggi. G. Laterza. Bari* 1935. *(VIII u.* 390 *S.; L.* 30.—*)*

Dal Pane, Luigi, *Antonio Labriola. Edizioni Roma. Rom* 1935. *(XVIII u.* 520 *S.; L.* 25.—*)*

Dempf bemüht sich um eine „Versöhnung" von griechischer Antike und Christentum in einer „christlichen Philosophie" auf dem Boden des Thomismus. Der Titel seiner Schrift müsste richtiger lauten: Hegel und Kierkegaard, korrigiert durch Thomas; denn von einer Auseinandersetzung mit Kierkegaards „Folgen" (der dialektischen Theologie von Barth und der Daseinsphilosophie von Heidegger, auf welche öfters angespielt wird, ohne jedoch den Namen zu nennen) ist keine Rede. Thomas habe mittels der analogia entis schon längst den in Kierkegaard contra Hegel zum Ausdruck kommenden Streit zwischen Glauben und Wissen und zwischen „Weltgeistlehre" und „Selbstseinslehre" gelöst, und die ganze abendländische Universität beruhe auf diesem Frieden, der freilich nicht anerkannt werde von den philosophiefeindlichen Theologen und den theologiefeindlichen Philosophen. D. selber stellt sich zwischen beide und versucht die These durchzuführen, dass Kierkegaard ein christlicher Philosoph gewesen sei, wenngleich sein „System" „leider nur ein Teil der christlichen Philosophie ist". Zur Klärung dieses Streits untersucht D. Kierkegaards Verhältnis zu Hegel, wobei er feststellt, dass alle Grundbegriffe von Kierkegaard als Gegenbegriffe zu Hegel durch diesen bestimmt sind. Der Identitätsphilosophie von Hegel entspricht die Distanzphilosophie von Kierkegaard, der spekulativen Vermittlung die paradoxe Entscheidung, dem Weltprozess das Selbstwerden, der spekulativen Allseitigkeit die existenzielle Einseitigkeit. Und während Hegels Dialektik absolute Widersprüche (Sein und Nichts) zu relativen Gegensätzen herabsetzt, steigert Kierkegaard relative Gegensätze (Endlichkeit und Unendlichkeit) zu absoluten Widersprüchen. Der „Fehler" von beiden sei, dass sie nicht richtig unterscheiden zwischen relativen und absoluten Gegensätzen. Eine positive Lösung könne nur aus der „analogia entis creati et increati" und dem hierarchischen Weltbild der klassischen christlichen Philosophie hervorgehen.

Petersons interessante Abhandlung hat den Vorzug, dass sie sich trotz des Verfassers katholischen Standpunkts nicht auf ein so spätes und

abgeleitetes Produkt der theologischen Organisation fixiert, wie es die Summa des Thomas ist, sondern die geschichtlichen Ursprünge der politischen Theologie untersucht. Er geht (was freilich nur die letzte Anmerkung verrät) zeitgemäss davon aus, dass sich seit Carl Schmitts „Politischer Theologie" die Versuche gehäuft haben, aus dem Nachweis der theologischen Herkunft politischer Grundbegriffe nun in umgekehrter Richtung mit Hilfe der Theologie Politik zu begründen. Gegenüber diesen Versuchen, den weltlichen „appetitus unitatis et omnipotentiae" (Augustin) pseudochristlich zu rechtfertigen, untersucht P. die geschichtlichen Zusammenhänge der monotheistischen Gottesidee mit der politischen Alleinherrschaft. Die Verknüpfung des Problems des jüdisch-christlichen Monotheismus mit dem politischen Problem des Imperium Romanum gestaltete sich innerhalb des Christentums (Origines, Eusebius) zu der providentiellen Ausdeutung des Umstandes, dass Jesus unter der Alleinherrschaft des Augustus geboren wurde. Augustus wird christianisiert und Christus, als civis romanus, romanisiert. Zum Imperium Romanum, das die Nationalitäten auflöst, gehört metaphysisch der Monotheismus. Was aber prinzipiell mit Augustus angefangen hat, das ist unter Konstantin Wirklichkeit geworden, der in seiner Monarchie die göttliche nachgeahmt hat. Im Grunde war aber diese Fragestellung schon längst überholt, nämlich durch die Entwicklung der christlichen Theologie im Gegensatz zum Arianismus, für den der Monotheismus eine politische Forderung war. „In dem Augenblick, in dem der Begriff der göttlichen Monarchie, der nur die Widerspiegelung der irdischen Monarchie im Imperium Romanum war, in einen Gegensatz zum christlichen Trinitätsdogma trat, musste der Streit um dieses Dogma zugleich zu einem eminent politischen Kampf werden... Das Christentum musste dann als Aufstand in der metaphysischen wie in der politischen Ordnung offenbar werden... Die orthodoxe Trinitätslehre bedrohte in der Tat die politische Theologie des Imperium Romanum." Gregor von Nazianz hat dann den Monotheismus, der als politisches Problem aus der hellenistischen Umbildung des jüdischen Gottesglaubens hervorgegangen ist, theologisch erledigt, und damit wird wieder die apostolische Front gegen Judentum und Heidentum sichtbar und die christliche Verkündigung von ihrer Bindung an das Imperium Romanum theologisch gelöst. Damit ist aber grundsätzlich der Bruch mit *jeder* politischen Theologie vollzogen, welche die christliche Verkündigung zur Rechtfertigung einer politischen Situation missbraucht. Nur auf dem Boden des Juden- und Heidentums kann es so etwas wie eine politische Theologie geben.

Croce vereinigt in dem angezeigten Bande eine Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Vorbildlich ist die intime Kenntnis der deutschen Aesthetik, die sich in den Essays über Baumgarten, Vischer und Schleiermacher bekundet; bemerkenswert durch ihre Vorurteilslosigkeit sind die Randbemerkungen zu Clausewitzens Werk „Vom Kriege"; aber allzu einfach ist die Darlegung des Verhältnisses von Philosophie, Moral und Politik. Aus der Fülle der Abhandlungen seien hervorgehoben diejenige über „Das Ende der Kunst im System von Hegel", ferner über den „Circulus viciosus in der Kritik der Hegelschen Philosophie", welche sich fortsetzt in der über „die historische Interpreta-

tion philosophischer Thesen". Beide zusammen bezeichnen besonders deutlich C.s eigene Position durch die Art und Weise, wie er Hegels Satz von der Vernünftigkeit des Wirklichen interpretiert, nämlich rein immanent, als Vertrauen in den Prozess der Geschichte. Denn „wir leben in und von der Geschichte", das sei „der Glaube der modernen Welt". Das Bewusstsein, dass gerade dieser letzte Glaube der Gebildeten tief erschüttert ist, hat C. veranlasst, auf dem Philosophenkongress in Oxford 1930 den „Antihistorismus" zum Thema zu machen. Als den Beginn der Verleugnung der Geschichtlichkeit sieht C. den italienischen Futurismus an, der blindlings eine Zukunft ohne Vergangenheit will und so dazu kommt, das Leben um seiner selbst willen, die Aktion um der Aktion willen wert zu schätzen. Eine zweite Abart desselben Antihistorismus liegt dort vor, wo man im Geschichtlichen überhaupt nur noch das zeitlich Vergängliche sieht und dem entgegen nach absoluten, dogmatischen Sicherheiten verlangt. Sowohl diese reaktionär-autoritäre, wie jener „revolutionär"-anarchische Widerwille gegen die konkrete Bedingtheit durch die Geschichte wird von C. mit einer selbst wiederum historischen Begründung abgelehnt. C. hält fest an dem Glauben seiner Bildungswelt, in der Meinung, es handle sich nur um vorübergehende Verzögerungen und Abwege, befördert durch den Krieg und die Nachkriegszeit. Die Freiheit des Geistes sei die „letzte Religion, welche dem Menschen bleibt," und zugleich die einzig wahre und standhaltende.

Dal Panes Monographie über Labriola ist von dem bekannten Historiker G. Volpe eingeleitet und mit einem guten bibliographischen Anhang versehen. Das Lebenswerk von Labriola wird hier erstmals aus den Quellen vollständig und umsichtig dargestellt. L. ging aus von der Philosophie, die in Italien durch die Hegelianer Spaventa und De Sanctis einen neuen Antrieb erhalten hatte. Er schloss sich später Herbart an, um sich schliesslich ganz in juristische, politische, soziale und ökonomische Studien zu vertiefen, die alle den einen Zweck hatten : die menschlichen Dinge in ihrer geschichtlichen Realität zu begreifen. Die Auseinandersetzung mit dem historischen Materialismus von Marx und Engels sowie mit Sorel wird ausführlich dargelegt. Das ganze Werk ist mit gleichmässiger Sorgfalt gearbeitet und hat vor allem auch das Verdienst, eine Menge von sonst kaum zugänglichen Aufzeichnungen und mündlichen Überlieferungen aus L.s akademischer Lehrtätigkeit gesammelt und zu einem Ganzen verarbeitet zu haben. Karl Löwith (Rom).

Jaspers, **Karl**, *Vernunft und Existenz. Aula-Voordrachten der Rijksuniversiteit te Groningen Nr.* 1. *J. B. Wolters. Groningen* 1935. *(*115 *S.; RM.* 3.80, *geb. RM.* 4.60*)* [1])

„In der Wirklichkeit des abendländischen Menschen ist in aller Stille etwas Ungeheures geschehen : ein Zerfall aller Autoritäten, die radikale

[1]) Das obige Referat ist von einem fachphilosophischen Standpunkt aus geschrieben. Der ausweichende Formalismus der angeblich konkreten Existenzphilosophie, der sich in Jaspers' neuem Buch wiederum bekundet, fordert freilich dazu heraus, den Rahmen einer immanenten Kritik zu überschreiten. Max Horkheimer.

Enttäuschung eines übermütigen Vertrauens zur Vernunft, eine Auflösung der Bindungen, die alles möglich zu machen scheint." Dieser Zerfall bedeutet zugleich ein Ende der philosophischen Entwicklung von Parmenides und Heraklit bis Hegel, die in ihren Versuchen, die Welt als vernünftiges System zu begreifen, als eine grosse Einheit erscheint. „Philosophieren, das echt ist, müsste der neuen Wirklichkeit gewachsen sein und selbst in ihr stehen." Das Bewusstsein ist in zwei Denkern erstmalig erwacht, die damit zugleich Repräsentanten ihrer Zeit und die grossen „Ausnahmen" sind : Kierkegaard und Nietzsche. „Während alle Philosophen nach Hegel ihnen gegenüber immer mehr zurücktreten, stehen sie als die eigentlich grossen Denker ihres Zeitalters heute im Grunde schon unbezweifelt da", sie sind die „nicht mehr ignorierbaren" Philosophen unserer Zeit. Was sie bringen, ist nicht ein neues Weltbild, sondern eine neue „denkende Gesamthaltung des Menschen". Sie haben „die Vernunft aus der Tiefe der Existenz heraus in Frage gestellt, aber nicht (wie das schon früher geschah), um im Skeptizismus (und damit einem gleichgültigen sich der zufälligen Tatsächlichkeit Überlassen) oder in einer Gefühlsphilosophie zu enden, vielmehr mit der Leidenschaft des Suchens nach eigentlicher Wahrheit." „Die Infragestellung jeder in sich schliessenden Vernünftigkeit als Mitteilbarkeit der Wahrheit im Ganzen macht beide zu radikalen Gegnern des Systems." „Das System ist ihnen Lüge und Täuschung", Ausdruck eines Mangels an „Redlichkeit" und damit der letzten unbedingten Tugend, der beide sich unterwerfen, der Forderung einer sich selbst noch in Frage stellenden Wahrhaftigkeit, die „das Gegenteil ist von der billigen Gewaltsamkeit, die das Wahre eindeutig in barbarischer Fraglosigkeit zu besitzen meint." Beiden gemeinsam ist eine geschichtliche Aussage über die Zeit in ihrem substanziellen Grunde. „Sie erblicken das Nichts als bevorstehend, beide noch mit dem Wissen um die Substanz des Verlorenen, beide mit der Haltung : nicht das Nichts zu wollen." Aus dieser Haltung heraus tun sie den Sprung zur „Transzendenz", „aber zu einem Sein der Transzendenz, wohin ihnen in Wahrheit niemand folgt" : Kierkegaard zum Christentum, aufgefasst als absurde Paradoxie, als Weltverzicht und Märtyrertum, Nietzsche zur ewigen Wiederkehr und zum Übermenschen. Bei den Gedanken Nietzsches, die ihm selbst die tiefsten sind, „überfällt uns eine Leere", bei Kierkegaards Glauben eine „unheimliche Fremdheit". Die scheinbare Wesensverschiedenheit des Christentums des Einen und der betonten Gottlosigkeit des Anderen macht die Ähnlichkeit beider umso kennzeichnender. Über diese Ähnlichkeit sagt Jaspers feine und tiefe Dinge, m. E. das Beste in seinem Buch. — Wie können wir philosophieren nach Kierkegaard und Nietzsche ? Wir können weder wie Kierkegaard den Schritt zum Offenbarungsglauben noch wie Nietzsche den zur Gottlosigkeit tun, aber wir übernehmen von beiden das „vor nichts Zurückschrecken der Gedanken", die Unbedingtheit der philosophischen Haltung. „Das Philosophieren sieht redlicher Weise sich selber als unfähig, den Sinn des Offenbarungsglaubens zu erreichen, und behauptet gegen diesen aus eigenem Ursprung seinen Weg des Gottsuchens; es sieht sich innerlich bedroht von dem Zweifel, dessen Endgültigkeit Gottlosigkeit bedeuten würde, die es aus eigenem Grunde

verwirft.“ „Angesichts von Religion und Gottlosigkeit lebt der Philosophierende aus eigenem Glauben.“ Was dieser Glaube ist, ist „nicht in objektiver Bestimmtheit“ ausgesprochen, er ist „der Ursprung der Arbeit, in der sich der Mensch als Einzelner im inneren Handeln vor seiner Transzendenz hervorbringt“ ; das Philosophieren ist „ein Leben der Existenz im Ergrübeln des Seins, im Lesen der Chiffreschrift des Daseins und aller Weisen des mir begegnenden und des ich selbst seienden Seins“. Das genauere Verständnis dieser Bestimmung muss Ref. dem Leser überlassen.

Ernst v. Aster (Bredbyn, Schweden).

American Philosophy Today and Tomorrow. Edited by Horace M. Kallen and Sidney Hook. Lee Furman. New York 1935. *(*518 *pp.;* $ 3.75*)*

Bernard Bosanquet and His Friends. Letters edited by J. H. Muirhead. George Allen & Unwin, London. The Macmillan Co., New York 1935. *(*326 *pp.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 3.75*)*

In the book edited by Kallen and Hook, we are confronted on the whole with a group of men whose disgust with the social irrelevancy, and the transcendental concerns of American philosophy prior to the War, and with the pessimistic outpourings immediately after, is quite genuine, and who state their faith in the natural possibility and in our own capacity to create a new society, with caution but with evident expectation and hope. Though most are aware that the present social setup is characterized by material insecurity for the many, and by coercions and repressions that prevent multitudes from participation in the vast cultural resources at hand, some are content with a somewhat fragmentary social philosophy. This holds true, for example, of Aronson, Flewelling, Ayres, and Kallen, writing such representative essays as „The Humanization of Philosophy“ and „The Gospel of Technology“. It is much less true of Randall, Ernest Sutherland Bates, Hook, and Felix S. Cohen, who in their contributions, prove more deeply, and emerge with more ample and clarifying conclusions. They conceive the individual as an organic participant in a society where the productive forces are socially controlled, and insist that philosophy takes its justification and cogency from the extension of experience and of the techniques of discrimination so that fuller appreciation may follow.

Since it is obviously impossible to consider in detail all the essays, we shall limit ourselves to a presentation of the doctrine of Naturalism, a general philosophic position consciously adopted by four of the contributors, namely Randall, Nagel, Hook, and Edman, and that to which most of the others to a greater or lesser degree aspire. Together these four former pupils of Dewey and Woodbridge, supply us with a composite picture which not only gives a vital rendering of the American scene, but provides a significant critique of science and art, and points to a solution of the larger problems of philosophy itself.

The naturalism of these men embodies a theory of nature, a specific

kind of analytic method, and a generally applicable apparatus of evaluation. Their method demands that the world of common-sense functions throughout as the source and referent of the complex instruments of the understanding, and that an analysis of nature begins with what is beheld and not with what we wish to find nor what the fact of analysis is assumed to create.

The application of this method by philosophy itself, they claim, will reveal nature as a logical structure, as a field of action, and as a scene where values may be generated and understanding made possible by the character of its own setting, and made actual by the thinking, acting, and appreciative characteristics of man. The implications of this and some of the conclusions that result for a view of logic and history, and the set of values sought in the application of the naturalistic method to the reconstruction of society, will all be found carefully treated in the essays alluded to.

For those who are interested in the vicissitudes and variants of British Idealistic philosophy, and its connections with German and Italian Idealism, the edition of Bosanquet's correspondence that Muirhead has gathered together, will prove a welcome if not a rich harvest. The interchange of letters between Bosanquet and Bradley throw some valuable light on the connections the Idealists saw between logic and philosophy, and the letters written during the war indicate how beautifully the Idealistic conception of the State rationalized the events that took place at the time. Whatever one's interests, this book nowise compares with a similar collection edited here in America, namely that of William James' letters.

Robert Marshak (New York).

Perry, Ralph Barton, *The Thought and Character of William James. Little, Brown and Company. Boston* 1935. 2 *vols. (XXXVIII and* 826, *XXII and* 786 *pp.; $* 12.—*)*

P. has not merely selected and classified James' unpublished correspondence; he has undertaken to expound and unify James' philosophic doctrines as well. The letters here printed cover an enormous range of subjects, personal, scientific, and speculative, and are saturated with James' playful language and breezy personality. The unusually wide scope of his correspondence — he included among his friends the leading thinkers of America and Europe, Emerson, Peirce, Oliver Wendell Holmes, Renouvier, Hodgson, Santayana, Stumpf, Royce, Bergson, Bradley, Dewey, Schiller, and half a hundred others — makes arduous the task of unified and coherent presentation. P.'s labors have consequently forced him beyond his individual subject. Instead of writing merely an intellectual biography, he has portrayed, partially but well, the cultural atmosphere of Victorian New England.

As we have said, the atmosphere is but half the work. P. has undertaken to analyze in detail the various aspects of James' philosophy and to render consistent its numerous strains, — empiricism, experimentalism, voluntarism, fideism, mysticism, and pragmatism. Although many pages

are devoted to reconciling these diverse positions, the results are far from clear.

For example, we may sum up these volumes by saying that they develop the central conflict in James' philosophizing, namely, his struggle to unite religion and science into a system. P. points out that James was divided between two interests : first, he was seeking to satisfy the interest of empirical science. As an empirical scientist he held that the ultimate test of the truth of a proposition is the existence of a datum sensibly perceived. Empiricism holds that scientific propositions are hypotheses about matters of fact, verifiable in the course of sense experience.

Secondly, James felt a lifelong sympathy with mystic experience. He was convinced that human needs and passions oblige men to believe in the existence of God, substance, rational order, beliefs which empirical science can never justify. James realized that the purely scientific standards to which he subscribed as an empiricist could not be applied to propositions about the supernatural. But instead of rejecting these empirically unverifiable notions, as a straightforward scientist would have, James threshed about for special criteria to satisfy his mystical beliefs. He discovered such a criterion in the „will to believe" which asserts that we may accredit by moral evidence beliefs which satisfy our needs and help to govern our conduct.

It is P.'s contention that the „will to believe" *consistently* supplements empiricism. His reason for thinking so is that empirical criteria apply only to sense experience and hence do not contradict evidence adduced from non-sensory sources. But this contention is false, as P. seems to realize at one point. For, he correctly states that empiricism denies that propositions about the supernatural are verifiable. In stating this, empiricism is not neutral to statements about „higher realms of moral being", but regards such statements as meaningless precisely because they are unverifiable in sense experience.

Following on this point is another which P. does not adequately explain, though it is essential to any analysis of James' philosophy. This is the shift in James' definition of empiricism itself. In his later writings James redefined empiricism to make it jibe with his pragmatic test of truth. As he stated his pragmatism, loosely, and with constant use of the vernacular which confused rather than clarified his meaning, James intended it to the test both the truth of propositions of science and propositions about the supernatural. He identifies truth with the value of an idea, its success in leading to worthwhile experiences, sensory and otherwise. Such terms as „satisfactory", „worthwhile", „fruitful", and „successful" are painfully unclear, and James made use of their vagueness in making his final plea for uniting science and religion. Religion is tested by its value for life : it is consoling, hence „worthwhile" and true. The same test applies to scientific hypotheses — they must lead to fruitful consequences. Obviously if such is the case, empiricism as outlined above has changed its meaning. P. does not make clear in what sense James' empiricism fitted his pragmatism.

In closing, we must mention that these volumes contain an admirable

section on Henry James, senior, William's father, who is built into such a robust and vital personality as to outshine his son.

E. M. David (New York).

Desgrippes, Georges, *Études sur Pascal. De l'Automatisme à la Foi. Téqui. Paris* 1935. *(*136 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Dans ce petit livre, écrit avec soin et talent, M. Desgrippes s'efforce d'exposer la pensée de Pascal à partir de l'opposition de l'automatisme et de la grâce. D'où les quatre chapitres : 1) analyse du mécanisme psychologique selon lequel la croyance naît de l'habitude ; 2) signification de l'humilité et de l'abêtissement, la raison reconnaît son impuissance pour laisser place à la grâce ; 3) mais quels sont les rapports de cette foi, dont l'origine est toute humaine et pour ainsi dire mécanique, et de la foi qui est don de Dieu ? M. D. montre que Pascal maintient le caractère unique de la foi chrétienne et que la nature humaine, faite pour la foi avant le péché, exige, après le péché, les mystères chrétiens pour être intelligible ; 4) dans la dernière étude, M. D. interprète dans son ensemble l'attitude de Pascal : quel rôle, quelle efficacité prête-t-il à la raison lorsqu'il s'agit d'atteindre aux vérités transcendantes ? M. D. critique Pascal selon l'apologétique à la mode aujourd'hui, il affirme que les vérités que découvre la raison naturelle mènent au seuil de la révélation, car les preuves thomistes nous révèlent un Dieu qui est déjà presque le Dieu chrétien. On ne saurait exiger de ces conférences écrites par un croyant pour des croyants qu'elles renouvellent l'interprétation d'un auteur aussi commenté que Pascal. Le lecteur préoccupé de science et d'histoire, remarquera surtout l'effort, souvent heureux, pour nuancer l'irrationalisme de Pascal et mettre en lumière les motifs et les limites de la critique de la raison. On notera aussi, dans le texte et aux appendices, une comparaison intéressante de l'automatisme psychologique chez Pascal et Descartes.

R. Aron (Paris).

Allgemeine Soziologie.

Annales Sociologiques. Série A : Sociologie générale, direction C. Bouglé ; Série C : Sociologie juridique et morale, direction J. Ray ; Série D : Sociologie économique, direction F. Simiand ; Série E : Morphologie sociale, Langage, Technologie, Esthétique, direction M. Halbwachs. Librairie Félix Alcan, Paris 1934-35. *(*268 *p.;* 196 *p.;* 295 *p.;* 156 *p.; chaque fascicule fr. fr.* 30.—*)*

Les „Annales sociologiques" font suite à „L'Année sociologique" qui fut avant la guerre l'organe de l'école de Durkheim, dont l'influence dominait toute la pensée sociologique française. La nouvelle publication est à la fois plus vaste et plus souple que l'ancienne : au lieu d'un seul cahier traitant en même temps des différents domaines de la sociologie, plusieurs fascicules paraîtront désormais, dont chacun est consacré à une branche

spéciale. Dans les quatre fascicules, parus jusqu'à présent, on remarquera avant tout un plan de sociologie descriptive de M. Mauss. Il se réfère à Durkheim, approuve en une large mesure Max Weber, mais désapprouve de l'autre côté la plupart des sociologues allemands, qui renoncent presque à toutes les sociologies spéciales (sauf quand ils sont ethnologues en même temps), ou bien — tel Frobenius — prétendent que leur „Kulturmorphologie“ constitue presque la sociologie entière ; M. Mauss insiste en outre sur la nécessité d'une étude approfondie du langage, de l'éducation, de la tradition, et des différents facteurs religieux, mystiques et magiques. On observe un intérêt semblable pour ces facteurs dans le travail de M. Henry Lévy-Brühl : „Une énigme de l'ancien droit romain“ ; ainsi que dans la polémique que M. Albert Bayet mène contre M. Bergson. Les trois théories qu'il lui reproche avant tout sont : 1° L'opposition d'une morale ouverte et d'une morale close, qui ne change pas ou qui, si elle change, oublie aussitôt qu'elle a changé ou n'avoue pas le changement — concession faite par M. Bergson et qui, d'après M. Albert Bayet, suffit à ruiner toute la thèse ; 2° La conception de l'être „supersocial“ (comme Jésus-Christ), tel que M. Bergson le conçoit — conception qui ne correspondrait pas à la figure qui a exercé cette influence considérable et qui aurait été créée dans le groupe clos de la première église ; 3° La prétendue loi qu'à une frénésie d'ascétisme succède normalement une frénésie de luxe — loi fondée d'après M. Bayet sur un seul exemple et non pas sur l'application des méthodes empiriques.

Celles-ci sont à la base des travaux d'ordre économique, comme l'étude de M. Simiand, intitulée „La monnaie, réalité sociale“. L'auteur récemment défunt et tant regretté, y soutient avant tout les thèses suivantes : 1° Croyance et foi sociale d'une collectivité donnent à la monnaie sa valeur. La monnaie permet de comparer aisément la valeur des objets et la situation des individus, de „monnayer le futur“ : d'où sa force économique et sociale. 2° Étant donné qu'il n'est en la puissance d'aucun souverain ou d'aucune banque de faire varier à volonté la découverte et la production de l'or, ce métal conservera une primauté évidente sur toutes autres matières. Les problèmes des méthodes empiriques, spécialement envisagées dans le sens d'un perfectionnement des techniques statistiques, prédominent dans trois articles, l'étude critique de M. Philip sur l'évolution d'une société contemporaine, l'essai critique de M. Lutfalla sur la détermination statistique des courbes d'offre et de demande et l'article de M. Halbwachs sur la nuptialité en France. M. Philip critique sévèrement les procédés dont ont usé plusieurs collaborateurs de la grande enquête qui fut entreprise aux États-Unis à la demande du président Hoover et avant tout ceux qui ont envisagé la crise de la morale et de la famille. M. Halbwachs démontre que le nombre des mariages conclus ne dépend pas uniquement de la natalité — ainsi qu'il avait été prétendu par certains statisticiens de vieille école, — mais aussi de la constitution économique et de l'état des mœurs.

Il est impossible de rendre en quelques lignes de compte rendu l'impression d'abondance et de rigueur scientifique qui se dégage de la lecture de ces cahiers. L'ampleur de cette publication est due à l'érudition des colla-

borateurs, à la vieille tradition sociologique française, mais aussi à la conception très large de la sociologie qui est à la base de ces travaux.

Paul Honigsheim (Paris).

Proesler, Hans, *Die Anfänge der Gesellschaftslehre. Palm und Enke. Erlangen* 1935. *(*183 *S.; RM.* 5.40*)*

P. sucht festzustellen, von welchem geschichtlichen Zeitpunkt ab von einer wissenschaftlichen Soziologie gesprochen werden könne. Die Aufdeckung der Anfänge einer bestimmten Wissenschaft ist aber bekanntlich nur möglich, wenn über Inhalt und Aufgabenkreis dieser Wissenschaft sowie über ihre Abgrenzung gegenüber verwandten Disziplinen einigermassen Klarheit herrscht. Dies ist jedoch, wie man weiss, bei der Gesellschaftslehre keineswegs der Fall, und so ist auch P. gezwungen, seiner Untersuchung eine eigene Definition der Gesellschaftslehre voranzustellen. Sie lautet : „Der Tatbestand der Gesellschaftslehre ist erst von dann ab und dort gegeben, wo es sich um eine selbständige theoretische Wissenschaft handelt, welche die rational verfahrende Erforschung des ‚menschlichen Zusammenlebens‘ in systematischer Ausrichtung betreibt.“ Die Anfänge der Gesellschaftslehre fallen nach P. mit einer bestimmten gesellschaftlichen und ideengeschichtlichen Situation zusammen. Die materielle Situation, deren Beschreibung im oberflächlichen Ton eines Schullesebuches gegeben wird, ist, kurz gesagt, die bürgerliche Revolution, wo sich „die wirkliche Gesellschaft dem Staate gegenüber als arteigenen Tatbestand erkannte.“ (Der Versuch einer klassenmässigen Differenzierung der „wirklichen Gesellschaft“ wird nicht unternommen). Die ideologische Lage soll jene der Aufklärung sein, die ebenfalls ungenügend analysiert wird. — Es folgt eine Darstellung der „ersten Soziologen“, die mit Machiavelli und Hobbes beginnt.

Hans Mayer (Genf).

Berr, Henri, *L'histoire traditionnelle de la synthèse historique. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(*146 *p.; fr. fr.* 15.—*)*

Dans ce petit livre, M. B. a réuni quatre études, parues dans diverses revues. La première et la dernière sont des esquisses biographiques, consacrées l'une à un érudit du dernier siècle, Philippe Tamizy de Larroque, l'autre à Paul Lacombe. Ce dernier, connu surtout par son livre „De l'histoire considérée comme une science“, historien, essayiste, fonctionnaire, fut un esprit très vivant en perpétuelle évolution. M. B., naturellement, s'intéresse surtout au théoricien de l'histoire, car ce livre est écrit pour ainsi dire en marge de „la Synthèse en Histoire“. M. B. cherche à se situer entre „historiens historisants“ et sociologues, il défend la synthèse comme „la seule forme pleinement scientifique du travail historique.“ Contre les partisans de „l'histoire événementielle“, il revendique les droits de la généralisation historique. A la différence des sociologues, il s'intéresse non aux seules régularités historiques, non aux seules nécessités sociales, mais à toutes les catégories de causes. Il distingue trois catégories : le nécessaire (le social),

le contingent (le collectif) et le logique. — Ces distinctions dans lesquelles sont mêlés le formel et le matériel, les éléments du réel et les formes de notre esprit, les parties du monde historique et les sphères métaphysiques (le logique est le principe interne de l'évolution) présentent bien des obscurités.

M. B. dirige, comme on sait, la remarquable collection de l'Évolution de l'Humanité. Mais on peut se demander si aucun de ses collaborateurs utilise les catégories de l'auteur de la „Synthèse historique".

Raymond Aron (Paris).

Becker, Carl L., *Everyman His Own Historian; Essays on History and Politics. F. S. Crofts & Co. New York* 1935. *(VIII and* 325 *pp.;* $ 2.50*)*

This work consists of a series of papers published by B. at various dates from 1910 on. He has himself divided them into three groups, entitled respectively Liberty and Equality, History and Historians and Interpretations. Yet the essays themselves, greatly diverse in their subjects, defy and quietly overrun such neat classifications. Together they present, however, a philosophy of life, product of rational reflection on history, on experience — a philosophy coherent though unsystematized. B. is a liberal, disillusioned yet enthusiastic, tolerant yet stubborn. He believes too much in the complexity of man's spirit and in its potentialities to accept any neat determinism, materialistic or otherwise. In a brilliant essay on The Marxian Philosophy of History he tries to reveal some inherent contradictions of Marxism, while elsewhere he uses the careers of John Jay and Peter Van Schaak to illustrate the significance of non-economic motives in shaping human action. Aware of the dangers and defects of democracy, he prefers that régime to any totalitarian state. He wants both equality and liberty, and boldly refuses to choose, even if practical persons deem choice necessary. Aware of the dangers of freedom of speech, he sees far greater perils in its limitation. Without the pathetic faith of the Enlightenment in the rational character of the human animal, he yet clings grimly, but not over-confidently, to reason as the only tool and criterion we possess. The whole world is a defense of the enquiring mind, a rejection of the facile convictions and noisy assertions of the market-place, and a plea for a recognition of the infinite complexity of phenomena, both in the external world and in ourselves. And it is all presented with wit, keenness of analysis, learning and maturity. The essay on Frederick Jackson Turner is a delightful tribute by a student to his teacher, and goes far to explain why B. has, and holds to, his convictions.

T. I. Cook (New York).

Homans, George C., and **Charles P. Curtis,** *An Introduction to Pareto; his Sociology. Alfred A. Knopf. New York* 1934. *(*318 *pp.;* $ 2.50*)*

Znaniecki, Florian, *The Method of Sociology. Farrar & Rinehart. New York* 1934. *(*338 *pp.;* $ 2.50*)*

Homans and Curtis have attempted an introduction to Pareto's

„Sociologie Générale“ for the benefit of readers who, like themselves, have experienced „the difficulties amateurs have in reading Pareto“. They treat first the interrelationship of cause and effect and the place of the quantitative method in scientific research. Pareto's logico-experimental and non-logico-experimental concepts are then analyzed under the heading of „Fact and Sentiment“, which indicates the definition given them by the authors. In their choice of illustrative examples, the authors often seem to violate the canons of scientific objectivity which they praise in Pareto's theories. If in trying to render Pareto's complicated system of sociology in a lucid and abbreviated form the authors have failed, it is perhaps inevitable from the nature of their task.

Znaniecki's book is the result of efforts to „harmonize ideals with reality, to reconcile the standards of highest scientific perfection, derived partly from philosophy, partly from the methodologies of physical and biological sciences with the need for preserving intact those characteristics which concrete social facts possess in our experience“. Stressing the „humanistic coefficient“ as an essential character of cultural data, Z. regards the elements of a cultural system as being held together by human activity and discusses the role of such activity in sociological method. Z., who sees sociology as changing from a synthetic to an analytic science, rejects the idea that it is either a theory of societies or communities and treats it as a special science composed of four branches : social actions, relations, persons and groups. Its data are derived from the experiences, direct and vicarious, and the observations of sociologists and of others, as well as generalizations made by others, with or without scientific purpose. In the final chapter, Z. deals with the method he has emphasized throughout the book : analytic induction or the type method. He sets forth the principles of (1) structural dependence (leading to static laws and a genetic classification of social systems), and (2) causality (leading to dynamic laws and a functional classification of social changes). Structural dependence is found by studying the actual construction of the system and forms a foundation for the study of specific classes of social systems and the determination of their relationship. The statistical method is treated summarily in a section called the „problem of quantification“ in which the author stresses qualitative differences in social phenomena as affecting quantitative differences. The index is inadequate, but the lists of reference, with accompanying discussions, are valuable. Thea G. Field (New York).

Borkenau, Franz, *Pareto. Chapman & Hall. London* 1936. *(*219 *pp.;* 6 *s.)*

This is one of a series of studies of modern sociologists, under the general editorship of Morris Ginsberg and Alexander Farquharson. It is a more important work than its size might lead one to expect. B. has put into it an immense amount of work and thought. It is packed with suggestive ideas, any one of which repays careful consideration and might lead to extensive sociological speculation. Although the criticism is destructive, in the sense that it is unsympathetic to Pareto and does not show any

desire to discover the maximum value in his work, it is constructive in the sense that it attempts to indicate the lines along which a true general sociology ought to be built up. No attempt to construct a general sociology by psychological rather than historical analysis ought to be condemned for not achieving complete success and producing a perfectly formed and water-tight system. This is at present beyond our powers. It should be estimated rather according to the value of the contributions it makes by the way. B. finds that Pareto's distinction between logical and non-logical actions stultifies his whole work and condemns him to futility. You cannot, he says, make a logical classification of illogical behaviour. Why not ? Many people would say that the question is not so much whether the distinction can be made (with proper definitions) but whether it is worth making. B. finds value in Pareto's theory of élites, but he rightly points to the failure to pay enough attention to the institutional setting of individual behaviour, and he is in his final sketch indicating how an institutional analysis might be made. T. H. Marshall (London).

Henderson, Lawrence J., *Pareto's General Sociology. A Physiologist's Interpretation. Harvard University Press. Cambridge,* Mass. 1935. *(VII u.* 119 *S. ;* $ 1.25*)*

Unter den Wortführern der grossen Pareto-Renaissance in Amerika ist der Autor einer der eifrigsten. Seine Arbeit verdient besondere Aufmerksamkeit wegen der Kombination von Naturwissenschaft und Soziologie, die er in seiner Person darstellt.

H. weist darauf hin, dass Paretos Betrachtungsweise gesellschaftlicher Vorgänge eine Analogie findet in dem, was die Chemie ein thermodynamisches System nennt. Wenn eine Kombination von verschiedenen Stoffen gegeben ist, die selbst wieder in festem, flüssigem oder gasförmigem Zustand auftreten können, und wenn ein Element einer solchen Kombination vermehrt oder vermindert wird — dann lehren die chemischen Massenwirkungsgesetze, wie man die resultierende Endveränderung der anderen Elemente berechnen kann, ohne auf die einzelnen Schritte dieser Veränderung eigens eingehen zu müssen. In zwei ausführlichen Anhängen legt H. die Logik dieser „molaren" Betrachtungsweise und ihren Unterschied von der „molekularen" dar und zeigt ihre Analogie zu einer soziologischen Betrachtungsweise zum Unterschied von einer psychologistischen.

Die letzten vier Textparagraphen und die fünf restlichen Anhänge sind Paretos Begriff der nicht-logischen Handlung gewidmet. Hier hat H. keine eigenen Überlegungen beizufügen, sondern gibt bloss eine knappe und übersichtliche Darstellung des Arbeitsplanes in Paretos Buch. Das ist wohl auch der Grund, warum der Autor erst über den Begriff des Systems und dann über résidue und dérivation spricht, während Pareto bekanntlich umgekehrt vorgeht. Das Werk des italienischen Soziologen ist zu einer Zeit erschienen, wo ihm Freuds Begriffe der Verdrängung und Analyse noch nicht bekannt sein mussten. H. hätte heute wohl auf die mit Pareto

sachlich äquivalente, aber erheblich schärfere Begriffsbildung eingehender hinweisen müssen. Die einzige Stelle, an der er auf Freud verweist, zeigt weitgehende Missverständnisse.

Positiv ist noch zu erwähnen, dass H. sich durch seine allgemeine Bewunderung für Pareto nicht von besonnener Einzelkritik abhalten lässt. Wir wollen seine interessanten Ausführungen zur Logik des Systembegriffs hervorheben, um die Erwartung auszusprechen, es müssten die Ausführungen Paretos über résidue und dérivation einmal sorgfältig auf ihren logischen Gehalt geprüft werden; es ist möglich, dass dann das vernachlässigte Gebiet der Handlungspsychologie wichtige Anregungen bekommt.

Paul Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Huizinga, J., *Im Schatten von morgen. Eine Diagnose des kulturellen Leidens unsrer Zeit. Gotthelf-Verlag. Bern und Leipzig* 1935. *(*197 *S.; Schw. Fr.* 4.85*)*

Huizinga will die gegenwärtige Krise als eine Kulturkrise betrachten und auf allen Lebensgebieten diagnostizieren. Er sieht in dem allgemeinen „Antiintellektualismus", in der „Unterordnung des Wissensdranges unter den Lebenswillen" den tiefsten Grund aller Prozesse, welche den Übergang vom Liberalismus zu den autoritären Herrschaftsformen kennzeichnen. Er kämpft gegen den totalen Staat, gegen die Rassentheorie, gegen die Unterdrückung der Freiheit des Geistes und der Meinung. Aber es zeigt sich, dass der grosse Geschichtsforscher den wirklichen gesellschaftlichen Problemen der Gegenwart nicht mehr gerecht werden kann. Er will sich auf die richtige Seite stellen; er will die Reaktion bekämpfen, — aber er bekämpft sie mit Waffen, die zwar nicht ihr selbst, wohl aber ihren Gegnern schaden können. Immer wieder arbeitet er mit Begriffen, die zum eisernen Bestand der Weltanschauung des totalitären Staates gehören und deren gegenwärtige Funktion nur die psychische und intellektuelle Unterordnung unter seine Herrschaft sein kann. H. beklagt die „Entwurzelung des Dienstbegriffes", den „oberflächlichen Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts"; er greift den „philosophischen Immoralismus", die „Relativierung der Moral", den Historischen Materialismus und die Psychoanalyse an. Dagegen findet er schöne Worte des Lobes für die „von den Pfeilern der Heiligen Schrift" gestützte „Beschränktheit" des Mittelalters, für die militärische Pflicht des Staatsbürgers, „tötend und sterbend" seinem Vaterland zu dienen, für die „Werte der höchsten Askese", die der Soldat in den „Nöten und Miseren des Kriegsbetriebes" wiederfinde. Entsprechend sieht auch der Weg aus, den H. zur Rettung vorschlägt: „Nicht von einem Eingriff der ordnenden Mächte ist das Heil zu erwarten... Was dazu nötig ist, ist eine inwendige Läuterung, die die Individuen ergreift"; die Grundtugend des geläuterten Menschen wird eine „neue Askese" sein, eine Askese der „Selbstbeherrschung und der gemässigten Schätzung von Macht und Genuss". Er hält nicht viel von Planung, aber er glaubt, es liege „ein tiefer Sinn für Kultur im heutigen Zurückverlangen nach einer Ordnung der Staatsgemeinschaft nach Ständen,

d. h. nach lebendigen Einheiten, natürlichen Gliedern." — Noch eins : H. macht sich ebenso wie über die Verkündung einer „nordischen" so auch über die einer „marxistischen" Mathematik lustig : erstere haben wir erlebt ; aber wo hat er die Verkündigung einer marxistischen Mathematik gefunden ? Herbert Marcuse (New York).

Baby, J., M. Cohen, G. Friedmann, P. Labérenne, J. Langevin, R. Maublanc, H. Mineur, M. Prenant, A. Sauvageot, H. Wallon, *A la lumière du marxisme. E. S. I., Paris* 1935. *(312 p. ; fr. fr.* 25.—*)*
Prenant, Marcel, *Biologie et marxisme, E. S. I. Paris* 1935. *(265 p. ; fr. fr.* 12.—*)*

„A la lumière du marxisme" présente un double intérêt, social et scientifique. C'est pour la France un phénomène nouveau, caractéristique, qu'il se soit trouvé un groupe de professeurs pour étudier en commun certains problèmes du marxisme. Et, d'autre part, si incomplet et disparate soit-il, ce recueil contribuera à rectifier les idées trop simples que l'on se fait vulgairement d'une doctrine plus combattue ou encensée qu'étudiée.

La première partie, science et technique, est écrite par des spécialistes de différentes disciplines. Le problème de la technique est un problème central parce que, comme Labérenne, Mineur, J. Langevin, Prenant ont tenté de le montrer à propos des mathématiques, de l'astronomie, de la physique et de la biologie, — la science est un chapitre de la technologie destinée à vaincre le monde, obligée de se développer avec les outils, en fonction des outils. Mais aussi parce que la technique crée des types psychologiques en même temps que de nouveaux modèles d'intelligibilité. A ce point de vue, l'article de Wallon nous paraît essentiel : „les innovations de la technique nous imposent des façons de sentir inédites", p. 147. On remarquera surtout dans la deuxième partie (méthode dialectique et matérialisme), l'article de Friedmann qui insiste sur la notion de l'action réciproque par opposition à la causalité unilinéaire, et celui de Maublanc qui, à propos de Hegel et Marx, montre dans le marxisme „une philosophie du mouvement... du mouvement de la raison humaine s'attachant à coïncider étroitement avec le mouvement de la réalité."

Le petit livre de Prenant, écrit par un biologiste d'une compétence indiscutée, représente un effort pour confronter les principes philosophiques du matérialisme dialectique avec les données expérimentales des sciences naturelles. Le transformisme est une illustration de la loi du mouvement qui domine la vision marxiste du monde. La biologie confirme que l'homme fait partie de la nature, bien loin de constituer un empire autonome. Le passage des sociétés animales aux sociétés humaines s'effectue par l'organisation du travail, autrement dit par l'évolution des outils. Qu'il s'agisse de la concurrence ou des lois de la population, de l'adaptation ou du transformisme, M. Prenant retrouve dans la science actuelle le dynamisme et la dialectique qui caractérisent la doctrine marxiste.

V. Feldman (Paris).

Bukharin, N. I., A. M. Deborin, Y. M. Uranovsky *and others, Marxism and Modern Thought. George Routledge & Sons, London. Harcourt, Brace & Co., New York* 1935. *(VIII und* 342 *S.;* 10 *s.* 6 *d.,* $ 3.—*)*

Das Buch stellt einen ersten Versuch dar, „eine vollständige Übersicht des modernen Geistes im Lichte des Marxismus" zu geben. In dem grossen Einleitungsaufsatz legt Bukharin eine Darstellung der Marxschen Theorie vor, in ständiger Auseinandersetzung mit entscheidenden philosophischen und soziologischen Strömungen der Gegenwart. Der erste Abschnitt : The Philosophical Synthesis of Marx, behandelt die wichtigsten philosophischen Kategorien im Sinn des dialektischen Materialismus : das Verhältnis von Subjekt und Objekt, Theorie und Praxis, den neuen „Ausgangspunkt" der Erkenntnis im gesellschaftlichen Lebensprozess (anstatt im abstrakten Ich der idealistischen Philosophie) und das Problem der Wahrheitskriterien. Diese letzte Frage führt zu einer eindeutigen Abgrenzung der Marxschen Lehre vom Pragmatismus aller Schattierungen. „Der Hauptfehler des Pragmatismus ist der grundsätzlich ungenaue Begriff der Praxis als eines theoretisch verwendbaren Faktors. In Wirklichkeit kann in diesem Zusammenhang nur eine solche Praxis Bedeutung haben, welche die materielle Welt verändert." Im zweiten Abschnitt : The Theory of Historical Materialism, entwickelt B. vor allem das Verhältnis von Natur und Gesellschaft, natürlichem Gesetz und den Gesellschaftsformen, um dann in den beiden letzten Abschnitten die eigentlich ökonomischen Lehren des Marxismus-Leninismus als die Theorie des Kapitalismus und Imperialismus darzustellen. — Deborin unternimmt es, die gegenwärtigen Hauptströmungen des bürgerlichen Denkens „im Licht der Marxschen Voraussagen" zu untersuchen : Er skizziert die modernen Formen des Idealismus mit ihrer Ersetzung der Entwicklungsidee durch die Schicksalsidee, die antirationalistische Metaphysik von Spengler und Klages und die neue Gestalt der nationalistischen Mystik und weist auf ihre Kongruenz mit den ökonomischen und sozialen Tendenzen des Monopolkapitalismus hin. — Die Aufsätze von Uranowsky, Komarov und Vavilov versuchen eine marxistische Interpretation der Naturwissenschaften. — In der ausführlichen, den Band abschliessenden Arbeit „Marxism and Bourgeois Historical Science" setzt sich Tiumeniev mit den wichtigsten Richtungen europäischer Geschichtsschreibung seit dem 18. Jahrhundert auseinander.

Herbert Marcuse (New York).

Psychologie.

Stern, William, *Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage. Martinus Nijhoff. Haag* 1935. *(XVIII u.* 831 *S.; Hfl.* 16.—, *geb. Hfl.* 18.—*)*

Die Tatsache allein, dass seit vielen Jahren niemand mehr gewagt hat, eine umfassende Gesamtdarstellung unseres psychologischen Wissens zu

geben, weist der Allgemeinen Psychologie St.s eine ausgezeichnete Stellung in der modernen Literatur zu. Es handelt sich um ein, von aussen wie von innen betrachtet, imposantes Werk, mit dem in Einzelheiten zu rechten durchaus unangebracht wäre. Gewiss vermisst der kritische Leser manches, was in einem solchen Buche nicht fehlen sollte; gewiss auch erscheint die Auswahl des Gebotenen mitunter etwas einseitig durch gewisse Grundanschauungen des Verf. bestimmt. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass man solche Einwände auch anderen Unternehmen ähnlicher Zielsetzung würde machen können. Das Buch gliedert sich in 31 Kapitel, die in 6 Hauptteilen (Grundriss, Sinneswahrnehmung, Gedächtnis, Denken und Phantasie, Streben, Handeln und Leisten, Gefühl) untergebracht sind. Den Abschluss des vorzüglich ausgestatteten Buches bilden eine umfangreiche Bibliographie, Namen- und Sachregister.

E. Krapf (Buenos Aires).

McDougall, William, *Psycho-analysis and Social Psychology. Methuen & Co. London* 1936. *(207 pp.; 7 s. 6 d.)*

In this avowedly self-assertive book M. tells us that he singles out Freudianism for constructive critical attack, „because I hold Freud's system to be the most deserving of honest criticism, to have the essential foundations of truth that are lacking in most other contemporary systems, to be, in short, nearer than any other to the system elaborated by myself". The three lectures and five appendices (reprinted papers, reviews of, books, etc.) which comprise the book are taken up with detailed criticism of Freud's theoretical formulations and an examination of their inconsistencies, improbabilities, and unplausible elaborations. Without questioning the existence of these defects one may doubt whether the rather heavy sarcasm and the debating-society methods employed here are the most effective instruments for removing them.

The constructive side of M.'s criticism consists in pointing out the resemblances between Freud's theories and his own. Of these the foremost is that both are hormic — that both find the springs of all human activities in innate propensities or instinctual dispositions. Freud, however, must add considerably to the number of independent instinctual dispositions which he has recognised so far. Further, in the psychology of suggestion and in the description of the various levels of development of the personality, Freud has only expressed views that M. put earlier and more adequately in Social Psychology and The Group Mind. In fact, M. suggests, Freud has only to extend his list of instinctual dispositions and jettison some more of his „major errors", „especially the reality-principle, the pleasure-principle, the libido theory with its two radically different kinds of energy, the death-instincts, the over-emphasis on sex, strict determinism", in order for his system to be remarkably like the one M. put forward in 1908.

D. W. Harding (London).

Lévy-Brühl, Lucien, *La Mythologie Primitive. Le Monde Mythique des Australiens et des Papous. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(*319 *p. ; fr. fr.* 40.—*)*

L'éminent auteur nous apporte de nouvelles révélations sur l'état d'esprit prélogique tel qu'il l'avait découvert et décrit dans ses travaux antérieurs. Nous y revivons une époque de l'histoire du genre humain — celle que M. Lévy-Brühl nomme l'époque de la préreligion — dans laquelle la conception du temps et du lieu ne correspond pas à la nôtre. L'auteur démontre que, selon les convictions australiennes et papous, l'animal et surtout l'être mi-animal et mi-homme, ancêtre et héros civilisateur, d'origine totémique, a vécu et agi aux temps quasi „pré-temporels". Tout en s'appuyant surtout sur une riche documentation concernant le 5e continent et les îles qui l'entourent — et se basant plus d'une fois sur les analyses de M. Mauss — M. Lévy-Brühl insiste sur l'existence de phénomènes analogues constatés ailleurs. En effet : des tribus d'une organisation sociale de grande simplicité, par exemple celle des Buschmann, mais aussi des sociétés plus compliquées indiennes et esquimaux, de même le monde représenté par différents dessins des temps préhistoriques, enfin même plusieurs éléments du folklore des temps historiques — tous ces mondes d'un aspect si disparate en font preuve. Mais quelle explication l'auteur en donne-t-il? Des anthropologues métaphysiciens, tel que Scheler, se sont réclamés de M. Lévy-Brühl ; des ethnologues catholiques, tels que Schmidt et Koppers, partisans extrémistes de la théorie des migrations et des „cycles culturels", lui ont reproché de n'être qu'un pur évolutionniste. Heureusement, l'auteur se déclare très nettement contre toute construction qui n'envisagerait le problème que d'un seul des deux points de vue : évolution analogue de deux sociétés indépendantes l'une de l'autre, qui aboutit aux mêmes phénomènes sociaux et religieux d'une part — et relation de plusieurs civilisations par le moyen de migration de peuples et de phénomènes culturels d'autre part. Car aucune de ces deux théories ne peut être négligée quand il s'agit d'indiquer les causes qui ont déterminé un tel parallélisme.

Paul Honigsheim (Paris).

Allport, Gordon W. und E. Philip Vernon, *Studies in Expressive Movement. The Macmillan Co. New York* 1933. *(XIII u.* 269 *S. ;* $ 3.—*)*

Bühler, Karl, *Ausdruckstheorie. Das System an der Geschichte aufgezeigt. Gustav Fischer. Jena* 1933. *(VIII u.* 244 *S. ; RM.* 10.—, *geb. RM.* 11.50*)*

Die beiden vorliegenden Bücher gehen an das Problem des menschlichen Ausdrucks von zwei verschiedenen Seiten heran.

Die beiden amerikanischen Gelehrten Allport und Vernon versuchen experimentell zu erhärten, was vielfach europäische Forscher ebenso wie der naive Beobachter als Ausgangspunkt zu nehmen geneigt sind : dass eine gewisse Einheit der einzelnen menschlichen Persönlichkeit bestehe, dass diese

Einheit sich im Ausdruck des betreffenden Menschen widerspiegele und dass Ausdrucksbewegungen und -gewohnheiten eine gewisse Beständigkeit, ihre verschiedenen Arten untereinander eine gewisse Beziehung aufweisen. Zu diesem Ergebnis kommen sie auf Grund einer Serie von Tests an 25 Versuchspersonen, die sich auf die verschiedensten Betätigungen und Ausdruckserscheinungen beziehen wie Intensität der Stimme, Bewegungen beim Sprechen und während völliger Musse, Ausmass des persönlichen Schriftraums bei vorgegebener Schreibfläche, Schriftdruck, verschiedene Grössenschätzungsversuche, Gangart usw. Der zweite Teil des Buches ist dem Problem der Graphologie gewidmet, die nach dem Stande von 1931 dargestellt wird, also ohne Berücksichtigung der in diesem Jahre veröffentlichten Funde von Max Pulver und der seither erschienenen zahlreichen Monographien. Mit der Graphologie findet keine prinzipielle Auseinandersetzung statt, sondern es wird auf statistischem Wege die Richtigkeit von Schriftanalysen und ihr Zuverlässigkeitsgrad zu ermitteln versucht. Die Verf. heben selbst die Grenzen ihrer experimentellen Methode hervor, die auf die Dynamik und die etwas kompliziertere Struktur der Einzelpersönlichkeit nicht eingehen kann. Dennoch ist der beschrittene Weg nicht unfruchtbar und kann bei einer weiteren Verfeinerung der Methode noch zur Bestätigung mancher Annahmen führen und zu neuen Untersuchungen anregen.

Bühler geht mit umfassendem Wissen und vorsichtig abwägendem Urteil daran, die wesentlichen Erkenntnisse aus der Geschichte der Wissenschaft vom menschlichen Ausdruck neu zu formulieren und das heute noch fruchtbare Erbe der Forschung vergangener Zeiten systematisch zu überdenken und zu ordnen. Die Ernte seiner Bemühungen ist reich. Er knüpft vornehmlich an die Arbeiten von J. J. Engel (erschienen 1785/6), Charles Bell (1806), Piderit (1886), Darwin (1872), B. Duchenne (1862), Gratiolet (1865) und Wundt (1900) an und beschäftigt sich in einer ausgezeichneten kritischen Darstellung mit der Lehre von L. Klages, um dann noch einen kurzen Überblick über die neuesten Forschungen, vornehmlich der Amerikaner und Russen zu geben. Es wäre zu wünschen, dass der Verf. seiner „Sprachtheorie" auch noch eine ausgeführte Theorie des Ausdrucks folgen liesse, zu der er sowohl in der Sprachtheorie als auch in dem hier besprochenen Werk ein reiches und fruchtbares Material vorlegt.

Zu bedauern ist, dass in beiden Büchern ganz davon abgesehen wird, auf das wichtige Kapitel des sozialen Gehalts der Ausdrucksbewegungen, ihre Abhängigkeit vom sozialen Milieu einzugehen. Freilich weist Bühler mit Recht nachdrücklich darauf hin, dass zur Ausdrucksbewegung teilweise notwendig das Moment des sozialen Bezugs gehört, insofern sie sprachähnliche Funktionen übernimmt. Auch streift er im Zusammenhang mit Äusserungen Goethes und Lichtenbergs gelegentlich die Frage der Beziehungen zwischen sozialer und persönlicher Milieugestaltung als Ausdrucksphänomen. Ernst Schachtel (New York).

Briefs, Goetz, *Betriebsführung und Betriebsleben in der Industrie. Zur Soziologie und Sozialpsychologie des modernen Grossbetriebs in der Industrie. Ferdinand Enke. Stuttgart* 1934. (145 *S.; RM.* 7.50)

B. nimmt die bereits in dem Beitrag zum Grundriss der Sozialökonomik „Das gewerbliche Proletariat" dargestellten und vor einigen Jahren im Handwörterbuch der Soziologie (Stuttgart 1931) zusammengefassten Gedanken zur Soziologie des Betriebes wieder auf, um sie neuerdings in den Rahmen der nationalsozialistischen Wirtschaftstheorie einzugliedern. Diese kommt, wie er selbst betont, seinen Grundideen allgemein insofern entgegen, als sie erstrebt, „was an sozialer Problematik im Betriebe gelöst werden kann, in ihm zu lösen." Er führt als Erfolge des heute in Deutschland herrschenden Systems an : 1. Überwindung der Distanz zwischen den verschiedenen sozialen Schichten im Betrieb, aus der eine Erleichterung des innerbetrieblichen Aufstiegs hervorgehen — „können sollte" ; 2. die Beseitigung des Marxismus als einer der Arbeiterschaft fremden, die Entfremdung steigernden Ideologie ; 3. das Aufhören der Konkurrenz der verschiedenen gewerkschaftlichen und politischen Organisationen ; 4. die Beseitigung von Streik und Aussperrung ; 5. die Dezentralisierung der sozialpolitischen Einrichtungen ; 6. die ständische Organisation ; 7. das Aufgeben von Utopien aller Art und die Bejahung der gegebenen Wirtschaft.

So passt B. einerseits seine alte — ursprünglich wirtschaftsdemokratische — Theorie des Betriebs und seiner sozialen Erscheinungsformen heute dem nationalsozialistischen System an und ein. Andrerseits sieht er sich genötigt, der Sozialisierung, die er als „eine rationale, schematische und intellektualistische Forderung" bezeichnet, in ihrer ersten Verwirklichung in Sowjetrussland Anerkennung auf entscheidenden Gebieten zuteil werden zu lassen, und zwar gerade auf Gebieten, deren Verwirklichung in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung er selbst als höchst problematisch betrachtet. H. Rigaudias-Weiss (Paris).

Britt, George, *Forty Years — Forty Millions. The Career of Frank A. Munsey. Farrar T. Rinehart. New York* 1935. (309 *S.;* $ 3.—)

Diese Biographie eines der mächtigsten und reichsten Magazin- und Zeitungsbesitzers in den Vereinigten Staaten ist wegen des besonderen Charakters ihres Gegenstandes wichtig, weil sie, im wesentlichen auf Erinnerungen von Mitarbeitern und Zeitgenossen M.s fussend, ein anschauliches Bild von der Besonderheit dieses Charakters gibt. M. ist ein ausgesprochener Fall eines beziehungslosen Egoisten oder — um in psychoanalytischer Terminologie zu reden — anal-sadistischen Charakters. Eine bezeichnende Einzelheit in diesem Zusammenhang ist etwa, wenn er einem Angestellten, der vom Fahrstuhlführer falsch verstanden und einige Stockwerke zu weit gebracht wurde, auseinandersetzt, sein undeutliches Sprechen sei nun schuld daran, dass 1. überflüssiger elektrischer Strom verbraucht, 2. der Fahrstuhl abgenutzt wäre und endlich er selbst einige Sekunden der Arbeitszeit, für die er bezahlt würde, verlöre.

Das eigentlich Bemerkenswerte an M.s Charakter ist jedoch ein Zug, der über das übliche Bild der anal-sadistischen Charakterstruktur hinausgeht, nämlich sein „Nero-Komplex", der triebhafte Wunsch, dass sein Wille unter allen Umständen sofort und ohne Einschränkung geschehe. In einer Fülle von Einzelheiten kommt dieser Zug immer wieder zum Ausdruck. Bei manchen seiner Zeitungen verändert er Aufmachung oder Drucktypen in einer durch keine rationale Überlegung begründeten Weise, oder er lässt einen kleinen Liebestempel, der zu einem von ihm gekauften Schloss gehört, an die verschiedensten Stellen des Parkes transportieren, um ihn dann, immer noch vom Arrangement unbefriedigt, mit Dynamit in die Luft sprengen zu lassen. Manchmal wird er einem Angestellten, ohne dazu verpflichtet zu sein, ein Jahr lang einen kostspieligen Krankenhausaufenthalt bezahlen, um zu einem anderen Zeitpunkt denselben oder auch andere ohne jeden Grund fristlos zu entlassen und äusserster Not preiszugeben. Sein Erscheinen in einem seiner Unternehmungen verbreitet allgemeinen Schrecken, besonders für dicke und ältere Leute, denen seine ganze Antipathie gilt. Es pflegen sich dann folgende Gespräche abzuspielen. M., einen dicken Mann sehend, fragt den Chefredakteur : „Wer ist der Mann ?" Auf die Antwort, es sei der und der Reporter, evtl. mit der Zufügung, er sei eine besonders wichtige und wertvolle Kraft, entgegnet M. lakonisch : „He is too fat, fire him." Das Bemerkenswerte an M.s Leidenschaft ist ihre weitgehende Irrationalität. Er erzwang die Durchsetzung seines Willens keineswegs nur dann, wenn es in seinem ökonomischen Interesse lag, sondern er hat offenbar Millionen für diese Leidenschaft zum Fenster hinausgeworfen.

Der „Nero-Komplex" ist in der Charakterstruktur des modernen Menschen äusserst häufig zu finden, meistens aber verdrängt und durch Reaktionsbildungen wie Unsicherheit, Minderwertigkeitsgefühl, Bescheidenheit ersetzt. Die Biographie über M. ist so interessant, weil hier dieser Zug in seiner ganzen Irrationalität völlig unverhüllt zum Ausdruck kam.

Erich Fromm (New York).

Geschichte.

Fisher, H. A. L., *A History of Europe. 3 vols. Eyre & Spottiswoode, London. Houghton Mifflin Company, Boston and New York* 1935-36. *(*1271 *pp. ;* 54 *s.,* $ 12.—*)*

European Civilization, Its Origin and Development, edited by Edward Eyre. (to be completed in 7 volumes). Vols. 1-3. *Oxford University Press. New York and London* 1935. *(IX and* 844 *pp. ;* $ 7.50, 25 *s. ; XI and* 696 *pp. ;* $ 4.50, 15 *s. ;* 888 *pp. ;* $ 5.50, 18 *s.)*

Barnes, Harry Elmer *and* **Henry David,** *The History of Western Civilization. 2 vols. Harcourt, Brace & Company. New York* 1935. *(XXVI and* 911 *pp.,* 1170 *pp. ;* $ 10.—*)*

A strong sense of uneasiness and insecurity, amounting often to panic,

takes hold even of historians in time like ours, urging them to desert the exhausting absorption in detail and monographic precision for the more ample environment of Weltgeschichte. Violently shaken from their traditional system the sharp decline in prestige of the sanctioned symbols occasioned by precipitous shifts in the material level, some historians set out once again to provide their nation or race with a compelling myth of its origin, its past, and historic vocation. The tale of the rise and fall of Empires can easily be woven so as to suggest the special destiny of favored nations, yield up evidence for current prejudice, supply a basis for popular yearnings, or offer a vantage point for prophecy and divination. Nature or Providence, it may be alleged ever so cautiously, works to assist a chosen people in their appointed task. Weltgeschichte may, however, be made to serve another and antithetical purpose, that of deflating local pretensions by reference to enlarged horizons. Fisher and Eyre tend to the first goal, Barnes, has chosen the second.

For both Fisher and the contributors to the Oxford Series, the central problem today is to maintain the unity and stability of Western society, conceived as the heritage of Graeco-Roman and medieval traditions, influenced in no essential way by the East. This distinctive European civilization is now endangered by several related forces : the upsurge of perverse nationalisms, the diffusion of Oriental ideals, the decline of authority, and class antagonism.

F.'s three volumes give an anecdotal and moralistic account of the course of European political history from the Greeks to the present day, utilizing such notions as „race", „spirit", „destiny", „fate", etc., as the central categories of analysis. He combines excessive certainty with respect to moot questions (the exact years of the Trojan War, the birthplace of Homer, e. g.) with complacent indifference to the rôle of such institutions as slavery, feudalism, capitalism. The treatment of intellectual history, too, is altogether casual.

The English are assumed to be the trustees of the „seamless garment" of European unity by virtue of their sterling character, genial temperament, and „passion for improvement". Other races and nations are handicapped by mysticism, excitability, overweening pride, dreams of imperialistic domination, or exaggerated rationalism. Today, as in the past, the English lead in all struggles for the advancement of mankind.

F. treats the rôle of economic factors in typically highhanded fashion. „The idea that the Great War was caused by the capitalists" is dismissed as a „baseless fable". The Roman, Arabic and, particularly, the British Empires are claimed to have been acquired without premeditation, in a fit of „absent-mindedness". Once acquired, however, such Empires become the guaranty of world unity and progress, for the subject peoples as well as their rulers. Unaware of the benefits they are receiving, colonial peoples are everywhere today in a ferment of rebellion under the false banner of „nationalism". The West must defend itself against the Revolt of the East.

Eyre prefaces the Oxford series, which does not promise to be distinguished either for scholarship or originality of conception, by complaining that recent historical work, „done in an age of exuberant nationalism", has not vividly apprehended the unity of Europe, „which still exists as something unique and as the chief watershed of human activity". The „sense of unity was keenly alive in the consciousness of European Society" until the recent centuries in which an exclusive nationalism and „an increasing preoccupation with economic ends have estranged men from their past". The three volumes so far published (ending with the Renaissance), and even more so, the prospectus for the remaining volumes have an unmistakably aristocratic and ecclesiastical ring. The very first chapter begins with an ardent polemic against evolution by Wilhelm Schmidt. The religious and dynastic developments stay in the foreground, set against an idyllic background sometimes only too reminiscent of the maypole in Merrie England. The preconceptions of many of the contributors frequently interfere with historical accuracy, and favor theological interpretations. Thus, Schmidt writes (I 75) : „We find them (primitive men) reaching even the exalted idea of creation out of nothing, an ideal never grasped even by the mighty intellect of Aristotle, who was hampered and held back by his own theory of a primary existence of matter." And Jean Guiraud says (III 607) : „These heroes of the Renaissance unfortunately conceived themselves entitled not only to know everything, but also to think what they liked and to express their thoughts as they pleased to such an extent that ungoverned curiosity in many cases developed into unbridled licence. They attacked the most sacred things, they shook the most essential principles, and their minds found pleasure in dwelling upon the most shameful imaginings."

Barnes has been protesting for almost two decades now against dogmatic perspectives and traditional perversions of history. A student of the late James Harvey Robinson, he has from the beginning of his career been affiliated with the self-styled school of the „New History", whose aim it has been to emphasize the significance of modern achievements in the natural and social sciences for political thought and behavior. World history, to them, offers a vast canvas on which to illustrate the fruitfulness of the application of „intelligence" and „open-mindedness" to the perplexing problems which mankind has had to face in its social and cultural evolution. In recent years B. has shown a tendency to move away from Robinson's Enlightenment orientation in the direction of the more materialistic formulations of Beard, Veblen and even Marx. The consequent focus on cultural and social-economic forces in the development of Western civilization makes his book a refreshing contrast to the religious and political apologetic of F. and E.

The dilemma inherent in B.s attempt to fuse the divergent conceptions by which he has been influenced into a consistent philosophy of history results in frequent contradictions and an obvious lack of coherence. The deeper implications of a dialectical conception of history are not fully realized either in the general organization of the work or in the treatment of the history of culture. His diagnosis of the ills of

contemporary society is much more realistic than his prescriptions for their cure. The book teems with exhortations to altruism and „experimentalism" in the adjustment of human affairs. „The chief need of the world today", he concludes, is for „innovators", to lead us out of our „cultural lag". F. N. Howard (London).

Schwer, Wilhelm, *Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters. Die geistes- und gesellschaftsgeschichtlichen Grundlagen der berufsständischen Idee. Ferdinand Schöningh. Paderborn* 1934. *(*85 *S.; RM.* 4.40*)*

Die Schrift des katholischen Theologieprofessors Schwer gelangt zu dem Ergebnis, „dass das Mittelalter eine freiheitlich-berufsständige Ordnung .. nicht verwirklicht hat. Das tragende Gerüst seines Gesellschafts- und Wirtschaftsbaus ist herren- und herrschaftsständisch, geburts- und erbständisch, macht- und besitzständisch bis zum Ende geblieben." Die Haltung der Kirche gegenüber dieser „herrschaftsständischen Ordnung" sucht Sch. keineswegs zu beschönigen oder zu verteidigen. Er schreibt im Gegenteil: „Völlig unbefangen erkennen Thomas von Aquin und mit ihm die anderen mittelalterlichen Theologen die Zweiteilung der Menschheit in Herrschende und Dienende auf Grund natürlicher Vorausbestimmung an und zählen die Möglichkeit auf, durch die rechtsgültige Unfreiheit entsteht; mit einer Ruhe, die uns fast wie Gefühlslosigkeit anmutet, schildern selbst Schriftsteller geistlichen Standes das schwere, aber unabänderliche Schicksal der dienenden Stände und insbesondere das überaus harte Los der unfreien Frau." Sch. erkennt angesichts der Unfähigkeit der Kirche, die „alte feudalherrenständische Ordnung" zu ändern, die Notwendigkeit der bürgerlichen Revolutionen an. Er befürwortet für die Zukunft eine Gesellschaftsordnung entsprechend der päpstlichen Enzyklika „Quadragesimo Anno", die er als das Programm einer „freiheitlich-berufsständischen Ordnung" betrachtet. Albert Prager (Brüssel).

Hamm, Ernst, *Die deutsche Stadt im Mittelalter Stuttgarter Verlagsinstitut. Stuttgart* 1935. *(*323 *S.; RM.* 18.50*)*

Wachendorf, Helmut, *Die wirtschaftliche Stellung der Frau in den Städten des späteren Mittelalters. Dissertation. Quackenbrück* 1934. *(*148 *S.).*

Hamm beginnt eine sich „Erbgut des Mittelalters" nennende Bücherreihe. Er wendet sich in der Einleitung „an die breitesten Schichten" des deutschen Volkes, „um ihnen deutsche Kultur und deutsche Überlieferung aus dem Mittelalter in einer Zeit zu vermitteln, die an wertvolles altes Rechts- und Brauchtum, an bewährte alte Einsicht auf vielen Gebieten menschlicher Betätigung und an das im Mittelalter selbstverständliche völkische Rassenbewusstsein anknüpft." Das Buch ist in mehrfacher Hinsicht uneinheitlich.

Sein Schwergewicht liegt auf Entstehung, Anlage und äusserer Erscheinung der Städte, dem Spezialgebiet des Verf. Gegenüber diesem mit Grundrissen und Abbildungen besonders gut ausgestatteten Teil tritt alles andere ungebührlich zurück. Uneinheitlich wirkt der Wechsel zwischen Primitivität und wissenschaftlicher Haltung; der Tendenz zuliebe wird öfters auf jede wissenschaftliche Sachlichkeit verzichtet. Die erstaunliche Behauptung vom selbstverständlichen Rassebewusstsein des Mittelalters wird mit der Sonderstellung der Juden höchst schief begründet. In Wahrheit reduziert sich das mittelalterliche „Rassenbewusstsein" auf Xenophobie und religiöse Intoleranz. Eine für die mittelalterliche Stadt so wichtige Erscheinung wie die Prostitution wird übergangen. Die Hexen- und Ketzerverfolgungen schiebt H. den „sadistischen romanischen Nationen" in die Schuhe. Das geschieht in einem Atemzuge mit der Schilderung noch weit scheusslicherer Todesarten, die damals in Deutschland üblich waren.

Ein besonderes Kapitel der mittelalterlichen Stadt behandelt H. Wachendorf, ohne dass seine auf gedrucktem Quellenmaterial und Darstellungen fussende Arbeit wesentlich Neues bringt. Bis Mitte des 15. Jahrhunderts war die wirtschaftliche Stellung der Frauen trotz des Frauenüberschusses verhältnismässig bedeutend und befriedigend. Viele Zünfte liessen Frauen als selbständige Meisterinnen zu, und der prozentuale Anteil der Frauen am Steueraufkommen lag etwa zwischen 10 und 40 Prozent. Seit Mitte des 15. Jahrhunderts trat eine Verschlechterung ein, weil die Zunftordnungen im Masse der wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu Ungunsten der Frauen abgeändert wurden. Im 16. Jahrhundert haben nur noch die Textilgewerbe weibliche Meister. Im Handel dagegen konnte die Frau ihre Stellung behaupten. Die persönlichen Freiheitsrechte der Prostituierten gingen zu Beginn der Neuzeit wegen der ungeheuer anwachsenden Konkurrenz verloren. Von Interesse ist die Feststellung, dass die Magistrate in verschiedenen Städten die Frauen vor der Verschlechterung ihrer ökonomischen Lage gegenüber den Zünften zu schützen gesucht haben.

August Siemsen (Buenos Aires).

Viénot, John, *Histoire de la Réforme française.* 2 *vol. Fischbacher. Paris* 1934. *(478, 654 p.; fr. fr.* 160.—*)*

Récit des faits qui utilise surtout les travaux de la Société d'Histoire du Protestantisme français. Dans un si gros ouvrage, des détails laissent naturellement à désirer. Est-il certain par exemple qu'on puisse admettre sans discussion que Jean Goujon a trouvé la mort dans la Saint-Barthélemy ? Mais ce sont des vétilles, et l'on ne peut contester l'effort de l'auteur pour être impartial, malgré ses sympathies protestantes, et pour donner le dernier mot de l'érudition.

Pourtant son livre apparaît vieillot. Protestant libéral, M. Viénot fait montre d'une humanité désintéressée et sensée, ce qui est excellent pour un moraliste, mais peut-être fâcheux pour comprendre l'histoire. Malgré Barth et le mouvement néo-calviniste qui en est sorti, malgré même le P. Denifle et son Luther und Luthertum, il ne s'intéresse pas à la théologie protes-

tante, et malgré tous les travaux récents sur le lien entre le développement du capitalisme et la Réforme, il néglige pareillement le point de vue économique. Il cite Hauser, mais ne s'en inspire pas. Même le fait capital de la conversion de la noblesse au Protestantisme, puis de sa défection ne lui semble pas mériter plus que quelques lignes gênées. Son expression favorite pour qualifier les martyrs protestants est de les appeler „martyrs de la liberté religieuse“. Est-ce suffisant ?

Il est juste d'ajouter que ces reproches portent plus sur le premier tome que sur le second qui paraît maintenant. Au XVIIe siècle en effet, le Protestantisme ne se recrute déjà plus. Il se maintient, en dehors de toutes raisons intellectuelles ou économiques, par une fidélité familiale, que M. V. sent lui-même très vivement et rend à merveille.

Ch. Le Cœur (Rabat).

Göhring, Martin, *Die Feudalität in Frankreich vor und in der grossen französischen Revolution. Dr. Emil Ebering. Berlin* 1934. *(*320 *S.; RM.* 12.—*)*

Unter Beibringung von Beweismaterial betont G., dass die Auffassung, die Feudalität habe 1789 mehr nur noch dem Namen nach als in Realität bestanden, durchaus irrig ist. So mannigfach und abgestuft die Feudalität auch war, in fast allen französischen Provinzen bedeutete sie für die Bauern eine schwere und drückende Belastung. Sie war vor der Revolution keineswegs im Absterben, vielmehr machte sich die Tendenz des politisch vom Absolutismus entmachteten Feudalismus geltend, seine wirtschaftliche Position auf Kosten der Bauern zu verstärken. Das gilt sowohl für den Hof- wie für den verarmten Provinzadel. Auch die physiokratischen Reformforderungen, vor allem die Aufteilung des Gemeinbesitzes und die Beseitigung der Gemeinrechte, wirkten sich zu Ungunsten gerade der kleinen Bauern aus.

In den Cahiers kommen die Nöte und Forderungen der Bauern im allgemeinen nicht unmittelbar zum Ausdruck, da sie unter bürgerlichem Einfluss entstanden und ihre Zusammenfassung in den Cahiers Généraux vom Bürgertum redigiert wurde.

Dieses Bürgertum, das für seine Revolution gegen Feudalismus und Absolutismus zunächst die Bundesgenossenschaft der Bauern brauchte, machte dann in der Constituante gemeinsame Sache mit dem Adel, um die politische Revolution nicht zur sozialen werden zu lassen. Die Legende der berühmten Nachtsitzung vom 4. August 1789 ist bereits vor G. widerlegt worden. Sie reduziert sich auf den Versuch, sich durch eine billige Geste populär zu machen. Man gab nur preis, was angesichts der soeben erfolgten Verkündung der Menschenrechte und der Bauernaufstände im Lande ohnehin nicht mehr zu halten war : die äusseren Formen der Feudalität, um dann die reellen Besitztitel um so hartnäckiger zu verteidigen. Dafür fand der Adel die Unterstützung der Bourgeoisie, die sich zum Verteidiger jedes Eigentums, auch des feudalen, aufwarf. „Während sich der Kampf der Bauern gegen die feudale Substanz richtete, richtete sich der Kampf der Bourgeoisie gegen das feudale Gerippe.“

Erst in der Legislative traten die Jakobiner als Verfechter der Interessen der enttäuschten und empörten Bauern auf. Angesichts der Invasion der reaktionären Mächte wollten sie die Bauern durch reelle Bande an den revolutionären Staat ketten. Das gelang ihnen um so leichter, als der König das Vertrauen der bäuerlichen Massen durch seine feudalistische und bauernfeindliche Haltung schnell verscherzt hatte. Was die Legislative durch ihre antifeudalen Agrargesetze begonnen hatte, das setzte der Konvent fort. Mit dem Gesetz vom 17. Juli 1793, das die entschädigungslose Beseitigung aller feudalen Rechte aussprach, zog er die volle Konsequenz aus den Proklamationen des 4. August 1789 und stellte dadurch „die Revolution auf ihre eigentliche und tragfähige Basis.“ August Siemsen (Buenos Aires).

Lefebvre, Georges, *Napoléon. (Collection „Peuples et Civilisations“ dirigée par L. Halphen et Ph. Sagnac). Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(606 p. ; fr. fr. 60.—)*

Le livre de M. Lefebvre présente un double intérêt : il nous renseigne sur l'état actuel des recherches qui concernent l'époque napoléonienne ; et il nous suggère aussi des interprétations intéressantes de problèmes que l'auteur a mis en lumière mieux qu'on ne l'avait fait jusqu'ici, ou qu'il étudie d'un point de vue nouveau.

Une remarque seulement sur le premier point : on s'aperçoit, à voir le petit nombre d'études locales qui ont été faites, qu'il est encore assez difficile de dessiner un tableau politique ou social de la France intérieure sous l'Empire. Ce que l'on sait pour tel département ne s'applique pas nécessairement à toute la région voisine.

Quant au fond, signalons particulièrement le plan du livre : l'auteur a su ne pas laisser dans l'ombre les faits qui ne se rattachent pas directement à la politique de l'empereur et à ses contre-coups. Pendant les bouleversements européens de l'époque 1800-1815, d'autres problèmes continuent à se poser et à évoluer. M. Lefebvre a notamment insisté avec raison sur la vie économique de la Grande-Bretagne et indiqué la portée des doctrines économiques qui s'élaborent en ce début du XIXe siècle.

En ce qui concerne l'Europe continentale, on notera les indications précises, au courant des plus récents travaux, que donne M. Lefebvre sur les conséquences de la politique du Blocus (modification des routes commerciales, développement de Lyon ou de Strasbourg).

Très neuf apparaîtra le chapitre sur l'armée impériale, où l'auteur explique comment l'improvisation est restée jusqu'à la fin caractéristique des méthodes de Napoléon. Son armée n'a pas eu d'institutions véritablement solides.

M. Lefebvre, qui a étudié de près les problèmes sociaux de l'époque révolutionnaire, était admirablement préparé à décrire l'état social de la France sous le gouvernement impérial. Peu cohérente à l'égard de l'aristocratie (que Napoléon a voulu reconstituer tout en se faisant le continuateur de la révolution égalitaire), la politique de l'Empereur a été surtout favorable à la bourgeoisie, dans ses résultats effectifs peut-être plus encore

que dans ses intentions premières. La situation des ouvriers ne changea guère, et la législation ne se soucia point de ce problème. — Quant aux classes rurales, M. Lefebvre a essayé d'indiquer comment la répartition des propriétés a continué à se modifier, prolongeant ou corrigeant selon les cas les tendances de l'époque révolutionnaire. Si le livre de M. Lefebvre renouvelle presque tous les aspects du problème napoléonien, c'est principalement sur ces questions sociales et économiques qu'on le consultera avec profit. F. Henry (Paris).

Lote, René, *Histoire de la „culture" allemande. Librairie Félix Alcan. Paris* 1934. *(*316 *p.; fr. fr.* 100.—*)*

Même si l'on considérait cet ouvrage comme scientifique, il y aurait bien des critiques à faire. Il n'est pas impossible, sans doute, de retracer en 300 pages l'histoire de la culture allemande (le mot culture entendu au sens le plus large, où il embrasse à la fois les faits sociaux et spirituels). Encore serait-il nécessaire d'unir et non de juxtaposer, de synthétiser et non de collectionner. Le plan des chapitres avec un résumé historique au début et une esquisse de la vie sociale à la fin est injustifiable. L'auteur tombe dans tous les défauts qu'une tentative comme la sienne devrait éviter : énumérations interminables de noms propres, revues rapides mal rattachées les unes aux autres, prétention à ne rien omettre, volonté de juger avant même d'interpréter. Le livre forme pourtant un tout parce qu'un sentiment puissant l'anime, à savoir une hostilité foncière, irréductible, à l'Allemagne. Jusque dans les lois phonétiques de Grimm, M. L. voit la preuve de l'infériorité germanique en matière de moyens phonétiques. Il est intéressant d'ordinaire d'analyser l'idéologie à travers laquelle un historien s'efforce de comprendre un pays étranger. Ici l'analyse est à la fois facile et décevante : on retrouve sans peine tous les thèmes les plus usés de la littérature et du journalisme : manque de clarté, de précision, de mesure, perpétuelle incertitude, messianisme germanique, adoration de la force et d'un absolu, instinct grégaire, etc. On s'en voudrait d'insister. Raymond Aron (Paris).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Morton, J.-E., *Le statut de l'employé privé en Allemagne. Contribution à l'histoire de l'organisation du travail. Marcel Rivière. Paris* 1935. *(*166 *S.; fr. fr.* 20.—*)*

Christophe, Léon, *Les classes moyennes et l'employé. Avec la collaboration du Bureau d'Études Sociales de la C. N. E. C. N. E. Namur* 1935. *(*28 *S.; fr. bg.* 2.—*)*

Sticht, Artur, *Stände und Klassen in der deutschen soziologischen und ökonomischen Literatur der letzten* 80 *Jahre. Heidelberger Dissertation. J. Kruse & Söhne. Bruchsal-Baden* 1934. *(*48 *S.)*

Mortons interessante Studie illustriert die heute bereits allgemein verbreitete Erkenntnis, dass die Rechtsnorm eine abhängige Funktion der

materiellen Gegebenheiten ist, am deutschen Angestelltenrecht. Der erste Teil der Arbeit ist den ökonomischen Tatsachen gewidmet, aus denen heraus die Entwicklung des normativen Rechts erklärt werden soll; der zweite Teil enthält eine sehr sorgfältige Analyse der Entwicklung des Angestelltenrechts, zumal in seiner Beziehung zum Arbeitsrecht. M. unterscheidet drei Epochen der Entwicklung: 1. In der Zeit bis gegen 1850 hat der Angestellte tatsächlich dem Arbeiter gegenüber noch eine privilegierte Stellung; das für den Arbeiter längst verschwundene patriarchalische Verhältnis zum Arbeitgeber dauert hier noch an. Das geltende Recht beschränkt sich darauf, das bestehende Arbeitsverhältnis zu sanktionieren. 2. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber setzt in Industrie und Handel eine jähe Rationalisierungs- und Konzentrationsbewegung ein, deren Auswirkungen auf die Lage des Angestellten M. mit den Folgen der industriellen Revolution auf den Arbeiter vergleicht. In dieser Zeit trägt das Recht dem eingetretenen Wandel der Tatsachen noch keine Rechnung und versucht, die alte Stellung der Angestellten normativ aufrechtzuerhalten. 3. In der letzten Epoche endlich, die heute noch andauert, macht die Herabdrückung des Angestellten auf das Niveau des Arbeiters weitere rapide Fortschritte, so dass die letzten materiellen Unterschiede zwischen beiden Gruppen verschwinden. Das Recht beginnt nun auch, den Angestellten dem Arbeiter gleichzusetzen. Gibt der zweite Teil der Arbeit eine wertvolle Übersicht über die Entwicklung des deutschen Angestelltenrechts, die besonders durch die systematischen Vergleiche mit Frankreich sehr an Interesse gewinnt, so ist der ökonomische Teil leider etwas zu kurz gekommen. M. beschränkt sich hier auf reine Beschreibung.

Christophe stellt nur die Frage der sozialen Zugehörigkeit des Angestellten. Auch er bringt nichts Neues. Das ist auch nicht seine Absicht. In leicht fasslicher Form will er die bereits gesicherten Forschungsergebnisse einem grossen Leserkreis zugänglich machen und zeigen, dass der Angestellte nicht „Mittelstand" sein kann, da er Arbeitnehmer ist. Dabei gibt er einen klaren Überblick über die materielle Lage des Angestellten, besonders in Belgien. Im übrigen vertritt Ch. den Standpunkt der christlichen Gewerkschaften mit polemischer Spitze gegen die freien Gewerkschaften.

Sticht endlich rollt wieder einmal den gesamten Fragenkomplex des „Standes" auf. Nach etwas summarischer Betrachtung einer Reihe von Theorien kommt er zu dem Ergebnis, dass die Stände naturgegeben und damit unentbehrlich sind als Bausteine der Gesellschaft. Der nicht eben neue Gedanke ist bei anderen Autoren besser ausgedrückt.

Emil Grünberg (Genf).

Bonenfant, Paul, *Le Problème du Paupérisme en Belgique à la fin de l'Ancien Régime. Librairie Van Campenhout. Bruxelles* 1934. *(578 p.; fr. bg.* 80.—*)*

M. B. expose l'importance du paupérisme dont souffre la Belgique vers 1770, ses causes, ses caractères et les remèdes de circonstance qu'on lui oppose. Une deuxième partie traite des réformes de quelque envergure

tentées de 1770 à 1789 : création de maisons de force où les indigents seraient détenus et astreints au travail, ou constitution de bureaux de bienfaisance dits „aumônes générales“. Vient enfin la grande tentative de Joseph II, dont les plans sont complets et modernes, mais la réalisation sporadique et superficielle.

Le sociologue constatera que le paupérisme qui sévissait à l'état endémique depuis le Moyen âge en Belgique comportait les mêmes caractères que celui dont on fera plus tard porter la responsabilité à la „Révolution industrielle“ : chômage, salaires de famine, travail des femmes et des enfants, insuffisance de qualification professionnelle, démoralisation des ouvriers. Il est attribué par l'auteur à la richesse disproportionnée des classes dépourvues d'esprit d'entreprise (noblesse, clergé), à la subordination des travailleurs au capitalisme commercial, à l'absence d'organisation de la classe ouvrière. R. Polin (Paris).

Plasky, E., *Crise économique et travail féminin. Extrait de la Revue du Travail. Bruxelles* 1935. *(*148 *S.; fr. bg.* 12.50*)*

Diese Untersuchung gibt ein vollständiges Bild des Umfanges und der Bedeutung der recht umfangreichen Frauenarbeit in Belgien. P. findet vor allem drei Faktoren, welche zur Entwicklung der Frauenarbeit beigetragen haben : les aptitudes professionnelles, la qualité du travail et les salaires moindres. Die Verf. begnügt sich nicht mit einer objektiven Darstellung von Tatsachen, sondern versucht zu gleicher Zeit eine Lösung des Problems der Frauenarbeit besonders im Hinblick auf die Krise zu finden ; dabei werden eingehend die Verlängerung der Schulzeit und die Berufsausbildung der Jugendlichen berücksichtigt. Andries Sternheim (Genf).

Les institutions pour enfants dévoyés et délinquants. Société des Nations. Genève 1934. *(*265 *S. ; Schw. Fr.* 7.50*)*

Die Veröffentlichung ergänzt frühere Publikationen des Völkerbunds zum Problem der Jugendkriminalität (Services auxiliaires des tribunaux pour enfants ; L'organisation des tribunaux pour enfants). Wie diese Veröffentlichungen, so ist auch die vorliegende das Ergebnis einer Enquête. Auskunft wurde erbeten über folgende Punkte : Stand der Gesetzgebung in bezug auf die Jugendkriminalität ; gesetzliche Definition der Jugendlichkeit (Strafmündigkeitsalter) ; Unterbringung der kriminellen Jugendlichen (in Gefängnissen, Erziehungsanstalten usw.) ; Kapazität, Organisation, Methodik und Personal in den Erziehungsanstalten ; Entlassenenfürsorge ; Erfolgsstatistik. Antworten gingen von 40 Regierungen ein. Darunter befinden sich auch solche von Staaten, die dem Völkerbunde nicht oder nicht mehr angehören (U. S. A., Japan, Deutschland). Ein Bericht aus der U. S. S. R. fehlt.

Das herausgebende Komitee enthält sich jeder Meinungsäusserung und überlässt selbst den reinen Tatsachenvergleich dem Leser. Nichtsdestoweniger ist die Lektüre der Veröffentlichung interessant. Sie beweist, dass

das Problem der Jugendkriminalität heute in fast allen Ländern Beunruhigung hervorruft und zu Sondermassnahmen anregt. Sie beweist gleichzeitig, dass vorläufig noch fast überall sehr viel weniger geschieht, als geschehen müsste, um des Problems wirklich Herr zu werden. Es ist charakteristisch, dass nur ganz wenige Staaten systematisch genug vorgehen, um eine Erfolgsstatistik vorlegen zu können. Auch dort, wo Zahlen angegeben werden, sind sie meist unvollständig. Es ist daher schwierig, Vergleiche durchzuführen. Immerhin ist deutlich zu erkennen, dass der Prozentsatz der Rückfälligen umso niedriger ist, je mehr die Behandlung der jugendlichen Rechtsbrecher von erzieherischen Gesichtspunkten geleitet ist und je sorgfältiger die Resozialisierungsmassnahmen durchgearbeitet sind.

Eduard Krapf (Buenos Aires).

Schlossberg, Joseph, *The Workers and their World. Amalgamated Clothing Workers of America. New York* 1935. *(224 pp.; $ 1.—)*

This volume, published on the initiative of Local 25 of the Amalgamated Clothing Workers of America, brings together more than two dozen selections from the writings of the man who, probably more than any other single individual, has influenced the history of that powerful industrial union, from its origin in the schism of 1914 up through the rapprochement with the A. F. of L. in 1933. The essays appear to have been chosen at random from the wide range of subjects to which has turned his pen during his twenty years as general secretary of the Amalgamated. A few are discussions of ideological issues, some are devoted to immediate economic problems, and some of the best are short biographical sketches of outstanding labor leaders, notably of Daniel De Leon and of Serrati, the Italian Socialist. The last quarter of the volume is reserved for a short autobiography of the author, the most important section of the book. Here a longstanding Socialist — S. was an early and ardent disciple of De Leon and the Socialist Labor Party — reflects upon the traditional factionalism in union organisation and labor's political movements, concluding with a forceful plea for a broad and united farmer-labor party.

T. Reynolds (New York).

Lescohier, Don D. *and* **Elizabeth Brandeis**; **Perlman, Selig** *and* **Philip Taft,** *History of Labor in the United States. Vol. III and IV. Macmillan. New York and London* 1935. *(XXX and* 778 *pp.; $* 4.50, 20 *s., VIII and* 683 *pp.; $* 4.—, 17 *s.)*

Volumes I and II of the History by John R. Commons and Associates, published in 1918, brought the American labor movement down to 1896. The present authors, all colleagues and former students of Commons, continue the History down to the beginning of the New Deal. Into the first 400 pages of Volume III Lescohier has packed a fund of information under the three main topics: The Wage Earner, Working Conditions and Employers' Policies. Without resorting to numerous

statistical tables, the author has successfully woven into the narrative a large amount of data relating to population changes, wages, hours of work, unemployment, public works and unemployment relief, resulting in an account which is well supported with factual material and at the same time readable. The section on employers' policies presents a vivid description of the „rationalization" and anti-union program widely adopted by employers as American industry swung into the „Big Business" phase at the turn of the century, tracing it down through the successive refinements of scientific management, personnel management, „employee representation", profit sharing and old-age pension plans. In the last 300 pages of Volume III Brandeis has surveyed the evolution of labor legislation during the period. The bare chronological history is set against the background of opposing interests which fought for and against the legislation. The important question of how effectively labor legislation has been enforced is treated by the author as conclusively as the available information permits.

In Volume IV. Perlman and Taft return to the more direct and tangible struggles of organized labor, opening their account with a restatement of the conclusions reached in Volumes I and II. There follows an unusually well documented description of every important trade-union struggle during the period, struggles both against the hostile business community and against disruptive internal forces. There is no tendency to delete from the picture the widespread violence and brutality, instigated both by employers and the unions; the volume, therefore, bears eloquent testimony to the long traditions of militancy in American labor-capital relations. In this respect Volume IV of the History should take its place among the important annals of American labor history. When the authors turn to interpreting the significance of the events they chronicle, many readers will find their work less satisfactory. Followers of the liberal „Wisconsin" theory of labor movements, of which Commons' long introduction to Volume III affords an excellent example, they find in American labor history nothing more significant than a continuing effort on the part of trade-unionists to adapt themselves to their changing material and spiritual environment. Beneath this „empirical" approach, one discerns the familiar „unseen hand" which beneficently guides the evolution of social forces to the end that harmony and parity between conflicting economic groups may ultimately prevail, buttressed by some kind of industrial constitution or autonomous labor law. The ethical preconceptions of this approach, which serve as over-tones to the whole volume, do not, however, destroy the importance and value of Volume IV as a documentary record of American labor history.

To both Volume III and Volume IV an excellent bibliography has been appended, and both have been carefully indexed.

T. Reynolds (New York).

Murphy, J. T., *Modern Trade Unionism. George Routledge & Sons. London* 1935. *(XVI and* 199 *pp.;* 5 *s.)*

This short, but provocative book raises, and discusses in broad outline

some answers to a number of important questions which British trade unions must face in the (expected) event of a socialist majority in Parliament. Attention is focused upon the functional relationship between the established trade union organizations and the new political government, with some indication of the structural transformations which will be required of the former when the task of building a collectivist society is undertaken. Several informative chapters sketch the historical relationship between the unions and the capitalist state from the beginning of the Industrial Revolution to the present time. T. Reynolds (New York).

Lozovsky, A., *Marx and the Trade Unions. International Publishers New York* 1936. (188 *S.*; $ 1.75)

L. will in dem vorliegenden Buche folgende Thesen beweisen : Gewerkschaften sind notwendige Institutionen. Sie sind die Schulen der Solidarität. Ihre unmittelbare Aufgabe ist die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen durch Organisation und kollektive Aktion. Sie dürfen sich aber nicht der Politik entfremden. Nur wenn sie und die revolutionäre proletarische Partei zusammenkämpfen, kann die Emanzipation des Proletariats verwirklicht werden. Das Buch versucht zu zeigen, dass Marx diese Gewerkschaftsaufgaben dauernd vor Augen hatte und gegen Abweichungen der Fourieristen, Cabetisten, der Weitlings und der Syndikalisten, der Bakunisten und der deutschen Reformisten in Briefen, Pamphleten und vor allem im General Council der ersten Internationalen unbeirrt kämpfte. Der Wert des Buches liegt in der reichen Dokumentierung, vor allem in der Verwertung der Protokolle des General Council der International Workingmen's Association, die sich in der Bishopgate Library in London befinden und bisher weder zugänglich waren noch publiziert sind. Es ist zu erwarten, dass das „Marx-Engels-Lenin Institut", das nach L. nunmehr eine Abschrift besitzt, recht bald diese Protokolle ungekürzt veröffentlicht, da sie nicht nur zur Gewerkschaftsfrage, sondern auch zum Nationalitätenproblem (Mazzinismus) wichtige Beiträge enthalten.

Franz L. Neumann (London).

Boeke, Kees, *Kindergemeenschap (Kindergemeinschaft). Erven J. Bijleveld. Utrecht* 1934. (264 *S.*; *Hfl.* 3.—)

In diesem Buch werden neunjährige Erfahrungen mit einem auf Zusammenarbeit aufgebauten autoritätslosen Unterricht in einem kleinen holländischen Ort auf gemeinverständliche Weise niedergelegt. Es handelt sich nicht um ein Internat, sondern um eine Tagesschule, wo die Kinder durch ihre Arbeit in Werkstätten vollkommen auf ihre künftige praktische Tätigkeit vorbereitet werden. Nach dem Urteil des Verf. muss das Familienband unter diesem sozial eingestellten Unterricht keineswegs leiden. Es handelt sich hier um eine Kindergemeinschaft, welche durch die vernünftig aktivierte Mitarbeit der Kinder interessante Perspektiven eröffnet.

Andries Sternheim (Genf).

Spezielle Soziologie.

Schilling, Kurt, *Der Staat. Seine geistigen Grundlagen, seine Entstehung und Entwicklung. Ernst Reinhardt. München* 1935. *(*323 *S.; RM.* 7.80, *geb. RM.* 9.80*)*

Krüger, Herbert, *Führer und Führung. Wilhelm Gottlieb Korn. Breslau* 1935. *(*201 *S.; RM.* 3.60, *geb. RM.* 4.80*)*

Koellreutter, Otto, *Volk und Staat in der Weltanschauung des Nationalsozialismus. Pan-Verlagsgesellschaft m.b.H. Berlin-Charlottenburg* 1935. *(*24 *S.; RM.* 1.30*)*

Eberhard, Raimund, *Modernes Naturrecht. Ein rechtsphilosophischer Versuch. Carl Hinstorffs Verlag. Rostock* 1934. *(*70 *S.; RM.* 2.—*)*

Schillings Buch zeigt die Resultate einer Staatsphilosophie, die von den entscheidenden gesellschaftlichen Gegebenheiten abstrahiert und doch zu wissenschaftlich haltbaren Ergebnissen kommen möchte. Ein wirklicher Staat ist nach S. nur dort vorhanden, wo eine grosse nationale Aufgabe alle Staatsangehörigen zu einer „Gemeinschaft" zusammenschweisst. Die „Aufgaben" aber, deren gemeinsame Bewältigung aus den Mitgliedern eines Gemeinwesens erst einen „Staat" entstehen lässt — wobei diese Aufgaben durch Landschaft, gemeinsame Rasse, politische Ereignisse gestellt werden können — bilden im Grunde nur einen Unter- und Sonderfall eines allgemeinen Lebensgesetzes, wonach alle Lebewesen die Erhaltung ihrer Art als Lebensaufgabe empfangen haben, ihr ganzes Sein damit auf die „planmässige" Erfüllung dieser existenziellen Aufgabe ausrichten — die Tierwelt durch Instinkt, der Mensch durch Bewusstseinshandlungen. Auch für den Staat gilt dieses Gesetz. Auch seine und seiner Mitglieder Existenz hängt davon ab, ob sie diese Aufgabe der Erhaltung des staatlichen „Lebewesens" zu lösen vermögen. Gelingt dies nicht, so tritt das Staatswesen in die Epoche des Verfalls ein; fehlt es überhaupt an einer konkreten Aufgabenstellung, so ist ein Nicht-Staat vorhanden. S. sieht die griechische Geschichte seit Salamis bereits als Verfallsperiode, das „Reich" des Mittelalters überhaupt als Nicht-Staat an. Erst die Staatsgebilde des Absolutismus sind Beginn neuer Staatlichkeit. Die geschichtsphilosophische Grundlegung des Werkes bleibt im Grunde bei jener vagen Lehre des Kreislaufs von „echter" Staatlichkeit und Verfall stehen, die auf Vicos „corsi e ricorsi" zurückgeht und von den meisten Theoretikern des italienischen Faschismus übernommen wurde.

Krüger will den neuen Begriffen der deutschen Staatspraxis, „Führerprinzip" und „Volksgemeinschaft", ihre theoretische Grundlegung geben. Das Führertum wird als polemischer Begriff dem Staatsdenken des „Liberalismus" entgegengestellt. Das liberale Denken sei „Ideologie", gehe aus vom Glauben an einen ständigen Fortschritt zur sozialen Harmonie, lasse bei solchen optimistischen Konstruktionen natürlich keinen Raum für die Rolle eines Führers und für seine „schöpferische Tat". An die Stelle der liberalen „Ideologie" soll der Mythus treten. „Der Mythus ist das Bild, das sich ein Volk von seiner politischen Bestimmung macht." Er knüpft

sich vor allem an die grosse geschichtliche Persönlichkeit und ihre Taten. Der Führer aber, der zur mythischen Gestalt wird, könne nicht beliebig ersetzt werden. Das „Führerprinzip", das überall Führer schaffen wolle, sei daher in Wahrheit ein Rückfall in liberales Denken. Mit bemerkenswerter Schroffheit wird entwickelt, dass die „Volksgemeinschaft" nur als „Gefolgschaft" denkbar ist, wobei der Gefolgschaft nichts belassen wird als die Ausführung der vom Führer erdachten Tat und der mythische Glaube an den Führer.

Koellreutter behandelt das Problem des Politischen unter Zugrundelegung der nationalsozialistischen Doktrin. Er polemisiert gegen die Freund-Feindtheorie Carl Schmitts und ihre Konsequenz, die Allstaatlichkeit, in welcher für die völkischen und rassischen Werte kein Raum mehr sei. Daher sei nicht die Machtstaatspolitik, sondern „die völkische Gemeinschaft der Kern des Politischen". Das ist natürlich keine Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Politik und des Politischen. Auch der Rückgriff auf die Rassentheorie, den K. vornimmt, zeigt nur von neuem die Inhaltslosigkeit und den ideologischen Charakter dieser Parole.

Eberhard geht aus von der These, dass hinter und über dem positiven Recht eines Staates ein völkisches, auf Blut und Boden gegründetes Naturrecht sich erhebe. Allein, und damit wird der Rahmen der rassentheoretischen Rechtsauffassung gesprengt, über diesen völkischen Naturrechten stehe die übervölkische Rechtsidee, die, als „absolutes Naturrecht", im Göttlichen ruhe. Die entscheidende Frage, ob das völkische Naturrecht vom Richter unmittelbar, notfalls auch trotz widersprechender positiver Gesetzesnorm, anzuwenden sei, findet E. in scharfer Frontstellung gegen jene Juristen, die, wie etwa Frank und Nicolai, dem völkischen Naturrecht den positiven Rechtscharakter zusprechen wollen : E. vertritt durchaus die Position des Rechtspositivismus und will das Naturrecht nur als Richtschnur de lege ferenda, nicht aber als „Ersatz" für positives Recht gelten lassen.

Hans Mayer (Genf).

Stadler, Theodor Willy, *Die sozialen Kundgebungen der Päpste.* 1832-1931. *Verlagsanstalt Benzinger & Co. Einsiedeln* 1935. (127 *S.*; *RM.* 3.15)

Rusch, Paul, *Gott will es. Zur sozialen Gerechtigkeit. Tyrolia Verlag. Innsbruck, Wien und München* 1935. (154 *S.*; *RM.* 2.50)

Brauer, Theodor, *Der soziale Katholizismus in Deutschland im Lichte von Quadragesimo anno. L. Schwann. Düsseldorf* 1935. (113 *S.*; *RM.* 1.60)

Brauer, Theodor, *Die Gestalt des deutschen Sozialkatholizismus im Lichte von Quadragesimo anno. L. Schwann. Düsseldorf* 1935. (82 *S.*; *RM.* 1.20)

Schuster, Johann Baptist, *Die Soziallehre nach Leo XIII. und Pius XI. unter besonderer Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Einzelmensch und Gemeinschaft. Herder & Co. Freiburg i. B.* 1935. (166 *S.*; *RM.* 4.80)

Welty, Eberhard, *Gemeinschaft und Einzelmensch. Eine sozialmeta-*

physische Untersuchung. Bearbeitet nach den Grundsätzen des Hl. Thomas von Aquin. Anton Pustet. Salzburg und Leipzig 1935. *(*458 *S.; ö. Sch.* 11.—, *RM.* 6.60, *geb. ö. Sch.* 13.—, *RM.* 7.80*)*

Barth, Karl *und* **Eduard Thurneysen,** *Die grosse Barmherzigkeit (Predigten). Chr. Kaiser. München* 1935. *(*236 *S.; RM.* 3.30, *geb. RM.* 4.50*)*

Wahrheit und Wirklichkeit der Kirche. Vorträge und geistliche Reden, hrsg. im Auftrag des Reichsausschusses der Deutschen Evangelischen Woche von Eberhard Müller. Furche-Verlag. Berlin 1935. *(*304 *S.; RM.* 3.80, *geb. RM.* 4.80*)*

Teschitz, Karl, *Religion, Kirche, Religionsstreit in Deutschland. Sexpol-Verlag. Kopenhagen* 1935. *(*112 *S.; dän. Kr.* 3.50*)*

Stadler will „von den Zeiten der heraufdrängenden liberalen Bourgeoisie bis in die Zeiten des heraufdrängenden sozialistischen und kommunistischen Proletariats" die wichtigsten päpstlichen Meinungsäusserungen zu den entscheidenden sozialen und politischen Problemen verfolgen. Er bemüht sich in dem Abschnitt „Einheit der Lehre" die innere Kontinuität aufzuweisen, welche die sozial- und staatstheoretisch relevanten Kundgebungen der Päpste beherrsche. Unter diesem Gesichtspunkt werden die päpstlichen Lehren über Ehe und Familie, das Verhältnis von Kapital und Arbeit, den Sinn der Berufsstände, das Wesen des Staates und seiner Beziehungen zur Kirche, die Sklaverei, die Bestrebungen der Freimaurer, die Gesellschaftsideale des Liberalismus und des Sozialismus u. a. behandelt. S. rühmt an den sozialen Kundgebungen der Päpste, dass sie frei von politischer Romantik und von allen Zugeständnissen an die „methodisch gewissenlosen Lobredner des Mittelalters" seien. Er bemüht sich um den Nachweis, dass die Sozialtheorie der Päpste alles andere als eine Sozialtheologie sei. Er betrachtet sie als eine metaphysische Lehre, deren „Wissenschaftscharakter" er betont und die nach seiner These „keineswegs eine vom Meister dem Jünger verkündbare jeweils singuläre, personengebundene gleichsam orphisch redende Botschaft, sondern eine vom Lehrer dem Schüler dozierbare, traditionshaltige, unpersönliche, mit genau umrissenen Begriffen arbeitende Wissenschaft" ist. Im Gegensatz zu dieser Haltung seien „die untätige Verlegenheit des westlichen Bürgers und die blindtätige Vermessenheit des östlichen Bolschewisten.. die beiden extrem entgegengesetzten Weisen des sozialen Sichverhaltens derer, die nicht mehr oder kaum mehr... vertrauen auf die ordnende, verpflichtende, gestaltende Macht der Vernunft, der Ratio."

Das Buch von Rusch muss als religiös-ethische Stellungnahme zu den zentralen Problemen des kapitalistischen Wirtschaftslebens und der sozialistischen Bewegung verstanden werden. Es lehnt sich in seinem Aufbau an die Grundideen der Enzyklika „Quadragesimo anno" an und stellt eine eigentümliche Verquickung von Sozialtheorie und Seelsorge dar. Seine Stärke liegt in der Unbeirrbarkeit der ethischen Stellungnahme, besonders in den Teilen, die nichts als soziale Predigt sein wollen, — seine Schwäche in der Art der wissenschaftlichen Argumentation, die der theoretischen Fundierung dienen soll. Ein Beispiel : In seiner Auseinander-

setzung mit der Wirtschafts- und Sozialtheorie von Karl Marx geht R. von der Behauptung aus : „Der Sozialismus verkündet das Recht auf den ganzen Arbeitsertrag“ und übersieht dabei, dass dies von Marx und Engels wiederholt, besonders in der Polemik gegen die Anhänger von Lassalle, bekämpft und widerlegt worden ist. Freilich bemüht sich der Autor um eine möglichst gerechte Beurteilung der von ihm abgelehnten sozialen Orientierungen. So hebt er z. B. an mehreren Stellen die Unrichtigkeit der Auffassung hervor, „dass die Anhänger der sozialistischen Bewegung den Klassenkampf hervorgebracht hätten“ ; sie hätten „nur ausgesprochen, was da war.“ Um die Position des Verf. zu charakterisieren, heben wir hervor, dass er Liberalismus und Sozialismus in gleicher Weise ablehnt und sein Bekenntnis zur Idee der berufständischen Ordnung mit der Neigung zu romantisierender Verherrlichung des Mittelalters verbindet.

Das erste der von Brauer veröffentlichten Hefte enthält den deutschen Wortlaut der Enzyklika „Quadragesimo anno“ ; den einzelnen Abschnitten schickt B. erläuternde Vorbemerkungen voraus. In dem als Fortsetzung gedachten zweiten Heft versucht er nachzuweisen, in welchem Masse der Geist der Enzyklika von den bedeutendsten katholischen Sozialreformern und Sozialpolitikern in Deutschland, wie Kolping, Ritter von Buss, Bischof von Ketteler, Pilgram u. a., antizipiert worden ist. Ebenso grossen Wert legt B. auf die Konstatierung, dass der deutsche soziale Katholizismus, den die angeführten Persönlichkeiten vertraten, „vor allem auch mit dem Wollen und Streben gerade des heutigen Deutschland aufs innigste verknüpft“ sei.

Die Schrift von Schuster stellt „eine ausführliche Untersuchung über das Verhältnis von Person und Gemeinschaft und besonders über das von Pius XI. formulierte soziale Grundprinzip der Subsidiarität“ dar. Sch. schickt seiner systematischen Untersuchung einen Abschnitt voraus, der die Hauptlinien der scholastischen Gesellschaftsphilosophie aufzeigt und dessen Grundideen die in den übrigen Teilen des Buches durchgeführten eigenen sozialphilosophischen Betrachtungen des Autors weitgehend beherrschen. Seine sozialtheoretische Grundposition ist durch seine Deutung des Prinzips der Subsidiarität bestimmt : „Helfen und ergänzen soll die Gemeinschaft, nicht zerschlagen und aufsaugen.“ Zur Fundierung dieser These definiert er die Gemeinschaft als „die Gesamtheit der realverbundenen Glieder“ und fügt hinzu : „diesen Gliedern soll letzlich alles zu Gute kommen, nicht einer unpersönlichen Abstraktion.“ Diese gegen den Universalismus von O. Spann gerichtete Konzeption hängt vor allem mit der theologischen Position des Autors zusammen, der den Grund für das beschriebene Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft „in der Persönlichkeit des Menschen, vor allem in seiner.. Unzerstörbarkeit, Unsterblichkeit, durch die er fähig und berufen ist zum Gottesbesitz in der Gemeinschaft der Seligen“, erblickt und die These vertritt : „die tiefste Sphäre des menschlichen Lebens im Verkehr mit Gott bleibt dem staatlichen Machtzugriff entzogen.“

Von der thomistischen Seinsphilosophie aus untersucht Welty die „Individualität“ und „Personalität“ des Menschen, um in seinen Erörterungen über die menschliche „Sozialanlage“ zu dem Ergebnis zu kommen :

„der unmittelbare Seinsgrund dieser Sozialanlage liegt in der individuierten Menschnatur.“ Die These : „Wir Menschen sind Gemeinschaftswesen, nicht obwohl, sondern weil und insofern wir Individuen sind“, führt den Verf. zu einer Position, die in gleicher Weise gegen den Individualismus wie gegen den „marxistischen Kollektivismus“ und den von Spann vertretenen „Universalismus“ gerichtet ist. Auch das von anderen katholischen Sozialphilosophen aufgebaute System des „Solidarismus“, das man „von übergebührlicher Überbetonung des Individuums nicht freisprechen“ könne, erscheint ihm bedenklich. Er wendet sich gegen die Versuche des Kollektivismus, „die Menschen uneingeschränkt zu vermassen, d. h. sie restlos für soziale Gebilde zu beanspruchen und in solche hineinzuzwingen.“ Als Beispiel führt er die Sowjetrepublik an, während er auf den Faschismus in diesem Zusammenhang nur indirekt und in verschleierter Form eingeht und seinen Erörterungen die Anmerkung zufügt : „Die innere Unwahrhaftigkeit des Kollektivismus, auch eines nationalvölkischen, hat Adolf Hitler in seinem „Mein Kampf“ erkannt und scharf verurteilt...“

Den von Barth und Thurneysen veröffentlichten Predigten ist ein Vorwort vorausgestellt, in dem beide darstellen, was ihnen als „der Sinn der Predigt“ erscheint. Sie fordern, dass „die Predigt der Kirche in der Gegenwart immer bewusster und entschiedener.. den Weg fort von jeder Art Themapredigt und hin zur reinen Auslegungspredigt.. gehen“ soll. Im Anschluss an das Wort von Calvin, dass der Prediger „ein Schüler der Heiligen Schrift“ sein muss, führen sie aus : „Predigen heisst ablesen, was geschrieben steht, ein Ablesen freilich, das zur Anrede wird an den Menschen von heute, aber so, dass auch dieser Mensch von heute durch Predigt seiner Kirche seinerseits zum Schüler der Heiligen Schrift wird.“ Diese Einstellung macht verständlich, dass ausserreligiöse Fragen, z. B. Probleme der Wirtschaft, des Staates und der Gesellschaft niemals als Ausgangspunkt der Predigt erscheinen, sondern höchstens indirekt und lediglich als Exemplifizierung theologischer Überzeugungen erörtert werden. Diese Haltung geht auch klar aus folgenden Sätzen einer Predigt Thurneysens vom Oktober 1932 hervor : „Die äussere Unordnung in meinem Leben drin, die ist nur der Ausfluss einer inneren Unordnung vor Gott, da am innersten Punkt muss einmal Ordnung geschaffen werden, und dann wird alles Äussere auch in Ordnung kommen — dann geschähe es, dass erlebt werden kann, dass, wenn äussere Unordnung, Berufsschwierigkeiten, Geschäftsschwierigkeit, sogar Nöte in materiellem Sinn vorliegen in unserem Leben und wir gehen hin und lassen Ordnung schaffen in uns selbst, dann kommt auch das äussere Leben in Ordnung.“

Die zahlreichen Vorträge, die der Reichsausschuss der deutschen evangelischen Woche in dem von ihm herausgegebenen Band „Wahrheit und Wirklichkeit der Kirche“ veröffentlicht hat, sind trotz der Mannigfaltigkeit der Themen und Gesichtspunkte von einer einheitlichen Grundhaltung beherrscht. Sie kommt besonders stark in den Referaten von E. Meinzolt, M. Niemöller und W. Künneth zum Ausdruck. In seinen Ausführungen über „Die göttliche Sendung des Rechts“ betont Oberstaatsanwalt Meinzolt auf Grund der Lehre von der Gottgewolltheit der Obrigkeit, dass „die Kirchen.. nicht berechtigt sind.. dem staatlichen

Recht unter Berufung auf das göttliche Recht die Geltung zu versagen und die Staatsbürger von dem Gehorsam gegenüber dem Staat zu entbinden." Gleichzeitig erklärt er, dass die Bereitschaft, dem Staat zu geben, was des Staates ist, nicht auf Kosten des Herrschaftsanspruchs Gottes verwirklicht werden darf, da „über der Schöpfung, auch über Volk und Rasse, der Schöpfer.. steht." Dass diese Haltung zu einem Konflikt mit dem Staat führen könne, bestreitet M., denn es werde „niemals Aufgabe einer mit Zwangsgewalt ausgestatteten Anstalt, wie sie der Staat ist, sein, dem Volk eine bestimmte Anschauung über die höchsten und letzten Dinge, die nur Sache des Glaubens sein können, aufzuzwingen." Eine ähnliche Einstellung vertritt Pfarrer Niemöller, der in seinen Ausführungen zu dem Thema „Der Friede Gottes als die Kraft des wehrhaften Mannes" betont, dass dem Christen, „Vaterland und Volk, wenn er seinen Christenglauben ehrlich meint, keine wahrhaft letzten Werte sein können..."

Nach Ansicht von Teschitz ist es der von Reich gegründeten sexualökonomischen Psychologie gelungen, „die Lücke in der marxistischen Soziologie auszufüllen, die sich daraus ergibt, dass der subjektive Faktor in der Geschichte zwar praktisch berücksichtigt aber nicht genügend theoretisch erfasst wurde." Von der Position der Sexualökonomie aus, die „keine einfache Kombination von Marxismus und Psychoanalyse sei" und im Gegensatz zum „Freudomarxismus" auf die theoretischen Versuche, "Freud und Marx auf einen Nenner zu bringen" verzichten wolle, untersucht T. die Grundphänomene des religiösen Erlebnisses, den Religionsstreit in Deutschland, sowie die Gründe für das grosse Interesse, das diese kirchenpolitischen Auseinandersetzungen ausgelöst haben. Gegen die Religionstheorie von Marx und Engels versucht T. einzuwenden, dass sie „vorwiegend die bewusste, intellektuelle Seite der Religion im Auge habe" und daher übersehen müsse, dass „nicht nur jene intellektuelle Oberfläche, sondern tiefere Schichten der psychischen Struktur eine entscheidende Rolle spielen." Diese Einsicht sei nur durch eine „materialistische Trieb- und Sexualtheorie" zu gewinnen, zu der die beiden sozialistischen Denker jedoch durch „die Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis Mitte des vorigen Jahrhunderts" nicht hätten vordringen können. In dem religionspolitischen Teil des Buches wird vor allem darauf hingewiesen, dass sich die oppositionellen Kreise, die sich gegen die vom Nationalsozialismus angestrebte Lösung der Kirchenfrage auflehnen, von dem konservativen Grundzug ihres sozialpolitischen Denkens nicht gelöst haben. Auch für die Erklärung dieser Erscheinung soll nach Ansicht des Verf. die marxistische Soziologie unzulänglich und die Hinzuziehung der sexualökonomischen Psychologie unerlässlich sein.

Erich Trier (Frankfurt a. M.).

Michels, Roberto, *Les partis politiques. Essai sur les tendances oligarchiques des démocraties. Ernest Flammarion. Paris* 1935. *(*313 *p.; fr. fr.* 9.*)*

Il faut se défier des caricatures, surtout de celles que tracent les hommes de talent. Dans un volume des Hommes de bonne volonté, M. Jules

Romains s'est égayé à faire paraître M. Roberto Michels. Des milliers de lecteurs ont ainsi appris à connaître le nom d'un des plus remarquables sociologues de notre temps. Mais est-ce bien M. Roberto Michels qui leur a été ainsi présenté ?

On connaîtra mieux, pensons-nous, M. Michels en se reportant à son livre sur les partis politiques, ouvrage dont la connaissance est indispensable à ceux qui s'occupent de sociologie. M. Michels qui fut longtemps un admirateur du syndicalisme — et c'est comme tel que M. Jules Romains l'évoqua — est devenu un partisan de Mussolini qu'il approche souvent de près. Il a connu et fréquenté les leaders de la social-démocratie allemande et les fondateurs du mouvement ouvrier français. Les dirigeants du fascisme italien le consultent et l'entourent de respect. Nul n'était donc mieux qualifié pour analyser le rôle des chefs dans les organisations démocratiques, suivre leur métamorphose psychologique avec l'exercice du pouvoir, souligner l'identification rapide qu'ils font d'eux et de leur parti (L'État, c'est moi). M. Michels de conclure „L'existence de chefs est un phénomène inhérent à toutes les formes de la vie sociale. La science n'a donc pas à rechercher si ce phénomène est un bien ou un mal ou plutôt l'un que l'autre. Mais il est en revanche d'un grand intérêt scientifique d'établir que tout système de chefs est incompatible avec les postulats les plus essentiels de la démocratie". Et il n'est que trop vrai que les moyens de contrôle (ce que M. Michels nomme l'action prophylactique) dont disposent aujourd'hui les grandes associations ouvrières, syndicales et politiques, ne suffisent plus à maintenir les chefs sous la dépendance des volontés de la masse.

A. Dauphin-Meunier (Paris).

Bourgin, Georges, *L'Etat corporatif en Italie. Editions Montaigne. Paris* 1935. *(252 p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Le contenu de ce livre déborde largement le cadre que semblait délimiter le titre : c'est non seulement une étude critique du régime des corporations en Italie, mais aussi une histoire du fascisme, brossée à grands traits et à laquelle ne manque que l'aspect économique — négligé volontairement par l'auteur — pour être complète. L'ascension du fascisme, qui s'affirme d'une façon absolue dès 1925 par l'élimination de tous ses adversaires, l'organisation juridique du régime par la loi de 1926, qui accorde le monopole de représentation professionnelle aux syndicats officiels et décrète l'arbitrage obligatoire dans les conflits ouvriers, la Charte du travail de 1927 et la loi de 1934 donnant forme définitive aux corporations, telles sont les principales questions que M. Georges Bourgin aborde dans son nouvel ouvrage.

L'auteur est un spécialiste de l'histoire italienne. Il lui a déjà consacré une œuvre imposante. Depuis les Archives pontificales et l'histoire moderne de la France, publiées en 1906, jusqu'au livre que nous examinons ici, un grand nombre de travaux originaux se sont succédés, sans parler des traductions de Croce, de Graziadei, de Barbagallo, etc.

L'État corporatif est un livre de la même veine que celui de même

nom de M. Rosenstock Franck, que M. Georges Bourgin rejoint du reste fréquemment dans ses conclusions. Deux idées le dominent, lui donnent forme et unité. L'organisation corporative fasciste n'est-elle pas un mythe, une façade derrière laquelle se dissimulerait un système économique analogue à celui des pays capitalistes libéraux ? Quand bien même ce régime serait effectif et comporterait une distribution des richesses plus équitable que celle en vigueur auparavant, ce progrès compenserait-il le sacrifice de la liberté individuelle à l'activité collective qu'entraîne l'organisation totalitaire de la vie économique et sociale ? En traitant cette dernière question, M. Georges Bourgin ne cherche pas à dissimuler ses sympathies libérales.

Robert Marjolin (Paris).

Hoppock, Robert, *Job Satisfaction. Harper & Brothers. New York* 1935. *(XXI u.* 303 *S.;* $ 3.50*)*

Angell, Robert C., *The Family Encounters the Depression. Charles Scribner's Sons. New York* 1936. *(*309 *S.;* $ 1.50*)*

Brierly, Walter, *Means Test Men. Methuen & Co. London* 1935. *(*282 *S.;* 7 *s.* 6 *d.)*

Young, Pauline V., *Interviewing in Social Work. McGraw-Hill Book Company. London and New York* 1935. *(XVI u.* 416 *S.;* 18 *s.,* $ 3.—*)*

A Handbook of Social Psychology, edited by Carl Murchison. Clark University Press, Worcester. Oxford University Press, London 1935. *(XII u.* 1195 *S.;* $ 6.—, 27 *s.)*

Wells, A. F., *The Local Social Survey in Great Britain. George Allen & Unwin. London* 1935. *(*108 *S.;* 5 *s.)*

Die Zahl der empirischen Untersuchungen in der amerikanischen Sozialforschung ist so gross, dass nur Stichproben möglich sind, wenn man sich über ihren jeweiligen Stand informieren will. Zunehmend wird man geneigt sein, nur solche Erscheinungen hervorzuheben, die methodologisch einen Fortschritt bedeuten, oder solche, die sich unmittelbar mit Fragen der Methode beschäftigen.

Zu den ersteren gehören die beiden Bücher von Hoppock und Angell. Hoppock hat mit grosser Sorgfalt alles Material analysiert, das ihm über Arbeitsfreude bekannt ist, und selbst neue Beiträge geliefert. Das sechste und neunte Kapitel seines Buchs ist einer Zusammenstellung von Untersuchungen gewidmet, die ursächliche Faktoren der Arbeitsfreude zu finden, resp. ihr Ausmass in verschiedenen Gruppen anzugeben versuchen. H. stellt fest, dass die Zahl der Unbefriedigten im Mittel immer unter einem Drittel bleibt ; er untersucht gewissenhaft die Fehlerquellen, die zu solchem Resultat führen könnten, und meint, dass sie nicht gross genug seien, um es im wesentlichen zu erschüttern. Deshalb legt er in einem Schlusswort besonderen Wert auf eine Zusammenfassung der Faktoren, die vermutlich zu einem so grossen Ausmass an Arbeitsfreude trotz aller Mängel der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung führen mögen. — Seine eigenen Beiträge bestehen in einem sorgfältigen Vergleich von mehreren hundert berufs-

freudigen und missvergnügten Lehrern und in einem Survey, der in New Hope, Pennsylvania, durchgeführt wurde. In einem Ort von 4500 Einwohnern hat er jedem einzelnen Erwachsenen eine Reihe von Fragen vorgelegt und von 88 % der Befragten auch tatsächlich Antworten erhalten. Sein Fragebogen berücksichtigt Ausmass sowohl wie Regelmässigkeit der Arbeitsfreude und versucht dem Thema von verschiedenen Seiten beizukommen (tatsächlicher und erwünschter Berufswechsel, Vergleich mit anderen Berufen usw.). Der Bogen steht weit über dem Durchschnitt der in anderen Untersuchungen dieser Art verwendeten Methoden. Sein Nachteil und damit ein Mangel der ganzen Arbeit scheint uns in einer Vernachlässigung des ökonomischen Moments und des Klassenerlebnisses zu liegen.

Angell berichtet über seinen Versuch, 50 ausführliche Monographien über den Einfluss der Krise auf das Leben von 50 Mittelklassenfamilien zu einem allgemeineren Ergebnis zu verarbeiten. Auch an diesem Buch ist das Wesentliche die Methode, die in einem ausführlichen Anhang diskutiert wird. Die amerikanische Sozialforschung beschäftigt sich immer wieder mit der Frage *case study versus statistics.* Nach A. muss eine gründliche gedankliche Verarbeitung von einzelnen Fällen zu Kategorien führen, die unmittelbar für statistische Behandlung auch von wenig umfangreichem Material fruchtbar werden. Er gruppiert seine Familien nach dem Grade der „Integration" und der „Adaptibilität", die er aus Berichten über die Zeit vor dem Einsetzen der Krise erschliesst. Die Krise als äusseres Ereignis wird für jede Familie danach charakterisiert, ob sie die ökonomische Position der einzelnen Familienmitglieder ungeändert gelassen, wenig oder wesentlich verändert hat. Das ist offenbar ein viel fruchtbarerer Gesichtspunkt, als wenn man nur das Ausmass der Einkommenskreuzung in Betracht zieht. Wesentlichstes Ergebnis ist eine Tafel, die zeigt, wie die drei verschiedenen Typen von Krisenerlebnissen auf neun verschiedene Typen von Familien eingewirkt haben; die Wirkung ist dargestellt in Ausdrücken wie *readjustively* oder *invulnerable, vulnerable, yielding* und *conflicting evidence.* Abgesehen von den Einzelresultaten ist sein wichtigstes Gesamtresultat, dass bei kleineren von der Krise bewirkten Eingriffen vor allem die vorangegangene Integration der Familie massgebend ist, während für grössere Eingriffe die Adaptabilität entscheidend wird für das Schicksal der Familie in der Krise. Leider hat A. sein Material nicht mehr in weitere Details verfolgt. Alle feineren Analysen, die besonders interessant wären, sind in ein kurzes Kapitel über besondere Probleme zusammengefasst — der Hauptteil ist Beispielen aus den Familiengeschichten gewidmet. Trotzdem werden für jeden, der auf dem unmittelbaren Gebiet der Krisenpsychologie arbeitet, A.s methodologische Erörterungen eine grosse Hilfe bedeuten.

Wir fügen eine Bemerkung über das Buch von Brierly ein, obwohl es eigentlich eine Novelle ist. Er will eine Woche aus dem Leben eines englischen Arbeitslosen darstellen, er selbst war früher Arbeiter, der lange arbeitslos war und spät erst zu schreiben begann. Es ist bedrückend für den empirischen Sozialforscher zu sehen, dass ein solcher Bericht mehr Einsichten in die Probleme des Arbeitslosen gibt als Dutzende von Surveys.

Der einzige Einwand gegen solchen Bericht als wissenschaftliches Material hätte von der Frage auszugehen, wie weit solch feine Beobachtungen eines besonderen Falles massgebend für die Masse der Arbeitslosen sind. Sicher ist, dass jede systematische Untersuchung aus solchen „Novellen" wie der von B. und der analogen, die Brungraber vor drei Jahren über einen österreichischen Arbeitslosen schrieb, eine grosse Zahl von Gesichtspunkten zur statistischen Überprüfung übernehmen sollte. — Der Titel ist eine Anspielung auf die „Mittelprüfung", der der englische Arbeitslose unterworfen ist. Das Buch stellt den Hass des stolzen englischen Arbeiters gegen die Prüfung in den Mittelpunkt des ganzen Wochenberichts. Selbst wenn hier ein wenig Klischee mitwirkt, viele andere Einzelheiten (der Einkauf der Frau des Arbeitslosen, sein Besuch bei einem Cricket-Spiel, das ewige Auf und Ab der Stimmung in der Familie) decken sich mit Ergebnissen systematischer Untersuchungen und machen deshalb viele Formulierungen B.s zu — methodisch gesehen — sehr wertvollen psychologischen Hypothesen.

In dem Mass, in dem „subjektives" Material in der Sozialforschung zu Ehren kommt, wird die Technik des persönlichen Interviews von immer grösserer Bedeutung. Daher ist die umfangreiche Kompilation von Young eine willkommene Erscheinung. Gestützt auf ein Literaturverzeichnis von 250 Stücken, breitet die Autorin vor dem Leser eine grosse Fülle von praktischen Beispielen und Lösungsvorschlägen aus. Zwei Kapitel über die Technik des Interviews, zwei über die Verarbeitung des Materials geben gewissermassen die allgemeinen Regeln, zwei Kapitel über besondere Situationen (Interviews mit Fremdrassigen, mit „neuen Armen", mit Schwindlern usw.), zwei Kapitel über soziales Hilfswerk und zwei Kapitel über Interviews im Dienste der Therapie die speziellen Anwendungen. Verschiedentlich sind Kapitel über psychologische, soziologische und andere theoretische Probleme des Interviews eingestreut. Jedes Kapitel endet mit einer Reihe von Übungsbeispielen für den praktischen Unterricht, die dem Lehrer willkommen sein werden. Das Buch stellt ohne Zweifel einen neuen Fortschritt über die bisherige Bibel für Interviewers, das gute Buch von Bingham und Moor dar. Wie dieses wird es nicht nur praktisch helfen, sondern auch eine unentbehrliche Grundlage für eine wirkliche Theorie des Interviews sein.

Nicht so sicher kann man in dieser Beziehung bei der Lektüre von Murchisons Handbuch sein. M. schreibt in der Einleitung, dass er mit einem Gefühl nahe der Verzweiflung auf den gegenwärtigen Stand der Sozialpsychologie blicke. Ob das nicht daher kommt, dass die meisten Autoren mit ihm den falschen Weg gehen ? In den ganzen 1200 Seiten ist das ungeheure Gebiet des social research, das nach psychologischer Hilfe hungert, überhaupt nicht erwähnt. In einem ersten Teil werden „soziale Phänomene in ausgewählten Populationen" behandelt : Bakterien, Pflanzen und eine kurze Einführung in Bevölkerungsprobleme. In einem zweiten Teil geht es um „soziale Phänomene in untermenschlichen Gesellschaften" : Insekten, Vögel und Säugetiere. Ein dritter, anthropologischer Teil, gibt vier Skizzen über die Rassengeschichte des Negers, der roten, weissen und gelben Rasse. Ein vierter Teil analysiert „oft auftauchende

Strukturen in sozialen Phänomenen" : Sprache, Magik und materielle Kultur. Hier sind überhaupt die ersten Spuren von Psychologie zu finden. Der eigentlich psychologische Text beginnt mit dem fünften und endet mit dem sechsten Teil : „Korrelationen zwischen sozialen Phänomenen" und „Experimentelle Herstellung von sozialen Phänomenen". In diesem letzten Teil handeln drei Abhandlungen von Tieren, eine von Kindern (geschrieben von den beiden Murphy, die selbst die Autoren einer vielgelesenen Einführung in die experimentelle Sozialpsychologie sind) und ein sehr wertvoller, weil wahrscheinlich erstmalig zusammenfassender Bericht von Dashiel über den Einfluss von Gruppen auf die Leistung Erwachsener. Der fünfte Teil, der den wirklichen Problemen der Sozialforschung am nächsten kommt, enthält eine wertvolle Darstellung von Gordon Allport über den jetzigen Stand der Attitude-Forschung, einen Aufsatz von Miles über die Rolle des Alters (der er seit langem Aufmerksamkeit schenkt) und je eine Abhandlung über „physische Umgebung", „Geschlecht" und „social maladjustment". Die Mehrzahl dieser Arbeiten ist ausserordentlich kompetent und sehr instruktiv.

Anhangsweise soll das Buch von Wells erwähnt werden, das Zeugnis gibt vom Übergreifen der empirischen Sozialforschung auf Europa. Der Autor ist von einer englischen foundation beauftragt worden, den Stand des englischen Surveys zu „surveyn" als Grundlage für eine Entscheidung, welche Mittel zu einer Ausdehnung solcher Untersuchungen zur Verfügung gestellt werden sollen. Der Verf. skizziert kurz die Geschichte des survey in England, die wichtig ist, weil sein Ursprung eigentlich beim englischen Parlament und der englischen Heilsarmee liegt. Er fasst den Begriff des survey ziemlich eng : auf den Arbeiter und seine Probleme beschränkt. Dadurch behandelt er in seinem methodischen Kapitel auch im wesentlichen die Frage der Darstellung von Wohnungsverhältnissen und Haushaltungsrechnungen. Im Kapitel über den Wert des survey zeigt der Autor kompetente Besonnenheit in Bezug auf Grenzen und Möglichkeiten. Sein abschliessendes Urteil plädiert für eine Ausdehnung der in England vorhandenen Ansätze. Wichtig sind seine Ausführungen über die geeigneten Organe der Durchführung. Paul Lazarsfeld (Newark, N.J.).

The New Survey of London Life and Labour. Vol. IX. Life and Leisure. P. S. King & Son. London 1935. *(*445 *S.;* 17 *s.* 6 *d.)*

Etienne, Madame Gaston, *Utilisation des loisirs des travailleurs. Librairie classique Eugène Belin. Paris* 1935. *(*144 *S.; fr. fr.* 16.—*)*

Pack, Arthur Newton, *The Challenge of Leisure.* The Macmillan Co. *New York. (*244 *S.;* $ 2.—*)*

Playtime in Russia. Ed. Hubert Griffith. Methuen and Co. London 1935. *(*249 *S.;* 6 *s.)*

Les aspects sociaux du cinéma. Institut International du Cinématographe Éducatif. Rom 1935. *(*254 *S.; Lire* 30.—*)*

„Life and Leisure" bildet ein wichtiges Schlusstück des Londoner „Survey". Nach einer ausführlichen Einführung und einer Analyse der verschiedenen Arten der Freizeitverwendung der Londoner Arbeiter folgt

eine Übersicht der Organisationen, welche sich mit der Freizeit befassen. Aus der historischen Darstellung wird klar, dass sich auf dem Gebiet der Sportbewegung nur relativ wenig geändert hat; auch die „hobbies“, wie Gärtnerei, Fischerei, Taubenzüchterei haben eine unveränderte, wenn nicht zunehmende Anziehungskraft gewonnen. Andererseits ist durch die passive Freizeitverwendung (Kino und Radio) eine wichtige Änderung in den Lebensgewohnheiten der Londoner Bevölkerung eingetreten. Dass Erscheinungen wie Trunkenheit, Wetten und Sexualverbrechen in diesem Teil des „Survey“ mitbehandelt werden, erhöht den Wert der Untersuchung bedeutend. Nach der Meinung der Sachverständigen ist die Armut nicht die Hauptursache der erwähnten Auswüchse, sondern die „broken and undisciplined homes“. Im letzten Abschnitt werden eine Reihe charakteristischer Äusserungen hauptsächlich von Eisenbahnern und Frauen von Transportarbeitern über ihr tägliches Leben wiedergegeben.

Madame Etienne hat eine Arbeit über die Verwendung der Arbeiterfreizeit in Frankreich geschrieben. Die hier für die Gestaltung der Freizeit gebräuchlichen Methoden sind wegen der schweren Zugänglichkeit des Materials und des Fehlens allgemeiner einheitlicher Statistiken noch wenig bekannt. Doch sind gerade die Bestrebungen auf diesem Gebiet äusserst interessant, da Unternehmer, private Personen und Gesellschaften besondere Initiative zeigen, während die behördlichen Bemühungen stark dahinter zurückbleiben.

In klarer Weise erzählt Frau E. von den Versuchen, die Freizeit der Arbeiter positiv zu beeinflussen, sei es durch Organisierung von „équipes sociales“, „centres sociaux“, „foyers“ oder durch die Errichtung von Bibliotheken, Kleingärten usw. Nach dieser ausgezeichneten Darstellung folgt eine etwas willkürlich gruppierte Übersicht der in Belgien, Italien, Polen, Deutschland, England, Schweden, Tschechoslowakei, den Vereinigten Staaten und Japan unternommenen Versuche zur Organisierung der Freizeit. Auffallend ist, dass ein Land wie Russland, dessen Bemühungen um Gestaltung der Freizeit sehr umfangreich sind, nicht erwähnt wird.

Das Buch Packs untersucht, besonders für den amerikanischen Menschen, die Bedeutung, welche eine bestimmte Anwendung der Freizeit für die allgemeine kulturelle Hebung eines Volkes haben kann. Unter Ablehnung der Auffassung, als wäre die Freizeit besonders als Stimulans für Erhöhung der Produktion oder Konsumtion bestimmt, will P. die Wichtigkeit der Freizeit an und für sich zur Erreichung einer besseren Gesellschaftsform zeigen. Der Mensch in seiner Freizeit sei zugleich ein freier Mann, den prinzipiell nichts von Menschen anderer sozialer Gruppen unterscheide. Der Verf. kritisiert die „commercialized leisure“ (Kino, Radio usw.), welche durch ihren passiven Genuss jedes Stimulans zum aktiven Handeln und zur Konversation ausschliesse. Es solle nach dem Erreichen eines bestimmten „standard of living“ nun auch ein „standard of thinking“ verwirklicht werden.

Griffith lässt in seinem Buch zehn Personen, die meistens längere Zeit in Russland verbracht haben, über die Entwicklung des Theaters, des Ballets, der Musik, des Kinos, des Sports und der Verwendung der Freistunden der Jugend in der seit der Revolution vergangenen Periode berichten.

Es werden Übersichten über Art und Entwicklung der künstlerischen Darbietungen gegeben, die eine klare Einsicht in diesen Teil der Freizeitverwendung der Arbeiter vermitteln. Die verschiedenen Autoren unterstreichen die Tatsache, dass die Kunst in Russland keine geschäftliche Angelegenheit ist. Sie stehe völlig im Dienste der Gemeinschaft, vor allem zeige sich das für Kino und Radio.

Das kinematographische Institut in Rom bemüht sich, durch seine Veröffentlichungen den Wert des Films zu erhöhen. Das vorliegende Buch dient demselben Zweck, indem sowohl auf bedeutende Fehlerquellen des heutigen Films hingewiesen wird als auch auf bereits erreichte günstige Resultate. Ein besonderer Teil ist dem Einfluss des Films auf die Mentalität und das soziale Verhalten der Kinder gewidmet.

Andries Sternheim (Genf).

Enquêtes sur le Baccalauréat; Recherches statistiques sur les origines scolaires et sociales des candidats au baccalauréat dans l'académie de Paris. Avant-propos de M. C. Bouglé. Librairie Hachette. Paris 1935. *(*120 *p.; fr. fr.* 20.—*)*

Cette publication nous apporte les résultats d'une enquête statistique sur les origines scolaires et sociales des candidats qui se sont présentés à l'examen du baccalauréat dans le ressort de l'académie de Paris à la session de juin-juillet 1932. Chacun des 7.000 candidats a donné lieu à une dizaine d'indications différentes ; soit au total 70.000 éléments à grouper et à totaliser. Les planches insérées dans ce volume sont accompagnées de brefs commentaires rédigés par M. Marjolin. Il en ressort avant tout ceci : les élèves des établissements publics obtiennent plus de succès que ceux des établissements privés, les jeunes filles plus que les jeunes hommes, les boursiers plus que les non-boursiers, les élèves ayant fait leurs classes dans les écoles primaires élémentaires plus que ceux qui ont commencé directement dans l'enseignement secondaire.

Certes, dans son avant-propos M. Bouglé nous met en garde contre des généralisations tentantes. Toujours est-il : les résultats présentés aident à faire comprendre beaucoup de choses qui distinguent la société et la mentalité française de celles de beaucoup d'autres peuples.

Paul Honigsheim (Paris).

Webb, Sidney *and* **Beatrice Webb,** *Soviet Communism : A New Civilisation ?* 2 *vols. Longmans, Green & Co., London* 1935. *Charles Scribner's Sons, New York* 1936. *(XII and* 1174 *pp.;* 35 *s.,* $ 7.50*)*

The Webbs, as has been their habit for some fifty years, have written a book of outstanding distinction on one of the great themes of our day. „Why", they ask in an engaging paragraph, „did two aged mortals, both nearing their ninth decade, undertake a work of such magnitude ?" "In our retirement", they answer, „with daily bread secured, we had nothing to lose by the venture... we had a world to gain — a new subject to investi-

gate, a fresh circle of stimulating acquaintances with whom to discuss entirely new topics, and above all, a daily joint occupation, in intimate companionship, to interest, amuse, and even excite us in the last stage of life's journey".

It will never be possible to explain the Webbs quite so simply as that. Two other motives, at least, are visible in this most penetrating analysis of the character and direction of the social order of the U.S.S.R. One is that of public duty — they have written because they must; the other is best described, perhaps, as aesthetic — they have wished to draw people away from florid to austere delineations of the real essentials of the U.S.S.R. For good or evil, or both, the Soviet achievement is dynamic, and to understand it is a universal necessity : a lifetime in the public service has qualified the Webbs for the task of civic guide. For, be it remembered, it is given to few to unify thought and action as the Webbs have done, — their studies of local government, of the poor law, of trade unions and cooperatives have been constructive in the shaping alike of scholarship and of institutions and legislation. Their capacity as guide is conditioned by their method of work, but even the gathering total of their decades cannot sidetrack them into irrelevancies or prejudice. Their method of a lifetime holds. However much their interpretations may anger or dismay or convince particular students, their presentation of the Soviet reality is objective, disciplined and public-spirited. The final purpose of this great study is clear, — that knowledge may be transformed into understanding and understanding into statesmanship.

No one else could have written this book in this way. In its first volume there is a detailed analysis of The Constitution — of the constitution as a whole, and of the functions, as citizens, producers and consumers, of the men and women whose purposes it embodies. There is a most shrewd analysis of the duties and organisation of the Communist Party, and of the quality of the new system — of what exactly the dictatorship of the proletariat does in fact mean. To this analysis are added appendices which summarise the bare facts relating to governmental functions of all sorts.

Criticism of this first part may be directed at details of fact, or emphasis, at figures or sources or the acceptance or repudiation of this or that. But the sum total of the picture stands as the fullest, most carefully proportioned and most accurate available in English. It is a synthesis of Russian and non-Russian sources official and unofficial; it is composed with the clarity one expects of the Webbs and characterised by all their old skill in the making of effective descriptive phrases. The „multiform democracy", in which politics and economics are one and function is everything, is presented as a social whole which, because democratic, is apt to the formation of the new civilisation whose character is examined in the second volume.

This second volume, which deals with Social Trends in Soviet Communism, is the more controversial of the two. Jostling with each other in the footnotes are friends and enemies of the Soviets, statisticians and novelists, foreign travellers and native residents, historians and poli-

ticians. The reader will notice the frequent appearance of American authorities — and rightly, for their eyes have been so sharpened by the richness and speed of their own historical evolution that they have acquired a sense of perspective and an acute understanding of the strains and stresses of expansive industrialism and the adaptation to it of small-scale agrarianism. The „liquidation“ of capitalism in town and country is depicted without shrinking from the dark sides of that grim experience. A solid chapter on „planned production for community consumption“ gives a succinct — and clear — explanation of the new economic system. The new incentives of the new order are subjected to a scrupulous examination. So are the remarkable gains in the „social services“ — in a chapter significantly headed „the remaking of man“. There follow two chapters, on „Science the Salvation of Mankind“ and „The Good Life“, which make a far better introduction to Marxism than many formal theoretical treatises, and which throw down the gauntlet to the conservative apologists for the capitalistic system. Finally, „is this a new civilisation ?“ ask the Webbs. They pose the question, but there remains no doubt of the affirmative answer in their minds. H. L. Beales (London).

Ökonomie.

Cassel, Gustav, *On Quantitative Thinking in Economics. Clarendon Press, Oxford. Oxford University Press, New York* 1935. *(VIII u.* 181 *S.;* 6 *s.,* $ 2.25*)*

In der Form einer methodologischen Attacke auf Begriffe, die in einer quantitativen Wissenschaft unzulässig, weil ohne klare Vorstellung vom Gegenstand gebildet und nicht in fixen Einheiten messbar sind, unternimmt C. auf allen Gebieten der ökonomischen Theorie den Versuch, die Überlegenheit seines Systems gegenüber allen anderen Theorien und die Sinnlosigkeit aller theoretischen Diskussionen der letzten Jahre nachzuweisen. Er erteilt der gesamten internationalen Fachwissenschaft strenge Zensuren dafür, dass sie noch immer nicht die klaren und einfachen Erkenntnisse akzeptiert habe, die er z. T. schon seit einem Vierteljahrhundert vertrete, und fordert die Ausmerzung aller von ihm als unwissenschaftlich kritisierten Begriffe aus den Wissenschaften und die Entfernung der mit ihnen arbeitenden Bücher aus den Bibliotheken im Interesse einer systematischen und rationellen Erziehung der jungen wissenschaftlichen Generation.

Um den Umfang des vorgeschlagenen Reinigungswerkes zu ermessen, hier eine Auswahl der auf den Cassel-Index gesetzten Begriffe : Lohnfonds, Produktionsperiode (mit der ganzen modernen Diskussion darüber), Grenzproduktivität, Wert, Gold-Exchange-Standard, Neutrales Geld (wieder mit der ganzen zugehörigen Diskussion), unverwendetes Einkommen, Investment (samt Diskussion darüber), das allgemeine Konjunkturproblem, Bevölkerungsgesetz, Interdependenz, komparative Kosten. Die Begründung besteht teils in der Feststellung allgemein akzeptierter

Tatsachen (Lohnfonds, Bevölkerungsgesetz), teils in der Wiederholung seiner bekannten Argumente (Wert, Grenzproduktivität), teils — und das ist das Entscheidende — in der systematischen Abweisung der in den letzten Jahren innerhalb der bürgerlichen Ökonomik neu aufgetauchten Probleme. Abgesehen von treffenden Bemerkungen gegen scheinmathematische Beweise in theoretisch ungeklärten Fragen hat man von der Kritik selten den Eindruck, dass ihr ein Verständnis der Problemstellung des Kritisierten zugrundeliegt. Das Buch bietet das erstaunliche Bild eines Ökonomen, der aus den Entwicklungen der Weltwirtschaftskrise nur das stolze Bewusstsein davongetragen hat, er habe nichts zuzulernen.

Walter Fehr (London).

On Economic Planning. Papers delivered at the Regional Study Conference of the International Industrial Relations Institute in New York, November 1934. *Edited, with an introduction, by Mary L. Fledderus and Mary van Kleeck. Covici Friede. New York* 1935. *(*275 *S.;* $ 3.—*)*

Philip, André, *La Crise et l'Economie dirigée. Editions de Cluny. Paris* 1935. *(*208 *S.; fr. fr.* 10*)*

Cole, G. D. H., *Principles of Economic Planning. Macmillan, London. Alfred A. Knopf, New York* 1935. *(*435 *S.;* 6 *s.,* $ 3.—*)*

Reddaway, W. B., *The Russian Financial System. Macmillan. London and New York* 1935. *(*106 *S.;* 5 *s.,* $ 2.25*)*

Die Literatur über Planwirtschaft leidet sehr darunter, dass die Probleme vorwiegend unter technisch-organisatorischem Aspekt erörtert oder dass lediglich wirtschaftspolitische Partialmassnahmen untersucht werden. Unter den Büchern, die hier aufgeführt sind und besprochen werden sollen, gehört vor allem der Sammelband „On Economic Planning" in diese Kategorie. Die meisten Referate, die er enthält, beschäftigen sich mit Problemen der NRA und tragen zur Klärung der Vorstellungen über Planwirtschaft nur insoweit bei, als sie noch einmal die Grenzen rationaler Wirtschaftslenkung unter kapitalistischen Bedingungen bewusst machen. Die anderen Referate weisen von verschiedenen Seiten her immer wieder auf die Notwendigkeit einer umfassenden ökonomischen und sozialen Planung hin, dringen aber kaum in ihre Probleme ein. Der Beitrag von Ossinsky, der zu einer solchen Erörterung die beste Gelegenheit hätte geben können — er steht unter der Rubrik „Economic Planning in the Socialist State" —, bringt nur Angaben über Produktionsfortschritte in Sowjetrussland.

Auch das Buch von André Philip ist in den positiven Ausführungen über Planwirtschaft nicht ergiebig. Dagegen enthält es gute Analysen der verschiedenartigen Massnahmen der heutigen Krisenpolitik. Hier und bei den konjunkturtheoretischen Kapiteln liegt der Schwerpunkt der Untersuchung. Diese unterstreicht die Hemmnisse, die einer automatischen Anpassung der modernen Wirtschaft an die Krisenbedingungen entgegenstehen, und setzt sich sowohl mit der deflationistischen Krisenpolitik wie insbesondere mit den Versuchen auseinander, die Depression durch bewusste

Preishebung zu überwinden und die Wirtschaft mit Hilfe monetärer Massnahmen zu stabilisieren. Auf dieser Grundlage baut P. sein eigenes krisenpolitisches Programm für Frankreich auf. Aber er meint — und an diesem Punkt setzt die eigentliche planwirtschaftliche Problematik ein —, dass gleichzeitig eine straffe Kontrolle von Investitionen und Preisen nötig sei, weil es sonst keine Garantie gegen eine Wiederkehr der Krise gebe. Ohne zentrale Verfügung über die vergesellschaftete Produktion sei eine solche Kontrolle nicht durchführbar.

Coles Buch hat ein sehr weitgestecktes Programm. Es beginnt mit einer Kritik der freien kapitalistischen Konkurrenz. In diesem Teil behandelt C. die Krisen, die er aus monetär bedingtem „over-saving" ableitet, und die durch die kapitalistische Einkommensverteilung gesteckten Schranken einer Wohlfahrtssteigerung. Dem folgt eine Auseinandersetzung über die Möglichkeiten und Erfolgsaussichten der Planung im Kapitalismus. Im wesentlichen restriktiv, verstärkt sie nach C. die gesellschaftliche Ungleichheit und vermindert die Beschäftigung. Etwas anders beurteilt er die Wirkungen eines „planned monetary system" : bei richtiger Handhabung der Geld- und Kreditpolitik lässt sich nach ihm dauernde Vollbeschäftigung sichern. Das Prinzip einer solchen Manipulierung — Stabilisierung der Geldmenge je Kopf der Bevölkerung — sei allerdings wegen der restriktiven Tendenzen der kapitalistischen Monopole nicht durchzuhalten (und auch nur dann anwendbar, wenn vorher schon Gleichgewicht herrsche). Und wenn es C. auch für möglich hält, diese restriktiven Einflüsse durch Geld- und Kreditausweitung, verbunden mit öffentlichen Arbeiten, zu kompensieren, so empfiehlt er diese Politik doch nicht. „A far less dangerous and more appropriate remedy is to strike at the roots of the restriction itself, and thus make possible a sound policy of monetary stability." Diese allein bürgt nach C. bereits in einer Ordnung ohne kapitalistisches Grosseigentum für eine stetigere Wirtschaftsentwicklung, so dass er bei der Erörterung der Grundprobleme der Planwirtschaft allzu vereinfachend nur noch die Anpassung der Produktion an den Konsum und an Konsumwandlungen diskutiert und Fragen der Einkommensordnung behandelt. Sehr ausführlich geht er dagegen auf eine Reihe konkreter Anwendungsprobleme ein, die sich in England aus der Lage einzelner Industrien und aus der Regelung des Aussenhandels ergeben. Die politischen Probleme werden mit der Unterstellung ausgeschaltet, dass sich der Übergang zur Planwirtschaft verfassungsmässig-parlamentarisch vollzieht.

Ganz ausgezeichnet ist das kleine Buch von Reddaway. Es enthält mehr, als der Titel verspricht. Denn die Frage, mit der R. die Untersuchung einleitet — welches die Funktionen sind, die das Geld in einer Planwirtschaft wie der russischen noch hat, — führt direkt zur Analyse des Gesamtsystems und seiner Regulierung. Diese geschieht in sehr breitem Masse, vor allem bei der Vornahme von Investitionen, durch direkte Anordnung statt indirekt durch den Preismechanismus, und sie kann auf solche Weise wirksam nur erfolgen, weil es kein privates Grosseigentum gibt. Gleichwohl spielt das Geld doch noch eine Rolle. Es ist Verrechnungsmittel im Verkehr der einzelnen Trusts miteinander und dient der Kontrolle der Effizienz, wobei praktisch natürlich alles von der wirtschaftli-

chen Angemessenheit der Preisberechnung abhängt (die Preise sind fixiert). Sehr eingeschränkt ist die freie Konsumwahl, die das Geld sonst ermöglicht. Doch hält R. ihre nahezu völlige Ausschaltung nicht für systemimmanent, und er ist andererseits der Meinung, dass die absolute Freiheit der Bedarfswahl kein unbedingter Wert ist : „... it is highly probable that the real interests of consumers in other countries would be promoted by restricting somewhat the almost complete liberty of the man with money in his pocket to spend it how, when and where he pleases, according to any absurd fancy that may possess him.“

Das Gesamtergebnis der sehr konzisen Untersuchung fasst R. selbst in der Feststellung zusammen, dass die Aufgabe einer wirklich rationalen Bewirtschaftung der einzelnen Güter in Sowjetrussland noch zu lösen sei und dass ihrer Bewältigung nicht zuletzt die (bei dem Warenmangel verständliche) Einstellung entgegenstehe, dass alles, was überhaupt produziert werden könne, gebraucht werde und es dabei gar nicht so sehr auf eine strenge Kalkulation ankomme. Aber es spricht auch manches dafür, dass direkte zentralistische Lenkung in grösserem Ausmass erfolgt, als nötig und zweckmässig ist. Kurt Mandelbaum (London).

Government Control of the Economic Order. Ed. by Benjamin E. Lippincott. University of Minnesota Press. Minneapolis 1935. *(VIII u.* 119 *S.;* $ 1.75*)*

Gayer, Arthur D., *Public Works in Prosperity and Depression. National Bureau of Economic Research. New York* 1935. *(XX u.* 460 *S.;* $ 3.—*)*

Chase, Stuart, *Government in Business. The Macmillan Co. New York* 1935. *(*296 *S.;* $ 2.—*)*

Plan Age. Published monthly by the National Economic and Social Planning Association. Washington 1935 *f.* ($ 2.— *jährlich)*

Aus der stets anwachsenden Literatur über die Eingriffe des Staates in das Wirtschaftsleben seien hier einige besonders charakteristische amerikanische Veröffentlichungen der jüngsten Zeit herausgegriffen.

Das Sammelbändchen über Government Control — im wesentlichen eine Wiedergabe einer round-table-discussion in der American Political Science Association — enthält Beiträge von amerikanischen und deutschen, jetzt in Amerika lebenden Wirtschaftswissenschaftlern über das Problem der Staatseingriffe in die Wirtschaft. Vier davon beschränken sich auf die Beschreibung der in einigen Ländern — Schweden, Deutschland, England — bestehenden Staatsbetriebe und staatlichen Überwachungsorgane, die teils auf dem Wege der Konkurrenz, teils auf dem der Kontrolle auf die Privatwirtschaft regulierend einwirken sollen. Lederer sieht in der sowjetrussischen Planwirtschaft die einzige bisher existierende Wirtschaftsorganisation, die durch ihre Flexibilität wirklich krisenverhütend sein kann. Er ist sich klar darüber, dass sie ihre Eigenart nur deshalb erreichen konnte, weil sie auf der Grundlage der völligen Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln in einer klassenlosen Gesellschaft aufgebaut wird. Colm zeigt auf, dass weder das Beziehen soge-

nannter Schlüsselstellungen durch den Staat noch die Kontrolle von Bank- und Kreditwesen noch die Förderung öffentlicher Arbeiten noch Preis- oder Kostenregulierungsmassnahmen wirklich krisenverhütend wirken können, solange die Entscheidung über Investierungen im wesentlichen bei den Privateigentümern der Produktionsmittel liegt. Sollen alle diese Massnahmen nicht auf die Dauer ergebnislos bleiben, so muss der Staat auch auf diesem Gebiet entscheiden. Besonders interessant ist der Beitrag von Means. 70-80 % der amerikanischen Industrie seien bereits monopolistisch organisiert. Der Marktmechanismus, soweit er heute überhaupt noch funktioniert, wirke eher störend als regulierend. Es gibt nur zwei Wege, die aus dieser Situation herausführen : entweder Zerschlagung der grossen Wirtschaftsorganisationen oder Ersetzung des Marktes durch einen Koordinationsmechanismus. Der erste Weg kommt praktisch nicht in Frage. Der Staat, der mit der NRA den zweiten Weg bereits im Prinzip eingeschlagen hat, muss auf ihm entschlossen fortschreiten. Lippincott fasst das Ergebnis der Diskussion dahin zusammen, dass drei fundamentale Probleme zu untersuchen seien : das der Freiheit (wird nicht grössere Freiheit erst möglich sein als Folge grösserer ökonomischer Sicherheit ?), das der Verwaltung (müssen Staatsbetriebe immer schlecht organisiert sein ?) und das des ökonomischen Fortschritts (kann nicht die individuelle Initiative erhalten bleiben ?).

Gayer gibt einen Beitrag zu der schon lange diskutierten Idee, durch Verstärkung öffentlicher Arbeiten in der Depressionszeit und ihre Zurückhaltung in der Zeit der Prosperität krisenabschwächend zu wirken. Worauf es entscheidend ankommt, ist, in der Prosperität den Abwärtstrend so rechtzeitig zu erkennen, dass eine genügende Menge in Reserve gehaltener, längst vorbereiteter öffentlicher Arbeiten ins Werk gesetzt werden kann, um die stabilisierende Gegenwirkung auszulösen. Der Wert des Buches besteht hauptsächlich darin, dass es eine mit viel statistischem Material belegte Beschreibung der seit 1919 im amerikanischen Kongress diskutierten, aber erst März 1933 unter Roosevelt praktisch zur Anwendung gekommenen Massnahmen der Krisenbekämpfung durch öffentliche Arbeiten gibt.

Die Forderungen und Voraussagungen, die Chase in seinem 1932 erschienenen Buch „A New Deal" aufgestellt hat, sind in einem für ihn selbst überraschenden Ausmass von der Roosevelt-Administration erfüllt worden. In seinem neuen Buch geht C. wesentlich weiter : nachdem es sich gezeigt hat, dass das kapitalistische System nicht imstande war, dei breiten Massen Amerikas mit einem Existenzminimum zu versorgen, und viele Kapitalisten im Tiefpunkt der Krise den Staat als Retter begrüssten, soll dieser jetzt die zur Ausstattung der Massen mit den Lebensnotwendigkeiten erforderlichen Wirtschaftszweige selbst und für dauernd übernehmen. Über die politischen Möglichkeiten der Verwirklichung seiner Ideen macht sich C. wenig Sorgen ; er glaubt, es werde genügen, nach dem Muster des für das amerikanische Eisenbahnwesen aufgestellten Generalplans, sorgfältig ausgearbeitete Organisationspläne für die staatliche Übernahme der einzelnen Wirtschaftszweige vorzubereiten. Sie erfolgt dann, wenn der betreffende Wirtschaftszweig profitlos geworden ist, denn die

Eigentümer haben erfahrungsgemäss kaum etwas dagegen einzuwenden, dass der Staat sie von verlustbringenden Betrieben befreit, während sie sich mit Erfolg zu wehren pflegen, wenn es sich um gewinnbringende Unternehmungen handelt. C. will nicht etwa die gesamte Wirtschaft vom Staate übernehmen lassen. Er bildet drei Gruppen. Zur ersten rechnet er die mit der Produktion notwendiger Konsumgüter befassten Wirtschaftszweige, zur zweiten diejenigen, welche die für die erste Gruppe notwendigen Rohstoffe, Produktionsmittel und Dienste umfassen, und zur dritten Luxusbedarf und dergl. Die ersten beiden Gruppen sollen unter öffentliche Verwaltung kommen, wobei der Staat sich möglichst auf die blosse Kontrolle beschränkt, aber zu direktem Staatsbetrieb übergeht, wenn es sich als notwendig erweist. Fünf Stufen sieht C. vor zur Durchführung seiner Idee in den nächsten 10 Jahren : 1) Fortsetzung der NRA ; 2) Beseitigung der verfassungsrechtlichen Hemmungen für eine dem Plan entsprechende Gesetzgebung ; 3) Verstaatlichung von Geld- und Kreditwesen ; 4) Finanzierung durch Anziehen der Steuerschraube und grosse Anleihen ; 5) Vorbereitung von ausgearbeiteten Plänen zur Übernahme von Wirtschaftszweigen im richtigen Augenblick und in dem Ausmass, wie es sich gerade ergibt. C. hat sich darauf beschränkt, seine Forderungen aufzustellen, ohne sie in ihren Konsequenzen durchzudenken. Ihre Durchführung erwartet er von der Gesetzgebung. Wenn dabei auch einzelne Privatinteressen verletzt werden, so erscheinen ihm doch Massnahmen der vorgeschlagenen Art als unumgänglich und die Erwartung ihrer baldigen Durchsetzung nicht als übertrieben, seitdem der Oberste Gerichtshof mit seiner Goldklauselentscheidung dem traditionellen Begriff von der Heiligkeit des Privateigentums einen so schweren Schlag versetzt habe. Eindrucksvoll ist die geschickte Verfechtung seiner Hauptthese, dass alles ökonomische Elend nicht notwendig, sondern nur eine Folge des Wirtschaftssystems ist. Dass das bisherige System unhaltbar ist, erscheint C. evident. Er widerspricht der verbreiteten Vorstellung, dass der Staatsbetrieb einerseits „überall, zu allen Zeiten und unter welchen Umständen auch immer“ dem Privatbetrieb weit unterlegen sei, und dass er andererseits bedeute, dass die Leute „die gleichen Kleider tragen, die gleichen Dinge denken und den gleichen Geschmack haben“ müsse.

L. Lorwins verdienstvolle Monatsschrift „Plan Age“ dient der Diskussion planwirtschaftlicher Probleme ; sie hat in ihrem ersten Jahrgang (1935) hauptsächlich zu den Fragen der NRA Stellung genommen. In der ersten Nummer von 1936 führt L. in einem prinzipiellen Beitrag aus, dass die Beschäftigung mit den Planproblemen in den letzten Jahren eigentlich den Namen „Panik-Planmacherei“ verdiene und im Grunde mehr zufällige Krisenbekämpfung als wirkliches Planen gewesen sei.[1]) Als Resultat der unsystematischen Planmacherei sei aber zu verzeichnen, dass man jetzt wisse, worauf es ankomme. Die eingetretene teilweise Erholung der Wirtschaft bringe das Ende der Panik-Planmacherei mit sich ; die Debatte

---

[1]) Eine ähnliche These wurde auch in dieser Zeitschrift (vgl. G. Meyer, Krisenpolitik und Planwirtschaft Zeitschrift für Sozialforschung, Jhrgg. IV (1935), S. 398 ff.) vertreten.

trete in eine neue Phase : planmässige Kontrolle der strategischen ökonomischen Faktoren zum Zwecke der Verhinderung der Wiederkehr jener Zustände, aus denen die Wirtschaft sich jetzt allmählich herausarbeite.

Felix Weil (Buenos Aires).

Travaux des économistes de langue française en 1934. *Éditions Domat-Montchrestien. Paris* 1935. *(*250 *S. ; fr. fr.* 40.—*)*

Der Kongress der „Economistes de la langue française" behandelte am 12.-13. Februar 1934 in Paris die beiden Themen „La place rationnelle des syndicats dans les sociétés modernes" (Referent : De Brouckère — Brüssel) und „La réforme des systèmes fiscaux" (Referent : Laufenburger — Strassburg).

De Brouckère stellt fest, dass die Arbeiter und Unternehmer als Klassen je eine eigene soziale Kompetenz haben. Im Rahmen des französischen Kapitalismus nennt man beider Kompetenz das „Syndikat" und drückt dadurch den kollektiven Arbeitsvertrag aus. Dieser Vertrag, zunächst nur ein „Privatgesetz" für die jeweiligen Arbeiter und Unternehmer, entwickelt sich allmählich zum rationellen Brauch (coutume) und wird erst dann als ökonomische „Vernunft" zum Staatsgesetz erhoben. Bis dahin aber untersteht die ökonomische Vernunft im kollektiven Arbeitsvertrag weder der Rechtspflege, wie z. B. in Australien, noch einer Korporation wie in Italien, noch endlich den staatlichen Verwaltungsämtern wie in einer Reihe demokratischer Länder. Die drei Organisationen bedeuteten Staatssozialismus und seien damit notwendig mit traditioneller „Unterdrückung" und „Immobilismus" behaftet.

Bei der Diskussion erwies sich, dass die Teilnehmer sich der These des Referenten anschlossen. Nur hie und da wurde bemerkt, dass die Syndikate der Arbeiter und Unternehmer sich doch gegen die Konsumenten einigen dürfen, dass es auch gefährlich sei, die Staatsbeamten für richtige Arbeitnehmer zu halten, indem man ihnen, wie in Belgien, ein Recht auf Streik gewähre. Im ganzen aber nahm der Kongress an, dass das Streikrecht der Beamten weder Inhalt noch Dauer haben müsse, wo eine richtige Staatskontrolle funktioniert. Lescure schreibt in der Einleitung des Buches : „Tout État est fort, qui en a la volonté, au nom de l'intérêt public." Der Kapitalismus schlechthin sei dieses „intérêt public".

M. Tazerout (Nantes).

Hauser, Henri, *La Paix économique. Librairie Armand Colin. Paris* 1935. *(*180 *p.; fr. fr.* 10.50.*)*

Il n'est pas nécessaire de faire l'éloge de M. Hauser. Son petit livre, écrit en un style alerte, rendra des services. M. Hauser décrit avec précision les innombrables moyens employés par les États pour arrêter les importations étrangères, depuis les règlements pseudo-médicaux jusqu'au système des contingents. Il montre également dans la deuxième partie du livre l'impossibilité du libéralisme, la vanité de la prétendue égalité (la clause de la nation favorisée en période de hausse des tarifs contribue à l'augmentation

incessante des droits), le caractère utopique de l'union européenne. Il est à craindre malheureusement que les solutions recommandées par M. Hauser ne soient déjà périmées : le bloc d'or, auquel il faisait confiance, n'existe plus, une direction où même un contrôle international semble aujourd'hui impossible, les groupements régionaux sont tous inspirés par des préoccupations politiques autant qu'économiques. Là nous apparaissent sans doute les limites du livre et de la méthode. De même que M. Hauser ne voit dans les dévaluations qu'un des innombrables procédés pour falsifier la monnaie (sans apercevoir leur nécessité économique et sociale), il traite de la paix économique, sans rattacher l'état de guerre à la situation générale de l'économie mondiale. Mais une compréhension entière des événements n'est possible que dans le cadre d'une analyse sociologique. Le but de M. Hauser était plus limité — et il reste historien. R. Aron (Paris).

Dairaines, Serge, *Un socialisme d'État quinze siècles avant J.-C. L'Égypte économique sous la XVIIIe dynastie pharaonique. Geuthner. Paris* 1934. *(169 p. ; fr. fr. 25.—)*

Vulgarisation érudite à la manière de M. Moret, qui trace le tableau de l'Égypte entre l'expulsion des Hyksos et la tentative de révolution religieuse d'Aménophis IV (vulgairement Toutankhamon), au moment de la plus grande extension de l'Empire égyptien. La propriété éminente du Pharaon sur les terres, la réglementation de toutes les activités, l'existence de fabriques royales, le caractère étatique du commerce extérieur justifient le titre général. Une bibliographie abondante appuie chaque affirmation ; mais on peut regretter que l'auteur n'ait pas cité davantage les textes originaux qui obligeraient sans doute à nuancer davantage. Les citations qu'il fait sont presque exclusivement empruntées à des textes moraux ou religieux, et tendent à prouver que cette organisation égyptienne fut une œuvre consciente de justice et de raison qui, à travers Platon, a pu (suggère-t-il sans y insister) influencer les doctrines modernes du socialisme d'État.
Ch. Le Cœur (Rabat).

Essays in Social Economics in Honor of Jessica Blanche Peixotto. University of California Press. Berkeley 1935. *(363 pp. ; $ 2.—)*

„For almost everyone interested in the social sciences this book holds something of keen interest". This statement from Professor Mitchell's illuminating „Foreword" is evidenced by the variety of subjects and the generally admirable quality of their descriptive or analytical treatment.

Eight of the fifteen essays are primarily descriptive and factual in character, — for example, the accounts of „The Self-Help Cooperatives in California", „Unemployment Relief in California under the State Emergency Relief Administration", and „The American Federation of Labor and Organization in the Automobile Industry since the Passage of the National Recovery Act". The factual material is set forth with forceful simplicity and vividness. The remaining essays are on subjects that lend themselves to personal opinion and are, therefore, likely to provoke

controversy. The reader will find food for thought in Allen's critical evaluation of „Psychiatry and the Social Sciences", in Bridgman's analysis of „Crime as a Biological Reaction", and in Mills' treatment of „Industrial Change and Unemployment". Armstrong makes a timely contribution with „A Rational Old Age Security Program". In „Limits to the Changing Functions of the American Family", Todd sets forth what he considers the most important factors in recent changes in the family and makes a skillful analysis of the dynamic and static elements of family life. Those who are interested in methodology should read Vannier's essay on „The Method of Sidney and Beatrice Webb" and the comparative study of „John Ruskin-John A. Hobson" by Grether.

Within the limits imposed upon each writer in this collection of essays an exceptionally good piece of work has been done. It is unusual to find so many contributions of such evenly high quality.

Emilie J. Hutchinson (New York).

Pigou, A. C., *Economics in Practice. Macmillan. London and New York* 1935. *(*154 *S.;* 4 *s.* 6 *d.,* $ 1.60*)*

Sind Aufwände für öffentliche Arbeitsbeschaffung als „waste" zu betrachten? Können reflatorische Massnahmen zur Überwindung wirtschaftlicher Schwierigkeiten beitragen? Wann lassen sich staatliche Eingriffe in die Wirtschaft rechtfertigen? Wie ist die Restriktionspolitik in ihren verschiedenen Formen zu beurteilen? Das sind die wichtigsten Fragen, die P. in diesen sechs Vorlesungen behandelt. Will man, ohne auf Einzelprobleme einzugehen, den Standpunkt P.s bezeichnen und sich nicht lediglich darauf beschränken, die Präzision und die Einfachheit der Darstellung hervorzuheben, so kann man — als erstes — nur folgende Sätze aus der Vorlesung über „State Action and Laissez-Faire" zitieren; sie sind für die Richtung der P.schen Forschungsarbeit, für die weitreichende Kasuistik, auf die er Wert legt, wie für seine abwägenden Urteile charakteristisch: „Each particular case must be considered on its merits in all the detail of its concrete circumstance. High-sounding generalisations on these matters are irrelevant fireworks... Accumulation of evidence, the balancing of probabilities, judgment of men, by these alone, practical problems .. can be successfully attacked" (S. 127 f.). — Ein weiteres ist die Feststellung P.s, dass die ökonomische Theorie auf praktische Fragen, selbst was deren rein wirtschaftlichen Aspekt anlange, in der Regel nur mit mehr oder weniger begründeten Vermutungen antworten könne (S. 109). Denn die Wissenschaft sei, insbesondere in Bezug auf quantitative Analyse, noch in einem recht primitiven Stadium. Aber vielleicht trifft, was er im ersten Vortrag sagt, die schwache Stelle der ökonomischen Theorie noch besser: „Of the general character of long-run tendencies we have perhaps, subject to this limitation, a fair understanding. But of the processes of change, the passage from one equilibrium situation towards another, the order of events during such passage, the conditions under which movement is cumulative, .. we know extremely little" (S. 21). Kurt Mandelbaum (London).

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk **« Zeitschrift für Sozialforschung »** zu richten an die **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)
Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im April, August und Dezember.
Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelhefts francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention **« Zeitschrift für Sozialforschung »** à la **LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an, en avril, août et décembre.

Le prix de l'année est de 100 francs français.

Le numéro : 35 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the **« Zeitschrift für Sozialforschung », LIBRAIRIE FELIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

The revue is published three times a year : in April, August, and December.

The subscription rate for the year is 100 French francs ; single copies are 35 French francs.

Das Heft I des Jahrgangs 1936 enthielt folgende Beiträge :

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus dem Vorwort :

Die Veröffentlichung gibt Einblick in den Verlauf einer gemeinsamen Arbeit, die von der sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Instituts für Sozialforschung in den letzten Jahren in Angriff genommen worden ist.

Das Thema dieses Bandes hat seinen Grund in bestimmten theoretischen Vorstellungen über den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bereichen der materiellen und geistigen Kultur. Es galt nicht bloss zu untersuchen, wie Veränderungen auf einem Gebiet sich auch in anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen durchsetzen, grundlegender noch war das Problem, wie es zugeht, dass die verschiedenen Kultursphären fortlaufend in einer für die Gesellschaft lebenswichtigen Art miteinander in Beziehung stehen und erneuert werden. Bei der Analyse der politischen, moralischen und religiösen Anschauungen der neueren Zeit trat die Autorität als ein entscheidender Faktor dieses gesellschaftlichen Mechanismus hervor. Die Stärkung des Glaubens, dass es immer ein Oben und Unten geben muss und Gehorsam notwendig ist, gehört mit zu den wichtigsten Funktionen in der bisherigen gesellschaftlichen Dynamik. Unter allen gesellschaftlichen Institutionen, welche die Individuen für Autorität empfänglich machen, steht aber die Familie an erster Stelle. Nicht bloss erfährt der Einzelne in ihrem Kreis zuerst den Einfluss der kulturellen Lebensmächte, so dass seine Auffassung der geistigen Inhalte und ihrer Rolle in seinem seelischen Leben wesentlich durch dieses Medium bestimmt ist, sondern die patriarchalische Struktur der Familie in der neueren Zeit wirkt selbst als entscheidende Vorbereitung auf die Autorität in der Gesellschaft, die der Einzelne im späteren Leben anerkennen soll. Die grossen zivilisatorischen Werke des bürgerlichen Zeitalters sind Produkte einer spezifischen Form menschlicher Zusammenarbeit, zu deren stetiger Erneuerung die Familie mit ihrer Erziehung zur Autorität einen wichtigen Teil beigetragen hat. Sie stellt dabei freilich keine letzte und selbständige Grösse dar, vielmehr ist sie in die Entwicklung der Gesamtgesellschaft einbezogen und wird fortwährend verändert. Die vorliegenden Studien dienen dem Versuch, diesen Vorgang einer gesellschaftlichen Wechselwirkung zu erfassen und darzustellen.

Die Erörterung des Problems, wie es sich im Zusammenhang mit den im Gang befindlichen Forschungen ergibt, bildet den Inhalt der ersten Abteilung, die in drei Teile gegliedert ist. Den Überblick über das gesamte Problem, wie es sich uns heute darstellt, versucht der allgemeine Teil zu geben ; im Zusammenhang mit ihm behandelt der psychologische Teil die seelischen Mechanismen, die auf Ausbildung des autoritären Charakters hinwirken. Der historische Aufsatz erörtert die typische Behandlung des Problems in den wichtigsten philosophischen Theorien seit der Reformation.

Die zweite Abteilung berichtet über die Enquêten des Instituts, soweit sie mit den Studien über Autorität und Familie in Verbindung stehen. Die charakterologischen Einstellungen zur Autorität in Staat und Gesellschaft, die Formen der Zerrüttung der familialen Autorität durch die Krise, die Bedingungen und Folgen straffer oder milder Autorität im Hause und anderes mehr sollen an Hand der Enquêten typologisch gekennzeichnet werden.

In der dritten Abteilung sind Einzelstudien vereinigt, die das Institut im Zusammenhang mit dem Problem Autorität und Familie von Gelehrten verschiedener Wissenschaftszweige unternehmen liess : Berichte über die Literatur verschiedener Fächer und Länder, Monographien über die wirtschaftsgeschichtlichen Grundlagen und die rechtsgeschichtlichen, sozialpolitischen und pädagogischen Auswirkungen der jeweiligen Autoritätsstruktur.

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936

Zeitschrift
für
Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang V 1936 Heft 3

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes

Das Individuum in der individualistischen Gesellschaft.

Bemerkungen über Ibsen.

Von
Leo Löwenthal.

1.

Lessing hat in seiner Theorie des Dramas das Postulat von der Entwicklung der Charaktere aufgestellt. Mit ihm befindet er sich im Kampf gegen einen höfischen Klassizismus, der sich mit der Abwandlung konventioneller und typisierter Charaktere und Verhaltensweisen begnügt : es rollt vor dem Zuschauer gleichsam eine Bilderreihe ab, die er nur zu betrachten hat, ohne ihr Zustandekommen in sich nachzuvollziehen. Der Dramatiker im Sinne Lessings aber hat in das ursprüngliche Dunkel der menschlichen Aktionen Licht zu bringen, indem er sie aus den individuellen Anlagen und deren Schicksalen in der Lebenspraxis ableitet ; wenn der Zuschauer diese Ableitung im Drama als Drama erlebt, wird er aus der bloss hinnehmenden Haltung herausgerissen und selbst in Bewegung gesetzt : er erlebt sein eigenes Leben als Ausdruck der Bewegungsgesetze seines Charakters ; das individuelle Schicksal rückt in eine Sphäre selbstverantwortlicher Freiheit. Hier dringt der bürgerlich revolutionäre Sinn der Lessingschen Dramaturgie durch : gegen eine erstarrte Gesellschaft, deren geschichtliches Prinzip immer mehr zum Hemmnis vorwärtsdrängender sozialer Gruppen und ihrer materiellen Produktionsmöglichkeiten geworden ist, wird auch in der Sphäre der Kunst ein Prozess eingeleitet, der die ewige Dauer der absolutistischen Gesellschaftsordnung in Frage stellt. Die Individualitäten, wie sie sich im Schauspiel durch die Auseinanderfaltung ihres Wesens und die Konflikte mit der vorgegebenen historischen Situation entwickeln, künden eine Bedrohung des Bestehenden an : wenn das Prinzip, das in der bürgerlichen Dramatik als dramaturgisches gefordert wurde, zur wirklichen Praxis führt, wenn dieses Prinzip gleichsam zur Vorwegnahme und Parole der geschichtlichen Tat wird, dann ist es nicht nur mit den typisierten Kunstwerken des Absolutismus, mit den Spiegelungen einer bestehenden Herrschaft zu Ende, sondern der Angriff zielt nun unmittelbar auf diese selbst.

Ibsen steht nicht wie Lessing einer gesellschaftlichen Ordnung gegenüber, gegen die er neue Denk- und Kunstformen zu propagieren hätte. Die bürgerliche Gesellschaft, zu deren Vorhut auch Lessing und die Aufklärung gehört haben, ist verwirklicht. Was bei Lessing das dramaturgische Widerspiel einer politischen Forderung gewesen ist — freien Raum der Selbstentfaltung der Individuen, der Gestaltung eines ihnen wünschenswerten Lebens zu geben —, ist zum geltenden Grundsatz des Liberalismus geworden : dieser zweifelt nicht daran, dass in der bürgerlichen Ordnung jeder prinzipiell in der Lage ist, dasjenige aus seinem Leben zu machen, was in seinem Charakter und in seinen Fähigkeiten angelegt ist.

Der Optimismus der liberalen Gesellschaft erscheint auch in der Dichtung, wenn freilich — häufig gegen die bewussten Intentionen des Künstlers — nicht ganz so ungebrochen wie weitgehend in der philosophischen, historischen und nationalökonomischen Literatur. Der Entwicklungs- und Erziehungsroman gründet in der Überzeugung von der trotz aller entgegenstehenden Hemmungen gleichsam konstitutiven Chance des Lebens, die jedem gegeben ist. Keine noch so grossen inneren Schwierigkeiten und sozialen Widrigkeiten lassen nicht schliesslich doch aus dem grünen Heinrich, keine noch so gleissnerischen Verlockungen von einer ausserbürgerlichen Sphäre nicht schliesslich aus Anton Wohlfahrt, keine noch so unerquicklichen politischen Misshelligkeiten nicht endlich aus Spielhagens Romanhelden zugleich brauchbare wie zufriedene Glieder der Gesellschaft werden. Von der Befreiung aus geistiger Verwirrung und Krankheit, dem Thema eines bedeutenden Immermannschen Romans, über die endliche Erfüllung einer jahrzehntelangen, entsagungsvollen Liebe in Stifters Nachsommer bis zur ästhetisierenden Lebensbejahung Heyses reichen die Zeugnisse jener Gesinnung, die zwar dem Individuum nicht alles erlaubt sein lässt, aber seine freie Entfaltung innerhalb der bestehenden Ordnung, ja eigentlich nur in ihr gesichert zu wissen glaubt. Wie sehr damit ein allgemeines gesellschaftliches Bewusstsein ausgesprochen wird, geht auch daraus hervor, dass die Hauptfiguren der hier in Rede stehenden Dichtung keineswegs als Ausnahmen, vielmehr als Durchschnittsmenschen gedacht sind. Sie legt in gewissem Sinne eine Sammlung von Musterbildern vor, die je nach der Eigenart der Leser bald von dem einen, bald von dem andern im Rahmen des Bestehenden verwirklichbar sind. Damit ist sie ein Dokument der Anerkennung der Gegenwart. Wie sehr auch diese Literatur von Tod, Untergang, blinder Leidenschaft, finsteren und gefährlichen Vorurteilen zu sprechen weiss, so gehört sie doch einem gesellschaftlichen Bewusstsein zu, das äusserst zuversichtlich ist ; sie verklärt eine vermeintliche Freiheit, die das Glück der

Erdenkinder, die Entfaltung der Persönlichkeit in der unmittelbaren Gegenwart verbürgen soll.

Auch Ibsen ist ein Dichter, der durchaus in der liberalen Gesellschaft steht. Mit ihr teilt er das Interesse um den jeweils Einzelnen, mit ihr die individualistische Sorge um die Entfaltung jedes Menschen innerhalb des gegebenen gesellschaftlichen Rahmens. Aber er gerät durch seine Lebenserfahrungen beständig in ein kritisches Verhältnis zur Gegenwart. Als Dramatiker veranstaltet er gleichsam mit Lessings ästhetischen Maximen ein Experiment : Wenn in der Ideologie des Liberalismus die dramaturgische Forderung Lessings, dass sich die Personen entwickeln sollen, als in der gesellschaftlichen Realität erfüllt erscheint, so misst nun Ibsen in seinen Dramen die Realität an dieser Ideologie. Das Resultat des Experiments ist eindeutig : die liberalistische Versicherung enthüllt sich als blosser Schein ; es erweist sich, dass sich die Menschen nicht entwickeln können. In seinen Gesellschaftsstükken wird nicht nur die ästhetische Lehre, sondern auch ihre angebliche historische Verwirklichung ernst genommen : nicht Typen, sondern dynamisch bis zum Selbstwiderspruch angelegte Charaktere bemühen sich um den ihnen als gemäss erscheinenden Aufriss oder Neuaufbau ihres eigenen Lebens, — mit den Mitteln der bürgerlichen Dramatik bewegen sie sich im bürgerlichen Lebensmilieu. Die Bühne wird zum Tribunal, bei dem die liberale Gesellschaft von ihrer Ideologie verteidigt, von ihrer Realität angeklagt wird. Ibsen ist sich seiner eigenen Verstricktheit in die liberale Gesellschaft bewusst, und die Anklage gegen diese Gesellschaft, die Analyse der ihr zugehörigen Personen in seinen Dramen betrifft ihn zugleich selbst : „... man steht niemals ganz über aller Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, der man angehört... Dichten heisst Gerichtstag halten über sich selbst."[1])

2.

Das individualistisch orientierte Denken ist von Hause aus einer wirklichen Analyse der Gesellschaft entgegengesetzt. Die Gesellschaft erscheint vielmehr als ein vorgegebenes, mehr oder minder elastisches System, dessen grundlegende Kategorien weder in Frage stehen noch unter den Gesichtspunkt der Möglichkeit ihrer

[1]) Brief vom 16.6.1880. Sämtliche Werke, Bd. X, S. 290. — Briefe und Reden, bezw. die nachgelassenen Schriften werden nach der vierzehnbändigen Gesamtausgabe (S. W., bezw. N. S.), die Dramen nach der fünfbändigen Volksausgabe (V. A.), beide S. Fischer, Berlin, zitiert.

Umwälzung gestellt werden. Sie interessiert nicht als das Verhältnis in der Produktion entgegengesetzter, miteinander kämpfender Gruppen, die den ihnen angehörigen Individuen im wesentlichen das Gesetz ihres Lebens diktieren, sondern nur als ein prinzipiell allgemeiner Rahmen für alle Individuen. Das liberalistische Denken in seiner unmittelbaren Hinwendung auf den Einzelnen ist schon im Ansatz apologetisch : die Fragwürdigkeit, die das Schicksal der Mehrheit aller Individuen kennzeichnet, wird nie zur Fragwürdigkeit der Gesellschaft als solcher, sondern zerfällt in ebenso viele Sonderprobleme von Charakteren und Individualitäten, wie es der Anzahl nach Gescheiterte gibt.

In diesem Sinn erscheint auf den ersten Blick Ibsen als gänzlich in der apologetischen Situation des Liberalismus befangen : er schreibt eigentlich gar keine „Gesellschaftsstücke", soweit damit die Diskussion ganz bestimmt umrissener öffentlicher, politischer, sozialer, ökonomischer Probleme gemeint ist. Kaum werden sie genannt, etwas deutlich noch in einem frühen Stück, den „Stützen der Gesellschaft", äusserst unbestimmt in einem späten wie „John Gabriel Borkman". Der Spielraum seiner Figuren ist meist mit deren Wohnraum identisch, der Gegenstand ihrer Gespräche fast immer mit dem Fragenkreis des Privatmenschen. So vollkommen scheint Ibsen der liberalistischen Illusion verfallen, dass die Gesellschaft als historisches Phänomen sich noch nicht einmal in den Funktionären des Staats anmeldet : keinem Schutzmann, keinem Militär, ja keinem Mitglied einer staatlichen Behörde (Von Peter Stockman im „Volksfeind" abgesehen) begegnet man in seinen bürgerlichen Schauspielen. Die extremste Theorie des Liberalismus von den öffentlichen Autoritäten, der Staat als Nachtwächter, scheint noch überholt durch diesen Schlaf, in den der Staat hier versetzt ist (höchstens in so abgelegenem Material wie dem Bericht von der Gefängnisstrafe des alten Borkman oder den Drohungen Dr. Wangels gegenüber dem Fremden in der „Frau vom Meer" mag man ihn beschworen finden). Das Individuum wird von Ibsen als ein autonomes Wesen und in seiner äussersten Autonomie, seinem Privatleben, eingeführt ; es erscheint in einer Sphäre äusserer Gewaltlosigkeit.

Mit dieser Eigenart, die ihn zunächst in keiner Weise zum Gesellschaftskritiker zu bestimmen scheint, nimmt Ibsen in der Front des gesamten kritisch orientierten europäischen Naturalismus eine exponierte Stellung ein : in der stofflichen Konstruktion seiner Werke ist keine soziale Analyse und kein soziales Programm ausgeführt. Aber eben an dieser Stelle entscheidet sich seine Funktion : das Wissen um den Menschen seiner Epoche radikal auszusprechen und fortzutreiben. Als Dramatiker gibt er der

herrschenden Ideologie alle Chancen, erleichtert er ihr die Aufgabe, indem er ihr das augenscheinlich beste Feld einer Rechtfertigung zuschiebt : das Privatleben und die Innerlichkeit des Subjekts. Aber die Konzession schlägt in einen radikalen Angriff um. In Ibsens Werk erweist sich die Seele, dieser Grundbegriff der bürgerlichen Ideologie, als Reflex der gesellschaftlichen Widersprüche. In der psychologisch-dramatischen Analyse der Individuen tritt die bittere Wirklichkeit des „harmonischen" Systems krasser hervor als in der Mehrzahl der sozialen Tendenzdichtungen der Zeit.

In Ibsens dramatischer Welt stellt sich diese private Realität in einem — freilich vereinfachten — Schema typisch etwa folgendermassen dar : im Anfang steht die in sich schon gebrochene Erwartung auf die Fülle des Lebens, das Schicksal bringt Konflikte über Konflikte, Zerstörungen im eigenen Ich, Störungen und Verletzungen anderer, den Versuch des Auswegs im Anklammern an beliebige Ideale, schliesslich Angst, Einsamkeit und Tod oder — fast grausiger noch — eine Verkündung von Programmen, deren Hohlheit durch alles, was vorangeht, so erwiesen ist, dass das Ende des letzten Aktes von allen vorangegangenen bereits als widerlegt erscheint. Wie in den Aufstiegsmomenten einer wirtschaftlichen Produktionsperiode bereits die Elemente des Widerspruchs und der Krise angelegt sind und auch die unter unsäglichem Elend folgende Überwindung der Krise nur die Perspektive auf die Wiederholung des gleichen Spiels zulässt, so sind auch die privaten Schicksale der Individuen, von denen Ibsens Schauspiele zeugen, in den furchtbaren Zyklus nicht einzulösender Erwartungen, aber wirklicher Leiden eingesperrt.

Die Klage über die Unangemessenheit der Lebensverhältnisse entblättert sich gleichsam als ein Katalog aller Möglichkeiten menschlichen Scheiterns. Wo auch immer man ansetzen mag, in den Sphären der familiären Umwelt, des Berufs, der künstlerischen Tätigkeit, der Ehe, der Freundschaft, dem Verhältnis der Generationen und insbesondere der Eltern und Kinder —, immer wieder kommen die Menschen entweder in diesen Lebensbezügen selber mit sich nicht in Ordnung oder bedrohen bei der Entfaltung ihrer Kräfte auf dem einen Gebiet ihre Möglichkeiten auf anderen, oder sie bringen in der Realisierung solcher einseitigen Entfaltung Unheil in das Leben Dritter. Im Lauf der Dichtung selbst enthüllt sich das Missverhältnis zwischen der Vielseitigkeit der ursprünglichen menschlichen Anlagen und der Einseitigkeit, ja Borniertheit ihrer Realisierung. Sowohl die vorgefundenen Verhältnisse wie auch die im Fortgang des individuellen Lebens neu geschaffenen Fakten werden an jeder Stelle zu Fesseln eben dieses Lebens.

Das Gesetz der Konkurrenz setzt sich auf einem neuen Schau-

platz durch : der Privatsphäre der bürgerlichen Individuen. Die Dichtung wird zum Studium der verheerenden Auswirkungen des Konkurrenzgesetzes für das private Schicksal der Menschen ; sie verfolgt es bis in Sphären hinein, die der unmittelbaren Macht des öffentlichen Lebens entzogen zu sein scheinen.

Am greifbarsten wird der Konkurrenzmechanismus im Konflikt zwischen beruflicher und allgemeiner Wirksamkeit einerseits und ihren Konsequenzen für die Individuen des engsten Lebenskreises andererseits. Der Konsul Bernick („Die Stützen der Gesellschaft“) kann seine finanziellen Transaktionen, seine Eisenbahnunternehmungen nur um den Preis der Verleumdung seines Schwagers und der Verleugnung der Liebe zu seiner späteren Schwägerin durchführen ; der Grosskaufmann Borkman opfert auf dem Altar seiner industriellen Expansionsgelüste die Liebe und das Lebensglück zweier Frauen ; der Baumeister Solness bezahlt mit der inneren Ruhe seiner Gattin und dem Leben seiner Kinder die Verwirklichung seiner Siedlungspläne ; der Bildhauer Rubek („Wenn wir Toten erwachen“) treibt um der Vollendung seines Kunstwerkes willen eine Frau in schwerste geistige Verwirrung. Mag auch der Dichter innerhalb seiner niemals radikal gesprengten bürgerlichen Voraussetzungen ein wenig überzeugendes Schema von Schuld und Sühne anwenden (des Konsuls Pläne scheinen doch bedroht zu sein, Borkman treibt in wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ruin, des Baumeisters Vorhaben wird von jüngeren und begabteren Kräften überholt, des Künstlers Schaffenskraft erlischt) —, entscheidend ist, wie die Entfaltung der öffentlichen Wirksamkeit aller dieser Männer zugleich die Verkümmerung des privaten Lebens Dritter, ja auch ihrer selbst bedeutet : des Konsuls Lügengespinste schützen ihn nicht vor Depression, Borkman zahlt mit trüber Menschenfeindlichkeit, der Baumeister mit der Last seiner Schuldgefühle, der Künstler mit einer bis zur Verzweiflung vorgetriebenen inneren Unzufriedenheit. Die Konkurrenz der Lebenssphären erscheint nicht nur als ein inter-individueller Vorgang, der zur Realisierung der eigenen Kräfte und Wünsche die Verkümmerung derjenigen anderer erheischt, sondern zugleich auch als ein inner-individueller, indem der sich in produktiver beruflicher oder künstlerischer Wirksamkeit verwirklichende Ehrgeiz andere Seiten des menschlichen Wesens einzwängt oder unterdrückt.

Alle diese Gestalten beanspruchen für sich das Recht der Individualität und entschuldigen oft den Schaden, den sie anrichten, mit dem Hinweis auf höheres Glück für viele, ein Glück, welches das Opfer weniger verlange. „Nur in meinen Händen kann dieser ganze Besitz den Vielen zum dauernden Segen gereichen, denen er

Brot schaffen wird."[1]) — „Ich habe die Macht geliebt... Menschenglück zu schaffen weit, weit um mich her!" und auf den Vorwurf der Frau: „Es stand einmal in Deiner Macht, mich glücklich zu machen. Hast Du sie dazu verwendet?" die Antwort: „Einer muss gewöhnlich untergehen — bei einem Schiffbruch."[2]) — „*Um* das zu können: Heimstätten zu bauen für andere, musste ich verzichten,.. selbst ein Heim zu haben..., ein Heim für die Kinderschar.. und auch für Vater und Mutter... (Der Gattin des Baumeisters) Lebensberuf, der musste verschandelt, zerstört und in Grund und Boden vernichtet werden — damit ich in dem meinen durchdringen konnte zu .. etwas wie einem grossen Sieg."[3]) Die Unwahrheit der Behauptung, das Leben biete die Chance ungehinderter Entfaltung, springt hier in die Augen. Der Baumeister ruiniert seine nächste Umgebung, aber schliesslich auch sein eigenes Glück. Anstatt dass Erfolge des Individuums in der öffentlichen Sphäre als Erhöhung und Förderung zum mindesten des eigenen Lebens und des der liebsten Menschen sich auswirkten, ersteht umgekehrt ein Phänomen der Feindseligkeit. Der volle gesellschaftliche Sinn dieser Erscheinung kommt aber erst darin zur Geltung, dass die bis ans Zynische grenzenden Rechtfertigungsversuche, die den in der beruflichen Wirksamkeit geförderten gesellschaftlichen Fortschritt um das Leiden weniger Einzelner erkauft wissen wollen, nicht völlig an der unmittelbaren Realität vorbeigehen. Denn es werden in der Tat die Interessen der Gesamtgesellschaft durch die egoistische Entfaltung der öffentlich tätigen Individuen besorgt — freilich in schlechter Weise und zwar so schlecht, dass die im engen Lebenskreis geopferten oder mindestens gefährdeten und beschränkten Schicksale nur verkleinerte Vorbilder dessen sind, was im gesellschaftlichen Gesamtprozess beständig vor sich geht.

Die Probe auf das Exempel der Verkümmerung eigener oder fremder Individualität unter dem Druck der Ansprüche des öffentlichen Daseins ist die Umkehrung dieses Sachverhaltes: der völlige Untergang von Energien, die öffentlicher produktiver Tätigkeit zugewendet werden könnten, sobald private Bedürfnisse und Wünsche sich anmelden. Der Baumeister der Kirchen und Siedlungshäuser, der schliesslich sein einziges Glück in einer neuen Freundschaft mit einem jungen Mädchen erblickt, hat auf seinem Programm nur noch die Luftschlösser seiner Phantasie; der Bildhauer Rubek berichtet von einem Seelenzustand, in dem ihm

[1]) Die Stützen der Gesellschaft, 3. Akt, V. A., Bd. III, S. 512.
[2]) John Gabriel Borkman, 3. Akt, V. A., Bd. V, S. 452.
[3]) Baumeister Solness, 2. Akt, V. A., Bd. V, S. 269.

„dieser ganze Künstlerberuf und diese ganze künstlerische Tätigkeit von Grund aus leer und hohl und nichtig vorzukommen" schien und „unvergleichlich wertvoller ein Leben in Sonnenschein und Schönheit"[1]); der Verzicht von Allmers, an seinem eigenen Buche zu arbeiten, mit dem er sich in der Welt zu einer grossen Aufgabe berufen wähnte, um sich ganz der Erziehung seines Sohnes Klein Eyolf zu widmen und zu „versuchen, Klarheit zu bringen in all die reichen Möglichkeiten, die in seiner Kinderseele dämmern"[2]), — auch dieses Entweder-Oder ruht auf dem Grund der Entfremdung der Lebensgebiete. — Nicht nur zieht die Verfolgung intimer Glücksinteressen notwendig die Vernachlässigung anderer menschlicher Verpflichtungen und Möglichkeiten nach sich, sondern in der gleichsam verdoppelten Isolierung der Privatheit wird das Individuum gerade dann um sein Glück betrogen, wenn es dieses in einer gewollten und bejahten Absentierung vom gesellschaftlichen Ganzen zu verwirklichen trachtet : der Baumeister errichtet nicht sein Luftschloss, sondern stürzt von einem sehr realen Turm tödlich ab, der lebenstrunkene Bildhauer verliert sich in der Langeweile und Öde eines mittelmässigen Privatlebens, Eyolfs Vater ist innerlich zerrissen vom Gefühl des Unvermögens zur Produktivität, der Eifersucht seiner Frau und schliesslich dem Verlust seines Kindes. Wohin immer sich auch der Mensch zu entfalten beginnt, sobald er sich zu einem sei es im wesentlichen öffentlichen, sei es im wesentlichen privaten Dasein entschliesst, stösst er in beiden Bereichen an die Grenzen, die ihm aus dem gewählten Lebensgebiet selbst oder aus dem von ihm vernachlässigten entgegenwachsen. Die Ausschliesslichkeit und Feindlichkeit der Einzelinteressen in der Ökonomie setzt sich in dem totalen Zerfall der Einzelexistenz durch.

Denn auch in den ganz privaten Sphären ihres Daseins verwirklicht sich beständig das Gesetz der Begrenzung dort, wo das der Entfaltung vollzogen sein sollte. So gibt es fast kein Schauspiel Ibsens, das nicht mit einer Eheproblematik zu tun hätte. Wollte man ein Verzeichnis der Möglichkeiten aufstellen, in welchem die Entwicklung der Persönlichkeit des einen Partners durch die Interessen oder Qualitäten des anderen behindert wäre, es liessen sich zu jeder Situation ausreichend Beispiele bereitstellen : ob nun die Substanz des Gatten (Tesman, Kammerherr Alving, Hellmer, Allmers) oder der Gattin (Frau Solness, Frau Rubek, Frau Ekdahl) zu gering, ob die Liebe des einen sich einem Dritten hoffnungsvoll (Solness) oder verzweifelt (Hedda Gabler) zuwendet,

---

[1]) Wenn wir Toten erwachen, 2. Akt, V. A., Bd. V, S. 519.
[2]) Klein Eyolf, 1. Akt, V. A., Bd. V, S. 332 f.

ob die Kluft zwischen Kindern und Eltern (Borkman) oder wegen der Kinder zwischen den Eltern (Eyolf) unüberbrückbar ist, ob der blosse Fortgang der Zeit die Schwungkraft der Partner erlahmen lässt (fast in allen Dramen angerührt).

Wenn sich in Strindbergs Werken schon kaum mehr als die Zeugnisse der wechselseitigen Zerstörungsarbeit der Ehepartner vorfinden, so geben Ibsens Dramen einen Einblick in den Mechanismus solcher Zerstörung. Konsul Bernick und Borkman haben Frauen geheiratet, die sie nicht lieben, und die Unwahrhaftigkeit dieser Beziehungen rächt sich in den Schuldgefühlen der Männer und der Unzulänglichkeit ihrer Frauen. Rubek hat sich eine Gattin genommen, die weit unter seinem menschlichen Niveau steht, er zahlt mit einer peinigenden nervösen Rastlosigkeit, und sie rächt sich, indem sie ihm davonläuft; Ellida droht, in einer Ehe zu veröden, die sie nur aus blinder Reaktion gegen eine unlieb gewordene Umwelt eingegangen ist; und die kluge Nora verlässt eine Ehe, in der weder die Partner sich untereinander noch die Gatten ihre Kinder zu erziehen vermögen. Ihre Ehe war eine Spielstube, in der sie selber nur Puppe war, und so stellt sich ihr das Zusammenleben als Hinderung persönlicher Entfaltung, jedenfalls nicht als seine Förderung dar. Sie durchschaut den bloss partiellen Charakter eines Glücks, in welchem sich die Menschen ebenso betrachten, wie sie in der Produktion die Umwelt zu benutzen gelernt haben : als blosse Dinge. Ihre — freilich utopische — Flucht aus der Ehe zerstört das Tabu einer sanktionierten gesellschaftlichen Konvention. Diese wechselseitige Zerstörungsarbeit der Ehepartner kommt in solchen Situationen des Sich-Selbst-Überlassenseins vielleicht noch stärker zum Ausdruck als in denjenigen Dichtungen, in denen erst die Erscheinung eines Dritten die Leere der bisherigen Existenz enthüllt, so etwa wenn Irene endgültig die Rubeksche Ehe zerstört.

Eine Auseinandersetzung der Gatten in „Klein Eyolf" offenbart die intimsten Wirkungen des Konkurrenzgesetzes :

„Rita. ... Jetzt bist Du ja von etwas noch Ärgerem in Anspruch genommen. Allmers. Ärgerem? Sprichst Du von unserem Kinde? Rita. Allerdings... Ich fürcht' mich vor mir selber. Und gerade darum sollst Du das Böse in mir nicht aufwecken... ja, das tust Du, — wenn Du das Verhältnis zwischen uns zerreisst. Allmers. ... Es ist Dein eigen Kind, — unser einziges Kind, um das es sich hier handelt. Rita. Das Kind gehört mir, zur Hälfte. Du aber sollst mir ganz gehören. Ausschliesslich mir! ... Allmers. .. fordern, das nützt ja doch nichts. Alles muss aus freien Stücken gegeben werden... Du und Eyolf, Ihr müsst Euch in mich teilen. Rita. Wenn nun aber Eyolf niemals

geboren wäre? Was dann? Allmers. Ja, das wäre was anderes. Dann hätt' ich jetzt nur Dich. Rita. Dann wünscht' ich, ich hätte ihn nie geboren ... Mein Leben will ich leben. Zusammen mit Dir. Ganz mit Dir. Ich kann hier nicht immer nur Eyolfs Mutter sein... Ich will nicht, sag' ich! Ich kann's nicht! Nur Dein will ich sein! Nur Dein, Alfred!"[1]) Anstatt dass die Ehe, die Beziehung zwischen den Partnern, ihre Beziehung zu den Kindern, eine echte Probe auf das Versprechen der freien Entfaltungsmöglichkeiten wäre oder doch mindestens eine Stätte, an der die Wunden heilten, welche bei ihrem Expansionsdrang die Individuen in der öffentlichen Existenz erlitten haben, eine Stätte, an der die von der Last der Aussenwelt befreite Individualität sich aufzurichten vermöchte, wird der Schauplatz der sich ausschliessenden Einzelinteressen noch ins Innere des Hauses hineinverlegt, ja wird hier gleichsam zum Modell des allgemeinen Lebensvorgangs der Fremdheit und Abgeschlossenheit isolierter Menschen. So sieht das Leben der Familie Allmers aus : Ausschliesslichkeit zwischen öffentlichem und privatem Dasein, Verkümmerung der Frau erst durch den Beruf des Gatten, dann durch sein Verhältnis zum Kind, dumpfe Bedrohung der Existenz des Mannes durch den Zweifel an seiner Produktivität, allgemeine seelische Verwirrung. Zugleich erscheint das Verhältnis der Generationen letztlich nicht im Lichte der Förderung, sondern der Behinderung, und der Tod des Kindes ist die immanente Antwort auf das Erziehungsinteresse eines Vaters, das nicht aus dem unmittelbaren Anteil an der kommenden Generation, sondern aus höchst heteronomen Quellen fliesst. Dieselbe Heteronomie beherrscht auch das Programm des Konsuls Bernick, der die Unwahrhaftigkeit seines geschäftlichen und persönlichen Vorgehens dadurch zu entschuldigen sucht, dass er seinem Sohn eine Lebensaufgabe zu bieten vorgibt.[2]) Der Masochismus seiner Selbstvorwürfe passt zu der lächerlichen Moralität eines Planes, in welchem die innere Verarmung der Gattin und die Verlogenheit des Mannes in den Dienst der Förderung des Kindes gestellt werden sollen.

Dass hinter der Fragwürdigkeit solcher pädagogischer Vorsätze sich letzten Endes Feindseligkeit und Konkurrenz verbergen, hat Ibsen selber an anderen Figuren seines dramatischen Werkes vergegenständlicht. Der alte Borkman, der bei dem Versuch, gemeinsam mit seinem herangewachsenen Sohn ein neues Leben aufzubauen, von diesem nur kalte Zurückweisung erfährt[3]), trägt

---

[1]) 1. Akt, a. a. O., S. 338 ff.
[2]) Vgl. Die Stützen der Gesellschaft, 4. Akt, a. a. O., Bd. III, S. 536.
[3]) Vgl. 3. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 458.

eine Ernte heim, die sinngemäss auch dem Konsul heranreift, und das Leben des alternden Baumeisters Solness ist vom Hass der Generationen angefüllt : „Irgendeiner drängt sich vor mit der Forderung : Tritt zurück hinter mich ! Und alle die andern stürmen ihm nach und drohen und schreien : Platz gemacht, Platz — Platz ! ... Eines Tages, da kommt die Jugend her und klopft an die Tür — .. dann ist's aus mit dem Baumeister Solness.“[1]) Und für ihn selber wie für den Zuschauer bleibt es dahingestellt, wieweit sein Bewusstsein noch mit der Schuld für den Tod seiner eigenen Kinder zu belasten ist. Anstatt dass in der Entwicklung der spezifischen Tugenden des alternden Menschen dieser selbst eine höhere Menschlichkeit erwürbe und ihre Mitteilung den Jüngeren zugute käme, wird der biologische Befund von Alt und Jung zum Anlass weiterer Feindseligkeiten und Widersprüche. Auch das Biologische wird in den Kategorien des Eigentums erfahren. Die durch das Alter geforderte Beschränkung erscheint als Verlust eines Besitzes, den man sich nicht nehmen lassen will ; anstatt als eine Seinsform stellt sich das Leben als ein Ding dar, das man hat, benutzt und profitabel anlegen muss.

In allen diesen privaten Katastrophen setzen sich die gesellschaftlichen Verhältnisse durch. Nicht etwa bloss im Sinne einer Analogie, nach der es ähnlich dem materiellen Daseinskampf in der sozialen Sphäre auch einen Kampf um die Durchsetzung der Individualität im Privaten gäbe. Wenn die Menschen ihren eigenen und fremden Bedürfnissen im Wege stehen — Vorgänge, von denen ja jedes einzelne Gesellschaftsstück Ibsens zeugt —, so ist (auch im Sinne des Dichters) ihre gelegentlich selbst verkündete anthropologische Erklärung, sie seien nun einmal so und nicht anders und könnten doch ihr ihnen eigentümliches Wesen nicht ändern[2]), in keiner Weise ausreichend. Vielmehr lässt sich ein notwendiger Zusammenhang zwischen den Charakteren und ihren privaten Schicksalen einerseits und der Gesellschaft andererseits herstellen. Dass das Wesen einer am Privateigentum orientierten Ordnung unmittelbare Konsequenzen für die privaten Lebensschicksale zu haben vermag, ja diese häufig nur eine bestimmte Seite des egoistischen Daseinskampfes darstellen, kommt deutlich genug in den Geld- und Karriere-Ehen der Bernick, Tesman, Allmers, Borkman zum Ausdruck. Aber die analytische Kraft des Dichters erschöpft sich nicht mit diesen sehr an der Oberfläche liegenden und ausdrücklich formulierten Situationen. Gewiss verhöhnen auch sie bereits

[1]) 1. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 236.

[2]) Vgl. z. B. Baumeister Solness, 1. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 223 ; Wenn wir Toten erwachen, 2. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 530 ; Klein Eyolf, 1. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 343.

den Mythos der freien Entwicklung des Individuums, indem der um seine materiellen Interessen Besorgte den andern in ein Netz der Unwahrhaftigkeit einspinnt, das ihn schliesslich selbst zu vernichten droht. Über diese augenfälligen Momente hinaus, da, wo menschliche Probleme sich in einer scheinbaren Abstraktion von den materiellen Lebensverhältnissen entwickeln und verwirren, sind doch diese Verhältnisse, wenn auch in noch so vermittelter Weise, für die Geschichte jener Probleme bestimmend. Wenn Hilde, die Freundin des Baumeisters Solness, davon spricht, „dass man nicht die Hand ausstrecken darf nach seinem eigenen Glück, nach seinem eigenen Leben, bloss weil ein anderer im Wege steht, den man kennt"[1]), dann berührt sie sehr nahe den in Rede stehenden Sachverhalt. Unter der herrschenden antagonistischen Produktionsweise ist das Glück auch in der privaten Lebenssphäre nur auf Kosten der Beschränkung, Verkümmerung, ja des Unglücks des Mitmenschen zu verwirklichen. Der Tatbestand, dass wirtschaftliches Glück des einen zugleich die Niederlage eines andern meint, der Umstand, dass in der Produktion Glück und Erfolg haben, heisst, dem andern einen Misserfolg bereiten, ist als ein Automatismus in die Charakterstruktur der Menschen eingegangen und beherrscht an jeder Stelle ihr individuelles Leben. Ellida, die Frau vom Meere, findet ihr Leben unerträglich, nachdem sie erkannt hat, dass ihre Ehe letzten Endes auf einem Vorgang des Kaufens und Verkaufens beruht; Nora entzieht sich ihrem Gatten, dessen Liebe sie als nichts anderes denn ein Spiel mit einem Ding, einer Puppe, erkennt; und in der oben (S. 329 f.) zitierten Stelle aus „Klein Eyolf" wird der Mechanismus von der Schädigung Dritter durch den Egozentrismus des privaten Glücks in dieser Gesellschaft gänzlich explizit. In einer geschichtlichen Epoche, in der die Individuen als den wesentlichen Gegenstand der Verteidigung der ihnen zukommenden Rechte den Schutz und die Ausdehnung des privaten Eigentums betrachten und jedem Eingriff in diese Sphäre mit allen physischen und psychischen Waffen zu begegnen suchen, drückt die eifersüchtige Wahrung der Eigentumsinteressen auch dort den Menschen ihren Stempel noch auf, wo sie dem unmittelbaren Schauplatz der Erlangung von Besitz entrückt zu sein scheinen. Ob sie ihren Beruf anderen menschlichen Betätigungsweisen, ob sie ihre privaten Neigungen ihrer öffentlichen Wirksamkeit, ob sie ein geliebtes Wesen einem andern, ein Lebensalter dem ihm entgegenstehenden vorziehen —, die Rastlosigkeit, mit der sie jeweils dem vermeintlich Begehrenswerten nachlaufen, setzt zugleich

[1]) 3. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 295.

immer eine schlechte Ausschliesslichkeit, bedeutet zugleich immer eifersüchtige Wahrung eines Menschen oder eines Ideals als Eigentum gegenüber fremden Ansprüchen. Was in dem äusseren Ablauf der Dramen, in der künstlerisch gestalteten Erscheinungsweise der Charaktere zunächst nur wie ein Bericht von Kämpfen, Verstrickungen und Niederlagen vorgeführt wird, erweist sich in der Interpretation als Ausdruck und Umsetzung eines bestimmten gesellschaftlichen Sachverhaltes. Je weiter sich von ihm bei Ibsen die Figuren zu entfernen scheinen, umso nachdrücklicher sind sie doch in ihn verflochten.

Der Dichter gebraucht gelegentlich den ironischen Kunstgriff, schockierende Wahrheiten den Tölpeln und den Entgleisten in den Mund zu legen. Der Alles- und Nichtskönner Ballested (in der „Frau vom Meer") verkündet, die Menschen müssten und könnten sich „akklimatisieren" ; damit gibt er das Stichwort dafür, dass die eigentliche Lebensform der Individualität nicht die Entwicklung, sondern die Preisgabe jeder Selbständigkeit im Denken und Handeln ist. Wenn die Behauptung von der möglichen Durchsetzung der Individualität im Rahmen der bestehenden Ordnung allzu hart mit der Wirklichkeit in Konflikt gerät, kommt die bürgerliche Lebensweisheit, dass man sich den Tatsachen anpassen müsse, der bedrohten Ideologie zu Hilfe. Im Verlauf der bisherigen Geschichte hat sich nichts Prinzipielles an dem Zusammenhang von Macht und materiellem Lebensglück geändert, es sei denn, dass sich an die Stelle des Glaubens an die durch Gott gesetzte Ordnung der Glaube an die Rechtfertigung durch Erfolg gesetzt hat. Was ehemals in den ständischen Begriffen noch als ein gesellschaftliches Verhältnis erkennbar ist, erscheint nunmehr verdinglicht als eine Rangordnung sogenannter Tatsachen, unabänderlicher durch die menschliche Natur gesetzter Fakten. Wer ihnen nicht Rechnung trägt, geht zu Grunde ; wer ihnen Rechnung trägt, hilft dabei nicht nur, seine materielle Existenz zu erhalten, die für die Mehrheit in einem Missverhältnis zu dem Reichtum der Erde steht, er hilft zugleich bei der Erhaltung eines Systems, die in steigendem Mass von der Stabilisierung dieses Missverhältnisses abhängt. Nicht alle, wie sich zeigen wird, aber die überwältigende Majorität der Ibsenschen Figuren haben in ihren Charakter diesen in der gesellschaftlichen Praxis anerzogenen Respekt vor den Tatsachen introjiziert. Nicht nur, dass ihnen gar nicht in den Sinn kommt, etwa die Bedingungen aller bestehenden Lebensverhältnisse radikal in Frage zu stellen, — sie unterwerfen sich jeweils der Struktur des Bestehenden : eine Frau wird zum Besitz, ein anderer Mann zu seinem Konkurrenten, die von allen öffentlichen Institutionen propagierten Ideale zum Schmuck des Heims, nicht zu einer Aufforderung zur

Wahrhaftigkeit, das Kind zu einem Anlass, pädagogische oder spielerische Bedürfnisse zu befriedigen. Aber mit der Macht jener ökonomischen Tatsachen hat es eine dialektische Bewandtnis : beugt sich ihnen das Individuum, so hat es eine relative Chance des Erfolgs ; die unbedingte Anerkennung des Bestehenden führt jedoch in den eigentlich menschlichen Bezirken, „im Privaten“, zur Verkümmerung. In der Produktion den Konkurrenten vernichten, den Partner herunterdrücken, gut Freund mit allen öffentlichen Mächten sein, ist zwar realitätsgerecht und vielversprechend ; aber es degradiert im Humanen. Das Vorbild des materiellen Privateigentums, der Griff zum Erfolg, die Bewahrung dessen, was man hat, und der Trieb, noch mehr zu haben, erweist sich dort, wo die Individualität sich entfalten soll, als armselig ; die Menschen haben nichts davon. Sie versäumen ihr Glück (so wie sie es verstehen) eben, wenn sie ihm nachjagen.

Auch in ihnen als Privatmenschen macht sich das Gesetz geltend, dass sich das Ganze überhaupt nur reproduziert, indem die Menschen für sich selbst bloss ihren isolierten individuellen Geschäften nachzugehen trachten, in ihre „berufliche“ Einzelsphäre eingeschlossen bleiben, blosse „Fachmenschen“ sind. Nur in seltenen Ausnahmefällen vermögen sie im Rahmen der gegebenen Ordnung die Beschränktheit und Unübersichtlichkeit zu überwinden, die Sphäre der Isolierung, in die sie ihre jeweilige Tätigkeit bannt. Der Taugenichts Ballested ist gleichsam das verzerrte Bild einer Menschheit, in der die Vielseitigkeit der entfalteten und entfaltbaren Anlagen, das Glück einer universellen produktiven Tätigkeit die Borniertheit der sogenannten fachlichen und beruflichen Spezialität überwunden hat ; er ist Maler, Schauspieler, Dekorateur, Friseur, Tanzlehrer und Musiklehrer — alles in einer Person. Die Ironie, die schon darin gelegen ist, dass gerade er das Gesetz der Akklimatisation ausplaudert, wird so noch vertieft, da er selbst diesem Bild der Anpassung am wenigsten entspricht. In Ibsens Stücken wird der Fachcharakter, der sich unter den bestehenden Produktionsverhältnissen entwickelt hat, auch zur privaten Eigentümlichkeit : die Existenz als Gatte oder Gattin, Freund, Vater oder Mutter erscheint jeweils als Daseinsweise, die anderen in der Person selbst angelegten Möglichkeiten oder anderen Personen fremd, ausschliessend gegenübertritt. Die Menschen entbehren einer harmonischen Konstruktion menschlicher Qualitäten, ganz im Gegensatz zu den Behauptungen der liberalistischen Ideologie. Sie lieben nicht. An einer Stelle hat Ibsen selbst diesen Sachverhalt ausdrücklich bezeichnet : Hedda Gabler, die wenigstens der Intention nach weitgehend der banalen und unbefriedigenden Sphäre der „Akklimatisation“ entgeht, berichtet Brack, dem

Freund des Hauses, von den Enttäuschungen ihrer Hochzeitsreise, die ihr als Muster auch für die gesamte Geschichte ihrer Ehe erscheint: „Tesman ist ein Fachmensch ... und mit Fachmenschen zu reisen ist durchaus kein Vergnügen. Wenigstens nicht auf die Dauer." Und sie findet nur bittere Worte auf die Frage des Gesprächspartners: „Nicht einmal mit dem Fachmenschen, den man liebt?"[1]) Diese Episode hat typische Bedeutung; Tesman ist keineswegs eine besonders unsympathische Gestalt, sein Beruf (er ist Gelehrter) keineswegs abstossend, aber er repräsentiert, wie weit er auch von den charakteristischen Vorgängen in der Produktion entfernt zu sein scheint, eine inhumane Gesellschaft, bei der die Beschränkung und Gegensätzlichkeit der öffentlichen Betätigung sich in die Verkümmerung menschlicher Beziehungen umsetzt.

Dies gilt sehr genau für die Charakterstrukturen. Der Hass Frau Borkmans gegen ihren Gatten wird nicht aus mythischer Dämonie geboren, sondern rührt geradewegs aus einer Lebensauffassung, der am gesunden geschäftlichen Rufe der Familie viel, ja alles gelegen ist; die Toleranz der Frau Solness sowohl ihrem Manne als seiner Freundin gegenüber lebt nicht etwa vom Grunde einer urweiblichen, schrankenlosen Liebesfähigkeit, sondern von dem schlichten Bedürfnis, der äusseren Existenz des Mannes und dem Fortgang eines konventionellen Familienlebens pflichtgemäss Hilfe zu leisten; die erotische Entsagung eines Pastor Manders wird nicht befriedigend durch den Hinweis auf eine geradezu übermenschliche Moralität erklärt, sondern besser als das Symptom einer bigotten Beschränktheit; der sittenrichterliche Anspruch Hellmers repräsentiert nicht das Gewissen, das die Sünde sühnt, sondern wird als die Angst um die Erhaltung des Bankdirektorpostens verständlich.

Durch den Versuch, die privaten Verhaltensweisen von Menschen, ihre Charakterzüge aus gesellschaftlichen Bedingungen zu entwickeln, hat sich Ibsen zu einer für die neuere Geschichte kennzeichnenden Menschenauffassung in Gegensatz gebracht. (Er teilt dies mit den andern Naturalisten.) In Begriffen wie Tüchtigkeit, Erfolg, Realitätsgerechtigkeit, Strebsamkeit, Verantwortlichkeit drückt sich die Überzeugung aus, dass die äusseren Lebensschicksale im wesentlichen durch das bestimmt werden, was der Mensch in der gleichsam ihm autonom zugehörigen Sphäre seiner psychischen Kräfte aus sich macht; die geschichtlichen Abläufe stellen sich dar als Objektivierung der Individualitäten, die selber keine

---

[1]) Hedda Gabler, 2. Akt, V. A., Bd. V, S. 148.

weitere Erklärung erfahren noch ihrer zu bedürfen scheinen. Diese psychologistische Anthropologie beherrscht auch die Geschichte der bürgerlichen Kunst. Seit Shakespeare und Molière haben gerade ihre grossen Vertreter immer wieder versucht, seelische Urkräfte des Menschen zur poetischen und bildnerischen Gestalt zu bringen, und damit das Verständnis der menschlichen Lebensvorgänge in Völker- und Einzelgeschichte durch die Heraushebung jener schier unabänderlichen psychologischen Grundkräfte entwickelt. In der Hingabe an den Zauber der Seele haben sie dabei ebenso künstlerische Produktivität geweckt wie an der Erhaltung eines Denkens mitgewirkt, welches sich von der Einsicht in seine eigene Vergänglichkeit ständig abzuwenden trachtet. Der Naturalismus gehört in die Reihe jener grossen fortschrittlichen Bewegungen, die im Kampf gegen die schlechte Ordnung des Bestehenden auch seine Rechtfertigung als notwendigen Ausdruck von Individualitäten angreifen. So, wie in der Geschichtsbetrachtung die Ideologie insoweit sich zur wirklichen Theorie verwandelt, wie die historischen Zusammenhänge sich nicht als individuell erklärbare Zufallswürfe, sondern als Daseinskämpfe der Menschen unter den jeweiligen der Veränderung unterworfenen materiellen Produktionsbedingungen darstellen, tendiert die Poesie dazu, in Wissenschaft überzugehen, wenn sie im Widerspruch zu ihrem konventionellen Psychologismus sich bei der Darstellung von Schicksalen und Gefühlen nicht mehr damit begnügt, diese in ihrer Unmittelbarkeit als nicht weiter erklärbare, aber religiös zu erlebende Gegebenheit wirken zu lassen, sondern sie in einen manchmal direkten, manchmal äusserst abgeleiteten Bedingungszusammenhang mit den gesellschaftlichen Lebensvorgängen zu bringen. Die individualistisch-psychologistische Anthropologie hat zur verdinglichten Auffassung dieser Vorgänge beigetragen : der Charakter soll nicht im Zusammenhang mit der Geschichte als Ausdruck und Introjizierung bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern als ein in sich autonomes unableitbares Gebilde erscheinen, genau so, wie die materielle Produktion und ihre Produkte nicht als gesellschaftliches Verhältnis durchsichtig werden, sondern die illusionäre Existenz objektiver Sachverhalte führen. Der Naturalismus untersucht die Verdinglichungsphänomene der Individualität. Hierin wurzelt seine revolutionäre Stellung innerhalb der bürgerlichen Dichtung. Es kann hier dahingestellt bleiben, ob er damit bestimmte künstlerische Werte zurücklässt, die in der individualistischen poetischen Tradition geschaffen worden sind ; genug, dass die Naturalisten oft selber schwankend werden, wie weit sie noch Poeten, wie weit sie Wissenschaftler sind. Zola ist dafür das ausgesprochenste Beispiel. Aber auch Ibsen bringt den Sachverhalt zu seinem Bewusstsein.

Auf einer Italienreise schreibt er an Björnson : „Wenn ich in diesem Augenblick bekennen sollte, worin die wesentlichste Ausbeute meiner Reise besteht, so werde ich sagen, sie besteht darin, dass ich das Ästhetische aus mir selbst ausgetrieben habe, so, wie es früher Macht über mich hatte : nämlich isoliert und mit dem Anspruch, für sich selbst Geltung zu haben. Ästhetik in diesem Sinne scheint mir jetzt ebenso sehr ein Fluch für die Poesie zu sein, wie die Theologie es für die Religion ist... Ist es nicht ein unermessliches Glücksgeschenk, schreiben zu können ? Aber eine grosse Verantwortung ist dabei ; und ich habe jetzt Ernst genug, das zu fühlen und gegen mich selbst hart zu sein."[1]) Mit der Frontstellung gegen die Isoliertheit des Schönen versucht er, in sich jenes Stück schlechter Isoliertheit des Spezialisten, zu welchem auch der Poet geworden ist, zurückzunehmen, jene Vereinzelung, die er als eine inhumane Tendenz seines Zeitalters ständig in seinen Werken herauszuarbeiten sich bemüht.

Die gesamte Atmosphäre steht bei Ibsen im Zeichen der Unheimlichkeit. Das Leben der Menschen ruht auf einem brüchigen Grund, der jeden Augenblick einzustürzen droht, und es gibt kaum ein Stück, in dem nicht menschliche Existenzen physisch oder psychisch oder wirtschaftlich völlig vernichtigt werden. Um ein Haar entrinnt das Kind der Bernicks einem Schiffsuntergang, die Kinder von Solness, der Sohn von Allmers, die Tochter Frau Ekdahls sterben ; der bürgerliche Ruin droht dem Haus des Rechtsanwalts Hellmers und hat das der Borkmans überfallen ; in den Ehe- und Liebesbeziehungen der Alvings, Wests, Gablers, Rubeks hält der Tod seinen Einzug. Das Verderben lauert in fürchterlichen Krankheiten, in sanitären Misständen, in dem Verbrechen verwandten Affekthandlungen. Die Ratten sind nicht ein greuliches Symptom, dessen Gültigkeit auf die Welt von Klein Eyolf beschränkt bleibt, sie nagen an aller Existenz. Im Innersten der Menschen lauert die Angst. Die Angst ist eine Grundbefindlichkeit des bürgerlichen Individuums, die aus der monadologischen Existenzweise in der Gesellschaft sich erklärt.

In durchsichtiger Form tritt sie als Angst um die bürgerliche Existenz hervor. Soweit bezieht sie sich auf das bewusste Geheimnis von Menschen, die um ihrer Selbsterhaltung willen etwas zu verbergen haben, was, stellte es sich heraus, ihren Untergang bedeuten könnte. Bernick muss verheimlichen, dass er sein Geschäft um den Preis der Verleumdung seines Schwagers gerettet hat ; Werle schützt seine Reputation als Grosskaufmann durch ein

[1]) Brief vom 12.9.1865. Sämtliche Werke, Bd. X, S. 40.

ganzes System von Sicherheitsmassnahmen, damit seine früheren Beziehungen zu den weiblichen Hausangestellten nicht herauskommen ; Solness lebt in beständiger Furcht, sein Zeichner könnte merken, dass er in Wirklichkeit das Geschäft garantiert; die Frauen Alving und Borkman zittern, dass Leben und Ruf ihrer Gatten die Existenz ihrer Kinder untergraben könnten.

In allen diesen Fällen sind Grauen und Furcht unmittelbar mit den gesellschaftlichen Bedingungen, mit der Ausschliesslichkeit individueller Interessen verknüpft. Aber was von einzelnen Aktionen und Charakterzügen gilt, dass sie nämlich nicht nur den feindseligen Existenzkampf fortsetzen, sondern auch da, wo sie mit ihm in keiner Verbindung zu stehen scheinen, doch ihn in verinnerlichter Weise reproduzieren, das gilt auch für die Herrschaft von Angst und Grauen dort, wo es nicht im Zusammenhang mit egoistischen Berechnungen auftritt. „Gesetzt den Fall, ich borgte mir heute tausend Kronen und du brächtest sie in der Weihnachtswoche durch und am Sylvesterabend fiele mir ein Ziegelstein auf den Kopf und ich läge da..."[1]) — dieser „Fall" ist in seiner naiven und direkten Weise ein Modell, an dem die Angst in der bürgerlichen Gesellschaft zu studieren ist. Er weist auf ein Spezifisches hin : die Konstellation von Tod und Privateigentum. In der Form einer recht unverfänglichen Unterhaltung betrachtet der Gatte seinen Tod unter dem Aspekt der materiellen Familiensituation. In Hellmers Ängsten für seine Familie wird offenbar, dass diese Gesellschaft unmenschlich ist. Das Schicksal des Einzelnen steht in ihr unter dem Zufall. Wer dieser Gesellschaft ohne besonderen Schutz ausgeliefert ist, ist verurteilt. Die Angst des Sterbenden und der Schmerz der Hinterbliebenen erweisen sich nicht so sehr als eine Beziehung zwischen ihnen selbst denn als das Grauen vor der bestehenden Wirklichkeit.[2])

Die wesensmässige Beziehung zwischen Liebe und Tod rechtfertigt freilich allein das Schaudern, das die Ibsenschen Personen häufig bekennen, wenn sie von ihrer Liebe sprechen. Auch diese Beziehung ist nicht rein natürlich, sondern historisch und vergänglich. In der bürgerlichen Gesellschaft ist sie mit besonderen Drohungen und Strafen durchsetzt, welche die Erfüllung überschatten. In dieser Gesellschaft stehen sich die Menschen mehr noch als in jeder anderen als Fremde, als nie ganz Durchschaubare gegenüber. Die Scheidung des Subjektes selbst in eine berufliche und

---

[1]) Nora, 1. Akt, V. A., Bd. IV, S. 4.

[2]) Die realen Konsequenzen einer Situation, wie sie Hellmers ängstliche Phantasie entwirft, sind besonders eindringlich in dem Drama „Les Corbeaux" des grossen Naturalisten Henri Becque ausgemalt worden.

eine private Existenz lässt die Frau davor erzittern, dass der geliebte Mann sich in der Liebe als ein ganz anderer enthüllen könnte als der, den sie kennt und als den er sich selber kennt. Der Mann, der sich mit der Angehörigen eines von der Gesellschaft benachteiligten und in der bürgerlichen Ehe zu einem verkümmerten Dasein gezwungenen Geschlechts auf das ganze Leben fest verbinden soll, hat bittere Enttäuschungen, heillose Enge, eigene verkümmerte Möglichkeiten zu erwarten. All dies, ja die ganze Starrheit der bürgerlichen Lebensformen, die sich in der Institution der Ehe verdichten, fügen zu der tieferen, metaphysischen Angst, die der Liebe anhängt, so lange es überhaupt den Tod gibt, einen spezifischen Schrecken hinzu. Das Bekenntnis von Allmers auf die Frage seiner Frau, was er denn zu allererst für sie empfunden habe : „Schrecken“[1]), steht nicht allein. Auch Wangel gesteht, dass in der Beziehung zu seiner Frau „das Grauenvolle“ eine beherrschende Rolle spielt.[2]) Noch die den konventionellen Rahmen weit überspringenden Beziehungen Ellidas zu dem „Fremden“, das schier Überschwängliche ihrer Gebundenheit steht unter dem Erlebnis des Grauenhaften[3]), und der in Liebe zur kindlichen Hilde entbrennende Solness sieht seine Liebeswelt voller Teufel : „Wenn man nur immer wüsste, ob es die lichten sind oder die dunkeln, die einen in der Gewalt haben.“[4]) Was in den Liebesbeziehungen fehlt, hat Ellida einmal angedeutet : „Ach, glaube nur nicht, dass es nicht auch manchmal Augenblicke gibt, wo mir ist, als würde mir Frieden und Rettung, wenn ich mich flüchtete ins Innerste Deiner Seele — wenn ich versuchte, allen den Mächten zu trotzen, die anziehen und abschrecken. Aber ich kann auch das nicht. Nein, nein — ich kann es nicht !“[5]) Die Liebe kommt mit gutem Recht in dem Schlagwortschatz der liberalistischen Ideologie nicht vor. In der Liebe kann sich das Bild einer Gesellschaft reflektieren, bei der sich nicht die Individualitäten als vereinzelte und gegeneinander gerichtete Interessenzentren entwickeln, ihre Existenz nicht damit beginnt und sich nicht darin erneuert, dass der jeweils Einzelne einen Wall um sich errichtet, mit dem er seinen wirtschaftlichen, geistigen und psychischen Besitz sichert, sondern wo die Gewinnung des materiellen Lebens wie die Entwicklung aller Daseinsformen überhaupt sich im Medium menschlicher Solidarität vollzieht. In der bestehenden Ordnung aber gehen noch in die Sphäre der unmittelbarsten Beziehung

---

1) Klein Eyolf, 2. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 365.
2) Vgl. Die Frau vom Meere, 4. Akt, V. A., Bd. V, S. 83.
3) Vgl. Die Frau vom Meere, a. a. O.
4) Baumeister Solness, 2. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 278.
5) Die Frau vom Meere, 5. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 90.

Feindseligkeit und Konkurrenz ein; die Menschen können sich einander nicht ganz erschliessen. „Alles muss allein getragen werden."[1] Davor haben die Menschen Angst. Die Unsicherheit der bürgerlichen Lebensordnung tritt noch dort hervor, wo das Individuum sich ihr völlig entziehen möchte; ihr psychologischer Ausdruck bleibt auch hier die Angst. „Allmers: Es liegt etwas Grauenvolles darin, allein zu sein, es durchfröstelt mich geradezu — Asta: Aber, Alfred, Du bist doch nicht allein! Allmers: Auch darin kann etwas Grauenvolles liegen."[2]

An zwei extremen Situationen hat Ibsen die Transzendenz der Liebe zur bestehenden Ordnung in besonderer Weise vergegenständlicht. Es gibt einige Dramen, die nahezulegen scheinen, dass der Dichter selbst an die Realisierung einer echten zwischenmenschlichen Beziehung innerhalb und trotz der bestehenden gesellschaftlichen Gesetze geglaubt hat: Konsul Bernick und seine Frau, der Grosskaufmann Werle und seine Haushälterin, die er heiraten wird, Allmers und Rita, schliesslich Wangel und Ellida könnten fast die gute und wahrhafte Ehe, das happy end vorspiegeln. Aber wenn man daran denkt, mit welch innerem Abscheu Ibsen für die erste deutsche dramatische Bearbeitung die Konzession gemacht hat, dass Nora bei ihrem Mann ausharrt, dann wird man skeptisch gegenüber dem „Glück" der anderen Paare. Und in der Tat können die jahrzehntelange Lüge, die hinter der Ehe Bernicks steht, die saturierte Spiesserhaftigkeit des Werleschen Haushaltes, die am Grab des Kindes mühsam geflickte Beziehung des Ehepaars Allmers, das matte Bekenntnis Ellidas zu ihrem Mann, das nichts anderes ist als Flucht zur behaglichen Sicherheit vor dem Wagnis einer Beziehung, die jenseits aller bürgerlichen Normen stehen würde, nicht als verbindliche Zeichen der Liebe gedeutet werden. — Wohingegen diese in echter Weise realisiert zu werden beginnt, reisst sie die davon ergriffenen Menschen in den Tod: Solness, Hedda Gabler, Rubek und Irene werden in dem Augenblick von physischer Vernichtung betroffen, in dem sie mit der Übergewalt ihres Gefühls aus dem isolierten Rahmen ihrer bürgerlichen Umgebung herausspringen. Es ist bittere Kritik an der gesellschaftlichen Wirklichkeit, wenn die in den jämmerlichen Fesseln einer mittelmässigen Ehe eingesperrte Hedda Gabler den Selbstmord des ihr befreundeten Schriftstellers als ein Ereignis der Schönheit des Lebens und der Befreiung preist.[3] Es ist wie das ungewollte Selbstgericht einer gesellschaftlichen Ordnung, wenn

---

[1] Entwurf zu Nora. N. S., Bd. III, S. 78.
[2] Klein Eyolf, 3. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 375 f.
[3] Vgl. Hedda Gabler, 4. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 206.

in ihr als die einzig wirkliche Tat der eigene Tod erscheint; ein Selbstgericht, das eine höhere Glaubwürdigkeit als etwa die Verkündigung des „Volksfeindes" besitzt, dass die Alleinstehenden im Leben auch die Stärksten seien. Das Stärkste, was der Individualität noch eben möglich ist, ist dieses konkret vollzogene Ende, während das abstrakt proklamierte Tatenbedürfnis des Einzelnen uneinlösbar bleibt. Hedda, die im Anfang des Stückes einmal von sich selber sagt, sie sei feige, überwindet die Feigheit in dem Augenblick, in dem sie wirklich zum ersten Mal zu leben glaubt, — sie erschiesst sich; der Baumeister Solness, von dem wir hören, dass er zu ängstlich sei, ein Gerüst zu ersteigen, klettert auf die höchste Spitze eines Neubaus, als er sich zum ersten Male von der Glut eines menschenwürdigen Daseins und Gefühls angehaucht weiss, — er stürzt ab; der mit Bequemlichkeit verwöhnte Rubek entschreitet ins unzugänglichste Gebirge, als er sich zu der Gefährtin findet, die jenseits aller bürgerlichen Lebensbegriffe steht, — die Lawine verschlingt ihn. Der Lebensmut aller dieser Figuren erfüllt sich ausschliesslich in ihrem Tod. Sie transzendieren die bestehende Ordnung nicht im bewussten Hinblick auf eine bessere, sondern verurteilen sie, indem sie ihre Unangemessenheit gegenüber den Entfaltungsmöglichkeiten des Menschen durch dessen physisches Ende demonstrieren.

Gewiss hat Ibsen nicht an allen Stellen es durchzuhalten vermocht, sich den Illusionen, wie sie in seiner Zeit wirksam gewesen sind, völlig zu entziehen. Jene Äusserung im „Volksfeind", der Mächtigste sei der, der ganz allein stehe, wird auch sonst gelegentlich vom Dichter variiert. Solche Bemerkungen vermögen jedoch den Sinn seiner gesellschaftlichen Analyse nicht zu verdunkeln. Sein eigener Individualismus bedeutet — im Gegensatz zu dem in der Gesellschaft herrschenden — wirkliche Sorge um das Individuum, und die Isolierung, in der er es jeweils entdeckt, ist für ihn ein Anlass der Trauer, nicht der Ideologiebildung. Er hat immer wieder in seinen Stücken gezeigt, was in der bestehenden Ordnung von dem Auf-Sich-Selber-Angewiesen-Sein der Individuen zu halten sei: nämlich die Ohnmacht der Einsamkeit. Monadologisch verhalten sich die trüberen Gestalten, wie die überheblichen Kaufleute Bernick und Borkman, und auch die liebenswerteren Figuren: Frau Alving, Hedda, Rosmer und Rubek zerbrechen schliesslich an der vollendeten Einsamkeit, in die sie ihr Schicksal hineingetrieben hat. Die Feindseligkeit der Interessen anderer erreicht sie noch, wo sie sich völlig auf sich zurückzuziehen trachten.

Eine äusserste Auswirkung der gesellschaftlichen Antagonismen auf das jeweils Innerste der Menschennatur erscheint im Bereich der Phantasie. Sie transzendiert nicht die Wirklichkeit, sie

reflektiert nur ihre Misere. Wünsche verletzen und töten andere, noch ehe sie zur Aktion geworden sind, ja ohne dass sie je zu Aktionen werden : Solness wünscht den Brand seines alten Hauses ; wie das Feuer zur Wirklichkeit wird, vernichtet es seine Kinder —, Rebekka West wünscht sich die Liebe des verheirateten Rosmer und erlebt den Tod von dessen Gattin als Auswirkung ihrer Sucht —, Rita beichtet die Eifersucht auf ihr Kind, das sie eher nicht geboren sehen möchte, als dass es die Liebe ihres Gatten zu ihr schmälerte ; das Kind geht zu Grunde. Ob in ihrer privaten Sphäre die Menschen wirklich feindselig gegeneinander gestimmt sind oder nicht, werden sie nicht erst gefragt ; isoliert, wie sie von den gesellschaftlichen Bedingungen zu leben gezwungen sind, sind sie zu gegenseitiger Abgeschlossenheit und Feindseligkeit gedrängt. „Der Fehler liegt darin, dass die ganze Menschheit misslungen ist. Wenn der Mensch verlangt, zu leben und sich menschlich zu entwickeln, so ist das Grössenwahn."[1]) — „.. sich selbst realisieren, ist das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. Diese Aufgabe haben wir alle, einer wie der andere : aber die allermeisten verpfuschen sie."[2]) Das Fazit bei der Analyse des gegenwärtigen Lebens ist durchaus negativ. Im Angesicht alles an sich und an anderen angerichteten Unheils verurteilt der Baumeister Solness seine beruflichen Leistungen mit einem dreifachen Nichts : „Sehen Sie, das ist das Fazit, — soweit, soweit ich zurückblicke. Nichts gebaut im Grunde... Nichts, nichts — und basta !"[3]) Übrig bleibt der unaufhebbare Zweifel am Sinn einer Tätigkeit, deren Gesetze dem kontrollierenden Bewusstsein der Menschen entzogen sind, und das Gefühl einer vollendeten Einsamkeit. Das Leben erscheint so beziehungslos und das Individuum so isoliert, dass kein Zeichen einer begründeten Hoffnung aufgerichtet wird.

Selbst die Kunst ist in diesen menschlichen Entfremdungsprozess eingeschlossen. Nur einmal (von ganz beiläufigen Tanz- und Kurorchestern abgesehen) erklingt bei Ibsen Musik : in ihrer höchsten Not und Verzweiflung, wo sie gleichsam nach einem mechanischen Mittel sucht, um wenigstens noch für Momente die Katastrophe fernzuhalten, spielt Hedda Klavier; sie entlockt ihm bloss Töne der Verzweiflung. Wenn am Anfang der liberalen Gesellschaft die Musik das vielversprechende Thema von Freude und Gemeinschaft jubelnd anschlägt, weiss sie in ihren kritischen Stadien mehr vom Schmerz und von der Einsamkeit zu berichten. Auch die bildende Kunst hat in einem Ibsenschen Stück („Wenn

---

[1]) Entwurf zu Gespenster, N. S., Bd. II, S. 178.
[2]) Brief an Björnson, August 1882, S. W., Bd. X, S. 316 f.
[3]) 3. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 307.

wir Toten erwachen“) die Sphäre der Verlorenheit des Individuums in der Gegenwart darstellen helfen. Der Egoismus des Künstlers ist — wenn auch in einer besonderen Ebene — genau so grenzenlos wie der aller anderen miteinander konkurrierenden Individuen : er verwandelt die menschlichen Beziehungen und die Menschen selbst zu Objekten, die er auf seine eigenen Interessen bezieht und die nur in dieser Relation Wert haben. Nach einer antiken Sage ergreift den Bildhauer Pygmalion glühende Liebe zur selbstgefertigten Statue eines jungen Mädchens ; die Göttin belebt sie, und der Künstler heiratet das Geschöpf seines Schaffens. Wenn hier in doppelter Weise die Dinghaftigkeit der Natur zur Entfaltung des humanen Lebens erlöst wird, dann geschieht mit dem Künstler im Ibsenschen Drama, der in der liebenden Frau nur das Modell sieht, das umgekehrte : der quälende Zweifel an seiner eigenen Produktivität ist gleichsam das Selbstgericht Rubeks, der dem lebendigen Vorbild um der Statue willen das Leben nimmt. Dieser Raub ist das Symbol einer gesellschaftlichen Ordnung, die innerhalb ihrer Voraussetzungen nicht einmal die Phantasie zur Erhöhung und Erweiterung des menschlichen Lebens besitzt.

Ibsens Analyse von Charakteren und Schicksalen scheint in einem vollendeten Pessimismus zu enden. Er ist freilich nicht sein letztes Wort. Dennoch darf der Dichter nicht etwa denjenigen bürgerlichen Ideologen zugezählt werden, welche die Misere des irdischen Lebens durch die Errichtung eines von ihm unabhängigen Himmels von Ideen vergleichgültigen wollen. Ibsen bleibt nicht im Banne jenes affirmatorischen Begriffes von Kultur, nach welchem die in Religion und Philosophie behaupteten und in der Kunst vergegenständlichten ewigen Werte das eigentliche Sein konstituieren und die Individuen in dem Masse, in dem sie sich jenen zuwenden, ihre humane Bestimmung erfüllen. Der kritische Sinn, der in den früheren idealistischen Systemen noch weitgehend angelegt war, hat, je weniger diese Gesellschaftsordnung der Mehrheit ihrer Mitglieder eine angemessene Befriedigung ihrer materiellen und psychischen Bedürfnisse gewährt, sich immer mehr verflüchtigt. Da diese Ordnung ihr eigenes Prinzip : den brutalen Egoismus, Kälte und Grausamkeit nicht offen verkünden kann — die Predigt von Aufopferung und Nächstenliebe gehört im Gegenteil mit zu ihrer Selbsterhaltung —, ist die ganze Kultur von Schein und Lüge durchzogen. Ihren ursprünglichen Idealen, mit denen sie eine veraltete Gesellschaft zu stürzen half, ist sie untreu geworden, indem sie ihnen treu blieb, indem sie übersehen musste, dass in den Idealen eine höhere Form menschlichen Lebens, nicht aber die Versicherung von der Belanglosigkeit des gegenwärtigen angelegt war. Ibsen trägt zur Zerstörung dieser idealistischen

Mythologie bei. Freilich nicht etwa, indem er sie ausdrücklich als den verdinglichten Widerschein einer erstarrten Ordnung anspricht, sondern indem er sie dadurch blosstellt, dass sie dort, wo sie verkündet wird, hohl klingt. Die Worte, mit denen der Idealismus der ewigen Werte verkündet wird, verhöhnen den Unwert der menschlichen Gegenwart. Wahrheit, Freiheit und Verantwortung waren gewiss einmal Parolen gewesen, an welchen sich eine menschenwürdigere Praxis orientieren konnte. Wenn sie von einem Konsul Bernick, dessen ganzes Leben Betrug an seinen Mitmenschen und ihre Unterdrückung gewesen ist, durch Allmers, dessen schwächliche Seele sich nur wenig und nur für einen Augenblick über konventionelle Normen erhebt, verkündet werden, dann wirken sie nicht als Zündstoff, sondern als eine unglaubwürdige Versicherung, es werde schon alles gut werden.

Hat der Begriff der Pflicht ursprünglich auch eine kämpferische Note, indem die Gleichheit der Forderung an alle in Widerspruch zu der Berufung auf ererbte Vorrechte steht, so ist er doch bereits — vor allem in den protestantischen Bezirken — zu Beginn der bürgerlichen Geschichte ein Titel für die Anpassung der Massen an die ihnen auferlegte Arbeit geworden. „Der Protestantismus ist dem sich vorbereitenden Gesellschaftssystem behilflich gewesen, die Gesinnung einzuführen, bei der Arbeit, Gewinn und Verfügungsgewalt über Kapital als Selbstzweck an die Stelle eines um irdisches oder auch himmlisches Glück zentrierten Lebens tritt... Die Unterordnung unter den kategorischen Imperativ der Pflicht ist von Anfang an ein bewusstes Ziel der bürgerlichen Familie gewesen."[1]) Bei Ibsen wird das Hohe Lied der Pflicht immer gerade von denjenigen angestimmt, deren Charakterstruktur als besonders prägnant von den materiellen Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft geprägt erscheint. Pfarrer Manders, dessen ganzes Leben von feiger Unterwerfung unter die geschäftlichen, moralischen und erotischen Konventionen beherrscht ist, bei dem jede Handlung und jedes Wort schliesslich durch den Spiegel der Wahrhaftigkeit, den ihm Frau Alving entgegenhält, beschämt wird, wagt es in der satten Ruhe, die ihm die Anpassung an die herrschenden elenden Zustände beschert hat, gegenüber Frau Alvings Bekenntnis über das Unglück ihres Lebens die eifervolle Predigt der Pflicht zu verkünden : „Was für ein Recht haben wir Menschen auf das Glück ? Nein, wir sollen unsere Pflicht tun ! — Ihre Pflicht war es, bei dem Manne auszuhalten, den Sie einmal gewählt hatten und

---

[1]) Max Horkheimer, in : Studien über Autorität und Familie. Paris 1936, S. 50.

an den Sie durch heilige Bande geknüpft waren."[1]) Er wagt es, einer Frau, die auf ein Leben fürchterlichster seelischer Qualen zurückzublicken hat, die er selbst, als sie ihre Liebe zu ihm offenbarte, gedemütigt hat, die Versicherung entgegenzuhalten : „Und ist nicht daraus, dass ich Sie der Pflicht und dem Gehorsam unterwürfig machte, — ist Ihnen daraus nicht für Ihr ganzes übriges Leben reicher Segen gediehen ?"[2]) Wenn das Stück zu Ende ist, und man zieht seine Bilanz, dann stehen auf der einen Seite die elend zu Grunde gegangenen Vater und Sohn Alving, das zertrümmerte Leben Frau Alvings, die Einrichtung eines Matrosenbordells, die Zerstörung eines Waisenhauses, die sichere Verlumpung Reginas und auf der anderen Seite — ein moralisches Rezept, das so armselig wie abstrakt ist ; anstatt mit der Wirklichkeit zu versöhnen, wird es durch die Konstellation, in die es von Ibsen gebracht wird, zur Denunziation einer entsetzlichen Ordnung. Repräsentiert Pastor Manders die Unwahrhaftigkeit der sozialen Schichten, denen die Verkündung der Pflicht zugute kommt, so gehört Frau Solness zu den Opfern dieses offiziellen Ethos. Als Gattin von einem herrschsüchtigen und unzuverlässigen Mann unterdrückt, als Mutter ihrer Kinder durch einen schrecklichen Unfall beraubt, als Hausfrau auf einen armseligen Kreis von Schwätzerinnen angewiesen, nach dem Zeugnis ihres eigenen Gatten menschlich auf jedem Gebiet verkümmert, hält sie sich in allen Lebenssituationen durch die asketische Moral, sie habe ihre Pflicht und nur ihre Pflicht zu tun, aufrecht und erntet noch den Hohn der jungen Freundin des Baumeisters, der freilich nicht so sehr Frau Solness trifft wie das System, dem solche Menschen entwachsen : „Hilde : Ja, sie hat doch gesagt, sie wollte in die Stadt und für mich etwas kaufen, weil es ihre Pflicht wäre, — sagte sie. Ich kann das hässliche, eklige Wort nicht ausstehen ! Solness : Warum denn nicht ? Hilde : Weil es sich so kalt und spitz und stechend anhört. Pflicht — Pflicht — Pflicht. Finden Sie nicht auch, dass es einen sozusagen sticht ?"[3])

Die Aufopferung von Menschen, um als Vorbilder und Führer gesellschaftlich entrechteten Gruppen oder in Not geratenen Individuen den Weg zu bereiten, durchzieht als ein legitimes idealistisches Motiv an allen Stellen die Geschichte. Aber das Opfer wird sinnlos, ja spreizt sich bloss zur überheblichen Tat des Individuums auf, wenn es jeder wirklichen Verbindung mit den Leiden und Anstrengungen der um ihr Leben betrogenen Menschen ent-

---

[1]) Die Gespenster, 1. Akt, V. A., Bd. IV, S. 124.
[2]) a. a. O., S. 125.
[3]) 2. Akt, V. A., Bd. V, S. 261 f.

behrt. Es ist eine Perversion des Opfertodes, wenn die kindliche, krankhafte Hedwig Ekdahl sich auslöscht, um den pathologischen Gedankengängen eines Gregor Werle, den inneren Haltlosigkeiten ihres vermeintlichen Vaters zuliebe zu sein, wenn eine Rebekka West in den Tod geht, um den auf sie projizierten Schuldgefühlen von Rosmer zu genügen. Die Welt, wie sie ist, erscheint in einer unendlichen Verlorenheit, wenn das Opfer der Menschen nicht nur an ihrem Bestand nicht rüttelt, sondern ihn gar noch stützt, indem es um unwürdiger Motive willen gebracht wird. Noch Noras Verzicht auf die Ruhe ihres Hauses hat etwas von der Traurigkeit des vergeblichen Opfers.

In Rosmersholm geistert ein Vagabund herum, ein heruntergekommener Schriftsteller, Ulrik Brendel. Wie er das erste Mal seinen früheren Schüler Rosmer besucht, um in dessen Stadt Vorträge über menschliche Befreiung zu halten, bettelt er ihn um abgelegte Wäsche an; er hält die Vorträge nie, weil er sich der Unangemessenheit der Situation bewusst wird. Wenn er Rosmers Heimat verlässt, kommt er noch einmal, wiederum bettelarm, aber diesmal bettelt er um „ein paar abgelegte Ideale.“[1]) Er verkündet zynisch, dass das Leben nur von Menschen von der Sorte eines Mortensgard, eines gewissenlosen Strebers, gemeistert werden kann, der fähig ist, „das Leben ohne Ideale zu leben... Das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt.“[2]) Auch hier hat Ibsen wieder einen Outsider der Gesellschaft ihr Geheimnis ausplaudern lassen Über der grauenhaften Jagd nach Eigentum, die den Grosskaufmann Borkman wie den armen Schächer Brendel beherrscht, wird eine Welt der Ideale gezaubert, die zu nichts zerfällt, wo ihre Konsequenzen in Anspruch genommen werden sollen. Zwischen der Hast nach Brot und Stiefeln und der Anbetung kraftloser Ideen zerrinnt das Leben der Menschen; sie entfalten nicht ihre Individualität und erreichen nicht ihr Glück, wo sie ihren irdischen und überirdischen Geschäften nachgehen. Aus den Gesetzen, denen ihr öffentliches und privates Dasein unterliegt, ersteht ihnen keine wirkliche Zukunft, kein seliger Himmel und erst recht keine glückliche Erde.

3.

Anlässlich der reaktionären Polemik gegen ein Buch von Georg Brandes schreibt Ibsen an seinen Freund: „Was bei diesem Kampf aufs Messer herauskommt, der zwischen zwei Epochen geführt

[1]) Rosmersholm, 1. Akt, V. A., Bd. V, S. 443, und 4. Akt, a. a. O., S. 513 f.
[2]) a. a. O., S. 514.

wird, das weiss ich nicht : alles, nur nicht das Bestehende, und das ist für mich bestimmend."[1]) Was immer er schreibt, wird bewusst von der Feindseligkeit gegen das Bestehende getragen. Freilich entwickelt er nicht die Dialektik des Geschichtsprozesses, nach der in den widerspruchsvollen Zügen der Gegenwart bereits Momente und Tendenzen angelegt sind, die eine würdigere Ordnung konstituieren könnten, wenn sie von den um ihr Leben betrogenen Gruppen in ihrer bewussten Praxis fortgetrieben würden. Ibsens Analysen beziehen sich ausschliesslich auf das Bürgertum, das heisst in seiner Zeit auf eine Klasse, deren Mitglieder im wesentlichen nicht an den gröbsten Sorgen materieller Art sich orientieren mussten. Er bleibt als Schriftsteller gleichsam in der Sphäre der Immanenz derjenigen gesellschaftlichen Gruppe, der er seiner Herkunft nach angehört, aber er sprengt diese Immanenz durch die Entfaltung ihrer Widersprüche. Dabei geht nicht, wie in der pessimistischen Philosophie des Bürgertums, die ganze Welt zum Teufel, sondern es ersteht das Gegenbild eines menschlichen Lebens, das zum kritischen Masstab der unmenschlichen Gegenwart wird. Diesen Masstab stellen bei Ibsen wesentlich die Frauen dar. In ihnen klagen nicht Hunger und andere materielle Entbehrungen das Bestehende an, aber ihr unbefriedigtes Leben wird im Zusammenhang mit einer Ordnung durchsichtig, die den Hunger beständig reproduzieren muss.

Gewiss ist Ibsen nicht gegenüber der materiellen Not der Massen blind gewesen. Ja, er hat sogar ein Gefühl für die Beziehungen gehabt, die zwischen der von ihm entwickelten Frauenmisere und der Niederhaltung des Proletariats bestehen. Er hat den Adel des Charakters gegenüber allen Besitzprivilegien propagiert : „Er wird uns aus zwei Gruppen kommen .. von unseren Frauen und von unseren Arbeitern. Die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, die sich jetzt draussen in Europa vorbereitet, beschäftigt sich im wesentlichen mit der zukünftigen Stellung des Arbeiters und der Frau. Diese Umgestaltung ist's, die ich erhoffe und erharre, und für sie will ich wirken und werde ich wirken mein Leben lang, nach besten Kräften."[2]) Wenige Wochen, nachdem er in einem Brief an Brandes ein Verdikt gegen alle Staatsformen ausgesprochen hat[3]), bricht die Revolution der Kommune in Paris aus, und diese beginnt mit der Schaffung einer neuen staatlichen Organisation. Ibsen beeilt sich, dem Freund mitzuteilen, dass die Kommune ihm sozusagen seine „treffliche Staatstheorie oder besser

---

[1]) Brief vom 4.4.1872, S. W., Bd. X, S. 185.
[2]) Rede an den Verein Drontheimer Arbeiter vom 14.6.1885, S. W., Bd. I, S. 525
[3]) Vgl. Brief vom 17.2.1871, S. W., Bd. X, S. 159 f.

Nichtstaats-Theorie verdorben hat."[1]) Der Befreiungsversuch der Arbeiterschaft erfüllt für ihn in höherem Sinn seine radikale Position als die Vorstellungen, die er sich ursprünglich darüber gemacht hat. — An einer einzigen Stelle wird in seinen Dramen die Klassenfrage angedeutet : in den „Stützen der Gesellschaft" prangert der Werkmeister die Zustände an, in denen neue Erfindungen, statt das allgemeine Wohl zu fördern, nur das Elend der Massen vermehren : „Wie dürfen die Wissenschaft und das Kapital die neuen Erfindungen einführen, ehe die Gesellschaft ein Geschlecht herangebildet hat, das den Erfindungen gewachsen ist ?" Die Berufung des Unternehmers auf den Fortschritt, den er durch die Reorganisation seines Betriebs repräsentiere, der Rat, den er seinem Angestellten erteilt, über seine Lage nicht nachzudenken, die herrische Geste, mit der er den Gegenstand des Gesprächs wechselt[2]), stellen ihn und seinesgleichen nur bloss. Freilich hat Ibsen diese unmittelbar gesellschaftliche Problematik nicht weiter verfolgt, sondern sie ausdrücklich nur in ihren privaten Auswirkungen an der führenden sozialen Gruppe studiert.

Auch in der Frauenfrage hat Ibsen ein wichtiges Problem durch eine mehr abseitige Figur formulieren lassen. Bolette, die ältere Tochter Wangels, ein etwas ältliches, im Grunde recht nüchternes und trockenes Geschöpf, fragt den Bildhauer Lyngstrand, der in naiver Weise die These nachplappert, dass die Frau sich nach dem Manne zu richten habe : „Sind Sie nie auf den Gedanken gekommen, dass auch ein Mann vielleicht so zu seiner Frau hinübergezogen werden und mit ihr verwachsen könnte ? Ihr ähnlich werden könnte, meine ich... Warum kann nicht das eine so gut wie das andere geschehen ?"[3]) In einer Gesellschaft, in der die Besorgung der wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben fast ausschliesslich in den Händen der Männer liegt, ist die Frau zu kurz gekommen. „Indem sie gesellschaftlich und rechtlich weitgehend unter der Botmässigkeit des Mannes steht und auf ihn angewiesen ist, also das Gesetz dieser anarchischen Gesellschaft selbst an sich erfährt, wird ihre eigene Entfaltung dauernd gehemmt."[4]) In einer doppelten Weise ist die Frau einem Anpassungszwang ausgesetzt : ihr Leben vollzieht sich im wesentlichen auf Bahnen, die ihr von einer patrizentrisch organisierten Gesellschaft vorgeschrieben werden, und die Männer selbst sind bereits einer Anpassung an die von ihnen nicht kontrollierten Gesetze der materiellen Produktion

---

[1]) Brief vom 18.5.1871, a. a. O., S. 165.
[2]) 2. Akt, a. a. O., Bd. III, S. 471 f.
[3]) Die Frau vom Meere, 4. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 65.
[4]) Max Horkheimer, a. a. O., S. 67.

unterworfen. Wenn die Frau um spezifische Seiten ihres Wesens verarmt, indem sie zunächst durch die äussere Konstellation und dann weitgehend durch deren unbewusste Billigung in ihren Charakterreaktionen gleichsam eine Art unvollendeten Mann repräsentiert, wird das Elend noch verstärkt, weil in dieser Gesellschaft auch der Mann menschlich verarmt. Wenn die Männer in den Frauen untergeordnete Geschöpfe erblicken, dann verraten sie das Unrecht einer Gesellschaft, deren Bestand auf ihnen ruht. „Ein Weib kann sich selbst nicht treu sein in unserer heutigen Gesellschaft, die eine ausschliesslich männliche Gesellschaft ist, mit Gesetzen, die von Männern geschrieben sind, und mit Anklägern und Richtern, die die weibliche Handlungsweise vom männlichen Standpunkt aus beurteilen."[1]) — „Die moderne Gesellschaft ist keine menschliche Gesellschaft; sie ist einzig eine Gesellschaft des Mannsvolkes."[2])

In Ibsens Dramen wird nun aber deutlich, wie dank der ausschliesslichen Beherrschung des öffentlichen Lebens durch die Männer in den Frauen wenigstens tendenziell und spurenhaft sich eine Sphäre erhält, in der die eigentlich menschlichen Existenzweisen aufgehoben oder mindestens angemeldet sind. Die Entrechtung der Frau hat dialektische Konsequenzen : indem sie durch ihre weitgehende Abschliessung vom Produktionsprozess um Entfaltungsmöglichkeiten betrogen wird, gerät sie nicht in demselben Ausmass wie die Männer unter das Diktat der Konkurrenz, die im Bewusstsein der Privatperson zur entscheidendsten Sphäre der Gesellschaft wird, und der in dieser Gesellschaft notwendigerweise beständig wirksamen gegenseitigen Feindseligkeit. Sie ist zwar ihr Opfer, aber doch nicht so, dass auch durchgehend ihr Charakter mitgeopfert würde. Ibsen jedenfalls hat weniger die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, was an der Frau innerlich zerstört wird, inwieweit sie ein Stück pervertierten Mannes repräsentiert, sondern auf das, was an ihr die Sphäre der schlechten Verdinglichung transzendiert. Kennzeichnend für das Verhältnis der Frau zur gegenwärtigen Gesellschaftsordnung wird bei Ibsen ihre Beziehung zu wirtschaftlichen Vorgängen. Soweit in seinen Dramen Frauen mit der Abwicklung von Geschäften zu tun haben, sind sie hilflos, versagen, machen geradezu das Verkehrte, sofern sie nicht wie die junge Frau Ekdahl, die wirklich hinter dem Geschäft her ist, ganz armselige Wesen sind. Nora nimmt ihre Wechselfälschung mit einer geradezu rührenden Plumpheit und Unvorsichtigkeit vor; Frau Alving lässt sich durch die läppischsten Argumentationen von Pastor Manders dazu bewegen, das Waisenhaus nicht zu versichern. Mag

---

[1]) Entwurf zu Nora. N. S., Bd. III, S. 77.
[2]) a. a. O., Bd. I, S. 206.

Ibsen bei der Schilderung der Geschäftsuntüchtigkeit von Frauen auch gelegentlich von naiven emanzipatorischen Motiven geleitet gewesen sein —, die Tatsache dieses wirtschaftlichen Versagens der Frauen hat nicht nur negative Bedeutung. Dass die Frauen gerade das nicht vermögen, was die Männer leisten, nämlich den Betrieb einer unmenschlichen Wirtschaft, drängt die unbedingte Herrschaft der Ökonomie über die Menschen an einer wichtigen Stelle zurück. Wenn die Frauen schlechte Geschäftsleute sind, so ist das besser, als wenn sie gute wären. Was ihnen dabei entgeht, stellt sich gewiss auch als menschlicher Verlust dar. Aber dieser Verlust wird dadurch wettgemacht, dass die weibliche Seele sich weiter als die männliche der verdinglichenden Macht dieser Gesellschaft entzieht.

Was die Frauen sich zu erhalten vermögen, ist genau diejenige Qualität, die unter den gegebenen Verhältnissen die Männer notwendigerweise abzustreifen haben, die Unbeirrbarkeit, mit der sie an einer erkannten Wahrheit, an einem als menschlich begriffenen Wert festhalten. Eben an dieser Unbeirrbarkeit der Frauen enthüllt sich die ganze Erbärmlichkeit der bürgerlichen Psyche im allgemeinen. Die Männer, die in jeder gegebenen Situation bereit sind, um des eigenen Nutzens und Erfolgs willen fremde Existenzen zu zertrümmern, predigen die Ideale von Fortschritt, Humanität, Menschenbeglückung, Wahrheit, Verantwortlichkeit; ihr ganzes Leben ist ein Hohn auf diesen Idealismus. Nie stehen sie wirklich zu dem, was sie verkünden, und das Einzige, wozu sie stehen, verkünden sie nicht: den vulgären Materialismus des ausschliesslichen persönlichen Vorteils. Die Frauen bekennen sich zum Materialismus; aber er ist anderer Art und ruht auf anderen Voraussetzungen. Es ist eine unerhörte Ironie Ibsens, dass die Moral von den Egoisten und der Egoismus von den Moralischen propagiert wird; die Forderung nach Glück und Freude, das unbeirrbare Bekenntnis zu einer schönen Gestaltung des eigenen Lebens als seines einzigen Zwecks legt er gerade denjenigen in den Mund, deren Leben im Zeichen wirklicher Liebe und wirklicher Opferbereitschaft steht. Die Absage an alle Anpassung, an alle Akklimatisierung, den Mangel in der Unterordnung unter die Idole des Zeitgeistes haben die Ibsenschen Frauengestalten mit allen entschlossenen Kämpfern gegen diese Gesellschaft gemein. Diese durch keine materielle und seelische Verführung, durch keinen äusseren und inneren Zwang abdingbare Klarheit über menschliche Ziele ist in Ibsens Persönlichkeit selber verwurzelt. In dieser Unbedingtheit weiss er die einzige Garantie dafür, dass das Elend der Gegenwart ein Ende finden könnte. An Brandes schreibt er: „Fangen Sie eine neue Reihe von Vorlesungen an, unbeirrt, unerschütterlich,

mit einer irritierenden Gemütsruhe, mit vergnügt abfertigender Geringschätzung für alles, was zur Rechten und zur Linken zusammenkracht. Glauben Sie, die Wurmstichigkeit wird widerstehen können?"[1]) Und ein andermal: „.. es gilt bloss, sich von der Ehrwürdigkeit des Besitzes nicht schrecken zu lassen. Der Staat hat seine Wurzel in der Zeit; er wird seinen Gipfel in der Zeit haben. Es werden grössere Dinge fallen als er; alle Religion wird fallen. Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich. Wie vielem gegenüber haben wir im Grunde die Verpflichtung, es zu konservieren?"[2]) Er hat in keinem seiner Gesellschaftsdramen einem Manne die Ehre erwiesen, ihn als Vertreter und Zeugen der Treue zu dem als richtig Erkannten und als menschlich zu Fordernden auftreten zu lassen. Aber die Ellida, Hedda, Nora, Irene, Frau Rentheim, Rita Allmers stehen — einige mit dem Einsatz ihres Lebens — für jene Treue. Auch von seiner eigenen Frau hat Ibsen bekundet, dass sie allen Verführungen der Trägheit des Bestehenden entgeht: „Sie ist ein Charakter, wie ich ihn just brauche, — unlogisch, aber von einem starken poetischen Instinkt: gross ist ihre Denkungsart und beinahe zügellos ihr Hass gegen alle kleinlichen Rücksichten."[3])

Die Welt der Männer hat für die Frau nichts zu sagen, jener Argumente erreichen nicht ihr Ohr. Sie hat die Erfahrung von deren Verlogenheit gemacht. In einigen Stücken erinnern die Frauen die Männer an grosse Versprechen, die sie einmal abgegeben haben. Baumeister Solness hat der jungen Hilde ein ganzes Königreich zugesagt, in das er sie entführen wolle.[4]) Lövborg versprach Hedda die Erhöhung seiner Person zu echter Schönheit „mit Weinlaub im Haar"; Rubek verhiess der Freundin und später nochmals der Frau, sie „mitzunehmen auf einen hohen Berg und alle Herrlichkeit der Welt zu zeigen."[5]) Gewiss werden in der „harten Wirklichkeit" die grossen Versprechungen zu blossen Worten; aber dennoch ist nicht gemeint, dass sie lächerlich waren, als sie abgegeben wurden. Im Gegenteil: es war gerade das Humane an den Männern, das — freilich nur für Momente — im Rausch durchbrach, wenn sie jene Entwürfe des Glücks in die Seele der liebenden Frau pflanzten. Nicht das Versprechen ist das Unmoralische; dass es vergessen werden muss, dass es nicht eingelöst ist, weil die Männer der Herrschaft der ökonomischen Mächte

---

[1]) 4.4.1872, S. W., Bd. X, S. 185.
[2]) 17.2.1871, a. a. O., S. 160.
[3]) Brief vom 28.10.1870, S. W., Bd. X, S. 149.
[4]) Baumeister Solness, 1. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 244 f.
[5]) Wenn wir Toten erwachen, 1. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 489.

verfallen, das macht das Schlechte sowohl an der Gesellschaft wie an den Männern aus, die sie repräsentieren.

Wie Ibsen — sozusagen als anständiger Liberaler — schon in dem Ansatz seiner Analyse der zu kritisierenden materiellen und ideologischen Realität möglichst günstige Chancen zu ihrer Rechtfertigung gibt (vgl. S. 325), verfährt er auch hier in diesem entscheidenden Punkt, dem Zusammenprall der an die Existenz des Mannes geknüpften Welt der Erstarrung, Verdinglichung und Anpassung und der durch die Frau repräsentierten Welt der Menschlichkeit. Der Bildhauer Rubek übertrifft an Produktivität, an Leidenschaft, an Sinn für Nuancen bei weitem alle von Ibsen dargestellten Männer; Irene hat weder die intellektuelle Überlegenheit einer Frau Alving noch die Genussfreudigkeit einer Hedda Gabler noch die Ursprünglichkeit und Gesundheit einer Hilde; der Mann überragt als Charakter den Durchschnitt anderer Männer, die Frau erreicht nicht ganz die Grösse mancher anderen von Ibsen entworfenen weiblichen Gestalt. Aber gerade in Rubek und Irene stellen sich die einander widersprechenden Prinzipien: die Versklavung durch die „Tatsachen" und die Befreiung durch die Orientierung an Glück und Liebe dar. Wollte der junge Bildhauer, noch gänzlich erfüllt von erlebten Idealen, die Auferstehung der Menschheit aus ihrem jetzigen Elend in der Gestalt des jungen unberührten Weibes versinnbildlichen, so hat er, „weltklug geworden in den Jahren, die folgten", die Frauengestalt zu einer beiläufigen Hintergrundsfigur erniedrigt — und die Fülle des Lebens, „Menschen mit heimlichen Tiergesichtern", zum eigentlichen Thema seiner Schöpfung gemacht. Wenn Irene ihm dazu sagt, „damit hast Du Dir selbst Dein Urteil gesprochen"[1], dann wird in diesem Urteil mehr als nur die Person Rubeks getroffen, der sich ja selber schuldig fühlt und sich in seinem Bildwerk als einen Reuigen dargestellt hat, der sein Leben verwirkte. Was Rubek nach dem Verrat einer grossartig angelegten Jugend getan hat: sich das Dasein eines wohlhabenden Menschen verschafft durch künstlerische Leistungen, hinter denen er gar nicht steht, eine Frau geheiratet, die er eigentlich gar nicht liebt, ein Leben geführt, das ihm stumpf und widerwärtig ist, ist ein Musterfall (gerade weil er noch nicht einmal so exponiert liegt) für die Verworfenheit der akklimatisierten Lebensführung. Ihr gegenüber wird die Humanität durch die unbeirrbar treue Liebe Irenes zu dem Bildhauer repräsentiert, die weder durch pathologische Depressionen noch durch unzählige Erlebnisse erschüttert werden kann. Diese Liebe gilt gewiss nur einem Ein-

---

[1]) Wenn wir Toten erwachen, 2. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 528 ff.

zelnen; aber sie gilt und hört auf keinerlei Einwände, Schwierigkeiten, Begegnungen, Konventionen, die sie fortgesetzt bedrohen. In der gleichen Weise hört Ellida — ähnlich auch der „Fremde" — überhaupt gar nicht auf „vernünftige" Ratschläge und Hinweise ihres Mannes, wo es sich um ihre Liebe zu dem Jugendfreund handelt. Für Hilde existieren weder Beruf noch Familie noch Umgebung, wenn sie ihr Schloss mit ihrem Baumeister errichten will. Hedda Gabler geht mit ihrer unerschütterlichen Überzeugung von der Schönheit im Leben als dem einzigen menschenwürdigen Zweck bis in den Tod. Noch die Verbissenheit, mit der Frau Rentheim das Lebensglück ihres Neffen gegen die angemassten Ansprüche seiner Mutter verteidigt, gehört zu dem unbedingten Egoismus, der gegen jenen anderen Egoismus rebelliert, wenn dieser sich idealistisch aufbläht und doch bleibt, was er ist: Profitsucht und Karrieremacherei.

Mit ihrer Unbedingtheit entlarven die Frauen die Rationalisierungen der Männer. In deren Idealismus wird die Wahrhaftigkeit zur Phrase; in dem Egoismus der Frauen aber wird das bornierte Element, dass nämlich alles nur um das vereinzelte Ich zentriert ist, erhöht, indem die Menschen bewusst zu ihren Wünschen stehen. Der individualistische Egoismus wird aufgehoben, wenn die Wahrhaftigkeit die Forderung des Glücks formuliert. In der Ideologie des Liberalismus war gewiss auch von Glück die Rede, dem die Menschen angeblich bei ihrem so harmonisch organisierten Kampf gegeneinander nicht im Wege stünden. Aber diese Versicherung ist unwahr. Wo ihre Einlösung erzwungen wird, kann sie sich nur auf die Ausrede berufen, dass die entsagende Pflichterfüllung das Glück des Menschen ausmache. Gegen diesen matten Trost steht die Ansicht der Ibsenschen Frau von der „Freude". Frau Alving sagt ihrem Sohn: „Vorhin, wie Du auf die Lebensfreude zu sprechen kamst, da rückte mir auf einmal mein ganzes Dasein in eine neue Beleuchtung."[1]) So wie die Anpassung blind macht, so werden die Menschen sehend, wenn sie ihr Dasein um das Prinzip des Glücks zentrieren, das nicht auf den besonderen Vorteil, sondern auf die gemeinsame Steigerung des Genusses abzielt. Frau Alving versteht jetzt den Zusammenhang zwischen der unbefriedigenden sozialen und beruflichen Existenz ihres Gatten und seinem Ruin. Irenes Liebe wirft Licht auf die Verstricktheit Rubeks, Hildes Glücksbedürfnis macht die zerrüttete Existenz des Baumeisters durchsichtig, Heddas Verachtung der Welt der Fachmenschen zeigt zugleich, wie weit diese von einem menschenwürdi-

---

[1]) Gespenster, 3. Akt, a. a. O., Bd. IV, S. 168.

gen Dasein entfernt sind. Vor solchem Blick zerfallen die männlichen Rechtfertigungen : der Architektenehrgeiz des Baumeisters, der Künstleregoismus Rubeks, die eingebildete Gelehrsamkeit Tesmans ebenso wie übrigens die Wichtigtuereien der Bernick und Borkman. Das Verhältnis der weiblichen zur männlichen Welt erinnert durch die Art, wie sich die männliche Ideologie in den einzelnen Dramen nach und nach entwickelt, an die psychoanalytische Situation : die Männer bringen alles vor, was ihnen einfällt, sie produzieren Schuldgefühle, Rechtfertigungen, Anklagen, und die Frauen repräsentieren ihnen gegenüber das Ich-Ideal einer menschlichen Daseinsweise. Alles vollzieht sich in der Sphäre des Sich-Aussprechens, der Konversation ; es werden keine Lehren vorgetragen. Aber Ibsen ist nicht naiv. Er glaubt nicht, dass mit der Aufdeckung der inner-psychischen Schwierigkeiten, dass mit der Sichtbarmachung eines humanen Ideals auch die Heilung garantiert wird. Er spürt das Ungenügen der gesellschaftlichen Organisation im wesentlichen in ihren psychischen Konsequenzen auf ; aber er erweckt nicht die ideologische Hoffnung, dass mit der Beseitigung der privaten Not auch die gesellschaftliche, aus der die psychische hervorgeht, beseitigt wäre, — niemand wird in seinen Dramen „geheilt". Es gibt für ihn keine ausschliesslich seelische Not ; wäre dem so, dann wäre ja das Unheil leicht zu korrigieren, indem die jeweiligen psychischen Notstände behoben würden. Es macht mit die Grösse des Dichters aus, dass er das Problem nicht in einer solchen Isolierung aufgehen lässt.

Die innere Verbindung zwischen der revolutionären Kritik am Bestehenden und dem Bekenntnis zum Lebensglück kommt bei Ibsen auch noch am Verhältnis der Menschen zur Geschlechtlichkeit zum Vorschein. Wenn die autoritative Gestalt der bestehenden Ordnung mit dadurch gesichert ist, dass der sinnliche Genuss entwertet wird und jedenfalls hinter die Haltung einer idealisch verklärten Hinneigung zu treten hat, dann sind bei Ibsen diejenigen Frauen, die am klarsten und schärfsten der Gesellschaft den Kampf ansagen, auch die sinnlichsten ; sie bekennen sich selbst dazu. Dem schwächlichen Rosmer, dem unsicheren Allmers, dem ängstlichen Manders, dem farblosen Tesman, dem gebrochenen Rubek, allen diesen Männern, die ebensosehr auf der Flucht nach dem Ideal wie auf der Flucht vor der Frau sich befinden, treten Frauen entgegen, die sich mit wahrhaftigem Stolz ebenso zu ihrem Anspruch auf sexuelles Glück wie zu einer Anklage gegen die elende Welt bekennen. Rosmer, Rubek und Allmers haben rebellische Züge ; ihre Ideale sind ein ohnmächtiges Knirschen gegen einige kritisch beurteilte Momente an der Gesellschaft, aber sie verlassen nie deren Boden. Ihre Partnerinnen aber setzen ein unbedingtes

Nein der gesamten Ordnung entgegen, das auch noch die schwächlichen Maximen ihrer Freunde betrifft. Wenn diese Frauen sterben, protestieren sie in ihrer Weise gegen eine Welt, die für Glück und Genuss keinen Raum hat.

4.

Ibsen ist ein bürgerlicher Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft. Wie weit auch immer er seine Kritik fortgetrieben hat —, er selbst lebt nicht jenseits der Antagonismen, welche die von ihm angegriffenen Zustände charakterisieren. Seine Persönlichkeit und sein Werk stehen nicht in einer Dimension, in der vom materiellen Interesse an der Veränderung der gegebenen Lebensstruktur aus die Gegenwart historisch zu verurteilen wäre. Es gehört zum Wesen Ibsens und seiner Kunst, wenn er trotz seiner eigenen Verstrickung in die von ihm abgelehnten herrschenden Mächte immer wieder diese Verstricktheit zu überwinden trachtet.

Zu den bürgerlichen Charakterzügen Ibsens gehört sein Rigorismus. Wenn er auch in Glück, Freude und Genuss menschliche Verhaltensweisen gesehen hat, deren Realisierung unverträglich mit der herrschenden Isoliertheit und Feindseligkeit der Individuen ist, so ist doch die Art und Weise, in der er gedanklich und künstlerisch jene Momente eines humaneren Lebens einführt, sehr der idealistischen Programmatik verwandt, deren Ohnmacht er, wo sie andere Inhalte besitzt, selber aufgezeigt hat. Lässt er auch im wesentlichen die Kennzeichen eines wirklich bejahenswerten Lebens von den Frauen formulieren, so trägt doch die Starrheit und Barschheit, mit der die Forderungen angemeldet werden, noch weitgehend asketisch patrizentrische Züge. Der kalten Welt der bürgerlichen Ordnung selbst zugehörig, spricht der Dichter noch da, wo von Glück die Rede ist, in harten, rigoristischen, zuweilen pastorenhaften Worten. Ibsens Strenge verkündet eine menschliche Freiheit, gehört ihr selber aber noch nicht an.

Mit der rigoristischen Attitude ist in der Geschichte der bürgerlichen Charaktere häufig ein hämischer Zug der Menschenverachtung verbunden. Der in einem isolierten Individuum entstehende Glaube, es besser zu wissen und zu fühlen als die grosse Majorität, produziert leicht einen pessimistischen Hochmut. Wo die Kritik an den bestehenden Verhältnissen und der Entwurf von besseren nicht mit dem theoretisch geklärten Bewusstsein auftritt, dass sowohl Kampf wie Ziel mit dem geschichtlichen Interesse notleidender Gruppen verknüpft ist, stellt sich oft ein psychischer Mechanismus her, der das Besserwissen zunächst als Ohnmacht der Einsamkeit und dann die Einsamkeit als eine Qualität erlebt, zu

der die unwissende und unwürdige Menge keinen Zugang hat. Von diesem individualistischen Trotz ist auch Ibsen nicht frei. Der Volksfeind, der sich mit dem Programm des stolzen Alleinstehens der Welt verschliesst, der Bildhauer Rubek, der in bitteren Worten das masslose Unverständnis der Menge für seine Kunst mehr als Dogma denn als Erfahrung vorträgt, Rosmer, der es vorzieht, sein Programm der Adelsmenschen in den Tod mitzunehmen, statt es zu verkünden, tragen solche Züge der Menschenverachtung an sich, wie sie in dem Dichter dieser Gestalten selber angelegt sind. An Brandes schreibt er einmal : „Was ich Ihnen vor allen Dingen wünschen möchte, ist ein richtiger Vollblutegoismus, der für Sie die Triebfeder werden kann, auf eine Weile nur sich und Ihrer Sache Wert und Bedeutung beizumessen und alles andere als nicht existierend zu betrachten. Für das Solidarische habe ich eigentlich nie ein starkes Gefühl gehabt ; ich habe es eigentlich nur so als traditionellen Glaubenssatz mitgenommen, und hätte man den Mut, es ganz und gar ausser Betracht zu lassen, so würde man vielleicht den Ballast los, der am schlimmsten auf der Persönlichkeit lastet."[1])

Soweit die kritische Haltung sich nicht mit einer historischen Bewegung verknüpft weiss, trägt sie agnostizistische Züge. Der bürgerliche Idealismus versagt gerade an dem Punkt, wo er aufzuzeigen hätte, wie das Ideal nicht in Gedanken mit dem Leben zu versöhnen, sondern wie es zu verwirklichen sei. Noch bei Ibsen sind Spuren dieser Ohnmacht ; im Kunstgriff des Verstummens finden sie dichterischen Ausdruck. „Schweigen gebührt dem Menschen, der sich nicht vollendet fühlt ; Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf, glücklich zu sein."[2]) Ob die Schweigsamkeit gewollt oder erzwungen wird, die Tendenz zu verstummen gründet in einer Lebensordnung, in der die Menschen ihr Schicksal als ein zufälliges erfahren, ohne Ausblick auf eine in Wahrheit rationale Existenzweise ; in dem Schweigen, das sie plötzlich überfällt, erscheint auch Ibsens Ratlosigkeit, wie aus dem erstarrten Gehäuse der allein auf sich angewiesenen menschlichen Natur durchzubrechen sei. Es ist mehr als ein bloss mechanisches Hindernis, wenn Ellida nicht dazu kommt, dem Freund des Hauses das „Unbegreifliche" zu erzählen, „sich wirklich ganz auszusprechen."[3]) Auch ein anderes Stück enthält den Torso eines Gesprächs : „Brack : Sollte Ihnen denn das Leben nicht irgendeine Aufgabe zu bieten haben, Frau Hedda ? Hedda : Eine Aufgabe,

---

[1]) Brief vom 24.9.1871, S. W., Bd. X, S. 168 f.
[2]) Goethe, Der Sammler und die Seinigen.
[3]) Die Frau vom Meere, 1. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 19.

— die etwas Verlockendes haben könnte? Brack: Eine solche am liebsten, natürlich. — Hedda: Gott weiss, was das für eine Aufgabe sein sollte. Manchmal denke ich daran — (abbrechend). Aber das geht gewiss auch nicht."[1]) Wenn Hedda zu sprechen aufhört, dann tut es in gewisser Weise der Dichter mit ihr. Die Sprachlosigkeit des unbefriedigten Individuums ist von dem individualistischen Ausgangspunkt nicht zu trennen. Es steht ausserhalb des Machtbereichs des Individuums, was mit ihm geschieht; an ihm vollzieht sich ein Gesetz, das es weder zu formulieren noch zu erkennen vermag. Irene bekennt, dass sie in ihrer Jugend Rubek als Mann gehasst, aber sein Kunstwerk geliebt hat; damals hat sie es aber nicht ausgesprochen. Der verschwiegene Hass und die verschwiegene Liebe, die Erinnerung der alternden Frau an ihre frühere Stummheit sind Zeichen des wirklichen Nichtvoneinander-Wissens.

Nicht bloss dem bürgerlichen Rigorismus und Agnostizismus, sondern auch dem mit ihnen verbundenen Utopismus hat Ibsen seinen Tribut gezahlt: in der Stellung zur Natur. Als Gegenbild zur Unfreiheit der menschlichen Gesellschaft ersteht bei ihm die offene und freie Unendlichkeit des natürlichen Raums; sie findet sich in der Sehnsucht Ellidas nach dem „grossen offenen Meer"[2]), in der Zuversicht Rubeks und seiner Freundin auf die erlösende Kraft der Gebirgswelt[3]), in der gläubigen Hinwendung der Eltern Klein Eyolfs „zu den Gipfeln, zu den Sternen"[4]), auch noch in der Sehnsucht Oswald Alvings nach Paris: „Licht und Sonnenschein und Sonntagsluft"[5]), und die Begeisterung von Solness und Hilde zu den Luftschlössern („das Einzige, worin, wie ich glaube, Menschenglück wohnen kann,")[6]) ist eine wörtlich zu nehmende Verklärung der Natur, ein Verzicht zugleich auf die innerhistorischen Möglichkeiten des Menschen. In diesem Verhältnis zur Natur als der eigentlich menschlichen Heimat kommt ein romantischer Zug bei Ibsen zum Vorschein. Es hat von jeher zur Realität und Ideologie der bürgerlichen Gesellschaft gehört, dass sie die Natur unaufhaltsam in den Dienst des Menschen zwingt und dessen Dasein damit erleichtert. Ibsens Verklärung der Natur entfernt sich von einer wirklichen Kritik an dem Verhältnis von bürgerlicher Gesellschaft und Natur, die sich darauf richtet, dass die Unterwerfung der natürlichen Kräfte in einem immer grösseren Missverhältnis zu der

---

[1]) Hedda Gabler, 2. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 154.
[2]) Die Frau vom Meere, 3. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 53.
[3]) Wenn wir Toten erwachen, 3. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 549.
[4]) Klein Eyolf, 3. Akt, a. a. O., Bd. V, S. 388.
[5]) Gespenster, 2. Akt, a. a. O., Bd. IV, S. 159.
[6]) Baumeister Solness, 3. Akt, a. a. O , Bd. V, S. 307.

Art und Weise steht, in der die Früchte dieses Eroberungsprozesses der Mehrheit der Menschen zugute kommen. Wenn das Verhältnis der bürgerlichen Gesellschaft zur Natur patrizentrisch ist, das heisst vorgibt, durch männliche Beherrschung diejenige Freiheit herzustellen, die den Menschen zukommt, dann enthält Ibsens Stellung zur Natur ein weibliches Element, das der blossen Hingabe. Wenn die Menschen in den Naturraum entschreiten und damit den geschichtlichen Bedingungen entrückt zu werden glauben, werden sie in Wirklichkeit nur einer anderen Sphäre übermächtiger Tatsächlichkeit zugeführt. Die Beseligungen der Natur sind letzten Endes nur die Kostümierung der „nackten Tatsachen", wie sie in der Welt der gesellschaftlichen Anpassung aufgetreten waren ; damit kommt ein fatalistisches und irrationalistisches Moment in Ibsen hinein. Der Hymnus der Natur steht mit innerem Recht am Ende seiner Stücke ; es ist in der Tat ein Ende, mit ihm wird noch einmal die Hilflosigkeit, Verlorenheit und Einsamkeit des menschlichen Lebens reproduziert, ganz genau so, wie es in den materiellen, ökonomischen und privaten Zusammenhängen erfahren worden ist. Natur und Gesellschaft — beide erscheinen in der bürgerlichen Ideologie als im letzten Grunde unbeherrschbar. Von dieser Seite aus steht das menschliche Leben unter dem Zeichen der Tragik. Die Individuen, in ihrem Drang, sich aus tödlichen Verstrickungen zu befreien, begegnen nicht der wahren Freiheit, sondern nur ihrem Trugbild. Von den Interessen derjenigen aus betrachtet, die am Bestehenden festhalten wollen, hat diese tragische Atmosphäre etwas ungemein Beruhigendes. Sie macht traurig und appelliert nicht an den Willen zur Veränderung.

Doch stellen sowohl die geschilderten Charakterzüge wie der abstrakte Utopismus in keiner Weise Ibsens historische Rolle genügend klar. Was ihn mit erhaltenden Tendenzen verknüpft, tritt schliesslich ganz hinter den „zersetzenden" zurück. In der Konstruktion seiner Dramen steckt gewiss ein positivistisches Element : sie scheinen sich in einer blossen Aneinanderreihung persönlicher Ereignisse und sachlicher Tatbestände zu erschöpfen. Dennoch birgt die Atmosphäre und das überwiegende Detail in seinen Gesellschaftsdramen einen ausserordentlich empfindlichen Zündstoff, der das Gebäude einzureissen droht, welches der Dichter nachzeichnet. Aber nicht nur in dieser mehr allgemeinen Weise überwindet Ibsen innerlich die positivistische Zufriedenheit, es ist bei ihm auch ein tiefes Verständnis für die geschichtliche Dialektik angelegt. Hat er sie auch nicht in ihrem materialistischen Kern ergriffen, so hat sie sich doch bei der Betrachtung der geistigen Kultursphären ihm aufgedrängt. Er hat eine kritische Vorstellung von der Bedingtheit der in der bürgerlichen Gesellschaft entwickel-

ten Ideale, aber nicht im Sinne eines billigen, leidenschaftslosen Relativismus, sondern in dem des geschichtlichen Kampfes. So steht er auch einem Ereignis wie dem deutsch-französischen Krieg nicht als einem mehr oder minder zufälligen Datum gegenüber, sondern er erlebt es im Zusammenhang einer Gesinnung, die auf die totale Veränderung ausgerichtet ist. „Das alte illusorische Frankreich ist zertrümmert ; wenn erst auch das neue faktische Preussen zertrümmert ist, so stehen wir mit einem Satz mitten in einem werdenden Zeitalter ! Hei ! wie da die Ideen rings um uns her zusammenkrachen werden ! Und es wird wahrhaftig auch Zeit sein ! Wovon wir bis heute leben, das alles sind ja doch nur Brosamen vom Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und an der Kost haben wir doch jetzt lange genug gekaut und wiedergekäut. Die Begriffe verlangen einen neuen Inhalt und eine neue Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, die sie in den Tagen der seligen Guillotine waren. Das ist es, was die Politiker nicht verstehen wollen, und darum hasse ich sie."[1]) Er hat ein Bewusstsein davon gehabt, dass die Aufspaltung und Verselbständigung der Lebenssphären, der scheinbar beziehungslose Auseinanderfall in Wirtschaft, Politik und Geistesleben, auch die Differenzierung der geistigen Gebiete selbst, vergängliche und aufzuhebende Verhältnisse sind, und er hat das Interesse an ihrer Aufhebung ausdrücklich durch das Bekenntnis zu einem glücklicheren Leben der Menschen begründet. Etwa zu der gleichen Zeit, in der die grossen Theoretiker der proletarischen Bewegung im 19. Jahrhundert an das Vorhandensein einer akuten revolutionären Situation geglaubt haben, hat er ausgeführt : „Ich glaube, dass wir am Vorabend einer Zeit stehen, da der politische und soziale Begriff aufhören wird, in ihren gegenwärtigen Formen zu existieren und dass sie beide zu einer Einheit verwachsen werden, die fürs erste die Bedingungen zum Glück der Menschheit in sich trägt. Ich glaube, dass Poesie, Philosophie und Religion jetzt verschmelzen werden zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht, von der wir Zeitgenossen im übrigen noch keine klare Vorstellung haben können."[2])

Bürgerlicher Individualist, der er bis zuletzt geblieben ist, hat er keine Klarheit darüber zu gewinnen vermocht, welche inneren Zusammenhänge zwischen den materiellen Zuständen und Tendenzen und der Verwirklichung seiner Ideale bestehen. Seine Forderungen behalten einen eher abstrakten und idealistischen Charakter, wie er besonders an seinem utopischen Naturbegriff deutlich wird.

---

[1]) Brief an Brandes vom 20.12.1870, S. W., Bd. X, S. 156.
[2]) Rede vom 24.9.1887, S. W., Bd. I, S. 258.

Mit der Verachtung des zeitgenössischen politischen Betriebs verbindet er einen unbestimmten Begriff von Revolution. „Die Menschen wollen nur Spezialrevolutionen, Revolutionen im Äusseren, im Politischen usw. Aber all dergleichen ist Lappalie. Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes...“[1]) Doch noch in solchen falschen Formulierungen wird im Gegensatz zum gängigen Idealismus das Nein zum Bestehenden deutlich genug. Was er schon in seinen Dramen als das Schlechte an der Verfachlichung und Spezialisierung der Menschen herausgearbeitet hat, dringt auch in seinen programmatischen Formulierungen wieder hervor. „Von Spezialreformen verspreche ich mir nichts.“[2]) Mit einer grundlegenden Veränderung der Lebensverhältnisse ist es ihm wirklich Ernst, wenn er auch bei der theoretischen Explizierung ihrer Bedingungen beschränkt ist. Als alter Mann hat er erst verstanden, was er in seinem früheren Drama „Kaiser und Galiläer“ auszudrücken sich bemühte : die Überwindung von Grausamkeit und Egozentrismus, wie sie ihm weitgehend im Heidentum vergegenständlicht erschienen, und von matter Entsagung und genussfeindlicher Askese, wie sie im Christentum entwickelt worden sind. In der gleichen Rede, in der er das „Glück der Menschheit“ als sein ursprünglichstes Interesse ausspricht, hat er sich von jenem schlechten sozialen Pessimismus abgegrenzt, der mit dem menschlichen Elend dadurch fertig wird, dass er es als unabänderlich bedauert, und hat sich zu einem Optimismus bekannt, der in der Vergänglichkeit aller geschichtlichen Erscheinungen zugleich eine Chance dafür erblickt, dass an der Stelle des Elends das Glück einmal verwirklicht werden kann. Indem er an jenes Drama erinnert, hat er der zukünftigen menschlichen Ordnung, in der die humanen Ideale unserer Zeit verschwinden, weil sie verwirklicht werden, den Namen des „dritten Reichs“ gegeben.[3]) Den Tendenzen, die sich heute fanatisch gegen jeden Humanismus richten, hat er damit unter ihrem eigenen Namen entschieden abgesagt.

Wenn er auch, was er sehr wohl weiss, als Künstler in der bürgerlichen Gesellschaft einer sozialen Struktur verbunden bleibt, in der die künstlerische Tätigkeit als eine konservierende und verklärende Funktion im wesentlichen entwickelt und verwirklicht wird, so hat er doch selbst dazu beigetragen, diejenigen Seiten der künstlerischen Produktivität ins Zentrum zu stellen, die sich gegen das Interesse der herrschenden Mächte gerade in ihrer

---

[1]) a. a. O., Bd. X, S. 156.
[2]) Brief vom 24.9.1871, S. W., Bd. X, S. 161.
[3]) a. a. O., S. W., Bd. I, S. 528.

abgesonderten und verselbständigten Sphäre zu verwirklichen vermögen : die Schönheit, die als Schein über einer elenden Wirklichkeit sich ausbreiten soll, kann zugleich auch die Momente der Drohung und des Versprechens enthalten. Mit ihr ersteht eine vergängliche und zeitlich äusserst begrenzte Sphäre des Genusses, die zu einem allgemeinen Prinzip der Gesellschaft zu machen, mit ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht zu vereinbaren ist und ihre Veränderung erforderte. Ibsen stellt in seinen Dramen die gefesselten Produktivkräfte des Lebens dar, doch zugleich ersteht bei ihm gegenüber dieser Welt von Schmerz und Trauer der Entwurf des Schönen. Es ist für ihn nicht im Reich der reinen Formen verwirklicht, sondern findet seine Realisierung nur unmittelbar im Glück der Individuen.

The Individual in the Individualist Society : Observations on Ibsen.

Ibsen's plays can be interpreted as experiments in which the ideology of individualism is confronted with the realities of an individualistic society. The result allows of no misunderstanding. The individual has no real chance.

Ibsen makes as good a case as possible for the ideology of individualism, because in the choice of his subjects he usually avoids the social problems proper, the questions of poverty and starvation, and concentrates his attention nearly exclusively on private life and spiritual conflicts. This first omission, however, turns into a radical attack. In Ibsen's plays the soul, this fundamental conception of modern ideology, reveals itself as a focal point of all the social contradictions. In the psychological analysis within his plays, reality acquires a stronger pungency and harsher bitterness than in most of the plays of social propaganda of the time. Even in their private lives, men are mirrored as being dominated by the laws of a society based on private property and competition. A real development of their personalities is denied them. The more they attempt consciously to achieve this, the more intense grow the conflicts within themselves and with others.

Ibsen returns to this fundamental conflict ever again in the relationship of man and wife, of parent and child, of lover and beloved. The indomitable influence of these social and economic forces permeates every single trait of his characters, pervades the general atmosphere of his plays : the inexorability of social conditions, which subject the destiny of the individual to the play of blind accident, is echoed in the fear and the terror that animate these plays and that embrace even amorous relationships. Abstract idealistic programs do not change such impotence as the playwright portrays, but help to safeguard it.

But Ibsen is not a pessimist. The female characters that he creates represent a glance towards a freer development of humanity. They represent the ability to achieve real happiness and real enjoyment.

The demands of these women, which seem egoistic but are clung to with determination of real conviction, are superior to the idealistic assurances of the men who, in reality, bow to the power of the material facts of life.

There is a certain rigorousness and utopianism in Ibsen which he shares with certain tendencies of modern society, tendencies to which his conscious intentions are opposed. More characteristic for his general significance, however, is his critical attitude, that would do away with the misery of his time in order to pave the way for a life of real happiness. Because of his individualistic starting point, and in spite of it, he remains a resolute enemy of bourgeois individualism.

L'individu dans la société individualiste.

Les drames d'Ibsen peuvent être considérés comme une expérience qui confronte l'idéologie individualiste avec la réalité de la société individualiste. Le résultat est clair : il apparaît que l'individu n'y a pas de chances réelles. Ibsen rend la justification de l'idéologie bourgeoise aussi facile que possible : il n'aborde guère, dans le choix de sa matière, les questions sociales à proprement parler, la misère matérielle, il se contente presque uniquement de la vie privée et de l'intimité du sujet. Mais en fait, cette concession devient une accusation radicale. L'âme — ce concept fondamental de l'idéologie bourgeoise — se révèle, dans l'œuvre d'Ibsen, comme le réflexe des contradictions sociales. Par l'analyse psychologique et dramatique des individus, la réalité amère du système „harmonique" est mise dans une lumière plus crue que dans la plus grande partie de la littérature à tendances sociales de l'époque. Même en tant que personnes, les hommes sont dominés par les lois d'une société, fondée uniquement sur la propriété privée et la concurrence. Un véritable déploîment de leur individualité leur est interdit ; ils sont les victimes d'antagonismes avec eux-mêmes et avec les autres, antagonismes d'autant plus profonds qu'ils cherchent consciemment à mener leur vie individuelle. L'analyse d'Ibsen est particulièrement frappante lorsqu'elle s'attache aux relations entre époux, amants, parents et enfants. L'auteur suit l'influence insurmontable des puissances économiques et sociales jusque dans les traits de caractère les plus particuliers ; de même, ces puissances commandent l'atmosphère générale des pièces : l'angoisse et l'horreur qui les traversent et qui pénètrent jusqu'aux relations érotiques, reproduisent le caractère impitoyable d'une société où chaque destin individuel est livré au hasard aveugle. En même temps, le poète montre que des revendications idéalistes et abstraites contribuent plutôt à la stabilisation de cette impuissance.

Cependant, Ibsen n'est nullement pessimiste. Les grandes figures de femmes nous font apercevoir des perspectives d'un développement plus libre de l'être humain : elles représentent la capacité de véritable bonheur et de jouissance authentique. Les revendications, en apparence égoïstes, que ces femmes maintiennent sans fléchir, sont supérieures, même moralement, aux affirmations des hommes qui, en pratique, se soumettent constamment à la force brutale des faits.

Dans un dernier paragraphe, on fait la part des tendances progressistes

et conservatrices d'Ibsen. Un certain rigorisme, l'agnosticisme et l'utopisme — lequel se trouve surtout dans son idée de la force rédemptrice de la nature — lient Ibsen aux tendances de la société bourgeoise que consciemment il combat. Cependant le motif critique le caractérise plus authentiquement : mettre un terme à la misère du présent qui est un obstacle au bonheur humain. C'est ainsi que, en dépit et à cause de son point de départ idéaliste, Ibsen reste un adversaire décidé de l'idéalisme bourgeois.

La Géographie humaine.

Sa place dans les sciences sociales ; son objet ; sa méthode.

Par
A. Demangeon.

Le but de cette brève étude est d'abord de chercher quelle est, à l'intérieur des sciences sociales, la place de la Géographie humaine, quel est son domaine propre ; ensuite de déterminer la structure, la composition de ce domaine, non pas d'une manière abstraite et universelle, dans un cadre théorique, mais sur un plan national, c'est-à-dire de préciser comment les géographes français qui y travaillent depuis une cinquantaine d'années, ont conçu et constitué ce domaine.

C'est un fait bien curieux que, sur ce domaine des sciences sociales, il n'y ait pas à travers le monde, comme sur le terrain des sciences dites exactes, une véritable unité de méthode, une réelle homogénéité de contenu. Quel que soit l'enchevêtrement des frontières de ces disciplines scientifiques et la complexité de leurs emprunts mutuels, il existe, en effet, indépendamment des laboratoires nationaux et des écoles nationales, et au-dessus d'eux, un domaine de la mathématique, un autre de la physique, un autre de la chimie, un autre de la biologie, un autre de la géologie. Chacune de ces sciences a sa méthode et son objet propres. Mais cette méthode et cet objet sont universels.

Rien de pareil dans le domaine des sciences sociales. La manière de concevoir et de classer les faits sociaux actuellement ne dépend pas de règles ayant une valeur universelle, mais surtout des habitudes de penser, de la formation des esprits, des systèmes d'enseignement, de traditions nationales, en un mot du milieu social lui-même. C'est pour cette raison qu'il existe entre les divers pays, de si grandes différences à propos de l'idée qu'on s'y fait des sciences sociales, de leur nombre, de leur objet, de leurs limites respectives ; c'est pourquoi leurs efforts ardents et déjà féconds laissent une impression de bouillonnement un peu anarchique.

Il nous paraît utile que chaque pays „fasse le point", afin de montrer aux autres pays le caractère particulier, original, voire

même national qu'y prend le concept de science sociale. Cet essai de mise au point, nous voudrions le tenter pour la Géographie humaine, telle qu'on la comprend en France.

I.

Les incertitudes de la Géographie humaine.

La Géographie humaine se doit à elle-même une sorte d'examen de conscience parce qu'elle se conçoit, se travaille et s'enseigne autrement en France qu'à l'étranger. Il faut ajouter que, même aux yeux de certains Français, elle ne paraît pas très bien différenciée de certaines autres disciplines qui exploitent parfois les mêmes terrains.

Considérons d'abord les différences qui se révèlent entre les pays. Voici un manuel américain : Principles of Human Geography, par E. Huntington et J. W. Cushing, 4e édition. Son idée dominante est d'expliquer, avant tout, la vie économique par les différents facteurs naturels : relief, océans et mers, sol et sous-sol, climat, et de décrire les modes de vie humaine en fonction de ces facteurs ; et ainsi il passe en revue successivement les pays chauds, les pays de moussons, les pays désertiques, les pays polaires, les pays de climat océanique ; il s'efforce de mesurer, dans ces cadres divers, l'efficacité et le rendement du travail humain, son potentiel. Ses préoccupations sont essentiellement actuelles et pratiques. Tout est conçu sur le plan du présent. Aucun retour sur le passé qui pourtant explique tant de faits actuels. Rien non plus sur la géographie des établissements humains, maisons, villages, villes, États.

Voici, d'autre part, un petit livre allemand de O. Maull, Anthropogeographie, sorte de condensé, de comprimé de Géographie humaine. Il est remarquable que ce livre n'inclut pas la vie économique dans ce qu'il appelle „Géographie humaine". L'auteur consacre à la vie économique un autre volume du même genre, intitulé Geographie der Kulturlandschaft, le paysage de civilisation, c'est-à-dire le paysage naturel tel qu'il a été modelé et transformé par l'action séculaire des hommes ; il s'agit de toutes les œuvres que l'homme a gravées sur la surface de la terre : champs, mines, usines, routes, établissements humains (mais sans les villes). Par contre, le premier volume intitulé Géographie humaine (Anthropogeographie) comprend deux importants chapitres, l'un sur les races (Rassengeographie) avec des développements sur l'acclimatation et les maladies ; l'autre sur la géographie politique et particulièrement l'État. On sait qu'en Allemagne, toute

une branche de la Géographie humaine se trouve maintenant embrigadée sous le drapeau d'une science proprement allemande, la Geopolitik, qui a pour but l'étude des États, de leurs bases territoriales, de leur extension possible, de leurs destinées, de leur force d'expansion. Voilà donc des géographies humaines, nettement différenciées en esprit et en méthode parce qu'elles appartiennent à des pays différents par la civilisation et la psychologie.

Mais restons en France et cherchons comment s'y oriente la Géographie humaine. Elle laisse au premier abord l'impression d'être assez hétérogène et de ne pas toujours se différencier des autres sciences sociales. Pour prendre un exemple personnel, je fais à l'École normale supérieure, à Paris, des conférences d'initiation de Géographie humaine. Je cherche à faire connaître à nos élèves les ouvrages les plus aptes à leur donner une idée de cette science, de ses problèmes, de ses recherches. Or voici, en dehors des ouvrages des savants bien catalogués comme géographes, une petite liste d'autres ouvrages que nous avons analysés et critiqués au cours de ces entretiens : Mœurs des Esquimaux, de Mauss, un ethnologue ; la Maison Kabyle, de Maunier, un sociologue doublé d'un juriste ; le Tableau politique de la France de l'Ouest, de A. Siegfried, un économiste qui a tâté de la politique; les Caractères originaux de l'histoire rurale française, de Marc Bloch, un historien, un médiéviste ; l'Industrie cotonnière en Alsace, de Lévy, un économiste ; l'Économie charbonnière de la France, de Lafitte-Laplace, un autre économiste, homme d'affaires en même temps ; les Industries modernes, de P. de Rousiers, économiste lui aussi ; London Life and Labour, grande enquête sur Londres faite par un groupe d'économistes, de sociologues et d'urbanistes. Et l'on se demande, en présence de ces ouvrages variés, quels rapports les unissent les uns aux autres. Voilà, se dit-on, une science qui n'a pas de centre, qui regarde vers tous les points de l'horizon.

Il semble donc nécessaire d'examiner comment, malgré ces apparences, la Géographie humaine s'est constituée en une discipline autonome, et quels principes ont dirigé et dirigent toujours ses réalisations françaises.

II.

L'objet de la Géographie humaine.

Certaines règles dirigent ces réalisations, ces travaux de l'école française de Géographie humaine. Ces règles dérivent, en somme, de l'enseignement d'un homme, Vidal-Lablache, dont l'action fut

profonde. En dehors de ses dons personnels de divination et d'évocation, il possédait, du fait de sa culture, deux tendances d'esprit qui se sont perpétuées chez ses disciples : d'abord le sens de l'influence du milieu physique sur les faits humains, sens qui lui venait de géographes allemands comme Humboldt, Ritter et Ratzel ; en second lieu, le sens des liaisons historiques qui font comprendre l'évolution de l'humanité, sens qui lui venait de son éducation d'historien et surtout d' „Athénien". C'est peut-être sur les pays de la Méditerranée, sur ces régions lumineuses et sèches, si fécondes en échange de civilisations qu'il a donné ses analyses les plus pénétrantes. Avec lui, et depuis lui, ses disciples, puis les disciples de ses disciples ont élargi et creusé le champ des études géographiques ; ils l'ont étendu vraiment à toute la terre. Le gros de leur œuvre se centra d'abord sur l'étude régionale de la France, ce qui représente une trentaine de thèses de doctorat. Puis le travail, débordant la France, a gagné l'Europe, l'Afrique du Nord, Madagascar, l'Amérique du Sud, l'Amérique du Nord, l'Extrême-Orient. Le travail possède un véritable organe de direction, les Annales de Géographie, qui auront bientôt quarante-cinq ans d'existence, ainsi que des chantiers régionaux à Grenoble, Lyon et Toulouse. Il s'est donné une expression quasi monumentale dans la Géographie Universelle, publiée chez A. Colin, sous les directions successives de P. Vidal de la Blache et de L. Gallois.

Toutes ces œuvres, quelles tendances communes, quelles préoccupations nous montrent-elles ? Quelle définition nous permettent-elles de donner de la Géographie humaine ?

La Géographie humaine est l'étude des rapports des hommes avec le milieu physique. Cette notion nous vient surtout de la Géographie botanique par l'intermédiaire de Humboldt et de Berghaus, et particulièrement de cette science botanique, appelée l'Ecologie, qui étudie dans quelle mesure les facteurs du climat et du sol déterminent la vie des plantes. De même, ils peuvent, dans une assez large mesure, déterminer la vie des hommes. Mais c'est une définition trop large, car l'étude de beaucoup de ces rapports échappe certainement à la compétence des géographes. Par exemple, il n'appartient pas à la Géographie humaine d'étudier les problèmes des races, quoique certaines races humaines paraissent liées à un domaine géographique bien défini. L'influence du milieu physique n'explique pas tout. L'homme a une anatomie, une physiologie, une pathologie qui dérivent des caractères héréditaires, et dont l'étude constitue une science bien spéciale. Laissons donc à d'autres l'étude des éléments physiologiques de la nature humaine, et essayons de rectifier notre définition.

La Géographie humaine est l'étude des groupements humains

dans leurs rapports avec le milieu naturel. La notion de collectivité, la vie en société est essentielle à l'humanité. Nous devons partir, pour nos recherches, non pas de l'individu, mais du groupe. Et, dès lors, une question essentielle se pose. Quelles sont les manières de vivre des groupements humains ? Comment s'organisent leurs genres de vie ? L'étude des genres de vie comprend trois grandes séries de problèmes :

1° La mise en valeurs des ressources fournies par la nature ou conquises sur elle : vie humaine dans les régions froides, les régions tempérées, les régions arides, les régions chaudes avec, pour chacune de ces zones, son contingent de plantes cultivées et son cortège d'animaux domestiques ; vie humaine dans les montagnes ; vie humaine au contact de la mer ; moyens de transport ; utilisation des ressources naturelles par l'industrie (cette première série représente le contenu de la Géographie économique) ;

2° L'occupation du sol par les hommes groupés : types d'habitations, types de villages, types de villes, types d'États (autant de branches de la Géographie humaine proprement dite) ;

3° L'effectif et la répartition des hommes, c'est-à-dire de cette force vivante qui met en œuvre les ressources de la nature et transforme la surface de la terre (autre branche de la Géographie humaine qui est l'étude de la population).

Voilà, semble-t-il, le contenu propre de la Géographie humaine. C'est dans ces larges cadres que se répartit tout son travail, toute son œuvre.

III.

La méthode de la Géographie humaine.

Concevoir et limiter le contenu et l'objet de la Géographie humaine ne suffit pas. Il faut des principes de méthode, soit pour bien l'embrasser, soit pour n'en pas sortir. Voici les principes essentiels de cette méthode.

Premier principe : Ne pas croire, en Géographie humaine, à une sorte de déterminisme brutal, à une fatalité issue des facteurs naturels. La causalité en Géographie humaine est très complexe. Avec sa volonté et ses initiatives, l'homme est lui-même une cause qui apporte des perturbations dans ce qui pourrait paraître l'ordre naturel. Par exemple, une île n'est pas nécessairement vouée à la vie maritime. La naissance de la vie maritime procède souvent de contacts de civilisation ; ainsi les Anglais ne sont devenus des marins qu'à l'école des marchands scandinaves et hanséatiques. De même, l'agriculture n'est pas seulement fonction des qualités

de la terre ; il y a des terres fertiles qui ne sont pas cultivées. Il y a des terres maigres qui le sont. Tout dépend souvent du stade de civilisation de la société agricole. L'homme est parfois le maître de la fertilité du sol, par exemple en pratiquant l'irrigation. Donc, pas de déterminisme absolu, mais seulement des possibilités mises en œuvre par l'initiative humaine. Ce principe fondamental permet d'écarter beaucoup d'explications simplistes ou grotesques.

Deuxième principe : La Géographie humaine doit conserver une base territoriale. A la base de tout groupement humain, nous devons essentiellement considérer ce substrat territorial. Et cette considération différencie précisément les méthodes géographiques des méthodes sociologiques. Par exemple, même chez les tribus de chasseurs, l'utilisation d'un même territoire crée une solidarité sociale, indépendante des liens du sang, et souvent plus forte qu'eux. De même, toutes les communautés agricoles ont une structure déterminée par la nature des liens qui les attachent au sol : groupement des maisons pour la défense, organisation de la jouissance des terres cultivées, utilisation commune de l'équipement matériel (puits, ouvrages d'irrigations, etc.). Cela ne veut pas dire qu'il n'existe pas d'autres ciments sociaux, en particulier ceux qui reposent sur des principes de nature psychologique, tels que la parenté et la religion. Mais ce n'est pas aux géographes qu'il appartient de les étudier, mais bien aux sociologues ou aux ethnologues, de quelque nom qu'ils s'appellent.

Troisième principe : Pour être compréhensive et explicative, la Géographie humaine ne peut pas s'en tenir à la seule considération de l'état actuel des choses. Il lui faut envisager l'évolution des faits, remonter dans le passé, c'est-à-dire recourir à l'histoire. Cette notion d'âge, d'évolution, est indispensable partout. Sans elle, la raison de ce qui existe nous échapperait souvent. Pour ne prendre qu'un exemple, comment la Géographie urbaine pourrait-elle se passer de l'histoire ? Comment expliquer Rome, Paris, Londres sans connaître leur passé ? Comment comprendre le peuplement d'un pays comme la France si nous ne connaissons pas l'histoire du défrichement, du déboisement, du partage des champs, des travaux de drainage et d'endiguement ? Toute l'étude de cette conquête du sol est à base d'histoire. Voilà pourquoi nos travaux de Géographie humaine contiennent toujours beaucoup de recherches historiques et pourquoi les géographes se rencontrent souvent, dans les dépôts d'archives, avec les historiens.

Quatrième principe : Puisque toute étude de Géographie humaine est à base territoriale, aucune ne peut se passer d'un mode d'expression original qui est la carte. Tout fait

de Géographie humaine prend une valeur précise, concrète, suggestive et même explicative, quand il est cartographié. Sur une carte, impossible d'improviser. Impossible de laisser des „à-peu-près“. Très souvent, avant même de rédiger un livre ou un chapitre, le géographe exécute une carte qui offre aux yeux la répartition territoriale du phénomène étudié. Cette carte devient le point de départ de réflexion et d'hypothèses ; elle est un moyen d'euristique et de démonstration. C'est à ces besoins de représentations cartographiques que répond l'Atlas de France, en cours de publication : il contient des cartes de densité de la population, de la répartition des cultures, des animaux domestiques, des industries, des modes de propriété et de tenure du sol, des types de paysage, des formes d'habitat.

Ces travaux cartographiques mettent en lumière un principe de méthode plus général qui nous paraît être l'une des idées maîtresses qui dominent les efforts et les espérances d'action des géographes, à savoir l'utilité et la nécessité du travail collectif, du travail en équipes. Beaucoup de ces cartes eussent été impossibles à préparer sans une collaboration dirigée ; elles sont des œuvres collectives. La multiplicité et la complexité des faits sont si grandes que les efforts individuels ne pourraient pas les débrouiller. L'oratoire du savant qui médite ne suffit pas. Il faut un laboratoire où puisse se grouper et se coordonner le travail d'un groupe.

Anthropogeographie und Sozialwissenschaften.

Im Gebiete der Sozialwissenschaften sind heute noch die Grenzen der verschiedenen Disziplinen unbestimmt : Richtungen, Methoden, Art der Arbeitsteilung ändern sich in den einzelnen Ländern mit den nationalen, historischen und ideologischen Bedingungen. Der Aufsatz von M. Demangeon stellt den Versuch dar, durch die Herausarbeitung der Eigentümlichkeit der von Vidal de la Blache gegründeten französischen Schule der „Géographie Humaine“ (zu deren Hauptvertretern der Verfasser gehört) der Klärung und Förderung der internationalen Zusammenarbeit zu dienen.

Im ersten Teil zeigt der Aufsatz an Beispielen deutscher und amerikanischer Bücher, wie die geographischen Arbeiten in Ziel und Methode auseinandergehen, dann an Beispielen französischer Bücher, wie Arbeiten von Historikern und Nationalökonomen als Einführung in die „Géographie Humaine“ verwandt werden können. Nach Klarstellung der Ungewissheiten versucht der Aufsatz im zweiten Teil, das eigentliche Gebiet der Disziplin zu bestimmen. Als ihre spezifische Aufgabe betrachtet sie die Analyse der sozialen Gruppe in ihrem Verhältnis zum Naturmilieu. Im dritten Teil bringt D. die Methode auf vier Prinzipien : Zwischen Natur und Mensch herrscht kein blinder Determinismus ; unter den Möglichkeiten, die ihm die Natur bietet, wählt der Mensch ; die Georgraphie soll immer die territoriale Grundlage vor Augen haben ; sie soll nicht nur die Gegenwart,

sondern auch die Vergangenheit in Betracht ziehen ; endlich soll sie immer ihre Forschungsresultate mit ihrem besten Mittel, der Karte, zum sinnfälligen Ausdruck bringen. Deswegen ist in diesem Fach die Zeit der einsamen Genies vorbei, Kollektivarbeit ist heute auch hier das Gesetz der Wissenschaft.

Anthropo-Geography : Its Place in the Social Sciences.

The author of this article, M. Demangeon, is one of the chief representatives of the French school of „Géographie humaine" which was founded by Vidal de la Blache.

The social sciences, their methods and the boundary lines of their subdivisions vary in the different countries with the different national, historical and ideological conditions, and it is the effort of this school to further international cooperation of the social sciences by correlating the specific national differences of their various disciplines with the given geographical conditions of their environment.

The first part of the article illustrates in an analysis of German and American geographical books the divergences in aims and methods, and its attempt to show with examples from various French books the value of historical and economic investigations as an introduction to the „Géographie humaine". The second part describes the chief task of the discipline as an analysis of the social group in relation to its natural milieu. The third part develops the chief principles evolved by the school, namely, that there is no blind determinism in the relationship between nature and man. Man has a choice among the possibilities presented by nature. Geography should translate the relationship between nature and man into terms of the territorial environment, with due regard to its present form, without, however, neglecting its past development.

Zu Theodor Haecker : Der Christ und die Geschichte.[1])

Von
Max Horkheimer.

In der Endlichkeit gibt es nach Ansicht des echten Christen nur ein einziges wirkliches Ziel, den Tod, „die Ruhe des Grabes". Ob Menschenwerk Sekunden, Jahre, Jahrhunderte, Jahrmillionen dauert : „Der Wind oder Sturm, der die Spuren aller endlichen Ziele verwischt und auslöscht, wird kommen. Ein Intellekt, der das nicht einsieht, ist noch nicht zu seiner eigenen natürlichen Höhe gelangt. Ist er es aber, dann ist es nicht wahr, dass er es aushält." Wahnsinn ist eine Gnade für ihn, Lüge und verzweifelte Irrlehren wie die von der ewigen Wiederkehr der Dinge sind seine Zuflucht (30). Die Rettung aus solchem Versinken ist einzig durch den christlichen Ausblick und Glauben gegeben. Die endlichen Ziele sind im Dienste Gottes, im Dienste der Rückkehr zu Gott gesetzt. Gott ist das unendliche Ziel. Mag die Welt der Hölle zu gleichen scheinen, Gott allein ist der Herr der Geschichte (117), sein Wille allmächtig; des Willens von Menschen und Teufeln bedient er sich „zu Seinen unwandelbaren Zwecken und Zielen" (91). Die Rolle der Völker in der Tragödie oder Komödie der Geschichte „wird ihnen zugeteilt von dem Schöpfer, von dem göttlichen Dramaturgen und Richter selber" (129).

Haeckers Buch ist nicht aus der Absicht hervorgegangen, eine neue Theorie der Geschichte aufzustellen. Er will einzig die christliche oder vielmehr die katholische Auffassung umreissen. Durch die Klarheit des Gedankens und der Sprache, durch die Beschränkung auf das Wesentliche beweist diese kleine für breite Leserschichten bestimmte Schrift die Lebendigkeit des katholischen Gedankens. Bei allem Wissen um die Kompliziertheit der geschichtsphilosophischen Probleme flieht Haecker nirgends vor den entscheidenden Fragen in die fest umhegten Bezirke einer infolge der Isolierung belanglosen spezialistischen Fertigkeit. Er entwickelt die christliche Ansicht im ganzen.

Alles, was Anfang und Ende hat, was existiert, hat auch Ge-

---

[1]) Theodor Haecker, Der Christ und die Geschichte. Hegner. Leipzig 1935. (152 S.; RM. 3.80, geb. RM. 5.50)

schichte; alle besonderen Geschichten vereinigen sich zur Universalhistorie, die einmal begonnen hat und zu Ende kommen wird. Die besonderen Geschichten haben eine Rangordnung : „Die Geschichte selber eines Helden oder eines Heiligen ist hierarchisch höher und gefüllter“ als die des Durchschnittsmenschen (47); die der Tiere, Pflanzen und Dinge haben Bezug „auf die Geschichte des Menschen als die Mitte und den Zweck der Schöpfung“ (43). Gott selbst ist ebenso geschichtslos wie die Werte und Ideen. Dass diese verwirklicht oder „verleiblicht“ werden, macht den Inhalt des geschichtlichen Verlaufes aus und bestimmt seinen Sinn, welcher der katholischen Auffassung gemäss in der Erhebung und Erhöhung des Menschen aus seinem Fall besteht. Jeder einzelne muss den Aufstieg für sich allein vollziehen. Wenn auch nicht Individuen, sondern Gesellschaftsgruppen die primären Träger der Geschichte sind (50-52), so geht es letzten Endes doch um das Heil jeder besonderen Seele. Auf das Heil der Personen bezogen, gewinnen alle Vorgänge der menschlichen und aussermenschlichen Geschichte Ordnung und Sinn. Geschichtliche Verläufe unterliegen durchaus den fachwissenschaftlichen Methoden des Geologen, Biologen, Nationalökonomen, Psychologen ebenso wie der kritischen Sichtung des Historikers ; sie bleiben jedoch eine sinnlose Mannigfaltigkeit, ein Chaos ohne das Licht des christlichen Glaubens, dass durch die Menschwerdung Christi der göttlich-menschliche Prozess in den profanen verwoben ist, wodurch dieser erst seine eigentliche Realität und unendliche Bedeutung gewinnt.

Gott, Mensch und Teufel sind die wirkenden Kräfte. Bei der Entscheidung, ob der Mensch der Versuchung des Teufels anheimfällt oder der göttlichen Gnade sich anvertraut, mögen äussere Ereignisse eine wichtige Rolle spielen, zuletzt geht sie im Inneren des Subjektes vor sich. Dieses ist zwischen zwei ungleiche Mächte gestellt. Die böse versucht, innerhalb der ihr im Weltplan zugewiesenen Grenzen, den Menschen zum Missbrauch seiner vom Schöpfer gewährten Freiheit zu verführen ; Gott selbst zeigt ihm dagegen durch seine Kirche den Weg zum Heil. Während die Völker herrschen und verschwinden, wird die Kirche bis zum Ende der Tage bestehen. Mögen, „was offenbar ist“, viele ihrer Vertreter den ihr vom Evangelium vorgezeichneten Weg verlassen und die Vorschrift missachten, ohne Waffen und bloss durch den Geist zu siegen und die zu segnen, „die euch fluchen“ (134) : wenigstens verkündet sie immer noch dieses Prinzip in der Predigt, und viele ihrer Diener haben es wieder und wieder durch ihr Leben besiegelt. Das Volk Gottes aber, das am Ende zum Evangelium halten und vor der Ewigkeit bestehen wird, ist nicht etwa eine heute sich aufspreizende natürliche Gemeinschaft, Rasse oder Nation, son-

dern — so dürfen wir glauben — Einzelne werden es sein, die aus allen Völkern kommen.

Im Gegensatz zu den Schriften mancher moderner Religionsphilosophen, die den Inhalt des Glaubens so sehr spiritualisieren, verflüchtigen oder gar beiseite lassen, dass der Leser nurmehr aus der theologischen Färbung des Stils errät, worauf der Autor schliesslich hinauswill, verkündet H. wirklich einen Glauben. Durch die Unabhängigkeit von erfolgreichen Zeitströmungen, durch die Treue zu bestimmten Ideen und vor allem durch die ihm innewohnende Sehnsucht nach universaler Gerechtigkeit erweckt sein Wort Achtung, wenngleich es trügt. Den Grund von H.s Denken bildet — anders als bei vielen bestallten Funktionären der Kirche — die Spannung zwischen dem gegenwärtigen Geschehen und dem Glauben. An vielen Stellen tritt die Verachtung der zeitgemässen Weltanschauung hervor, die blosse Naturmächte oder die Nation oder einen Führer verhimmelt. Die Inhalte des die Völker versklavenden Massenwahns, der, wie uns scheinen will, weniger darin besteht, dass jemand im Ernste den marktgängigen Torheiten anhinge als darin, dass jeder über der Gewohnheit, die führende Gesinnung zu zeigen, die Möglichkeit einer wirklichen vergisst, diese Inhalte enthüllt die Sprache für sich allein : „Ewige Heroen, ewige Völker" — zeitliche Ewigkeiten, contradictiones in adjecto ! H. weiss sehr wohl, dass kein Urteil zu falsch, keine Zwangsvorstellung zu abgeschmackt und subaltern ist, um nicht als Trost und Beruhigung für die entwürdigten Menschen gerade recht zu sein. Als ob die Ein- und Unterordnung unter das, was sich gerade als höchste Nation und Rasse aufspielt, die zeitgemässe Preisgabe der männlichen Selbständigkeit im Denken und Handeln, diese idealistische Hingabe, die sich missversteht, gleichbedeutend mit der richtigen Demut wäre ! Eine Welt, in der die gehorsame Masse als falsche Kollektivität zum Idol geworden ist, sollte sich daran erinnern, dass innerhalb der Völker die Geschichte ursprünglich immer von Einzelnen gegen die Trägheit des Bestehenden weitergetrieben wird. Bedingung des Fortschritts ist „die zeitweise oft tragische Loslösung des Individuums von seiner Gemeinschaft" (79) — also der Kampf innerhalb der nationalen Gruppe. Und wenn „die Mitarbeit des freien Menschen an der Gestaltung dieser Welt vom Nichtchristen, wenigstens dem europäischen, in der Regel überschätzt" wird (128), so erklärt dieser Katholik, dass der Christ dagegen nicht meinen solle, Geschichte werde allein von Gott oder dem Teufel gemacht, und der Mensch könne nichts Wesentliches ändern. Veränderung und Fortschritt sind weitgehend in die Hände des Menschen gelegt. Es gilt, gegen die schlechte Politik die gute durchzusetzen. Ohne ihn zu nennen, kennzeichnet H. den

totalitären Staat. Der Nebensinn des Politischen, der „leider die Vorherrschaft hat“ (56), ist „der Gebrauch und die Handhabung der Menschen als Mittel, auf Grund psychologischer Erkenntnis oder Einfühlung, zur Erreichung irgendeines Zweckes oder Zieles, auch eines unrechten oder ungerechten.“ Das ist gerade die Definition der modernen Massenbeherrschung. Die Substanz der wahren Politik zielt auf „die gerechte Ordnung unter den Menschen“.

Das Buch fordert zur Entscheidung über seinen Inhalt heraus, zu einem Verhalten, das dem Zeitgeist gegenüber religiösen Anschauungen aus dem Sinn gekommen ist. Mit Recht geisselt H. das vage Denken, das den Umstand, dass im Lauf der Geschichte einander widersprechende Lehren mit demselben Grad von Wahrhaftigkeit vertreten worden sind, mit der Existenz widersprechender Wahrheiten verwechselt (13-14). Über den gesellschaftlichen Grund für diese Laxheit verbreitet er sich nicht. Der Relativismus, der dem Bürgertum in seiner liberalistischen Phase eigen war, zeichnet es, trotz der unbedingten Redeweise und der Reglementierung des Denkens, auch in der totalitären aus. Die Religion, die seiner gesellschaftlichen Praxis einwohnt, ist je und je der vulgäre engstirnige Materialismus von Profit und Macht. Indem die entscheidenden Gruppen dazu nicht offen stehen konnten, haben sie sich der Wahrheit überhaupt entfremdet und die Idee mit dem klassischen Idealismus ins Reich einer „höheren“ Region verwiesen, mit dem Positivismus zur blossen Fiktion verflüchtigt und mit dem heroischen Realismus unserer Tage zum nackten Beherrschungsmittel degradiert. Wenn heute ein Demagoge aus Gründen äusserer Politik die Prinzipien und Taten seiner Auftraggeber von sich weist, sind seine Worte zuweilen von einem Augenzwinkern zu der verführten Masse begleitet, das man ja draussen nicht merken kann. Dieses Zwinkern, das besagt, dass nur die schlechten Absichten ehrlich sind, relativiert den bestimmten Inhalt seiner Worte und macht die dürre Wahrheit seiner Rede aus. Die sogenannte echte Kultur trägt schon dieses physiognomische Vorzeichen des völkischen Massenredners. Soweit die Religion in Frage steht, ist dieser Sachverhalt seit langem offenbar : Der Bürger glaubt leidenschaftlich an ihre Notwendigkeit, nicht so sehr an ihre Wahrheit. Bei H. jedoch, der von dieser Analyse freilich absieht, ist das Wort kein blosses Mittel zu einem anderen Zweck, den die Komplicen und schliesslich die Feinde erraten können, sondern es ist ihm wirklich damit ernst. Der humanistische Katholik ist frei von der Geistfremdheit des relativistischen Bürgertums.

Die geforderte Entscheidung über seine Denkart wird durch die innere Zufälligkeit ihrer beiden konstitutiven Züge erleichtert : des Humanismus und des katholischen Dogmas. Die Verkündi-

gung des unendlichen Wertes der Person, die Treue zum angeborenen Recht des Individuums (78), der Kampf gegen die Ideologien von Rasse, Nation und Führertum, diese Momente seines Denkens bilden Eigenschaften einer vor der anbrechenden Dunkelheit auf dem Rückzug befindlichen Gesinnung und Zivilisation und verbinden H. mit denen, die um eine bessere Zukunft der Menschheit kämpfen. Aus dem Komplex der katholischen Gedankenwelt kann diese humanistische Struktur in der Tat hervorgehoben werden, die H.sche Gesinnung findet in der grossen Tradition einen Halt.[1]) Die katholische Philosophie gleicht jedoch der von H. verworfenen idealistischen darin, dass aus ihren Thesen ohne Widerspruch, ja ohne Gewaltsamkeit jedes beliebige Verhalten zur bestehenden Gesellschaft, sei es ein kritisches oder apologetisches, ein reaktionäres oder rebellisches, schliesslich begründet werden kann. Mit den geschichtsphilosophischen Thesen von Gott als dem Herrn der Geschichte und dem Seelenheil als ihrem Ziel lassen sich Auffassungen verbinden, die der H.schen fortschrittlichen Kritik des Zeitgeistes unmittelbar zuwiderlaufen. Der bestimmte Zusammenhang der Dogmen mit den realen geschichtlichen Problemen ist in jenen selbst nicht eindeutig vorgezeichnet, sondern wird ebensosehr von den die kirchliche Politik je beherrschenden Interessen gestiftet. Gegen die Menschlichkeit, die in H.s Sprache durchklingt, zeugen die katholischen Prediger des Weltkriegs und ihre Nachfolger, die sich ebenso auf das Evangelium berufen wie der Verfasser des „Nachworts" (Th. Haecker, Ein Nachwort, Hellerau 1918). Auch gehören die grossen kulturellen Leistungen der katholischen Kirche, die Sozialpolitik des Mittelalters, die umspannende Vernünftigkeit der thomistischen Summen und die christliche Kunst nicht enger zum Begriff der Kirche als die blutige Geschichte ihres Grundbesitzes und die heilige Inquisition. Der Terror, den die Kirche

---

[1]) Ein neues Dokument des katholischen Humanismus der Gegenwart bildet das soeben erschienene Buch von Jacques Maritain, „Humanisme Intégral", Paris 1936 (vgl. Besprechungsteil). Maritain befasst sich darin unmittelbar mit der Anwendung dieser Denkart auf gesellschaftliche Probleme. „Ce nouvel humanisme, sans commune mesure avec l'humanisme bourgeois, et d'autant plus humain qu'il n'adore pas l'homme, mais respecte réellement et effectivement la dignité humaine et fait droit aux exigences intégrales de la personne, nous le concevons comme orienté vers une réalisation sociale-temporelle de cette attention évangélique à l'humain qui ne doit pas exister seulement dans l'ordre spirituel, mais s'incarner, et vers l'idéal d'une communauté fraternelle. Ce n'est pas au dynamisme ou à l'impérialisme de la race, de la classe ou de la nation qu'il demande aux hommes de se sacrifier, c'est à une meilleure vie pour leurs frères, et au bien concret de la communauté des personnes humaines; c'est à l'humble verité de l'amitié fraternelle à faire passer — au prix d'un effort constamment difficile, et de la pauvreté, — dans l'ordre du social et des structures de la vie commune ; c'est par là qu'un tel humanisme est capable de grandir l'homme dans la communion, et c'est par là qu'il ne saurait être qu'un humanisme héroïque." (S. 15.)

im Bund mit dem Adel zu verschiedenen Zeiten ihres Bestehens begünstigt hat, entbehrt völlig des rationalen Elements, das in manchen fortschrittlichen Bewegungen den Gebrauch blutiger Abschreckung gegen die Feinde einer vernünftigeren Gesellschaftsform motivierthat. Wenn aber die Offenbarung — sei es an sich selbst, sei es auf Grund intelligenter Interpretations- und Scheidungskünste — im geschichtlichen Kampf um bessere Zukunft oder Untergang der Menschheit so zweideutig ist, dann werden die, welchen es um eben diese geht, bei aller Achtung vor H.s Humanismus, Gleichmut gegenüber seiner dogmatischen Legende bewahren, aus der die H.sche Unabhängigkeit gegenüber den finsteren Tendenzen der Gegenwart nur ganz scheinbar hervorgeht.

Die von H. herangezogenen Lehren sind trotz ihres ehrwürdigen Alters nicht wahrer als andere Meinungen irgendeiner anderen Religion oder Sekte. Länge der Tradition und Stufe der Wahrheit stehen in keinem unmittelbaren Verhältnis. Gott der Herr soll sich des Teufels und des Menschen zu seinen ewigen Zwecken bedienen, kein Sperling ohne seinen Willen vom Dach fallen (84), geschweige denn ein Kopf unter dem Beil des Henkers; Engel, d. h. Geister ohne Leib, sollen die Welt erhalten helfen oder hindern, Mord und Totschlag sich forterben, bis Gott in der Unendlichkeit siegt und triumphiert : der ganze teils trostreiche, teils schaurige Mythos wird nicht vernünftiger durch H.s achtungheischende Wahrhaftigkeit. Solcher Glaube vermag der Wirklichkeit zwar einen Sinn, aber dem Sinn keine Wirklichkeit zu verleihen, er wird von der Geschichte desavouiert. Die schöne Prophezeiung, dass „wer gegen Ihn den Eckstein anrennt, früher oder später von ihm erschlagen werden wird“ (62), ist um keinen Grad vertrauenswürdiger als ihr eigener Gegensatz, dass auch der Gerechte — erschlagen wird. Es gibt eine alte chinesische Erzählung, die der christlichen Legende in diesem Punkt weit überlegen ist. In ihr wird das Schicksal einiger Fürsten berichtet, vier guter und zwei schlechter. Die schlechten, Tyrannen und Aussauger des Volks, führen ein reiches und frohes Leben bis zu ihrem Ende. Der Schrecken, den sie verbreiten, erstickt jeden Ungehorsam. Nach ihrem Tod sagt man ihnen wohl Übles nach, aber „von allen Verleumdungen wissen sie nichts mehr, von allen Beschimpfungen wissen sie nichts mehr. Sie unterscheiden sich in nichts von einem dürren Baumstumpf und einem Erdenkloss.“ Die guten, Freunde ihrer Untertanen, Diener des Landes, erleben Misserfolge und Hungersnot, Einfall der Feinde und Aufstand im Innern. Sie sterben in Elend und Verbannung. Nach ihrem Tod ernten sie jahrhundertlangen Ruhm, aber „von allen Ehrungen wissen sie nichts mehr. Sie unterscheiden sich in nichts von einem dürren Baumstumpf oder

Erdenkloss." (Vgl. Liä Dsi, Das wahre Buch vom quellenden Urgrund, hrsg. von R. Wilhelm, Jena 1911, S. 85-87.) Die Erzählung verzichtet auf die Nutzanwendung. H. unterlässt es zwar, in der Gegenwart Beweise für Gottes Triumph zu suchen, dieser „zielt auf die Ewigkeit, nicht auf die Zeit" (84); doch seien wenigstens „Zeichen" des göttlichen Erfolges in der Geschichte zu erkennen. Der bescheidene Anspruch auf die Glaubwürdigkeit dieser christlichen Geschichtsauffassung tritt bei solcher Zeichendeutung in seinem Gegensatz zum Ausmass sonstiger kirchlicher Ansprüche hervor. Die Meinung etwa, dass Napoleons Rückzug aus Russland mit seiner Exkommunikation in Verbindung stehe und unbeschadet aller sonstigen Erklärungen dieses militärischen Ereignisses als „die Konsequenz des Anathemas eines Papstes" zu interpretieren sei, fordert zur Überlegung heraus, ob andere Oberhäupter, die anstelle der Exkommunikation zugleich mit dem Fluch unglücklicher Völker sich den Segen eines Papstes verdienten, auch dem Ewigen genehmer seien. Selbst wenn sich der Sinn aller weltgeschichtlichen Ereignisse, der Krise, Kriege und Revolutionen wirklich nach ihrer Bedeutung für das Seelenheil bestimmte, wie H. meint, so bildete die Freundschaft der Kirche wahrlich eine schlechte Anweisung, wie dieser Masstab anzulegen sei. Die anständigen menschlichen Verhaltungsweisen, zu denen H.s Buch an manchen Stellen ermutigen mag, sind dem geschichtlich wirksamen Christentum jedenfalls nicht näher verwandt als der ärgsten Häresie. Mit dem Einwand, dass es nicht so sehr auf die Stellung zu den Menschen als zu Gott ankomme, mit diesem dem Gläubigen vielleicht naheliegenden Gedanken ist es nicht besser bestellt als mit den soeben bestrittenen Meinungen, zu denen er gehört.

Die der H.schen Geschichtsauffassung sachlich entgegengesetzte Ansicht, die einen überirdischen Sinn der Geschichte leugnet, ohne dabei wie der positivistische Pseudophilosoph das Verständnis „für die unzerreissbaren Zusammenhänge des Ganzen und aller Teile" (92) zu verlieren, wird von H. kaum in Betracht gezogen. Der „reinliche Atheist", sagt er, sei „eine durchaus aristokratische Erscheinung" (15), jedoch gehöre seine Überzeugung „natürlich" zu einer „Afterart von Theologie" (89). Nach dieser Behauptung, die H. mit dem von ihm sonst bekämpften Max Scheler gemeinsam ist, soll jeder Kampf gegen die von ihnen verkündigte religiöse Ansicht schon deshalb eitel sein, weil dann notwendig irgendein zeitliches Gut als höchstes an die Stelle Gottes gesetzt werde — Macht, Ruhm, Geld, Genuss. Trotz des Scharfsinns, den immer schon Theologen auf dieses Argument verwandten, trifft es zwar historisch auf den Bürger zu, der sich zur Religion wie zum Geist

überhaupt im Grunde gleichgültig verhält, auch auf den „modernen Tatmenschen“, diese Haecker besonders verhasste Spezies. Gegenüber dem seiner selbst bewussten Materialisten bleibt es jedenfalls eine leere Versicherung. Die jeweils gegen die Kirche erstrebten Zustände müssen noch lange nicht verdinglicht und verewigt werden. Vor dem Götzendienst bewahrt die Gemeinschaft mit den wirklichen Interessen der gefesselten Menschheit und die Schärfe des dialektischen Denkens gründlicher als der Gehorsam gegen die Kirche, mag dieser dem heute verbreiteten Gehorsam gegen sogenannte Führerpersönlichkeiten auch unendlich überlegen sein. Die Aftertheologie scheint uns weit eher in der Theologie selbst zu bestehen, insofern diese die Idee der höchsten Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit zum Herrn der Geschichte degradiert. Die unmögliche Leistung, diesen Widersinn dennoch glaubhaft zu machen, wird von der Theodizee erwartet, von der H. sagt, dass Gott sie nicht bloss zulässt, sondern will (85). Aber auch Leibniz hat sich damit bloss traurigen Ruhm erworben.

Es gibt die Möglichkeit, Geschichte zu begreifen, ohne den vergeblichen Versuch zu machen, sie durch blosse Interpretation in einen Heilsprozess zu verwandeln. Das Gute, das auf Grund der Theorie jeweils als möglich erscheint, Gerechtigkeit und Weisheit, sind nicht schon wirklich, solange sie noch ein Bild in den Köpfen der Menschen bleiben. Die, welche das Bild verwirklichen wollen, brauchen es keineswegs zum Gott zu machen, sie wissen vielmehr, dass auch dieses Gute, wenn es einmal verwirklicht ist, eine Geschichte hat und vergehen wird. Die endlichen Ziele, für welche die Kämpfer und Aufklärer aller Zeiten in den Tod gegangen sind, gleichen deshalb, weil sie nicht ewige sind, noch lange nicht dem Tod, wie H. es meint. Sie unterscheiden sich vom Tod gerade durch die kurze Spanne Glück, für welche die Kämpfer gestorben sind. Diese haben sich nicht vor der höheren religiösen Mathematik gebeugt, nach der in Beziehung auf die Unendlichkeit ein qualvolles und ein genussreiches Leben einander gleich und nichtig sind. Als gleich galten ihnen vielmehr die Objekte des herrschenden Unrechts. Sie haben sich selbst aufgegeben, damit andere leben sollten.

Im Gegensatz zu ihnen haben es der Materialist des bürgerlichen Alltags und der gläubige, selbst zum Martyrium bereite Katholik stets gemeinsam gehabt, dass ihr Handeln wesentlich auf das Wohl der eigenen Person bezogen war. Die Vorstellung der ewigen Seligkeit der frühen Christen wie auch der Masse der späteren unterscheidet sich zwar der Dauer, aber gar nicht so sehr dem Inhalt nach von den irdischen Zwecken der Weltkinder. Deshalb gehen beide Haltungen in denselben Personen zuweilen eine ausgezeichnete

Verbindung ein, und auch die Kirche überhaupt pflegt auf der Seite des grösseren Eigentums zu stehen. Der kindliche Glaube, den H. verbreitet, hat in der Weltgeschichte nicht selten den naiven Überbau einer unmenschlichen Wirklichkeit gebildet. Dabei gehört es zur Grösse und Weisheit des Katholizismus, den Gedanken der Ewigkeit nicht völlig zu verdünnen und von materiellen Wünschen abzulösen, wie es bei protestantischen Richtungen die Regel ist. Wenn jedoch die materialistische bürgerliche Praxis in gewisser Weise die Wahrheit der Theologie darstellt, so sind in der von H. abgelehnten materialistischen Theorie, die eben dieser Praxis den Spiegel vorhält, die theologischen Motive nicht einfach vergessen, sondern aufgehoben. Diese Kritik der Religion nimmt freilich die theologische Hypostasierung des abstrakten Menschen dadurch zurück, dass sie den Gottesbegriff aus bestimmten historischen Verhältnissen entwickelt. Sie versteht diese vom Glauben beseelte und geheiligte Abstraktion als ein Ergebnis der gesellschaftlichen Dynamik. Indem die Menschen, so lehrt sie, sich nicht mehr vornehmlich als Herren und Sklaven sondern als Freie gegenübertreten und das Leben des Ganzen sich vermittels des Tausches erneuert, setzen sie ihre Tätigkeiten, ihre Arbeitsprodukte, sich selbst einander gleich und gelangen so zu der Vorstellung des Menschen überhaupt, d. h. des Menschen ohne Zeit und Ort und ohne bestimmtes Schicksal, die im Gottesbegriff der Neuzeit vollzogen ist. Wirklich sind die zu dieser Form des gesellschaftlichen Lebens verbundenen, geschichtlich bestimmten Menschen, also die Subjekte jener Abstraktion, die das gesellschaftliche Sein nur ungenau, nämlich eben abstrakt reflektiert; wirklich ist nicht ihr hypostasierter, verewigter Inhalt. Nicht jede Gedankenstruktur, jeder Zusammenhang der Erkenntnis ist ein gesellschaftlich bedingter Schein, der Gottesbegriff der letzten Jahrhunderte, zu dem auch H.s Vorstellung gehört, erweist sich jedoch als gebunden an eine vergängliche Form des gesellschaftlichen Seins. Aber die hier angedeutete Theorie und alle darin eingeschlossenen psychologischen und sonstigen Hypothesen hindern nicht im geringsten daran, die christliche Ideologie als einen entscheidenden kulturellen Fortschritt gegenüber heidnischen Religionsformen zu betrachten, noch wird durch sie gar die Wahrheit und Tragweite der Gedanken, die sich mit dem Christentum verbunden haben, verkleinert und verhüllt. Im Gegenteil. Indem die Ideen der Auferstehung der Toten, des jüngsten Gerichts, des ewigen Lebens als dogmatische Setzungen negiert sind, wird das Bedürfnis der Menschen nach unendlicher Seligkeit ganz offenbar und tritt zu den schlechten irdischen Verhältnissen in Gegensatz.

Es trifft nicht zu, dass der theoretische Materialist, ähnlich

wie der bürgerliche, vergängliche Güter als absolute setzen muss Er weiss nur, dass der Wunsch nach Ewigkeit des Glücks, dieser religiöse Traum der Menschheit, unerfüllbar ist. Der Gedanke, dass die Gebete der Verfolgten in höchster Not, dass die Gebete der Unschuldigen, die ohne Aufklärung ihrer Sache sterben müssen, dass die letzten Hoffnungen auf eine übermenschliche Instanz kein Ziel erreichen und dass die Nacht, die kein menschliches Licht erhellt, auch von keinem göttlichen durchdrungen wird, ist ungeheuerlich. Die ewige Wahrheit hat ohne Gott ebensowenig einen Grund und Halt wie die unendliche Liebe, ja sie wird zum undenkbaren Begriff. Aber ist Ungeheuerlichkeit je ein stichhaltiges Argument gegen die Behauptung oder Leugnung eines Sachverhalts gewesen, enthält die Logik das Gesetz, dass ein Urteil falsch ist, wenn seine Konsequenz Verzweiflung wäre ? Der Irrtum, dass „diese kleine Erde ein vorher bestimmter Raum und in der Unzahl der Sterne ein auserlesener und privilegierter Stern ist“, dieser fromme Glaube, den H. wieder einmal durch Aussagen der „modernen Astronomen“ und „auf Grund von Erfahrungen“ erhärtet sieht (138), entspricht einer Sehnsucht, die auch Atheisten verstanden haben. Alle diese Wünsche nach Ewigkeit und vor allem nach dem Eintritt der universalen Gerechtigkeit und Güte sind dem materialistischen Denker mit dem religiösen, im Gegensatz zur Stumpfheit der positivistischen Haltung, gemeinsam. Wenn dieser aber bei dem Gedanken, der Wunsch sei ohnehin erfüllt, sich beruhigt, so ist jener von dem Gefühl der grenzenlosen Verlassenheit des Menschen durchdrungen, das die einzige wahre Antwort auf die unmögliche Hoffnung ist. Entgegen H.s Ansicht braucht er nicht in Wahnsinn zu verfallen, wenn auch eine metaphysische Trauer in den Schriften der grossen Materialisten zu spüren ist. Die Lust, um die es ja im materialistischen Denken wesentlich zu tun ist, trägt schon als Phänomen das Bewusstsein der Vergänglichkeit und die Bitterkeit des Endes an sich. Dieses Wissen gehört zu ihrem Wesen. Die Empörung über das sinnlos geschmälerte Leben der Mehrzahl aller Menschen, die Affinität von Hedonismus und geschichtlicher Parteinahme hat in der Erfahrung von der Unwiederbringlichkeit des Glücks ihren Ursprung.

Die Frage, warum ein Verhalten zur Welt, dem auch das Gute seinem Wesen nach mit einem Negativen behaftet erscheint, nicht in Verzweiflung umschlägt, dieses psychologische Problem, das H. a priori abtut, wird weniger durch die Analyse des Atheismus als durch den Nachweis zu lösen sein, dass die Fähigkeit zur Lust nicht an die egoistische Seelenverfassung der meisten Religiösen gebunden ist. Die psychologische Struktur, von der aus H., im Widerspruch zu bestimmten Seiten seines Werks, das Ausharren

in der materialistischen Theorie für unmöglich hält, bildet einen freilich verbreiteten Spezialfall, der, wie wir glauben, einmal aufhören wird, natürlich zu erscheinen. Wenn nicht nur der „Massenwahn und -wahnsinn" (118), durch den nach H.s wahrem Wort heute die Erfahrung des irreparablen Vergehens bei den Völkern übertönt und abgedichtet wird, sondern auch der Trost der Religion seine Kraft verliert, also mit dem Eintritt von Zuständen, die der Legenden entraten können, fiele gewiss nur der gesellschaftliche, nicht auch „der natürliche Grund der Schwermut, der Melancholie, die im Menschen ist", hinweg. Aber nicht nur dass dieser natürliche Grund, der Tod, unter Verhältnissen, in denen die Zwecke des Einzelnen — anders als in der Konkurrenzgesellschaft — im Ganzen aufgehoben wären, seinen Anblick veränderte, er vermöchte, der religiösen und nichtreligiösen Ideologien entkleidet, die Solidarität alles Lebendigen grenzenlos zu steigern. Der religiöse Glaube an die Neuerschaffung der Welt nach ihrem Untergang (22) geht in der Bekämpfung der Schwermut um eine Spanne zu weit.

On Theodor Haecker : Der Christ und die Geschichte.

If Haecker's book on History and the Attitude of the Christian be considered as an index, there seems to be a strong humanistic current in present day Catholicism. Haecker develops in his book the Christian belief that history manifests the will of God, and that all wars, upheavals and revolutions really occur for the salvation of the soul of the individual. He opposes the modern trend to deify nation and race, and presents the elevation of man from his fall, and his return to God, as the eternal goal of all that ever happens. Because Haecker insists upon the intrinsic value of each single man, because he refuses to accept the ruling totalitarian ideology of the day, even the non-Catholic can go a long way with him in his humanism.

Horkheimer, however, demonstrates that the connection between this kind of humanism and Catholicism is a very loose one. The deep understanding of human misery that is evident in Haecker's pages fits other convictions and persuasions just as well as it does a Catholic philosophy. Haecker's contention that to reject a sense and a meaning transcending the temporal world is to drive man to despair, does not invalidate the rejection of a supernatural significance. Despair is no argument against truth. Grief over the present is well justified ; nevertheless an attitude is possible which permits of a positive cooperation in the historical tasks of the day.

Remarques sur Theodor Haecker : Der Christ und die Geschichte.

Le livre de Haecker sur la philosophie chrétienne de l'histoire donne à Horkheimer l'occasion de présenter quelques remarques de principe au

sujet du courant humaniste dans le catholicisme contemporain. Haecker développe l'idée chrétienne que l'histoire est soumise à la volonté de Dieu, et que dans toutes les guerres, les crises et les révolutions, c'est en vérité le salut de l'âme individuelle qui est en jeu. Il s'oppose à la divinisation moderne du peuple et de la race, et montre dans le relèvement de l'homme après la chute et dans son retour à Dieu le but éternel du devenir. Dans cette affirmation de la valeur de chaque personne, dans la négation des idéologies totalitaires régnantes, s'exprime un humanisme que le philosophe non-catholique peut reconnaître et approuver.

Cependant, Horkheimer indique que le lien de cet humanisme et du catholicisme est — logiquement — très lâche. La compréhension de la misère humaine, qui apparaît dans le livre de Haecker, ne peut nullement confirmer la vision catholique du monde, elle s'adapte aussi bien à d'autres convictions. Certes, on comprend l'affirmation de Haecker que le refus de la transcendance doit mener l'homme au désespoir ; mais la négation d'une signification supranaturelle n'est pas ainsi réfutée : le désespoir n'est pas un argument contre la vérité. La tristesse légitime que nous inspire le présent, appelle, bien loin de l'exclure, la décision de travailler aux tâches que l'histoire nous assigne.

Keynes' Revision der liberalistischen Nationalökonomie.*

Von

Erich Baumann.

I.

Im Jahre 1869 erklärte John Stuart Mill, damals das allgemein anerkannte Haupt der liberalen Ökonomik, dass eine der grundlegenden und praktisch wichtigsten Lehren, die Lohnfondstheorie, die „bisher von allen oder den meisten Ökonomen (mich selbst inbegriffen) gelehrt wurde... einer wissenschaftlichen Grundlage entbehrt und weggeworfen werden muss."[1])

In mancher Hinsicht wiederholt sich heute diese Episode aus der Geschichte der Ökonomik. Wieder verkündet ein weithin bekannter volkswirtschaftlicher Theoretiker, John Maynard Keynes, dass er bisher Falsches gelehrt habe. Gewiss geniesst K. heute nicht die Autorität bei den Anhängern der liberalen Theorie wie John Stuart Mill in seinen Tagen; vielen gilt K. als Aussenseiter, aber in weiten Kreisen hat er den Ruf des bedeutendsten lebenden Vertreters der klassischen Schule. Während es sich bei Mill in der Glanzzeit des Liberalismus um den Widerruf eines einzigen, allerdings fundamentalen Lehrsatzes handelt, erklärt K. am Ende der liberalen Ära schlechthin den Bankrott der „klassischen" Wirtschaftstheorie.[2]) „Meine Kritik richtet sich gegen die mangelnde Adäquatheit der theoretischen Grundlagen der laissez-faire Doktrin, in der ich erzogen worden bin und die ich viele Jahre selbst gelehrt habe..." (339). Die orthodoxe Ökonomik habe mit grosser Sorgfalt ein System auf einer brüchigen Grundlage errichtet (V), und sei deshalb trotz all ihrer Klarheit und Folgerichtigkeit zu fehlerhaften Ergebnissen gelangt (371). Da die Voraussetzungen, von denen Ricardo und seine Anhänger ausgehen, auf die Wirklichkeit nicht zutreffen, ist die Anwendung ihrer Lehre in der

---

* John Maynard Keynes, The General Theory of Employment, Interest and Money. MacMillan and Co. London 1936. (VIII u. 403 S.; sh. 5/—)

[1]) Fortnightly Review, Mai 1869, wieder abgedruckt in „Dissertations and Discussions" Bd. IV, S. 47.

[2]) K. versteht, im bewussten Gegensatz zu dem üblichen Sprachgebrauch, unter klassischer Schule Ricardo und seine Nachfolger, z.B. J. S. Mill, Marshall, Edgeworth, Pigou (S. 3).

Praxis irreführend und schädlich („misleading and disastrous" S. 3).

Dass eine der wichtigsten Voraussetzungen der Ricardoschen Theorie unzulässig ist, habe bereits Malthus gesehen, aber er habe seine These nicht begründen und sich deshalb nicht durchsetzen können. So sei bis zur Gegenwart das Wissen von einem der Hauptprobleme des „great puzzle of Effective Demand" aus der „ökonomischen Literatur" verschwunden und „habe nur heimlich, unter der Oberfläche, in der Unterwelt von Karl Marx, Silvio Gesell oder Major Douglas weiterleben können" (32).

Für das 19. Jahrhundert gelte das Verdammungsurteil über die unrealistische Abstraktion Ricardos ebenso wie für heute. K. nennt den vollständigen Sieg der Ricardianischen Ökonomik „something of a curiosity and a mystery", erklärlich vor allem daraus, dass sie den Bedürfnissen der herrschenden gesellschaftlichen Mächte weit entgegenkam (33). Ihre offenbare Unfähigkeit, wissenschaftlich begründete Voraussagen zu machen, habe das Ansehen ihrer Anhänger im Laufe der Zeit zwar stark geschädigt, diese selbst aber nicht zu einer Nachprüfung ihrer dogmatischen Thesen bewegen können. Diese lehrten unbekümmert weiter Theorien, die keine andere Fundierung haben als geistige Verwirrung (328), die „das genaue Gegenteil der Wahrheit sind" (373). Folge man etwa ihrer Geld- und Preistheorie, dann sei man häufig in einem Dunst verloren, wo nichts klar und alles möglich ist (292). In der Frage der Währungsregulierung war „die Rolle der orthodoxen Ökonomen, deren gesunder Menschenverstand nicht ausreichte, ihre fehlerhaften Deduktionen zu korrigieren, verheerend bis zum letzten Akt" (349). Wenn einmal die Staatsmänner die selbstgeschaffenen Hindernisse einer gesunden Wirtschaftspolitik weggeräumt hatten, dann wurden sie von den liberalen Theoretikern belehrt, dass die Wiederherstellung dieser Hindernisse der notwendige erste Schritt für eine wirkliche Gesundung sei.

Häufig allerdings helfen sich die Anhänger der klassischen Schule dadurch aus den offenbaren Widersprüchen zwischen ihren Theorien und den Tatsachen, dass sie praktische Ratschläge geben, die bei ihnen theoretisch überhaupt nicht fundiert sind. „Aber sie haben daraus nicht die notwendigen Konsequenzen gezogen und die Grundlagen ihrer Theorie nicht überprüft."

An diesem fragwürdigen Zustand der liberalen Ökonomik wird durch die Einführung mathematischer Methoden nichts geändert. K., der selbst ein guter Mathematiker ist (er hat ein grosses Buch über Wahrscheinlichkeitstheorie geschrieben[1])), übt strenge Kritik

[1]) A Treatise on Probability. London 1931. (VI u. 466 S.)

an den, wie er sagt, „pseudomathematischen" Methoden : „Es ist ein grosser Fehler der symbolischen pseudomathematischen Methoden, ein System ökonomischer Analysen zu formalisieren, dass sie ausdrücklich eine strenge Unabhängigkeit zwischen den in Frage kommenden Faktoren voraussetzen und alle ihre zwingende Kraft und Autorität verlieren, wenn man diese Hypothese nicht gelten lässt. In der gewöhnlichen Diskussion, in der wir nicht blind Rechenmanipulationen vornehmen, sondern jederzeit wissen, was wir tun und was die Worte bedeuten, können wir die notwendigen Vorbehalte und Einschränkungen und die Berichtigungen, welche wir später zu machen haben werden, im Hintergrund unseres Bewusstseins gegenwärtig halten." Dieses Verfahren lässt sich aber auf partielle komplizierte Differentiale... nicht anwenden. Ein allzugrosser Teil der modernen „mathematischen" Ökonomik ist ein blosser Mischmasch, so unpräzis wie die ursprünglichen Annahmen, von denen er ausgeht und die den Autor die Übersicht über die Komplexheit und Interdependenz der wirklichen Welt in einen Irrgarten von anspruchsvollen und wertlosen Symbolen verlieren lassen." (297 f.)

Das Problem, an dem nach K. die klassische Theorie scheitert, ist ihre Unfähigkeit, das Paradox von Armut inmitten des Überflusses zu erklären. Sie steht hilflos gegenüber „dem entscheidenden Fehler des Wirtschaftssystems, in dem wir leben, seinem Versagen, für volle Beschäftigung zu sorgen und seiner willkürlichen und unbilligen Verteilung von Reichtum und Einkommen. K. versucht, in seinem Buch nachzuweisen, dass diese Ohnmacht durch einige fehlerhafte Voraussetzungen der klassischen Schule verschuldet sei. Dazu gehöre vor allem die Lehre, dass das Angebot seine eigene Nachfrage schaffe, eine These, „ohne die die gesamte klassische Theorie zusammenbräche" (19). Die Annahme, dass die Preissummen des Gesamtangebots und der Gesamtnachfrage sich decken, sei gerade das „Parallelenaxiom" des Liberalismus. „Gibt man es einmal zu, dann folgt alles übrige daraus — die sozialen Vorzüge von privater und nationaler Sparsamkeit, die traditionelle Haltung zum Zinsproblem, die klassische Theorie der Arbeitslosigkeit, die Quantitätstheorie des Geldes, die uneingeschränkten Vorzüge einer laissez-faire Politik im Aussenhandel und vieles andere..." (21).

Ausgehend von ihrem harmonistischen Axiom hat alle liberalistische Ökonomik bisher deduziert, dass „unfreiwillige" Arbeitslosigkeit nur vorübergehend, bei Umschichtungen von Arbeitskräften möglich sei. Auf die Dauer könne jeder Beschäftigung finden, sofern man nur die Löhne dem Mechanismus von Angebot und Nachfrage überlasse, der erst bei Vollbeschäftigung aller Arbeits-

willigen ins Gleichgewicht komme. Dauerarbeitslosigkeit, so haben die liberalen Theoretiker unermüdlich wiederholt, sei allein verschuldet durch die Unvernunft gewerkschaftlicher oder staatlicher Eingriffe in das freie Spiel der Kräfte. Die klassische Theorie kann geradezu definiert werden als „eine Theorie der Verteilung unter den Bedingungen der Vollbeschäftigung" (16). Dann aber ist sie unanwendbar auf die Probleme unserer Wirtschaftsordnung, für die unfreiwillige Arbeitslosigkeit mehr und mehr charakteristisch wird. Denn sie nimmt die Nichtexistenz des Hauptproblems, die Unterbeschäftigung aller „Produktionsfaktoren" ausdrücklich in ihre Voraussetzungen auf. „Die klassischen Theoretiker gleichen euklidischen Geometern in einer nicht-euklidischen Welt, welche bei der Entdeckung, dass in der Empirie gerade Linien, die anscheinend parallel laufen, sich oft schneiden, die Linien zurechtweisen, dass sie sich nicht gerade halten — als einzige Abhilfe für die Zusammenstösse, welche bedauerlicherweise vorkommen. In Wahrheit aber gibt es nur ein einziges Heilmittel, nämlich das Parallelenaxiom wegzuwerfen und eine nichteuklidische Geometrie auszuarbeiten." (16). In der ökonomischen Theorie muss heute etwas Analoges geschehen, und K.s Buch will es leisten. An die Stelle der „speziellen" Theorie, die von einem Gleichgewicht bei Vollbeschäftigung ausgeht, will K. die „allgemeine" Theorie setzen, nach der ein Equilibrium auch bei dauernder Unterbeschäftigung bestehen kann und die erst die wirklichen Determinanten der ökonomischen Phänomene unserer Wirtschaftsordnung begreifen lehrt.

Eine solche „Einsteinsche Leistung" auf dem Gebiet der Nationalökonomie ist nach K.'s Meinung nicht nur aus wissenschaftlichen sondern auch aus rein praktischen Gründen überfällig. Wie lange soll ein Wirtschaftssystem noch aufrechterhalten werden können, dessen richtiges Funktionieren davon abhängt, dass mehr Gold gefördert wird, dass Erdbeben oder Kriege zusätzliche Arbeitsmöglichkeiten schaffen, und dessen Absurdität K. folgendermassen glossiert : „Wenn das Schatzamt sich entschliessen wollte, alte Flaschen mit Banknoten zu füllen, sie in entsprechender Tiefe in stillgelegten Kohlenbergwerken zu vergraben, die dann bis zur Erdoberfläche mit städtischen Abfällen aufgefüllt würden, und es dann privaten Unternehmern überliesse, nach den wohlbewährten Grundsätzen des laissez-faire die Noten wieder auszugraben (wobei das Recht dazu natürlich durch den Abschluss von Pachtverträgen für das notentragende Territorium erworben werden müsste), — dann brauchte es keine Arbeitslosigkeit mehr zu geben. Obendrein würde als Folge der Rückwirkungen das Realeinkommen und der Kapitalreichtum dieses Gemeinwesens wahrscheinlich um ein

gutes Stück grösser werden, als sie vorher waren. Es wäre gewiss vernünftiger, Häuser oder andere Gebrauchsgüter zu bauen; aber wenn einem solchen Projekt politische und praktische Schwierigkeiten im Wege stehen, dann wäre das Banknotenbergwerk immer noch besser, als gar nichts zu tun." (129). Die Welt wird den „öffentlichen Skandal" der sinnlosen Verschwendung ihrer Reichtümer und die mit der liberalistischen Wirtschaftspolitik notwendig verbundene erzwungene Massenarbeitslosigkeit nicht mehr lange auf sich nehmen. Eine richtige Theorie, so meint K., kann aber Methoden zur Heilung der Krankheit zeigen, welche die Vorzüge des bisherigen Systems, „efficiency and freedom" (381), beibehalten.

II.

Die sogenannte „moderne" Nationalökonomie beschäftigt sich, im Gegensatz zur klassischen Theorie, nicht mehr mit den natürlichen, den produktionstechnischen und den sozialen Grundlagen des Marktprozesses, sondern nimmt deren Veränderungen als unableitbare „Daten" hin. Als Untersuchungsobjekt der „reinen" Theorie bleiben gewisse formale Regeln des Tausches übrig, nach denen ebenso der Einzelne wie eine Vielzahl von Tauschenden unter gegebenen Bedingungen zu gegebenen Zwecken über gegebene knappe Mittel verfügt. Es wird dann gezeigt, dass bei diesen Dispositionen der Wirtschaftssubjekte die Güterquantitäten immer so lange verschoben werden, bis ein Gleichgewicht in jeweils optimaler Lage erreicht ist, bis also — das sind die objektiven Kriterien dafür im freien Marktsystem — alle „Produktionsfaktoren" beschäftigt sind, Kosten und Preise übereinstimmen etc. So charakterisiert, kennt die Wirtschaft keinerlei Entwicklung, sondern Bewegung nur in dem ganz spezifischen Sinne der Anpassung an Störungen „von aussen". Die Theorie gibt also keine Entwicklungsprognosen (sie erlaubt auch nicht, den Verlauf in der Vergangenheit anders als deskriptiv darzustellen), sondern bestimmt die Richtung der jeweils durch Variationen ausgelösten Tendenzen, die Eigenart des neuen Gleichgewichtszustandes, und sie kann auch die dazwischenliegenden Anpassungsbewegungen verfolgen, vorausgesetzt, dass sie sich mit der genügenden Langsamkeit kontinuierlich durch die Zeit vollziehen.[1]) Im übrigen schaffen diese Variationen in der Realität immer neue „Fälle", die zusammen mit der Unzahl begrifflich möglicher Konstellationen den Vorwurf für eine umfangreiche Kasuistik abgeben. Sie unterscheidet sich von

---

[1]) Vgl. J. R. Hicks, Wages and Interest: The dynamic problem. The Economic Journal, Sept. 1935.

der klassischen Lehre durch die ganz prinzipielle Absperrung gegen die Behandlung alles dessen, was die Wirtschaft als einen historischen Sozialprozess kennzeichnet.

Diese Abschliessung der ökonomischen Theorie gegen die Wirklichkeit zu überwinden, ist eine der Aufgaben, die sich K. in seinem neuen Buch stellt. Bei seinem Versuch, eine allgemeine und realistische Theorie aufzubauen, bezieht er von vornherein die monetären Phänomene mit ein, sodass die Annahme des Naturaltausches wegfällt, die den meisten statischen Gleichgewichtskonstruktionen zugrundeliegt.[1] Denn erst mit der Einbeziehung des Geldes in das theoretische System lassen sich nach K. die dynamischen Wandlungen erfassen, die bisher nur als Deviationen behandelt worden sind (VII). Zugleich entfernt sich K. von der „reinen" Theorie, indem er zahlreiche psychologische und institutionelle Gegebenheiten mit in sein System hereinnimmt, sie aber nicht nur hypothetisch setzt, sondern als Faktoren behandelt, die die wirtschaftliche Entwicklung und ihre Gesetzmässigkeit wirklich mitbestimmen. Die Orientierung an der Realität kommt dann noch einmal in der systematischen Anwendung der gewonnenen Ergebnisse auf die wirtschaftspolitische Praxis zum Ausdruck.

Was kann geschehen, um eine durchschnittliche Vollbeschäftigung der „Produktionsfaktoren" Kapital und Arbeit zu erreichen? Das klassische Mittel der Lohnsenkung ist nach K. — ausser in autoritären Staaten — ungeeignet. Denn nur soweit eine Lohnsenkung zur Verringerung der Zinssätze führe, und vor allem nur dann, wenn sie wirklich mit einem Schlage durchgeführt und abgeschlossen würde, könnte sie zur Vermehrung der Beschäftigung beitragen. In den praktisch entscheidenden Fällen dagegen wird nach K. eine Preissenkung folgen, so dass Reallohn, Profite und daher auch Beschäftigung sich nicht ändern. Wenn also Bewegungen der Nominallöhne keine genügende Gewähr für den Ausgleich am Arbeitsmarkt geben — wovon überhaupt hängen dann Höhe der Beschäftigung und Volumen der Produktion ab ?

Der Bestimmungsgrund für den Umfang der Produktion ist nach K. die „effektive Nachfrage", die sich aus Verbrauchsnachfrage und Investitionsnachfrage zusammensetzt. Die erstere wächst mit steigender Beschäftigung und steigenden Realeinkommen, aber sie wächst nicht entsprechend : nach einem fundamentalen, psycholo-

---

[1]) Vgl. u. a. J. R. Hicks, Gleichgewicht und Konjunktur. Zeitschrift für Nationalökonomie, Jahrg. 1933, besonders S. 446 ff. ; ebenso F. von Hayek, Geldtheorie und Konjunkturtheorie. Wien 1929, S. 10 ff. ; J. G. Koopmans, Zum Problem des neutralen Geldes, besonders S. 229, in : Beiträge zur Geldtheorie, hrsg. von F. v. Hayek, Wien 1933.

gisch begründeten Gesetz geht die Konsumquote des Einkommens mit Vergrösserung des Wohlstandes zurück; in K.s Terminologie : die Konsumneigung (propensity to consume) bleibt relativ konstant (96). Die effektive Nachfrage wird dadurch nicht berührt, der Umfang der Gesamtproduktion nicht verringert, wenn nur Neu-Investitionen genau in dem Ausmass erfolgen, in dem auf den unmittelbaren Verbrauch verzichtet wird. Aber dass diese Bedingung erfüllt wird, das kann nach K. in einer Wirtschaftsordnung, in der die finanzielle Vorsorge für die Zukunft (Sparen) von der psychischen Vorsorge (Investieren) getrennt ist, nur Zufall oder Ergebnis der bewussten Politik einer zentralen Instanz sein (28). Investitionen werden nur vorgenommen, wenn die „marginal efficiency of capital", d. h. die Profite, welche die Unternehmer von neuen Anlagen erwarten, gerade noch etwas grösser sind als der herrschende (langfristige) Zinssatz. Die Frage ist also, ob Sparentschlüsse die Profiterwartungen und den Zins so beeinflussen, dass mehr Investitionen erfolgen ; denn von diesen hängt bei gegebener „Konsumneigung" der Umfang der Gesamtbeschäftigung ab.

Jede Produktion dient, so versichert uns K., dem Konsum, die einen Industrien dem laufenden, die anderen — die Produktionsmittelindustrien — dem zukünftigen Konsum. Durch einen individuellen Sparakt werden zunächst nur die Konsumindustrien (und die direkt an sie liefernden Zweige) betroffen. Da es aber keineswegs ausgemacht ist, wann der Sparer, der heute seinen Verbrauch kürzt, ihn wieder ausdehnen wird, und Produktionsmittel ganz generell nur nachgefragt werden, wenn eine Erhöhung des Verbrauchs in Zukunft zu erwarten steht, ist es nach K. gar nicht einzusehen, dass den Verlusten und Einschränkungen im Bereich der Konsumindustrien erhöhte Preis- und Profiterwartungen und daher Mehrbeschäftigung in der Investitionssphäre gegenüberstehen sollten (211). Ist bereits für eine weite Zukunft vorgesorgt, der Produktionsapparat also schon relativ gross, so werden die Unternehmer bei weiteren Kapitalanlagen nach K. auf jeden Fall mit sinkenden Preisen und Gewinnen zu rechnen haben (105). Je reicher daher die Gesellschaft, desto grösser die Marge zwischen Einkommen und Verbrauch, aber desto spärlicher bei sinkender „marginal efficiency of capital" die Möglichkeiten profitabler Kapitalanlage : mit dem Verbrauch geht dann auch die Investitionsnachfrage (ceteris paribus) zurück.

Dieser „Widerspruch" würde sich lösen, wenn mit den sinkenden Profiterwartungen zugleich der Zinssatz herunterginge. Nach der herrschenden Theorie müsste das in der Tat der Fall sein. Sie würde den Sparprozess in grundsätzlich anderer Art als K. wie folgt beschreiben : steigt die gesellschaftliche Spar-Rate, also die

Menge des durch Konsumverzicht für Investitionen freigewordenen Geldkapitals, so sinkt ceteris paribus der Zinssatz ; sein niedrigerer Stand ermöglicht es nun und führt dazu, dass Produktionen mit höherer „organischer Zusammensetzung" des Kapitals und daher niedrigerer Profitrate aufgenommen werden, welche beim bisherigen Zinsstand nicht rentabel waren. Indem er die Art und die Menge der Investitionen bestimmt, setzt also der Zins die Nachfrage nach Sparmitteln mit dem Angebot in Einklang. Nach K. jedoch ist die gesellschaftliche Spar-Rate nicht die Determinante des Systems, sondern vielmehr das Ergebnis des ganzen Prozesses. Die von der klassischen und der modernen Theorie vorgetragene Lehre ist nach ihm falsch (165 ff.). Der Zins habe unmittelbar nichts mit Kapitalbildung (Konsumverzicht) zu tun, regle also auch nicht das Angebot und die Nachfrage nach Geldkapital, sondern sei ein rein monetäres Phänomen : die Belohnung für das Nicht-Horten von Rücklagen, die der Sparer ja ebensogut in bar halten wie ausleihen kann. Nur wenn er das letztere tut — also noch nicht für den Konsumverzicht — bekommt er Zins, der jeweils das Streben nach Barliquidität („liquidity preference") mit der vorhandenen Geldmenge in Einklang bringt. M. a. W. : der Zins ist der Masstab für die Unwilligkeit der Geldbesitzer, die Kontrolle über ihre liquiden Mittel aufzugeben. Das Sparen aber, d. h. die Beschränkung des laufenden Konsums, hat keinen Einfluss auf ihn, da es weder die Liquiditätsvorliebe noch die Geldmenge verändert ; die erstere entspringt vor allem dem Sicherheitsbedürfnis und wechselt mit ihm, die letztere, die Geldmenge, wird von den Banken bezw. der Zentralbank reguliert.

Die Grundstruktur der K.schen Theorie lässt sich schematisch etwa folgendermassen darstellen : Als fundamentale unabhängige Variable gelten eine Reihe objektiver und subjektiver Faktoren. Zu den ersteren zählen die Ausstattung mit Kapitalgütern, der Reallohn und die vorhandene Geldmenge. Die subjektiven oder psychologischen Faktoren sind „the psychological propensity to consume, the psychological attitude to liquidity and the psychological expectation of future yield from capital-assets" (247). Diese fundamentalen Kräfte wirken auf die „Determinanten" des Produktionsprozesses : die tatsächliche Konsumneigung, die Skala der Grenzwirksamkeit des Kapitals und die verschiedenen Raten für langfristige Darlehen. Determiniert aber sind gerade die Vorgänge, welche man bisher meist für unabhängige Variable hielt : Sparen und Investieren. Die Aufgabe, ein optimales Gesamteinkommen oder, was nach K. nahezu dasselbe ist, optimale Beschäftigung zu erreichen, ist nur lösbar, wenn richtig erkannt wird, welches die Determinanten sind und wenn sie, sofern

eine Regulierung überhaupt möglich ist, planmässig durch eine zentrale Autorität manipuliert werden. Vorausweisend seien die von K. empfohlenen Angriffspunkte der Regulierungspolitik genannt : Geldmenge, Besteuerung (Einkommensumschichtung) und Investitionskontrolle.

K. nimmt die subjektiven Faktoren, also besonders die „Konsumneigung“ und die „Liquiditätsvorliebe“, für seine Untersuchung als gegeben und konstant an. Er zeigt dann, dass mit steigender Beschäftigung und wachsendem Realeinkommen die Konsumquote des Einkommens sinkt. Aber gleichzeitig wird in den entwickelten Industrieländern der Investitionsanreiz schwächer, weil bei sinkenden Profiterwartungen der langfristige Zinssatz starr bleibt (sofern die Zentralbank nicht eingreift). Die Einkommensteile, die nicht verbraucht werden, finden daher keine Anlage. Die effektive Nachfrage geht zurück und mit ihr Produktion und Beschäftigung. Diese Rückbildung hält nach K. an, bis die Arbeitslosigkeit so gross, die potentiell reiche Wirtschaft so arm geworden ist, dass die Überschüsse der Einkommen über den Verbrauch auf den Stand reduziert werden, der dem geringen Investitionsanreiz entspricht. Die Behauptung von K., dass die Ersparnisse nie grösser sein können als die Investitionen (61 ff.), ist jetzt verständlich : versuchen die einzelnen Individuen mehr zurückzulegen, als unter gegebenen Bedingungen investiert werden kann, dann werden diesen Ersparnissen Verluste von Unternehmungen gegenüberstehen, die keinen Absatz finden und daher einschränken müssen ; das positive Sparen hier wird durch negatives Sparen (Kapitalverzehr) dort gesamtwirtschaftlich annulliert.[1]) Im Ergebnis tendiert auch nach K. die Wirtschaft einem Gleichgewicht (oder Quasigleichgewicht) zu. Aber dieses liegt nicht bei dem Optimum, das die natürliche Knappheit der Güter jeweils zulässt, wie die herrschende Lehre behauptet. Nach K. könnten die grossen Industrieländer an Kapital und Konsumgütern so reich sein, wie sie nur wollten ; aber der Mangel an effektiver Nachfrage, der im Sparprozess unter seinen Annahmen eintritt, bewirkt, dass die Wirtschaft, solange sie sich selbst überlassen bleibt, nicht nur immer hinter diesem Optimum zurückbleibt, sondern sich von ihm umso weiter entfernt, je reicher sie potentiell ist.

An dieser Stelle sind drei Ergänzungen einzufügen, die K.s

---

[1]) Im „Treatise on Money“ (1930) hatte Keynes den Konjunkturverlauf auf Diskrepanzen zwischen saving und investment zurückgeführt. Wenn er jetzt eine notwendige Äquivalenz zwischen diesen beiden Grössen behauptet, so ist der Unterschied gegenüber der früheren Darstellung doch nicht so gross, wie es auf den ersten Blick scheint ; verändert sind vor allem einige Definitionen (bes. die des Unternehmereinkommens).

Theorie erst richtig verständlich machen. Der erste Hinweis betrifft die Voraussetzungen, unter denen die behauptete Senkung der „marginal efficiency of capital" eintritt. Im 19. Jahrhundert haben nach K. das Wachstum der Bevölkerung, das rasche Tempo technischer Fortschritte, die Erschliessung neuer Länder und die Häufigkeit von Kriegen dem Kapital immer wieder von neuem reiche Profitchancen eröffnet und zugleich einen Zinssatz gestattet, der dem Sparer genügend Anreiz zur Festlegung seiner Mittel gab (307 f.). Diese Möglichkeiten und Bedingungen der Profitsteigerung sind heute nach seiner Meinung offenbar nicht mehr — oder nicht mehr im selben Masse — gegeben ; er verliert darüber nicht viel Worte, sondern begnügt sich mit einem kurzen Hinweis.

Eine zweite Ergänzung bezieht sich auf die Konjunkturbewegung und -theorie in K.s System. Das Beschäftigungsniveau, zu dem die Wirtschaft hintendiert, wird in der Hochkonjunktur überschritten (ohne jedoch das Optimum zu erreichen), in Krise und Depression unterschritten, sodass sich nach K. im Durchschnitt des Zyklus jene für die heutige Wirtschaftsordnung normale Lage ergibt, die zwar nicht verzweifelt, aber auch nicht zufriedenstellend ist (250). Das Auf und Ab der Konjunktur führt er auf die Schwankungen der Profiterwartungen (relativ zum Zinssatz) zurück. In der aufsteigenden Konjunktur antizipieren die Unternehmer grosse Gewinne und leiten in übertriebenem Optimismus einen kumulativen Prozess immer neuer Investitionen ein. Die Krise tritt ein, wenn „plötzlich Zweifel an der Angemessenheit der bisherigen Gewinnerwartungen entstehen" (317), möglicherweise — aber nicht notwendig — verursacht durch ein beginnendes Absinken der tatsächlich erzielten Profite. Die „marginal efficiency of capital" bricht in nunmehr übertriebenem Pessimismus mit einem Schlage zusammen, und da die Vertrauenserschütterung die Liquiditätsvorliebe in die Höhe treibt, klaffen Gewinnerwartungen und Marktzins weiter denn je auseinander, zumal da die Politik der Zentralbank die Lage noch verschlimmert. Es setzt ein kumulativer Prozess nach unten ein, der im System des laissez-faire erst durch die Zeit überwunden wird : schliesslich müssen die Produktionsmittel, die nur eine bestimmte Lebensdauer haben, ersetzt werden.

In all den Prozessen, von denen bisher die Rede war, spielt die Zentralbank in K.s Darstellung eine ganz beherrschende Rolle. Diese muss hier — und das ist die dritte, wichtigste Ergänzung, die zugleich zur Theorie der Wirtschaftspolitik überleitet, — noch klargestellt werden. Das Hauptübel, das die Wirtschaft hinter dem Optimum zurückbleiben lässt oder von ihm wegtreibt, ist K.s Analyse zufolge die relative Starrheit des Zinssatzes. Die

Neigung zu horten, der eine Bestimmungsgrund der Zinshöhe, ändert sich nach ihm trendmässig nur langsam; entscheidend ist also die Geldmenge, d. h. aber die Politik der Zentralbank. Solange nur die Profite um ein paar wenige Prozente über Null stehen, kann im Prinzip eine kontinuierliche Geldvermehrung alle die Schwierigkeiten beseitigen, auf welche die „poverty amidst plenty" zurückgeht. Freilich könnte ein solches Vorgehen, auch nach K., das „Vertrauen" erschüttern und daher die Liquiditätsvorliebe in die Höhe treiben. Jedoch muss das nicht sein, und es ist daher ganz folgerichtig, dass er für die Zukunft eine Politik immer weiterer Zinsverbilligung und ihre dauernde Fortsetzung auch im boom befürwortet, bis infolge erhöhter Rentabilität bei steigenden Preisen und sinkenden Zinskosten jede Fabrik ausgenutzt, jeder „unfreiwillig" Arbeitslose von der Strasse verschwunden ist, bis also ein Ausnutzungsgrad der Wirtschaft erreicht wird, wie er bisher wohl nur im Weltkrieg existierte. Selbstverständlich bedürfte eine solche Politik, die an den binnenwirtschaftlichen Bedürfnissen orientiert ist, des Schutzes gegen Störungen vom Ausland her; die Goldwährung alten Stils und das System freier internationaler Kapitalwanderungen sind daher nach K. endgültig aufzugeben.

Die Macht der Zentralbank ist prinzipiell erst dann zu Ende, wenn sich die Gewinnsätze bezw. die Gewinnerwartungen stark dem Nullpunkt nähern. Denn unter ein bestimmtes konventionell-soziologisches Minimum von „etwa 2 oder 2 1/2 %" kann auch die Zentralbank nach K. den langfristigen Zinssatz nicht herunterdrücken. „John Bull can stand many things, but he cannot stand 2 per cent." Wohl aber können die Profite unter diesem Minimum liegen; sie stehen in der Krise bei Null oder sind sogar negativ, so dass dann eine rein monetäre Politik aussichtslos wird. Sie reicht ebensowenig zu, wenn das wirtschaftspolitische Ziel darin besteht, die Zinsbremse der Produktion überhaupt zu beseitigen.

Die beschäftigungspolitischen Massnahmen, die zunächst in der Depression das Eingreifen der Zentralbank ergänzen müssten, könnten — wie aus K.s theoretischer Analyse unmittelbar folgt — eine Einschränkung des Sparens zugunsten des Verbrauchs oder die direkte Erschliessung neuer Investitionen bezwecken, auch wenn diese beim herrschenden Zinssatz „unwirtschaftlich" sind. Der Unterkonsum in der Krise lässt sich nach ihm durch Arbeitslosenunterstützung aus Anleihen in seiner kumulativen Wirkung beschränken, und es wäre auch möglich, durch eine Reform des Steuersystems zugunsten der ärmeren Schichten die Neigung zum „oversaving" zu mindern. Da jedoch diese Verbrauchshebung in der bestehenden Ordnung nur begrenzt durchführbar ist, will K. gleichzeitig, oder sogar in erster Linie, Investitionen durch öffent-

liche Arbeiten grossen Stils gefördert sehen. Von einer zentralen Stelle geleitet, könnte nach seiner Meinung diese staatliche Investitionspolitik solange betrieben werden, bis der Überfluss an Gütern, der in den entwickelten Industrieländern infolge dauernder Vollausnutzung der Wirtschaft schon innerhalb einer Generation einträte, die Profiteinkommen bis auf individuelle Risikoprämien und Differentialprofite wegschwemmt. Das Privateigentum an den Produktionsmitteln bliebe erhalten ; die freie Initiative — beschränkt nur durch die staatliche Regulierung der Investitionen — könnte sich dann erst richtig entfalten, weil die Zinsbremse der Produktion beseitigt und die künstliche Kapitalverknappung aufgehoben wäre, die heute durch die „liquidity preference" der Rentner herbeigeführt wird (220 f., 375 f.). Die Sylvio Gesellsche Utopie wäre, wenngleich mit anderen Mitteln, verwirklicht. „I think" — sagt K. — „that the future will learn more from the spirit of Gesell than from that of Marx" (355).

III.

In einer Besprechung des K.schen Buches schreibt Hicks, dass die Methode der Antizipationen, die in der „General Theory" in umfassender Weise angewendet ist, eine revolutionäre Neuerung darstelle, die der „modernen" Theorie den Zugang zur Bewältigung dynamischer Probleme eröffne.[1]) Es ist richtig, dass heute, unter den Bedingungen beschränkter Konkurrenz, bei der Vornahme von Investitionen die Einschätzung künftig möglicher Preisänderungen, die Risikoberechnung, das Vertrauen in die Zukunft usw. eine grosse Rolle spielen. Unterstellt man aber für einen Augenblick völlig freie Konkurrenz mit all dem, was diese Annahme beinhaltet, so könnte man das Moment der Antizipation völlig vernachlässigen : den einzigen Anhaltspunkt für die Entscheidungen der Unternehmer bilden hier die laufenden Profite, welche die Erwartungen — wenn man sie schon einführen will — restlos determinieren. Erst die Existenz von Grossbetrieben, von Anlagen mit hohem Bestand an fixem Kapital und langer Lebensdauer sowie die damit sofort verbundene Beschränkung der Konkurrenz schaffen Spielräume für Antizipationen und Risikoerwägungen, die nicht mehr ausschliesslich an den gegebenen „Preissignalen" orientiert sind. Jedoch kann der Hinweis auf die Antizipation realer Prozesse die Ableitung der „expectations" selbst a u s diesen Prozessen nicht ersetzen. Wird diese Forderung nicht erfüllt,

---

[1]) J. R. Hicks, Mr. Keynes' Theory of Employment. The Economic Journal, June 1936, S. 240.

so wird man leicht alles beweisen können und daher nichts bewiesen haben; und es liegt andererseits ständig nahe, dass dann Motive und Reaktionsweisen generalisiert werden, obwohl sie nur einer speziellen objektiven Situation angemessen sind und ihr entspringen. K. ist diesen Gefahren nicht entgangen.

Die Prognose, die K. stellt, beruht auf der Behauptung, und seine Theorie besteht in ihr, dass der Zins die Senkung der „marginal efficiency of capital" nicht mitmacht. Es liegt von vornherein nahe einzuwenden — und so wurde auch eingewandt[1] —, dass diese Konstruktion in der Luft schwebt, solange nicht plausibel gemacht ist, warum jene dynamischen Elemente (oder auch nur die wichtigsten von ihnen), die im 19. Jahrhundert die Profitsätze immer wieder erhöhten, nicht weiter wirksam sein können. K. versucht gar nicht, eine Begründung dafür zu geben; sie liesse sich auch schwer finden. Indem er aber die dynamischen Faktoren aus seiner Untersuchung ausschaltet und alle seine Sätze unter solcher Voraussetzung ableitet, verfährt er im Grunde ganz wie die statische Theorie, die ihre Gleichgewichtsprozesse unter der Klausel beschreibt, dass sich sonst nichts ändert, — ein Verfahren, das bei der Behandlung von long-run Vorgängen am allerwenigsten angemessen ist.

Ein trendmässiges Sinken der Profite könnte zunächst nur bewirken, dass sich das Tempo der kapitalistischen Entwicklung verlangsamt und diese schliesslich stagniert. Ein Schrumpfungsprozess mit dauernder Arbeitslosigkeit ergibt sich erst aus der weiteren Annahme, dass der Zins starr auf einem Niveau bleibt, das den Profiten gegenüber überhöht ist. Der tragende Begriff der K.schen Zinstheorie, die „liquidity preference", dient dazu, eine solche Starrheit des Zinssatzes zu begründen und diesen prinzipiell vom Profit abzuscheiden und ihm entgegenzuschalten. Jedoch kann die Liquiditätsvorliebe, in die bei K. die Einschätzung der Zukunft mit eingeht, kaum den geeigneten Ausgangs- oder Angelpunkt einer allgemeinen Zinslehre bilden. Die Neigung zum Horten ist eine Krisenerscheinung, die am Ende der Hochkonjunktur auftritt und bis in die Depression wirksam bleibt. Bei den schlechten Marktperspektiven, die für den Einzelnen objektiv gegeben, sind, knüpfen sich in dieser Zeit (je nach der Schwere der Krise verschieden lang) an alle Investitionen Verlusterwartungen, so dass die Vergrösserung der „Kasse" die einzig rationelle Anlage bildet, die das Profitmotiv finden kann. Das Streben nach Bar-

---

[1]) A. C. Pigou, Mr. J. M. Keynes' General Theory of Employment, Interest and Money. Economica, May 1936.

liquidität ist also bewirkt durch konjunkturelle Vorgänge, die selbst zu erklären sind. An dieser Forderung ändert sich nichts, wenn ausdrücklich zugegeben wird, dass schon der Ausfall von Nachfrage beim Ausbruch der Krise eine monetäre Erscheinung darstellt, die Hortungsvorgänge voraussetzt. Die Frage wird damit nur etwas zurückgeschoben. Denn dieses monetäre Phänomen hat seinerseits nun aussermonetäre Ursachen, auf die zurückzugehen ist.[1]) Nur ihrer Wirksamkeit ist es zuzuschreiben, dass der Drang nach Kapitalverwertung, der nicht nur den Aufschwung trägt, sondern den kapitalistischen Mechanismus überhaupt in Gang hält, am Ende der Hochkonjunktur auf die Linie der „liquidity preference" abgedrängt wird. Losgelöst von dieser Sondersituation gibt es kein „normales" Bedürfnis nach Barvorräten, es sei denn, man denke an die Betriebsfonds der Unternehmungen und der Konsumwirtschaften oder an die sich ansammelnden Akkumulationsfonds, die direkt zur Investition bestimmt sind. Aber gerade von solchen Fonds gilt am allerwenigsten, was K.s Zinstheorie impliziert : dass nämlich die Geldbestände ceteris paribus zugunsten von Ausleihungen abnehmen, wenn der Zinssatz und damit die Kosten der Hortung steigen, und umgekehrt. Es handelt sich hier um längst bekannte Zusammenhänge : „Auf Grundlage der kapitalistischen Produktion ist die Schatzbildung als solche nie Zweck, sondern Resultat entweder einer Stockung der Zirkulation... oder der durch den Umschlag bedingten Anhäufungen, oder endlich : der Schatz ist nur Bildung von Geldkapital, einstweilen in latenter Form, bestimmt, als produktives Kapital zu fungieren."[2])

Die Setzung der „liquidity preference" durch K. bedeutet daher nichts anderes, als dass er in seine Voraussetzungen bereits aufgenommen hat, was zu beweisen wäre. Wenn unterstellt oder mit Hilfe des formalen Schemas des Gesetzes der abnehmenden Erträge abgeleitet ist, dass die Profite dauernd sinken müssen, so lässt sich gewiss unter weiterer Berufung auf eine gegebene Neigung zum Horten — das heisst bei K. : auf einen gegebenen Zinsstand — eine kumulative Bewegung nach unten folgern. Diese psychologische Hilfsannahme, die auch den lohnpolitischen Aus-

---

[1]) In seiner Polemik gegen Say und Ricardo weist Marx ebenso auf die monetäre Bedingung der Krise hin wie auf ihre aussermonetären Ursachen (Theorien über den Mehrwert, Bd. II, S. 288 ff.) ; vgl. auch Hans Neisser, General Overproduction. Journal of Political Economy, August 1934.

[2]) Karl Marx, Das Kapital, Bd. II. Hamburg 1885, S. 323. Vgl. ferner die kritischen Anmerkungen zu Keynes' Treatise on Money bei Hans Neisser, Der Kreislauf des Geldes. Weltwirtschaftliches Archiv, 33. Bd. (1931, I), S. 394 f., und M. W. Holtrop, Die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes. In : Beiträge zur Geldtheorie, Wien 1933, S. 135.

führungen von K. zugrundeliegt[1]), kann eine wirkliche Ableitung nicht ersetzen und ist nichts als eine unbegründete Generalisierung eines konjunkturellen Sonderphänomens. Allerdings haben solche psychologischen Faktoren wie das Vertrauen usw. in dem Masse erhöhte Bedeutung bekommen, in dem die Labilität der kapitalistischen Wirtschaft grösser geworden ist. Die Entwicklungen, die dazu geführt haben, also vor allem die Entfaltung der modernen Technik, bilden den Grund für die in der neueren Literatur unternommenen Versuche, das Unsicherheitselement in das Gerüst der ökonomischen Theorie mit aufzunehmen.[2]) K.s Lehre gehört in die Reihe dieser Versuche. Aber sie nimmt nirgends auf die realen Prozesse Bezug, die seinen Annahmen erst eine gewisse Berechtigung geben könnten. Nicht nur bleiben so entscheidende dynamische Vorgänge wie der technische Fortschritt, der auf dem Weg über das Profitinteresse mit dem Gesamtmechanismus eng verbunden ist, aus seiner Untersuchung ausgeschaltet. Auch zu den Problemen, die aus dem technisch-ökonomischen Status des modernen Produktionsprozesses resultieren und aus den ihm eigenen Übertreibungen und Hemmungen der Anpassung entspringen, eröffnet seine Theorie keinen Zugang.

Ein schwerer Mangel der K.schen Theorie liegt darin, dass sie immer nur das Volumen der Investitionen im Auge hat, aber nie den typischen Disproportionalitäten nachgeht, die im Investitionsprozess entstehen. K. erörtert zwar den komplementären Zusammenhang zwischen den Produktionsmittel- und den Konsumgüterindustrien, aber er betrachtet diese Zweige im Grunde doch nur als Grössen, die man addieren kann, und verschüttet die eigentliche Problematik mit der Redensart, dass jede Produktion dem Konsum diene. Es handelt sich hier nicht bloss um eine zufällige Lücke im K.schen System. Sie ist vielmehr, wie sein wirtschaftspolitisches Programm, charakteristisch dafür, dass er die Störungsgesetzlichkeiten der kapitalistischen Wirtschaft prinzipiell verkennt. K. behauptet z. B., dass entgegen der herrschenden Meinung in der letzten Phase des Aufschwungs nicht eine Erhöhung der Zinsrate, sondern ihre Senkung angebracht sei und dass auf

---

[1]) Diese Ausführungen reduzieren sich, soweit sie auf einer theoretischen Ebene liegen, auf die Behauptung, dass Lohnreduktionen zu Preissenkungen führen und daher keinen realen Effekt hinsichtlich Profiten und Beschäftigung haben. In Krise und Depression, in denen Gewinne aus Lohnsenkungen oft gehortet werden, trifft das insoweit auch zu. Aber es wäre falsch, dieses Argument generell anzuwenden, wozu K. offenbar neigt.

[2]) Vgl. P. N. Rosenstein-Rodan, The Coordination of the General Theories of Money and Price. Economica, August 1936, sowie die dort angeführte Literatur (bes. Knight, Myrdal, Lindahl, Hicks).

diese Weise das Andauern des sogenannten „booms" bewirkt werden könne (322). Aber in der paradoxen Konstellation, welche die konjunkturelle Dynamik gerade am Ende des Aufschwungs schafft, wo der Lohn unter dem einen Gesichtspunkt (kostenmässig) zu hoch, unter dem anderen (kaufkraftmässig) zu niedrig ist und ebenso zu viel wie zu wenig Kapital vorhanden erscheint[1]), lässt sich mit einer Zinsverbilligung gewiss nicht viel erreichen. Sie würde die zur Krise führenden Kumulationstendenzen übersteigern, die sich schon aus dem Bestand und der Produktion des langdauernden fixen Kapitals ergeben.

Überhaupt überschätzt K., auch wenn man von den spezifischen Konjunkturprozessen ganz absieht, die Wirkungsmöglichkeiten einer Manipulierung der Zinsrate um vieles. Selbst wenn man neben völlig reagiblen Löhnen automatisch sich anpassende Zinssätze im Sinne der klassischen Theorie unterstellte, dürfte man, entgegen der K.schen wie der herrschenden Lehre, die notwendige Herausbildung eines schliesslichen Gleichgewichts mit Vollbeschäftigung nicht erwarten.[2]) Sinkende Löhne werden ceteris paribus durch den Profitzuwachs, den sie bringen, die Akkumulation beschleunigen, so wie sinkender Zins die Gründung neuer Betriebe rentabel macht. Aber in der realen Entwicklung gehen gleichzeitig technische Veränderungen vor sich, die den Kapitalbedarf je Arbeiter erhöhen oder Arbeiter freisetzen, und weder Lohn noch Zins haben selbst bei voller Elastizität genügend regulierende Kraft, um alle diese Prozesse harmonisch aufeinander abzustimmen. K. hat allerdings selbst Zweifel an der von ihm erhofften Wirksamkeit einer Regulierung der Zinssätze. Die einzige radikale Kur, so meint er, um die „Vertrauenskrise" zu heilen, die heutzutage das ökonomische Leben erschüttert, sei, dem Einzelnen die freie Verfügung über die Verwendung seines Einkommens zu Investitionen zu entziehen (161). Aus einer Reihe von Gründen, unter anderem auch wegen der Unfähigkeit der Börsen, eine zweckmässige Verteilung der verfügbaren Kapitalien vorzunehmen, kommt K. zu dem Schluss, „dass die Aufgabe, das jeweilige Ausmass der Investierungen zu bestimmen, nicht gefahrlos den privaten Interessenten überlassen werden kann" (320). Die Regulierung der Zinssätze müsse durch eine planmässige gesell-

---

[1]) Eine knappe Darstellung dieses Paradoxons (das in der Literatur häufig erwähnt wird) bei Gerhard Meyer, Krisenpolitik und Planwirtschaft, in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1935, S. 411.

[2]) Vgl. hierzu Hans Neisser, Lohnhöhe und Beschäftigungsgrad im Marktgleichgewicht. Weltwirtschaftl. Archiv, Oktober 1932; ferner neuerdings Joan Robinson, The long-period theory of employment. Zeitschrift für Nationalökonomie, Bd. VII, H. 1, 1936.

schaftliche Bestimmung von Richtung und Wachstumsgeschwindigkeit der Investitionen ergänzt werden, damit eine Annäherung an eine durchschnittliche Vollbeschäftigung aller Produktionsfaktoren erreicht werden könne (220, 378).

IV.

K. sagt in der Vorrede seines Buches, dass er Antworten erwarte, die zwischen den beiden Extremen lägen : alles, was er behaupte, sei falsch, und : er habe überhaupt nichts Neues gebracht. In beiden Behauptungen ist etwas Richtiges enthalten. Sachlich erfährt man bei K. kaum etwas, was nicht schon früher in der ökonomischen Literatur grundsätzlich verfochten worden ist. Das Neue des Buches liegt vielmehr darin, dass die Argumente gegen den Liberalismus von einem bedeutenden Vertreter der klassischen Schule vorgetragen werden, und in der glänzenden Formulierung, in der der Angriff erfolgt. Dass das „Parallelenaxiom" der Ricardo-Sayschen Theorie unhaltbar ist, ist schon vor siebzig Jahren nachgewiesen worden.[1]) Auch über die Unfruchtbarkeit der sogenannten „modernen" Theorie und den Dogmatismus eines Cassel oder Mises und seiner Londoner Schule ist schon viel gesagt worden, aber die K.sche Kritik kommt erstmals aus dem eigenen Lager der liberalistischen Ökonomik. Von Gegnern des Liberalismus ist seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts immer wieder ausgeführt worden, dass die Lehre von der Kargheit der Natur und der Notwendigkeit der Armut für das Maschinenzeitalter nicht mehr zutreffe. Trotzdem hat es auch heute noch einen gewissen Reiz, wenn K. erklärt, dass es „keinen inhärenten Grund für die Knappheit des Kapitals gibt" (376) und dass die heutige Armut zurückzuführen sei auf Zustände, „unter denen der Umfang der Investitionen weder geplant noch kontrolliert wird, sondern

---

[1]) „Nichts kann alberner sein als das Dogma, die Warenzirkulation bedinge ein notwendiges Gleichgewicht der Verkäufe und Käufe, weil jeder Verkauf Kauf und vice versa. Meint dies, dass die Zahl der wirklich vollzogenen Verkäufe gleich derselben Zahl von Käufen, so ist es platte Tautologie. Aber es soll beweisen, dass der Verkäufer seinen eigenen Käufer zum Markt führt. Verkauf und Kauf sind ein identischer Akt als Wechselbeziehung zwischen zwei polarisch entgegengesetzten Personen, dem Warenbesitzer und dem Geldbesitzer. Sie bilden zwei polarisch entgegengesetzte Akte als Handlungen derselben Person... Keiner kann verkaufen, ohne dass ein anderer kauft, aber keiner braucht unmittelbar zu kaufen, weil er selbst verkauft hat. Die Zirkulation sprengt die zeitlichen, örtlichen und individuellen Schranken des Produktenaustausches eben dadurch, dass sie die hier vorhandene unmittelbare Identität zwischen dem Austausch des eigenen und dem Eintausch des fremden Arbeitsprodukts in den Gegensatz von Verkauf und Kauf spaltet... Geht die äusserliche Verselbständigung der innerlich Unselbständigen, weil einander ergänzenden, bis zu einem gewissen Punkt fort, so macht sich die Einheit gewaltsam geltend durch eine — Krise." Karl Marx, Das Kapital. 4. Aufl., Hamburg 1890, S. 77 f.

abhängt von den Launen der Grenzwirksamkeit des Kapitals, die selbst durch das private Urteil unwissender oder spekulativer Individuen ermittelt wird und ferner von einer Zinsrate für langfristige Anlagen, welche selten oder nie unter ein konventionelles Niveau fällt..." (324 f.). Neben diesen Wiederholungen längst bekannter Sachverhalte finden sich verstreut auch Formulierungen, die ökonomische Spezialprobleme in einem besonders klaren Licht erscheinen lassen, so z. B. die glänzende Darstellung der Quantitätstheorie (295 ff.) oder die Exkurse über den Mechanismus der Effektenbörsen (159 ff.).

Unter dem relativ Neuen, was K. bringt, stehen an erster Stelle die psychischen Faktoren, die er als fundamentale Triebkräfte des Wirtschaftsprozesses einführt. Es braucht hier nicht nochmals ausgeführt zu werden, dass Kategorien wie die Neigung zu horten, zu sparen, zu konsumieren, zu investieren, die Erwartung künftiger Erträgnisse, Hoffnungen und Enttäuschungen eine wissenschaftliche Analyse der diese psychischen Vorgänge auslösenden und nur zum kleinsten Teil von ihnen beeinflussten ökonomischen Bewegungsgesetze nicht ersetzen können. Es hat sich ferner gezeigt, dass K. auch da, wo er eine solche Analyse zu geben scheint, an der Oberfläche bleibt. Obendrein verharmlost er den Kapitalismus, indem er die Störungen in der Sphäre Profit — Zins, Unternehmer — Leihkapitalist sucht und durch die Konzentrierung auf diese Randphänomene die Grundstruktur verdeckt.

Bei aller Kritik an der liberalen Theorie und der ökonomischen Wirklichkeit vertritt K. überall die These, dass an den Grundlagen des „Wirtschaftssystems, in dem wir leben" nichts verändert zu werden brauche. Es handele sich nicht darum, das „Manchester-System" zu beseitigen, sondern vielmehr die Bedingungen zu schaffen, unter denen es am besten funktionieren könne (379). Die Einmischung des Staates soll auf die Gebiete beschränkt bleiben, wo sie im Interesse des „full employment" notwendig ist. Staatliches Eigentum an den Produktionsmitteln wird ausdrücklich abgelehnt. Sofern nur durch gesellschaftliche Kontrolle ein ausreichendes Gesamtvolumen der Produktion gesichert ist, hat K. „keine Einwendungen gegen die klassische Analyse der Art und Weise, in der das private Selbstinteresse bestimmen wird, was im einzelnen produziert werden soll, in welchen Proportionen die Produktionsfaktoren angeordnet werden sollen und wie der Wert des Endproduktes unter sie zu verteilen ist." (378 f.)

Diese Anschauungen, ebenso wie die überall durchklingende Überzeugung, dass Interessengegensätze in die kapitalistische Wirtschaft nur durch Parasiten wie das Rentnerkapital und die Börsenspekulation hineingetragen werden, dass ihre Übel vielmehr

auf mangelnder Einsicht beruhten und durch falsche Theorien überflüssig verlängert würden, dass „der Konsum — um das Selbstverständliche zu wiederholen — einzig und allein das Ziel aller wirtschaftlichen Tätigkeit sei“ (104), und die damit zusammenhängende Wiederaufnahme der naiven, längst widerlegten Unterkonsumtionstheorie (362 ff.) : dies alles zeigt, dass der Kritiker der liberalistischen Theorie den Boden des Liberalismus gar nicht verlassen hat[1]). Es gilt von dem K.'schen Kampf gegen die „klassische Theorie“, was in dieser Zeitschrift über den Kampf der total-autoritären Staaten gegen den Liberalismus früher gesagt worden ist[2]). Sein Kampf geht gar nicht gegen die gesellschaftliche Grundstruktur des Liberalismus, „er ist mit dieser Grundstruktur weitgehend einverstanden. Als ihr Fundament war die privatwirtschaftliche Organisation der Gesellschaft auf der Basis der Anerkennung des Sondereigentums und der Privatinitiative des Unternehmers bezeichnet worden. Und eben diese Organisation bleibt auch für den total-autoritären Staat grundlegend : in einer Fülle von programmatischen Kundgebungen ist sie ausdrücklich sanktioniert worden. Die starken Abwandlungen und Einschränkungen, die überall vorgenommen werden, entsprechen den monopolkapitalistischen Anforderungen der wirtschaftlichen Entwicklung selbst ; sie lassen das Prinzip der Gestaltung der Produktionsverhältnisse unangetastet.“

Die Verwandtschaft der K.schen Gedankengänge mit den autoritären Theorien lässt sich noch an vielen anderen Einzelheiten zeigen. Hierher gehören seine Sympathien mit der merkantilistischen Wirtschaftspolitik, die man bisher arg verkannt habe, die Forderung grosser öffentlicher Arbeiten als Konjunktur-Regulator, die Verteidigung der mittelalterlichen Wuchergesetze und die pathetische Denunziation des raffenden Kapitals (221, 375 f.). Auch K.s Mahnung, die Nominallöhne nicht anzutasten, sondern eine notwendige Senkung der Arbeitereinkommen auf dem Weg über den Reallohn durchzuführen, mag in diesem Zusammenhang erwähnt werden. K. verspricht, dass Privateigentum, Freiheit, individuelle Initiative und „efficiency“ erhalten bleiben, wenn

---

[1]) „Während... die Erweiterung der Regierungsfunktionen, die sich aus der Aufgabe ergibt, die Konsumneigung und den Antrieb zu investieren, einander anzupassen, einem Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts oder einem zeitgenössischen amerikanischen Financier als schreckliche Eingriffe in das Prinzip des Individualismus erscheinen mögen, verteidige ich sie sowohl als den einzigen gangbaren Weg, um die völlige Zerstörung der bestehenden Form der Wirtschaft zu vermeiden, als auch als Bedingung für ein erfolgreiches Funktionieren der privaten Initiative.“ (380)

[2]) Herbert Marcuse, Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung. Zeitschrift für Sozialforschung, Jahrg. 1934, S. 166 f.

man aus seiner Revision des Liberalismus die notwendigen Folgen ziehe. Die Praxis, auf welche die K.schen Vorschläge hinauslaufen, zeigt, dass diese Güter nur für den kleinen Kreis der Mächtigen und nur dadurch bewahrt werden können, dass sie für die übergrosse Mehrzahl aufgehoben werden. Soweit K.s Revision über die klassische Lehre hinausweist, weist sie nicht in eine bessere, sondern in eine trübe Zukunft.

Keynes' Revision of Liberalistic Economics.

In his new book Keynes wishes to prove that since Ricardo's times liberalistic economics have proceeded from unreal premises of such nature that their theses are inapplicable to economic reality. This should explain the failure of economic theoreticians in all decisive problems of political economy. K.'s newly presented „General Theory" is analyzed in the above article. Insofar as this theory contains true statements, it offers, in Baumann's opinion, only fresh formulations of long since known facts, and whatever new it offers, particularly the introduction of psychological factors as determinants of the economic process, turns out to be untenable. The significance of the „General Theory" lies in the attempt at giving a theoretical justification to the neomercantilistic economic policy.

La Revision de l'économie libérale par Keynes.

Dans son nouveau livre, Keynes veut démontrer que, depuis Ricardo, l'économie libérale part d'hypothèses si irréelles, que ses propositions ne sont pas applicables à la réalité. Ainsi s'explique l'échec des théoriciens économiques dans toutes les questions décisives de la politique économique. La nouvelle théorie générale de K. est analysée dans l'article ci-dessus. Dans la mesure où elle est exacte, elle apporte seulement, d'après Baumann, une expression nouvelle de faits connus depuis longtemps. En revanche, ce qu'elle apporte de nouveau, avant tout l'introduction de facteurs psychologiques comme facteurs déterminants du processus économique, ne résiste pas à la critique. La „théorie générale" représente une tentative pour justifier par la théorie le néo-mercantilisme ; c'est là sa véritable signification.

Neuere Literatur zum „New Deal".*

Von

Felix Weil.

Die Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, durch welche die Grundgesetze des New Deal als verfassungswidrig erklärt worden sind, haben den Rooseveltschen Reformen vorläufig ein Ende bereitet. Was von ihnen bis zum Herbst des Jahres 1936 übrig blieb, sind im wesentlichen Notstandsmassnahmen für Landwirtschaft und Erwerbslose und einige andere Reformen. Die Pause in der gesetzgeberischen Tätigkeit, die durch die Neuwahl von Präsident und Kongress bedingt ist und die einem der dramatischsten Kapitel der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte folgt, gibt reichen Anlass zur Besinnung über Inhalt und Bedeutung der New Deal-Gesetzgebung.

Um was handelt es sich bei diesen für die Vereinigten Staaten in Friedenszeiten einzigartigen Eingriffen in den Gang der Wirtschaft ? Wie erklären sich die zahlreichen Widersprüche in den Gesetzen und ihrer Durchführung ? War von der Regierung lediglich eine „Krisenpolitik" [1]) beabsichtigt, oder schwebte den verantwortlichen Männern ein radikaler Umbau der Wirtschaft vor, sei es im Sinne einer staatskapitalistischen oder gar — wie vielfach behauptet wird — einer sozialistischen Neuorganisation ?

---

* Hugh-Jones, E. M. und E. A. Radice, An American Experiment. Oxford University Press. London u. New York 1936. (296 S. ; 6 s., $ 2.50)

Richberg, Donald R., The Rainbow. Doubleday, Doran & Co. Garden City, N. Y. 1936. (319 S. ; $ 2.50)

Lindley, Ernest K., Half Way With Roosevelt. The Viking Press. New York 1936. (426 S. ; $ 2.75)

Stolberg, Benjamin und Warren Jay Vinton, The Economic Consequences of the New Deal. Harcourt, Brace & Company, New York. Victor Gollancz, London 1935. (85 S. ; $ 1.—, 2 s. 6 d.)

Guilty ! The Confession of Franklin D. Roosevelt. Written by a Friend. With an Introduction by Donald Richberg. Doubleday, Doran & Co. Garden City, N. Y. 1936. (86 S. ; $ —. 50)

Kennedy, Joseph P., I'm for Roosevelt. Reynal & Hitchcock. New York 1936. (149 S. ; $ 1.—)

Barry, Richard, Theme Song 1936 : Give Us Back Our Independence. The Bobbs-Merrill Co. New York 1936. (160 S. ; $ 1.—)

Lund, Robert L., Howard E. Coffin, Charles W. Burkett, and Earl Reeves, Truth about the New Deal. Longmans, Green & Co. New York 1936. (117 S. ; $ 1 —)

Wallace, Henry A., Whose Constitution ? An Inquiry into the General Welfare. Reynal & Hitchcock. New York 1936. (336 S. ; $ 1.75)

Brant, Irving, Storm over the Constitution. The Bobbs-Merrill Co. New York 1936. (294 S. ; $ 2.—)

[1]) Zum Begriff der Krisenpolitik vgl. die Abhandlung von G. Meyer über „Krisenpolitik und Planwirtschaft", Jahrg. 1935, S. 398 ff. dieser Zeitschrift.

Eine sachliche Analyse der ergangenen Massnahmen zeigt, dass die Roosevelt-Regierung eine sozialistische Gesellschaft ebensowenig anstrebte, wie die sogenannten „Kathedersozialisten“ in dem Deutschland des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts. Aber sie hat mit diesen Männern einige wesentliche Züge gemeinsam : Verständnis und Mitgefühl für die Lage des „forgotten man“ ; die Überzeugung, dass den Interessen aller durch die Beibehaltung des kapitalistischen Wirtschaftssystems am besten gedient sei ; die Einsicht, dass man die Wirtschaft nicht sich selbst überlassen dürfe, dass vielmehr starke Eingriffe notwendig seien, und schliesslich die Überlegung, dass ohne eine staatliche Fürsorge für die vom Hunger bedrohten Massen der weitere Bestand der Gesellschaft in Frage gestellt sei.

Die Roosevelt-Regierung hat mit grossem Mut und ungewöhnlicher Entschlusskraft die Konsequenzen aus dieser Überzeugung gezogen. Bei der Beurteilung ihrer Massnahmen hat man zu bedenken, dass sie sich auf einem ziemlich unbekannten Boden vorwärts tasten musste und dass weder praktische Erfahrungen noch eine brauchbare ökonomische Theorie zur Verfügung standen.

Die Literatur über den New Deal ist im Jahre 1936 um einige gut orientierende Bücher bereichert worden. Gelehrte und Politiker haben sich bemüht, umfassendes Material zu der Beantwortung der zahlreichen Fragen beizutragen, die durch das Rooseveltsche Experiment aufgeworfen worden sind.

Die beiden englischen Ökonomen Hugh-Jones und Radice haben sich die Aufgabe gestellt, eine Analyse der New Deal-Institutionen zu geben. Nach einer summarischen Darstellung der Entwicklung der amerikanischen Krise zeigen sie in vier grossen Kapiteln — Finanzpolitik ; Industrie ; Agrikultur und Arbeitslosenfürsorge ; öffentliche Ausgaben, Steuern und Sozialfürsorge — Erfolge und Fehler der New Deal-Institutionen. Ein besonderes Kapitel ist der häufig diskutierten Frage gewidmet, ob die Besserung der amerikanischen Wirtschaftslage seit 1935 infolge oder trotz der Rooseveltschen Politik eingetreten sei. Die Autoren kommen zu dem Resultat, dass der New Deal zwar viele der in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt hat, dass aber sein wesentliches Ziel erreicht worden ist : den Zusammenbruch der Wirtschaft zu verhindern. Jedoch sei es nicht gelungen, die von dem „Brain Trust“ gehegten Pläne in die Tat umzusetzen, nämlich durch Organisierung von Wirtschaftsverbänden unter Staatsaufsicht die zur nächsten Krise führenden und heute wieder deutlich sichtbaren Kräfte einzudämmen. Roosevelts Wirtschaftspolitik sei auf vier unmittelbare Ziele gerichtet gewesen : Preise und Produktion zu erhöhen, die Kaufkraft der Farmer zu steigern, das Schuldenproblem zu lösen und Massnahmen zur Einkommensteigerung der Arbeitnehmer und zur Beschneidung der grossen Gewinne zu treffen. Diese Aufgabe habe er soweit gelöst, wie es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Dass die Erholung auch ohne den New Deal eingetreten wäre oder sogar durch ihn verzögert worden sei, wird von den Autoren bestritten. Sie zeigen auf, wie verzweifelt die Lage war, als Roosevelt die Regierung antrat. Der Präsident fand keinerlei konkrete Pläne vor. Niemand wusste, was nun eigentlich getan werden sollte. Roosevelt war sich nur klar darüber, dass es besser sei, irgendetwas

in der Linie einer „bold, persistent experimentation“ zu tun, selbst auf die Gefahr hin, dass es sich später als falsch herausstelle, statt den Dingen ihren Lauf zu lassen. Hugh S. Johnson, der erste Chef der NIRA, hat die ersten Massnahmen so charakterisiert : „Wir hämmerten drauflos, manchmal trafen wir den Nagel, manchmal den Daumen.“

Aus dem ungewöhnlich interessanten Buch von Richberg, einem der Leiter der NIRA, erfährt man, warum die Regierung die zweifelhaften Bestimmungen der New Deal-Gesetzgebung nicht zu einer Zeit vor den Obersten Gerichtshof gebracht hat, da die Aussichten für eine positive Entscheidung günstig waren. Der entscheidende Grund war der, dass im Anfang die Regierung lange Zeit mit einem viel höheren Ausmass an freiwilliger Mitarbeit der Wirtschaftskreise rechnete, als sie diese schliesslich erfahren hat. In dem Masse nämlich, wie die Panik nachliess und die Situation sich zu bessern begann, kamen die Widersprüche zwischen den Interessen der Landwirtschaft und der Industrie, ebenso wie diejenigen innerhalb der einzelnen Industriezweige immer stärker zur Geltung. Vergeblich appelliert Richberg an die Einsicht der Geschäftsleute : „Businessmen need to establish for their own guidance, and in aid of an expansion of commerce, associations which are not the agencies of special interests or designed to aid either individuals or classes in competition with others, but which, by promoting fairness and continuity and certainty in the operations of private enterprise, will increase the security of all involved and will encourage the more efficient to enlarge their activities through individual initiative, with an appropriate increase in the private rewards for what is an essential public service.“ Als der Oberste Gerichtshof die NIRA-Gesetzgebung verworfen hatte, wurde es von der Mehrzahl der Geschäftsleute als Erleichterung empfunden.

Je heftiger die Gegensätze aufeinanderprallten, umso notwendiger wurde der staatliche Zwang, besonders, als es um die effektive Anwendung und Durchsetzung eines der Hauptbegriffe der NIRA-Gesetzgebung, nämlich des der „fairen Konkurrenz“ ging. Die „diabolische Logik der Tatsachen“ (Richberg) enthüllte, dass ein Preis, der für die Grossindustrie als „fair“ angesehen wird, von der Klein- oder Mittelindustrie als Schmutzkonkurrenz empfunden werden mag. Wenn beide Gruppen sich auf ein für beide annehmbares Preisniveau einigen, geht diese Einigung auf Kosten der Arbeitslöhne oder auf Kosten der Konsumenten oder auf Kosten beider. Wenn aber die Arbeiter, wie es einer der anderen Hauptpunkte der NIRA-Gesetzgebung war, Gelegenheit und Ermutigung zum Kampf um höhere Löhne auf Grundlage einer „kollektiven Arbeitslohnregelung“ erhalten, so wird das von einem Teil der Unternehmer als Verletzung ihrer Interessen betrachtet. Da solche Auseinandersetzungen in einem Staate mit intaktem demokratischem System vor sich gingen, war es nicht zu verwundern, dass die bestorganisierten und politisch einflussreichsten Gruppen ihre Interessen besser zu verteidigen wussten als die anderen. Schliesslich waren die Mängel der Gesetzgebung schon so fühlbar geworden, dass derjenige, der sich an das Gesetz hielt, sich gegenüber den „chiselers“ benachteiligt fühlte. Die Zwangsbestimmungen, deren praktische Anwendung Roosevelt zunächst gar nicht beabsichtigt hatte, hätten nun in steigendem Masse

angewandt werden müssen, wollte man die Gesetze überhaupt noch durchführen. Aber innerhalb der Verwaltung hatte man immer mehr eingesehen, dass verschiedene Bestimmungen der Gesetze wahrscheinlich vom Obersten Gerichtshof für verfassungswidrig erklärt würden; deshalb versuchte die Regierung zunächst, das Gesetzwerk durch den Kongress verändern zu lassen. Aus den oben genannten Ursachen konnte das nicht mehr gelingen. Der Präsident hatte schon im Anfang seiner Regierung abgelehnt, als Diktator aufzutreten und — was ihm damals leicht gewesen wäre — unter Ausnutzung seiner Popularität den Kongress zur unveränderten Annahme der von seinen Mitarbeitern ausgearbeiteten Entwürfe zu zwingen. R. zeigt, wie schwierig, ja zum Teil unmöglich es für Roosevelts Mitarbeiter war, die Ideen des New Deal sinngemäss durchzusetzen, nachdem der Kongress die Gesetze in ganz anderer Form beschlossen hatte, als es den Wünschen der Verwaltung entsprach.

Das Buch Lindleys ergänzt die erwähnten Bücher. Während die beiden englischen Gelehrten den New Deal vor allem von der ökonomischen Seite her untersuchen und mit Richberg die Ansichten eines engen Mitarbeiters zu Worte kommen, zeigt L., ein bedeutender republikanischer Journalist, die Kräfte, die in ihrem Zusammenwirken den New Deal bestimmt haben, und versucht, eine Bilanz der Roosevelt-Politik zu ziehen. L. meint, dass der New Deal weder eine Doktrin noch ein politisches oder ökonomisches System zum Inhalt habe, sondern das Resultat sei „of a mingling of doctrines, ideas, influences, political groups and pressures.“ Er schildert dann folgende neun Tendenzen und Gruppen, die man als Komponenten derjenigen Kräfte verstehen kann, deren Resultante der New Deal ist.

Zunächst nennt er die Deflationisten, d. h. die laissez-faire-Anhänger, die „Natural-Recovery-School“, für die es sich nur darum handelte, das Budget zu balancieren, der Privatwirtschaft einen ermunternden Stoss zu versetzen und der Natur das übrige zu überlassen. Ihre Hauptstütze fand diese Theorie bei den grossen Wirtschaftsmächten. Zur zweiten Gruppe rechnet er diejenigen, welche die Lösung mehr in der Richtung der Wiederherstellung der Weltwirtschaftsbeziehungen durch Abschaffung von Hindernissen wie Zolltarif, unstabilisierte Währung, Währungskontrolle u. dgl. sahen. Die dritte Gruppe, die weniger in der Verwaltung als hauptsächlich im Kongress Anhänger hat, sind die „Currency-Tinkerers“, d. h. diejenigen, die in der Reduktion des Goldgehalts des Dollars oder der Silberankaufspolitik oder der Ausgabe von Banknoten das Allheilmittel sehen. Die vierte Gruppe führt die Tendenzen der dritten Gruppe etwas weiter. Nach ihr kann das kapitalistische System einigermassen in Ordnung gebracht werden, wenn Währungsmassnahmen mit entsprechenden Besteuerungen, Unterstützungen und anderen Kompensationsmassnahmen kombiniert werden. Als fünfte Richtung nennt L. die „Old Fashioned Progressives“, die Massnahmen gegen Wallstreet und gegen die grossen Konzerne und Holding-Gesellschaften fordern und sich für eine Dezentralisation der Industrie und für die kleinen Gesellschaften einsetzen. Diese Gruppe ist der Ansicht, dass Zentralisation von Reichtum und Macht in wenigen Händen unvereinbar mit der Weiterexistenz einer demokratischen Gesellschaft ist. Die sechste Gruppe sind die Farmer-Organisationen,

die nicht nur höhere Preise für den Farmer verlangten, sondern auch die allgemeine Idee vertraten, dass eine Lösung der Wirtschaftsprobleme nicht mehr schwer sei, wenn einmal das Einkommen der Landwirtschaft wieder gesichert sei. Die nächste Gruppe wird gebildet aus den Arbeiter-Organisationen und Sozialpolitikern. Als weitere Gruppe nennt L. die Vertreter mässigender „konservativer", auf Ausgleich der Gegensätze gerichteter Tendenzen. Die neunte und am meisten bekannte Gruppe war der sogenannte „Brain Trust". Seine Mitglieder bildeten die engsten und vorurteilslosesten Berater Roosevelts. Manche unter ihnen haben den New Deal nur als den Anfang einer wesentlich weitergehenden Reorganisation der amerikanischen Wirtschaft etwa auf der Linie, die in Deutschland 1919 durch Rathenau in seiner „Neuen Wirtschaft" vertreten wurde, betrachtet.

In seiner Bilanz der Massnahmen Roosevelts nennt L. sieben Punkte auf der Debet- und sechzehn auf der Kreditseite. Auf der Debetseite verbucht er hauptsächlich die NIRA und in zweiter Linie die Tatsache, dass Roosevelt nicht rechtzeitig für eine andere Zusammensetzung des Supreme Court Sorge getragen hat. Die Hauptpunkte auf der Kreditseite sind : die glückliche Lösung der Bankenkrise, die Währungspolitik, die Rettung von Millionen von Familien vor der Zwangsversteigerung ihrer Heime und die Massnahmen zur Kontrolle und Einschränkung der Börsenspekulation.

Der New Deal ist vielfach als nicht konsequent genug kritisiert worden. Aber man tut Roosevelt unrecht, wenn man ihm, wie z. B. Stolberg, den Vorwurf macht, der New Deal habe „im Grunde nichts fertiggebracht, was nicht auch durch ein anständiges Erdbeben hätte erreicht werden können", nämlich, durch Einschränkung der Produktionskapazität, Industrie und Landwirtschaft wieder auf ein profitabwerfendes Niveau zu stellen. Ohne die von Roosevelt getroffenen Massnahmen hätte ein sehr weitgehender Zusammenbruch der amerikanischen Wirtschaft schwerlich verhindert werden können. Von den anlässlich der Präsidentschaftskampagne erscheinenden Broschüren seien vier als besonders charakteristisch herausgegriffen. Sie geben ein anschauliches Bild davon, was die Wortführer wichtiger gesellschaftlicher Gruppen für oder gegen den New Deal zu sagen haben. Das anonyme Büchlein „Guilty" verteidigt Roosevelt, indem es ihn sich als schuldig bekennen lässt, den Brand des amerikanischen Hauses „mit einer Gartenspritze und ein paar Eimern Wasser" schnell gelöscht zu haben, statt es weiterbrennen zu lassen und zu warten, ob die offizielle Feuerwehr nicht endlich herbeikomme.

Kennedy gehört zu der kleinen Anzahl bedeutender Geschäftsleute, die bis heute für den New Deal eingetreten sind. Offen gesteht er, dass er im Tiefpunkt der Krise gern eine Versicherungsprämie von 50% bezahlt hätte, wenn jemand ihm Sicherheit für sein Vermögen hätte garantieren können. Er ist Roosevelt dankbar, dass er ihm seinen Reichtum gerettet hat, und versucht nachzuweisen, warum gerade „big business" alle Ursache hätte, die New Deal-Politik zu unterstützen. Er hat eingesehen, dass mit dem Dahinschwinden der „unbegrenzten Möglichkeiten" für den Aufstieg des Einzelnen auch die Zeiten dahin sind, wo weder Regierung noch Privatwirtschaft sich um „Sozialpolitik" zu kümmern brauchten.

Barry behandelt hauptsächlich die Landwirtschaft vor und unter dem New Deal. Er behauptet, sehr zu Unrecht, dass die Bedeutung der Agricultural Adjustment Administration (AAA) weniger in der Hilfeleistung für die Farmer lag, als in ihrer Rolle als politische Maschine zur Sicherung der Farmerstimmen. Auch die Massnahmen, die nach der Aufhebung der AAA durch den Supreme Court vom Kongress beschlossen wurden (angeblich zur Bekämpfung der Bodenerosion, in Wirklichkeit aber zur Fortführung der Produktionskontrolle), verfolgen nach B. ebenfalls hauptsächlich politische Zwecke.

Diese Schrift ist wie die folgende charakteristisch für die Art, wie der Kampf gegen die Rooseveltsche Wirtschaftspolitik geführt wird. „Truth about the New Deal“ ist eine Zusammenstellung von Artikeln, die, alle zu Zwecken der Präsidentschafts-Wahlkampagne geschrieben, die Tendenz haben, den New Deal als sozialistisch oder gar kommunistisch zu brandmarken, seine Gefahren für die individuelle Freiheit aufzuzeigen und seine vertrauens- und geschäftszerstörenden Wirkungen zu beklagen.

Die Tatsache, dass der U. S. Supreme Court die beiden Hauptstücke des New Deal für verfassungswidrig erklärt hat, stellte die Frage einer Änderung der Verfassung zur Diskussion. Verfassungsänderungen sind in den Vereinigten Staaten sehr schwierig, da zu ihrem Inkrafttreten ausser dem Votum des Kongresses auch die Zustimmung von 36 der 48 Staaten notwendig ist. Zu einer Änderung der Mitgliederzahl des Supreme Court bedarf es aber keiner Verfassungsänderung. Roosevelt hätte also die Möglichkeit gehabt, durch eine Erhöhung der Zahl der Richter von 9 auf 11 oder mehr und durch die Ernennung von „liberalen“ Juristen die „liberale“ Minorität von 4 in eine Majorität von 6 oder mehr zu verwandeln. Aber aus demokratischen Grundsätzen hat Roosevelt von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch gemacht, obwohl er wahrscheinlich im Anfang seiner Regierung der Zustimmung des Kongresses sicher gewesen wäre.

Unter diesen Umständen ist es verständlich, dass die beiden wichtigsten Bücher, die bisher zu diesem Thema erschienen sind, das von Wallace, dem Staatssekretär für Landwirtschaft im Roosevelt-Kabinett, und das von Brant, den Weg der Verfassungsänderung nicht empfehlen. Beide Bücher geben einen historischen Überblick über die handwerklichen Verhältnisse zur Zeit der „Founding Fathers“, die 1787 die amerikanische Verfassung beschlossen, und die Entwicklung, die seitdem, mit der Änderung der Umwelt, der Supreme Court und die Verfassungsinterpretation genommen haben. Heute ist es allgemein fühlbar geworden, dass für die hochindustrielle Zeit die Verfassung von 1787 nicht mehr recht passt. Beide Autoren beschäftigen sich insbesondere mit den Fragen der Kompetenzverteilung zwischen den einzelstaatlichen Legislaturen und dem Bundeskongress bezw. dem Präsidenten, die ja in den Entscheidungen des Supreme Court über die New Deal-Gesetze die wichtigste Rolle spielten. Sie kommen zu dem Resultat, dass unter den heutigen Umständen nichts anderes zu tun sei, als auf die Einsicht der Richter zu hoffen und die frei werdenden Richterstellen mit den richtigen Männern zu besetzen. Brant bemerkt, dass eine Verfassungsänderung solange ergebnislos sei, als das System der Dreiteilung der Gewalten nicht geändert werde, in welchem der

Supreme Court immer die Macht habe, Gesetze für verfassungswidrig zu erklären.

Der erste grosse Abschnitt der interventionistischen Phase der nordamerikanischen Wirtschaftspolitik ist mit dem Ablauf der ersten Amtsperiode Roosevelts abgeschlossen. Aber die Kräfte, welche zu dem Zusammenbruch der amerikanischen „prosperity" geführt hatten, sind keineswegs endgültig überwunden. Die Krise der amerikanischen Landwirtschaft dauert an, und die Entwicklung des mechanischen Baumwollpflückers fügt zu den schon bestehenden Problemen ein neues von unabsehbarem Ausmass hinzu. Staatliche Regulierung der Produktion und grosse Zuschüsse werden weiterhin notwendig sein, um die landwirtschaftliche Bevölkerung vor neuen Katastrophen zu bewahren. Die Arbeitslosigkeit nimmt trotz der „recovery" nur langsam ab. Auch nach vier Jahren Krisenbekämpfung wird die Zahl der Arbeitslosen noch auf 8-10 Millionen geschätzt. Der industrielle Produktionsapparat hat während und nach der Depression eine weitgehende Erneuerung und „Rationalisierung" erfahren. Es lässt sich heute schon rein empirisch voraussagen, dass in naher Zukunft die Zeit kommen muss, wo die zahlungsfähige Nachfrage weit hinter der Produktion zurückbleibt, sofern nicht entscheidende Veränderungen ausserhalb Amerikas neue Märkte für die amerikanischen Produkte eröffnen.

Um einen neuen schweren Zusammenbruch zu verhüten, wird die amerikanische Wirtschaftspolitik sich wohl auf noch stärkere Eingriffe einzurichten haben, als sie in den Jahren 1932-1936 erfolgt sind. Die Zeiten des laissez-faire sind vorüber.

Besprechungen.

Philosophie.

Sternberg, Kurt, *Das Problem des Ursprungs in der Philosophie des Altertums. M. u. H. Marcus. Breslau* 1935. *(XIII u.* 481 *S.; RM.* 28.—*)*

Wundt, Max, *Platons Parmenides. W. Kohlhammer. Stuttgart* 1935. *(*81 *S.; RM.* 4.50*)*

Bröcker, Walter, *Aristoteles. Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M.* 1935. *(*231 *S.; RM.* 8.—, *geb. RM.* 10.—*)*

Antweiler, Anton, *Der Begriff der Wissenschaft bei Aristoteles. Peter Hanstein Verlag. Bonn* 1936. *(*120 *S.; RM.* 3.80*)*

Gohlke, Paul, *Die Entstehung der Aristotelischen Logik. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1936. *(*128 *S.; RM.* 3.20*)*

Oltmanns, Käte, *Meister Eckhart. Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M.* 1935. *(*213 *S.; RM.* 6.50, *geb. RM.* 8.50*)*

Zippel, Willy, *Die Mystiker und die deutsche Gesellschaft des* 13. *und* 14. *Jahrhunderts. Leipziger Dissertation. Risse-Verlag. Dresden* 1934. *(*62 *S.; RM.* 3.—*)*

Stomps, M. A. H., *Die Anthropologie Martin Luthers. Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M.* 1935. *(*153 *S.; RM.* 6.—, *geb. RM.* 8.—*)*

Lammers, Heinrich, *Luthers Anschauung vom Willen. Ein Beitrag zu seiner Anthropologie. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1935. *(*84 *S.; RM.* 3.80*)*

Ropohl, Heinrich, *Das Eine und die Welt. Versuch zur Interpretation der Leibnizschen Metaphysik. S. Hirzel. Leipzig* 1936. *(*109 *S.; RM.* 4.—*)*

Bollnow, Otto Fr., *Dilthey. Eine Einführung in seine Philosophie. B. G. Teubner. Berlin u. Leipzig* 1936. *(IX u.* 199 *S.; RM.* 9.60, *geb. RM.* 11.60*)*

Im folgenden werden kurz einige Schriften zur Geschichte der Philosophie angezeigt, die durch die Art der Problembehandlung nicht in den Aufgabenkreis der Zeitschrift für Sozialforschung gehören. Aber vielleicht rechtfertigt heute schon die Tatsache, dass in diesen Arbeiten die Interpretation nicht durch die Anpassung an die Ideologie des autoritären Staates bestimmt ist, sondern sich um eine sachliche Behandlung ihres Gegenstandes bemüht, einen Hinweis an dieser Stelle.

Sternberg will den Ursprungsgedanken in seinen verschiedensten

Abwandlungen in der antiken Philosophie verfolgen. Da aber der Ursprung nur klar werden kann durch die „Würdigung des ihm Entsprungenen", so wird aus dem Buch eine ganze Geschichte der griechischen und römischen Philosophie von den Vorsokratikern bis zum Neuplatonismus. St. verspricht zwar einen fundamentalen Unterschied seiner Geschichtsschreibung von allen anderen, aber wir konnten als solchen Unterschied nur eine ungewöhnliche Oberflächlichkeit und Unvertrautheit mit dem Stoffe feststellen. Die Darstellung orientiert sich durchweg an der Literatur über die Philosophie, an den allbekannten Lehrbüchern und Monographien und ist voll von falschen und schiefen Thesen.

Max Wundt geht in seiner Deutung des platonischen Parmenides von der Hypothese aus, dass der erste Teil des Dialogs erst später dem zweiten von Platon vorangestellt worden sei; der zweite sei eine selbständige Schrift, welche die späte, „dynamische" Gestalt der Ideenlehre enthalte. In der Interpretation dieses Teiles rückt W. Plato sehr in die Nähe des Neuplatonismus, in dem er eine Fortführung und tiefere Begründung der platonischen Metaphysik sieht. Der Zusammenhang der beiden Teile soll darin bestehen, dass im ersten Teil die Dialektik noch nicht richtig gehandhabt wurde, noch stark unter der Herrschaft des „trennenden Verstandesdenkens" stand, während sie sich im zweiten Teil „völlig auf der Höhe des verknüpfenden Vernunftdenkens bewegt."

Der Titel des Buches von Bröcker ist irreführend. Es handelt sich nicht um eine Gesamtdarstellung der aristotelischen Philosophie, sondern um eine geschlossene Interpretation der aristotelischen Ontologie. Die Politik und ein grosser Teil der Ethik bleiben unberücksichtigt. B. interpretiert die aristotelische Frage nach dem Sein als „Frage nach der Bewegung" (die er für die Grundfrage der Philosophie hält) : die Weisen und Formen des Seins werden als Weisen und Formen der Bewegung entfaltet. Diese „dynamische" Interpretation, die sich durchgängig an die Forschungen Heideggers anschliesst, gibt in vielen Durchblicken ein neues, von den traditionellen Verdeckungen und Missdeutungen befreites Bild der Metaphysik des Aristoteles.

Antweiler legt eine gründliche, nach den mannigfachen Verzweigungen des Problems gegliederte Zusammenstellung der Äusserungen des Aristoteles über Wesen, Gegenstand und Methode der begrifflichen Erkenntnis, der „Wissenschaft" vor. Die kleine Schrift gibt reichliche Textbelege und ist sorgfältig gearbeitet.

Mit einer Sicherheit, zu der das überlieferte Material kaum einen Anlass bietet, gibt P. Gohlke eine Entwicklungsgeschichte der aristotelischen Logik. Die Grundtendenz der Entwicklung glaubt er in der fortschreitenden Emanzipation der Logik von der Metaphysik zu erkennen. Sie findet ihren charakteristischen Ausdruck in der Loslösung der Apodeiktik von der Dialektik im platonischen Sinne, in der Einführung der partikularen Urteile (welche nach G. ursprünglich nicht als wissenschaftlich anerkannt waren, weil sie Gegenstände der vergänglichen Welt betreffen) und in der Lehre von der Modalität.

Oltmanns' Untersuchung ist — wie diejenige Bröckers — durch Heidegger angeregt und von seiner Philosophie beeinflusst. Nach einer

historisch-kritischen Einleitung, in der besonders Eckharts Verhältnis zur Scholastik behandelt wird, werden die Grundbegriffe der eckhartschen Philosophie in ihrem inneren Zusammenhang interpretiert. Die Darstellung zentriert um den Begriff der menschlichen Freiheit, seine Beziehung zum Gottesbegriff und die aus ihm resultierende Idee der Wirklichkeit. Auch hier ist der Versuch einer „dynamischen" Interpretation gemacht : die Lehre Eckharts soll als eine „dialektische" Philosophie deutlich werden.

Während in den bisher angezeigten Schriften der sozialhistorische Boden der behandelten Lehren völlig unberücksichtigt bleibt, gibt Zippel in seiner Arbeit über die deutschen Mystiker wenigstens einige Andeutungen: er versucht die soziale Zugehörigkeit der Mystiker sowie ihre Haltung zu Kirche und Papsttum, Rittertum und Minne, Besitz und Recht, Arbeit und Beruf usw. festzustellen. Der Rahmen einer Dissertation ist für ein solches Thema zu eng; Z. bringt im wesentlichen nur eine geordnete Zusammenreihung von Zitaten und ein reichlich abstraktes „Ergebnis" : „Die Mystik hat... nicht mitgebaut an einer äusseren Wandlung der Gesellschaft in dem grossen Umschichtungsprozess der Folgezeit, wohl aber konnte sie innerlich bereitmachen für den Kampf, der beginnen musste nach Auflösung der mittelalterlichen Ordo, in dem der Mensch mit all seinen Lebensbelangen bisher geborgen war."

Das Buch von Stomps ist ein Schulbeispiel, wie eine an der heideggerschen Hermeneutik orientierte Interpretation ihren Gegenstand seiner ganzen geschichtlichen Bedeutung und Konkretion entleeren und auf ein paar abstrakt-allgemeine „reinphilosophische" Thesen abziehen kann. Die „Gerechtigkeit" wird als Grundbegriff der lutherschen Lehre vom Menschen angesetzt und in ihren drei Dimensionen als „ursprüngliche Gerechtigkeit" (des Menschen vor dem Sündenfall), als „Ungerechtigkeit" (das uneigentliche Sein des Menschen in der Konkupiszenz) und als die „Gerechtigkeit des Sünders" (das eigentliche Sein des Menschen) abgehandelt. Es wird grosser Wert darauf gelegt, dass es sich bei der Gerechtigkeit Luthers nicht etwa um einen Zustand oder um Eigenschaften des Menschen, sondern um eine „Weise des Seins" handelt ; aber durch eine solche Deutung wird hier nur erreicht, dass sich die konkreten Begriffe der lutherschen Theologie zu formalen ontologischen Beschreibungen verflüchtigen. So enthüllt sich schliesslich das „Immer-weiter-gehen" als „die innere Struktur der Gerechtigkeit" ; „der Gerechte, der ‚christliche Mensch' fängt immer wieder an zu gehen", und zusammenfassend wird die Gerechtigkeit begriffen als „die Bereitschaft zum Geschehenlassen der eigenen Möglichkeiten, die Bereitschaft zum Werden dessen, was der Mensch der Möglichkeit nach schon ist, nämlich das Wählen derjenigen Möglichkeiten, die für ihn ‚bestimmt' sind, die sein ‚Geschick' ausmachen." Was das noch mit Gerechtigkeit zu tun hat, wird verständlich, wenn man — wie S. es tut — die bloss etymologische Interpretation des Wortes anstelle der sachlichen Interpretation seines Inhalts treten lässt : Gerechtigkeit stammt von rectitudo, regere, „sich wohin erstrecken, hin sein auf etwas, ist : recht auf etwas zu sein, zu-gehen, sei es mit dem Körper : sich strecken, recken, reichen ; sei es mit den Augen : im Blick haben, oder mit dem ‚Herzen' : verstehen, wollen. Wenn die Behauptung richtig ist, dass in den Worten ‚gerecht'

und ‚regere-rectitudo‘ das enthalten ist, was die Grundstruktur des Menschen ausmacht, nämlich das Sich-irgendwohin-erstrecken, dann lassen sich auch die übrigen Bedeutungen ohne weiteres entwickeln : der Mensch, der sich erstreckt, ist so, wie er sein muss, sich selbst treu, wahr, ‚gerecht‘. Der (recht) gerichtete Mensch ist derjenige, der da ist, bereit, zur Hand, gegenwärtig.“ Es wird deutlich, dass hier das, wozu der Mensch da ist, wofür er bereit und zur Hand ist, keine Rolle mehr spielt. Auf die Bewegung kommt es an. — Man könnte über solche Verirrungen zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht diese Art philosophischer Anthropologie im ideologischen Haushalt der gegenwärtigen Periode eine so wichtige Rolle spielte. Gegenüber der politischen Anthropologie (wie sie etwa A. Bäumler vertritt) ist auf ihrer Seite durchaus nicht die höhere Wahrheit und Wissenschaftlichkeit. Die ontologische Interpretation negiert die geschichtlichen Zielsetzungen und Interessen, mit denen die anthropologischen Grundbegriffe jeweils verbunden waren und die in ihren Inhalt selbst eingingen. Je „philosophischer“ die Deutung wird, umso unwahrer wird sie. Indem die wirklichen Zustände und Eigenschaften der Menschen zu gleichsam ewigen „Weisen des Seins“ werden, verschwindet die wirkliche Geschichte in der „Geschichtlichkeit“, die nur noch eine Art von Bewegtheit ist. Jede faktische geschichtliche Situation kann in ihr „aufgehoben“ und gerechtfertigt werden. Und nur noch nebenbei melden sich manchmal die wirklichen Inhalte der behandelten Anthropologien, so wenn S. von der Gerechtigkeit bei Luther sagt : sie ist „eine Möglichkeit des Sünders als solchen, sie ist nur von der Sünde aus und in der Sünde. Demgemäss zeigt sich die Seligkeit nicht als Verwirklichung einer möglichen, ursprünglichen Gerechtigkeit, die nichts mit der Sünde zu tun hat, sondern als Verwirklichung der eigentlichen Möglichkeit des Sünders selbst.“

Indem das Buch von Lammers auf ontologisch-hermeneutische Aspirationen verzichtet und eine entscheidende Kategorie, den Willensbegriff, in ihrer Verbindung mit den anderen Kategorien der lutherschen Anthropologie umschreibt, gelingt es ihm, Luthers Bild des Menschen gut sichtbar zu machen. Besonders klar ist das Verhältnis von Willen und Vernunft, die Fundierung der Ethik in der Unfreiheit des Willens, die metaphysische Verankerung der Sünde und des Bösen herausgearbeitet. Als das Neue der Lutherschen Lehre vom Menschen erscheint die zentrale Stellung der „Person“, die „Verinnerlichung“ der Ethik und die Verfestigung des Willensbegriffs zur „Substanzkategorie“. „Vor allem in Abwehr der aristotelischen, von den Scholastikern adoptierten Theorie von der ἕξις oder vom Habitus, der zufolge der Mensch seinen Charakter und seine Tugenden als Niederschlag seiner Handlungen und Erfahrungen erwürbe, kämpft Luther dafür, dass das Handeln des Menschen vielmehr eine ‚substantia und virtus‘ voraussetzt, dass sich in den einzelnen Handlungen nur immer wieder die beharrende Tendenz des Willens durchsetzt...“ Bei Luther wird zum erstenmal der verdinglichte Begriff des Charakters als des metaphysischen Apriori der individuellen Praxis erarbeitet ; L. selbst weist darauf hin, wie von hier aus dann die Person nicht mehr primär durch die erkennende Vernunft, sondern durch den an sich unfreien Willen bestimmt wird und wie Luther „das Tun und das Lassen des Menschen“ nicht mehr

„unter der Zweckkategorie" begreifen kann. Aber all diese Zusammenhänge werden nur als die theologisch-philosophische Auseinandersetzung Luthers mit der Scholastik dargestellt : ihre Verbindung mit der sich entwickelnden bürgerlichen Gesellschaft wird nicht gesehen.

Ropohl entwickelt die Grundzüge der leibnizschen Metaphysik vom Begriff der Monade als dem neu gewonnenen Begriff der „endlichen Substanz" aus; er interpretiert, nicht ohne Sprünge und Gewaltsamkeiten, Heideggers Ontologie der Endlichkeit und Zeitlichkeit in Leibniz hinein. Die schwer erträgliche Sprache, die Heideggers Terminologie ohne sachlichen Grund anwendet und überbietet, verdunkelt nur die oft guten Durchblicke des Buches.

Bollnow unternimmt es, Diltheys Gesamtwerk als Philosophie des Lebens darzustellen. Vom Lebensbegriff her werden die mannigfachen Kategorien Diltheys entfaltet und geordnet, wobei B. sich bemüht, eine unberechtigte Systematisierung der differenten Ansätze und Richtungen Diltheyschen Forschens zu vermeiden. Gegenüber den tiefgehenden Dilthey-Arbeiten Georg Mischs bringt B.s Buch kaum etwas Neues.

Herbert Marcuse (New York).

Guérin, Pierre, *L'idée de Justice dans la conception de l'univers chez les premiers philosophes grecs. De Thalès à Héraclite. Librairie Félix Alcan. Paris* 1934. *(*115 *p.; fr. fr.* 10.—*)*

Schuhl, Pierre-Maxime, *Essai sur la formation de la pensée grecque. Librairie Félix Alcan. Paris* 1934. *(VIII et* 466 *p.; fr. fr.* 50.—*)*

Schuhl, Pierre-Maxime, *Platon et l'art de son temps (arts plastiques). Librairie Félix Alcan. Paris* 1933. *(*123 *p.; fr. fr.* 20.—*)*

Robin, Léon, *Platon. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(*364 *p.; fr. fr.* 35.—*)*

Laberthonnière, L., *Études sur Descartes. Librairie philosophique J. Vrin. Paris* 1935. *(VIII et* 467 *p.,* 379 *p.; fr. fr.* 70.—*)*

Mesnard, Pierre, *Essai sur la Morale de Descartes. Boivin & Cie, Éditeurs. Paris* 1936. *(*234 *p.; fr. fr.* 25.—*)*

Busson, Henri, *La pensée religieuse française de Charron à Pascal. Librairie philosophique J. Vrin. Paris* 1933. *(*664 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

A la recherche de la signification de l'idée de justice chez les philosophes présocratiques, M. Guérin donne d'abord un bref aperçu de l'histoire des notions religieuses de thémis et dikè. Il expose ensuite le rôle de ce concept chez Anaximandre, les Pythagoriciens, Parménide et Héraclite. Chez le premier, la justice est une loi relative à la forme des choses, dans l'école de Pythagore ce n'est plus un moyen de comprendre le monde, c'est elle-même qu'il faut comprendre; chez Parménide, c'est la loi de la pensée; chez Héraclite enfin, la justice est une formule de changement, elle n'est plus à l'intérieur de la pensée, elle est une loi naturelle. On a l'impression que M. G. a mal choisi son sujet : l'idée de justice n'est nullement constitutive pour cette époque de la pensée grecque. En la prenant comme centre, on brouille plutôt les choses qu'on ne les éclaircit.

Le livre de M. Schuhl sur la formation de la pensée grecque donne au lecteur une vue d'ensemble de tout ce qu'on sait aujourd'hui sur les débuts de l'esprit occidental. L'auteur commence par un tableau des survivances magiques dans les usages de l'époque qui nous est directement accessible. Il retrace ensuite l'évolution religieuse depuis l'âge préhellénique jusqu'à la théologie d'Homère, pour passer au développement de ce que nous appelons la pensée positive : c'est la préparation de la pensée présocratique dans la société „médiévale" des èpes, la disparition de la magie des démons qui cède la place au destin impersonnel après la séparation des colonisateurs ioniens des tombeaux des ancêtres, c'est le rationalisme des Milésiens, formé à une époque de trafic international, d'importation de techniques, d'idées, de sciences, époque qui vit apparaître la monnaie et l'écriture. Puis in en vient à la réaction mystique qui se répand en Grèce avec les mystères de Déméter, avec les cultes de Dionysos, avec l'orphisme et le pythagorisme. Ce dernier prépare, dans une certaine mesure, l'équilibre des tendances mystiques et rationnelles ; mais l'intérêt qu'il prend à la nature est subordonné à la recherche du salut des âmes. Ce n'est qu'en Xénophane, Héraclite et Parménide qu'est dépassée l'opposition de la physique et de la mystique par l'éclosion de l'ontologie. La science positive se développe, la sophistique d'Anaxagore cherche une solution positive au problème éléatique, celle de Protagore et de Gorgias aboutit au relativisme ou au nihilisme et ouvre l'ère des discussions sur la valeur de la loi humaine ; aux idées pessimistes d'Hésiode, la sophistique oppose l'idée du progrès, une philosophie des lumières s'attaque à la religion. Le mouvement semblait sombrer dans la réaction politique et mystique qui suit la mort de Périclès. Mais la philosophie de Platon réussit „à unir profondément la pensée rationnelle à la pensée mystique", au prix, il est vrai, du sacrifice du sensible.

Le livre de M. Schuhl est le fruit de tout le travail de la philologie classique. Travail d'humaniste, travail d'érudit, où la personnalité de l'auteur s'efface devant les problèmes et le matériel, l'ouvrage est certainement la meilleure vue d'ensemble qui existe à présent.

On retrouve les mêmes qualités dans le petit volume de M. Sch. sur „Platon et l'art de son temps". Bâti sur une documentation aussi solide que celle du grand essai, le livre montre le conservatisme esthétique du moraliste Platon, son aversion contre le sensible, son culte de la beauté.

Le Platon de M. Robin se place dans la ligne des ouvrages „classiques" sur la philosophie grecque. La biographie est suivie d'un chapitre sur la notion du savoir ; celui-ci se fonde sur l'être. La méthode du savoir est traitée en second lieu : Platon débute par les doctrines mystiques et purificatives de la réminiscence et de l'amour pour les préciser par la théorie de la division, méthode de synthèse ontologique qui retrace les relations constituantes du monde. Le chapitre „Phénomènes et Choses" expose une évolution analogue des Idées qui finissent par être des composés idéaux, absolument indépendants, sauf par rapport au Bien, et qui font partie de la réalité une qui comprend, à des degrés divers de clarté, le sensible, la mesure mathématique et l'idée. L'âme, le monde et le Dieu de Platon sont traités dans un chapitre particulièrement riche. Le dernier chapitre, sur la conduite

de l'homme, souligne avec force le caractère invariable de la conception éthique fondamentale. Une brève conclusion parle du rôle du Platonisme et de l'histoire de l'interprétation de Platon.

La très grande valeur de ce livre de maître ne peut ressortir de ces quelques lignes. Les qualités se trouvent surtout dans la discussion des questions particulières : l'utilisation du Timée, par exemple, qui cesse de n'être qu'une cosmologie, les recherches sur l'évolution de la pensée platonicienne, la signification des nombres, bien entendu, etc. — Faute de notes, il est quelquefois difficile de se rendre compte de l'état exact des problèmes. Il est plus regrettable encore que, pour la même raison, de grandes questions restent en suspens, par exemple, l'architecture des dialogues, le sens de cette technique littéraire, la relation entre le mouvement et les thèses de chaque dialogue, etc. Peut-être faut-il aussi critiquer la distribution du matériel dans des catégories modernes, qui, probablement inévitable dans le cadre prescrit, ne nous paraît pas favorable en elle-même. Mais ces remarques sont négligeables à côté de la richesse de ce travail concret, dont les résultats nourriront la discussion et enrichiront la science des platonisants.

Laberthonnière juge Descartes. Il l'a cité devant le tribunal de son christianisme, christianisme augustinien de tendance mystique qui voit en Dieu la bonté infinie, la Vie suprême de l'homme, la réalisation de l'être humain par la participation active à l'infini. Descartes devant ce juge, a été condamné (et avec lui tout ce que l'on peut appeler la scolastique classique).

Descartes n'a pas créé de vraie métaphysique. Pourquoi ? Parce que la destinée suprême de l'homme n'entre pas dans sa philosophie. La méthode cartésienne, en éliminant les essences de l'École et en les remplaçant par les idées claires et distinctes, aboutit à la connaissance véritable des substances, c'est-à-dire à une perfection de nature de l'homme à atteindre dans ce monde. Le monde, absolument distinct de Dieu, devient pure chose, maniable, transformable, soumis à l'homme. Il n'y a plus de cosmos divin que l'homme admire sans y toucher : la question de l'utile et du nuisible est la première. Descartes ne cherche pas la vérité pour elle-même, quoiqu'il s'enchante de connaître. Il veut des connaissances utilisables, sa métaphysique n'est que le fondement de sa physique, physique destinée à la pratique de l'homme ici-bas. C'est l'idéal de vie de Descartes qui détermine sa philosophie. Et cet idéal n'est plus transcendant, Dieu n'exige plus que l'homme se tourne tout entier vers lui, la fin de l'homme n'est plus celle de l'âme immortelle. L'entendement de l'homme se suffit à lui-même. C'est pourquoi il ne connaît pas de psychologie au sens propre. Il ne s'agit que d'acquérir des idées claires et distinctes, la liberté n'est que la faculté d'attendre et de retenir l'acquiescement. Car l'homme est fini, la vérité ne lui est pas présente comme elle l'est à Dieu. C'est de cette finitude de l'homme que découle la morale : il y a trop de choses incertaines pour que l'homme puisse oser attaquer l'ordre établi. Ainsi, l'homme d'un côté devant l'infini de Dieu et l'indéfini du monde, n'a qu'à subir la réalité, de l'autre côté, étant raison, c'est lui qui assujettit les choses — morale mélangée de stoïcisme et d'épicuréisme. Aucune transcendance ne permet de dépasser le problème du mal ; elle n'arrêtera non plus ni ne dépréciera l'activité humaine. Avec cela, Descartes, pour sa personne, n'a été rien moins qu'un

esprit fort. La raison n'a pas de prise sur la religion : on ne peut savoir, on n'a qu'à croire et à se soumettre. Malgré la critique d'une théologie qui veut décider même les questions de physique, la foi de Descartes, foi de bon sujet, est évidente : Dieu est en dehors de la vie, il n'y a que l'église à l'extérieur, qu'une espérance dépassant toute raison à l'intérieur. Descartes a été chrétien, mais il l'a été sans chaleur. Seule la perfection de nature l'intéresse.

L. est sévère, mais il est bon juge. Pas de meilleure preuve pour cela que le fait qu'à force de pénétration, L. se trouve en accord avec des opinions qui sont absolument contraires à la sienne. Il désapprouve en Descartes le philosophe d'une nouvelle époque. Mais en fondant son jugement, il l'a mieux vu, mieux compris que beaucoup de ceux qui, pour la même raison, le vénèrent.

Pour le livre de M. Mesnard, nous pouvons être plus bref : la morale de Descartes serait centrée autour de la notion de Sagesse. L'évolution du philosophe est continue. La morale définitive telle qu'elle s'esquisse dans les lettres à la reine Christine et à la princesse Élisabeth, n'est que l'explication de la morale provisoire. — L'analyse du rapport du Traité des passions avec la morale est intéressante. A part cela, le livre, trop long pour ce qu'il contient, n'apporte guère de neuf.

La pensée religieuse de la première moitié du XVIIe siècle est d'une faiblesse étonnante. C'est là le résultat le plus clair, non pas le plus intéressant, du second volume de l'histoire du rationalisme moderne de M. Busson. A Port-Royal, le fidéisme qui évite la discussion, chez les Jésuites, le désir d'adapter l'humanisme aux besoins de l'apologétique, la religion aux sentiments du beau monde, même au prix de la pureté de la dogmatique, même au risque de rendre suspecte, voire ridicule la défense du christianisme. D'une érudition tout à fait remarquable, le livre de M. B. est un des plus utiles pour l'histoire de l'esprit français. M. B. traite des athées, des déistes, des thèses sur l'âme et sur Dieu, du scepticisme religieux et antireligieux, du rôle de la science, de l'importance de la magie, des stoïciens et des épicuriens, des libertins et des apologistes. Travail si riche qu'il nous est impossible ici d'en donner ne fût-ce qu'une idée. C'est un matériel immense que M. B. a rendu accessible. On souhaiterait connaître les conditions politiques et sociales de cette histoire. Ce sont là des exigences que M. B. repousse dès la préface en assignant à son livre un but purement littéraire.

E. Weil (Paris).

Mead, George H., *Movements of Thought in the Nineteenth Century, edited by Merritt H. Moore. The University of Chicago Press. Chicago. Cambridge University Press. London* 1936. *(XXXIX and* 519 *pp.;* $ 5.—, 22 *s.* 6 *d.)*

Philosophical Essays for Alfred North Whitehead. Longmans, Green & Co. New York and London 1936. *(VII and* 248 *pp.;* $ 3.—, 12 *s.* 6 *d.)*

The common context of nature of which man is a part, reveals a bewildering variety of occurrences which bear the imprint of novelty and diversified activities which interfuse ; but it testifies at the same time to uniformities

in events, to regularities in behaviour-patterns and specifiable drives in the employment of energies, which are the source of the intelligibility that man finds. This is the implicit postulate, it seems, in terms of which the late Professor Mead proceeded to organize the historical materials at his disposal, and by means of which he appraised the major viewpoints that emerged during the nineteenth century. As M. emphasizes in this, the third of a series of four volumes being published posthumously, the past, in line with the method of research science, must be viewed from some hypothetical vantage-point of the present — the pragmatic value of such a preconception deriving from the greater awareness it gives us of the continuity and molding influences in our intellectual heritage and from the more significant control of our own lives which it furthers. The results of M.'s analysis, based on his recognition of the interplay of permanence and change, contingency and necessity in nature, are none too impressive, however. They do not illumine the past because in the main they over-simplify (e. g., according to M., scientific method involves primarily the confrontation of universals and exceptional instances and leads to progress when the new theory explains more and more exceptions ; this neglects the important step achieved when several „localized" theories are unified into one comprehensive whole, thus providing a „natural" status to its components without accounting for any new facts.), or distort. For example in his chapter on „Realism and Pragmatism" M. says that Santayana (and the other realists) had „the same confidence in the mathematical technique that Kant had in the achievements of Newton", also implying that Santayana's essences play the role of relata between objects that are out there, thereby missing the whole Lockian orientation of the „later" Santayana. It is probably true that the chapters on the German Romantic philosophers and Bergson are among the best in the book and throw much light on the origins and nature of the concept of evolution, the impetus given to it by Darwin, and its culmination in Bergson despite their reiteration of a few central ideas and frequent sketchiness. This cannot be said of M.'s attempts to trace out the impact of economic and social conditions on the transformation of hypotheses in the physical sciences ; while some analogies drawn are plausible, others spell their own doom because physical concepts are radically changed whereas the economic base may alter only slightly. But what seems to be the book's principle failing, and this becomes all the more glaring because of the guidance we need in passing through a difficult period of social revolution, is its woefully inadequate treatment of Marxist doctrine and its lack of realism in the presentation of liberalism in its different forms.

The collection of essays for Whitehead, nine in all, contains three historical essays by F. S. C. Northrop on „The Mathematical Background and Content of Greek Philosophy", by R. Demos on „The One and the Many in Plato", and by Scott Buchanan on „An Introduction to the De Modis Significandi of Thomas of Erfurt". Of these the first struck us as being most valuable, the other two following devious paths with apparently no recognizable destination in view. The most interesting and original of the entire group was Quine's essay on „Truth and Convention" in

which is discussed the sense of the theses that mathematics and logic are wholly analytic and that mathematics is a conventional transcription of logic. The burden of Leonard's article on „Logical Positivism and Speculative Philosophy" is that the pure (including metaphysics) and applied sciences both employ scientific methods in the same sense. P. Weiss, S. Kerby-Miller, C. Hartshorne, and O. H. Lee contribute essays on „Time", „Causality", „The Compound Individual", and „The Good" respectively. R. Marshak (New York).

Castellano, Giovanni, *Benedetto Croce. Laterza & Figli. Bari* 1936. *(*208 *S.; L.* 12.—*)*

Finetti, G. F., *Di fesa dell' autorità della sacra scrittura contro Giambattista Vico, a cura di B. Croce. Laterza & Figli. Bari* 1936. *(*120 *S.; L.* 8.—*)*

Cione, Edmondo, *La concezione filosofica del Croce e ismoi „Ultimi saggi". Casa editrice Sabina. Napoli* 1935. *(*14 *S.; L.* 20.—*)*

Castellano hat die vielseitige Persönlichkeit Croces mit wenigen Strichen trefflich skizziert und auf die Verdienste hingewiesen, die er sich für die Philosophie, die Geschichtsschreibung, die Literaturgeschichte usw. durch seine unermüdliche Tätigkeit erworben hat; dem zweiten Teil des Buches ist eine vollständige, von Croce selbst revidierte Bibliographie beigefügt.

Ihr kann man entnehmen, in welchem Masse Croce zu der Vicoforschung beigetragen hat. Hier handelt es sich wirklich um eine Erneuerung: nebst einer Reihe von kleineren Abhandlungen ist die schon 1911 erschienene Monographie über Vico zu nennen. Zur Verteidigung seiner dort dargelegten Auffassung hat C. soeben eine mit kritisch-polemischen Anmerkungen und einem bibliographischen Anhang versehene Neuausgabe einer von einem katholischen Priester Finetti um die Mitte des 18. Jahrhunderts verfassten Schrift gegen Vico erscheinen lassen, um damit gegen den Widerspruch der katholischen Erklärer zu zeigen, dass Vico schon in seinem Zeitalter als ein heterodoxer ketzerischer Denker angesehen wurde.

Als auf einen nützlichen Beitrag zum Verständnis Croces sei an letzter Stelle auf Ciones hübsche Studie hingewiesen.

Piero Treves (Mailand).

Landsberg, P. L., *Essai sur l'expérience de la mort. Desclée de Brouwer & Cie. Paris* 1936. *(*103 *p.; fr. fr.* 8.—*)*[1]

Ce livre mérite d'être lu comme il a été écrit : avec sérieux et sincérité. Aussi éloigné de la déclamation que du tragique à la mode, Landsberg nous livre sa méditation qui appelle la nôtre. L'expérience fondamentale de la mort n'est pas celle du vieillissement, mais celle de la mort d'autrui, expérience d'une „absence présente", d'une „infidélité tragique", expérience

[1]) Zu dieser und der folgenden Besprechung vgl. den Artikel über Th. Haeckers Buch: Der Christ und die Geschichte, in diesem Heft, S. 372 ff.

qui a pour condition l'existence préalable d'une communion spirituelle entre l'autre et moi, c'est-à-dire à la fois la personnalité qui rend chacun unique et l'amour qui me rend telle personne irremplaçable. Mais si cette expérience marque la vie de l'homme, elle ne la définit pas, la vie est affirmation de soi, espérance, espérance d'accomplissement ; elle n'est pas „vie vers la mort", comme dans la doctrine de Heidegger que Landsberg qualifie de „nihilisme". Pour dépasser cette espérance, il faut accéder à la vie chrétienne et singulièrement mystique vers laquelle et par laquelle l'espérance est confirmée, la vie sauvée, parce que, en mourant à ce monde, on naît à la vie éternelle.

Il est à craindre — et là serait philosophiquement le défaut du livre — que la foi chrétienne imprègne déjà la description antérieure de l'expérience de la mort. L'exigence d'immortalité n'existe que pour le chrétien, et, sans glisser dans le nihilisme, l'homme seul donne à la mort, certaine et inconnue, une autre signification, puisque chacun s'affirme à lui-même sa volonté à l'épreuve du risque suprême.

R. Aron (Paris).

Maritain, Jacques, *Humanisme Intégral. Problèmes temporels et spirituels d'une nouvelle Chrétienté. Editions Montaigne. Paris* 1936. *(334 S. ; fr. fr.* 20.—*)*

Der integrale Humanismus, auf dem M. die wahrhaft christliche Organisation der Gesellschaft aufgebaut wissen will, meint eine solche Gestalt der Lebensverhältnisse, welche wirklich die allseitige Entfaltung der menschlichen Möglichkeiten garantiert und die allseitige Erfüllung der menschlichen Bedürfnisse zu ihrem Ziele hat. M.s Buch bezeichnet eine der am weitesten über die offizielle Lehre der Kirche hinaus vorgetriebenen Positionen des Katholizismus. Er sieht in den ernst genommenen christlichen Forderungen zeitlich-geschichtliche Aufgaben : die „Grösse und Würde" des Menschen ist auf dieser Erde in der gemeinsamen Arbeit an der völligen Veränderung aller Daseinsformen zu verwirklichen. Die spirituelle Freiheit des Christen fordert seine faktische Befreiung aus einem unmenschlichen gesellschaftlichen System ; die völlige Liquidation des Kapitalismus ist ihre Voraussetzung. Die zukünftige christliche „cité temporelle" — in der auf Grundlage einer vergemeinschafteten industriellen Produktion das Privateigentum zwar nicht aufgehoben, aber doch in einer (von M. etwas vage angedeuteten) Art „verallgemeinert" ist — wird endgültig das schlechte bürgerliche Axiom beseitigen, nach dem man „nichts für umsonst" hat. „Bien au contraire, la loi de l'usus communis porterait à poser que, du moins et d'abord pour ce qui concerne les besoins premiers, matériels et spirituels, de l'être humain, il convient qu'on ait pour rien le plus de choses possible..." Kommt so in M.s integralem Humanismus eine Haltung zum Ausdruck, die ihn in manchem mit den fortschrittlichsten gesellschaftlichen Gruppen verbindet, so bestätigt seine unklare Stellung zu den dringendsten geschichtlichen Fragen der Gegenwart aufs neue, wie wenig solcher Humanismus durch seine Verbindung mit dem Katholizismus wirklich gewinnt. M. wendet sich ausführlich und gleichermassen gegen Faschismus und Kommunismus und

will die Herbeiführung des neuen Reiches kleinen unabhängigen Gruppen anvertrauen, deren politischer Kampf doch im wesentlichen ein geistiger sei. Die Worte, mit denen er eine Konkretisierung ihrer politischen Aktion ablehnt, sind wenig erhellend. Doch der übrige Inhalt seines Buches scheint uns zu beweisen, dass solche Abstraktheit nicht einer Überheblichkeit gegenüber dem heute sich entscheidenden Schicksal der Menschheit entspringt — um das M.s Denken vielmehr ernsthaft und fortwährend bekümmert ist —, sondern einer ehrlichen Hilflosigkeit.

Herbert Marcuse (New York).

Allgemeine Soziologie.

Weber, Alfred, *Kulturgeschichte als Kultursoziologie. A. W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij. Leiden* 1935. *(*423 *S.; Hfl.* 8.70*)*

Das Buch umfasst etwas mehr als vierhundert weitgedruckte Seiten. Seine Absicht freilich ist ausserordentlich : zu dem Versuch, „Geschichte und Gegenwart zu konfrontieren, um aus der einen für die andere ein klareres Gesicht zu erhalten," wird eine Kultursoziologie unternommen, die mit der Prähistorie einsetzt und bis zur Gegenwart reicht. Da nach W. ein einzelnes Leben nicht zu einer „soziologischen Vollanalyse einzelner Kulturen" langt, hat er sich mit einer „Deutung des zentralen Gehalts der Kulturen durch ihre Einstellung in das universalhistorische Ganze" begnügt. In der allgemeinen Einleitung macht es der Verf. dem Leser nicht schwer, sein Buch an die Reihe der grossen abendländischen Geschichtsphilosophien von Augustin bis Hegel und Marx anzuschliessen. Von diesen beiden unterscheidet ihn freilich eine merkwürdige Besonderheit in der Stoffauswahl : wenn sich W. mit sehr weit zurückliegenden Epochen beschäftigt, wird er trotz des geringen ihm zur Verfügung stehenden Raums sehr genau und hat — z. B. bei der Prähistorie — sogar Raum für einen Anmerkungsapparat, der ihm sonst entbehrlich erscheint ; je mehr er sich der Gegenwart nähert, umso gewaltiger und farbloser werden die Kategorien. Eine Sprache, die es sehr konkret mit „Urelephanten" und „Aurignac-Menschen" und der „Grabbaukunst der Dolmen (im Ägypten Mastabas)" in Zeiträumen zu tun hat, die bis „etwa vor 100.000 Jahren" zurückgehen, wird wesentlich abstrakter, wenn sie vom letzten Weltkrieg als dem „Symptom sehr tiefer historisch-soziologischer und ideeller Umwälzungen" und vom gegenwärtigen Zustand des Kapitalismus als einer „bekannten Um- oder richtiger Auseinandergliederung" spricht : „Das Ideelle und das Materielle verstärkten und steigerten sich gegenseitig in der Richtung des tellurischen Auseinander. Es ist das nicht das Ende des Kapitalismus." Warum auch ?

Im Rahmen der vorliegenden Besprechung können nur einige Hinweise auf den Inhalt des Buchs gegeben werden. Es baut sich in sieben Kapiteln auf, die der Prähistorie, den „primären Hochkulturen" Ägyptens, Babyloniens, Chinas und Indiens, den „sekundären Kulturen erster Stufe" Vorderasiens und der Mittelmeerantike, denjenigen der zweiten Stufe, d. h. dem

Morgen- und Abendland bis 1500, und schliesslich der abendländischen Geschichte bis zur Gegenwart gewidmet sind. Primärkulturen sind nach ihm „magisch aufgebaut und so auch innerlich zusammengehaltene Körper", in denen Herrenschichten und Bauerntum konservativ aneinandergeknüpft sind. In den Sekundärkulturen, die den Hereinbruch des Westens in die Geschichte bedeuten, ringen Machtinstinkte und herrenmässige Triebe mit radikalen lebensverneinenden, ja lebenszerstörenden Tendenzen. Diesen historischen Abschnitt, der bis zur Gegenwart reicht und sich immerhin über 3000 Jahre ausdehnt, fasst W.s Sprache folgendermassen zusammen ; „Der Westen schafft im Zusammenhang damit (nämlich des Ringens von Macht und Lebensverneinung) die Aufeinanderfolge von Kulturen in Reihen, deren keine in sich selber und an sich selber genug hat, die sich daher kämpfend über- und nebeneinander lagern, bis der Tanz zu einem Ende hinführt, das wir als Gegenwart bezeichnen." Es ist zu befürchten, dass das Verständnis der Gegenwart durch solche Weltschau wenig gefördert wird. — Wie es mit einzelnen geschichtlichen Belehrungen steht, lässt sich hier nicht ausmachen. Im allgemeinen beziehen sie sich mehr auf die abstrakteren geschichtlichen Gebilde : von Poesie, Philosophie und Religion ist wesentlich mehr als von materiellen und sozialen Strukturen die Rede. Spengler hat häufig — manchmal auch zitiert — Hilfe geleistet. Ein Beispiel : „Das Apeiron des Anaximander, aus dem alle Gestalten sich erheben, um in ihm wieder zu verschwinden, steht in nächster Nähe des indischen Nirwana." Warum nicht auch der Wagnerschen Musik, des Gottesbegriffs von Jakob Böhme und v. a. m. ? Jedenfalls gibt W. keinen Hinweis, wie sich solche abgründigen Deutungen und Parallelen historisch begründen lassen.

So grosszügig das Buch seinem Aufbau nach ist, so verbirgt es nicht die Position der Weltfremdheit, in die W. mit vielen historisch und philosophisch einem vergangenen Liberalismus angehörigen Gelehrten geraten ist. W. hat einmal als akademischer Lehrer der grossen Tradition wirklicher Forschungen angehört, und seine lautere wissenschaftliche Gesinnung steht auch heute ausser Frage. In diesem Buch benutzt er jedoch geschichtliche Daten wesentlich als Illustration zu Theorien, die jeder durchsichtigen Beziehung zur Realität ermangeln. Die bescheidene Selbstsicherheit des positivistischen Gelehrten, die er trotzdem beibehält, geht aber sofort verloren, wenn W. sein Versprechen einlösen soll, das „klarere Gesicht" der Gegenwart aus dem Studium der Geschichte zu gewinnen. In Ideologien befangen, die er angesichts ihres heutigen Zusammenbruchs kaum mehr vertritt, glorifiziert er seine eigene Ratlosigkeit, indem er auf jede Möglichkeit der Bestimmung von Tendenzen verzichtet ; infolge des seinem Wesen nach schöpferischen und daher nicht vorauszusagenden menschlichen Handelns „ist der Ausblick in die Zukunft wieder, was er von je war und wirklich ist, der Blick in eine Ferne, auf deren Schwelle uns das Unerwartete erwartet." Es bleibt unverständlich, wie der Verf. die Brücke von der Geschichte, aus der man etwas lernen soll, zu diesem prinzipiellen Agnostizismus schlagen will.

Das Buch ist in Deutschland geschrieben, aber in Holland erschienen. Mit den Tendenzen, die gegenwärtig in Deutschland herrschen, hat W.

immerhin einige theoretische Ziele gemein. Bereits am Anfang des Buchs vergisst er nicht, der „marxistischen Geschichtstheorie", der er freilich ein paar formale respektvolle Beiworte widmet, zu bescheinigen, dass sie einen „durchaus einseitigen und in der theoretischen Fundierung verkehrten Wurf" darstelle, zu der im Gegensatz er seine Schritte lenken werde. Und nochmals im Anhang bekommen es die Historiker zu hören, dass sie gerade bei der Betrachtung der Neuzeit einer „oft halb unbewusst angewandten einseitig geschichtsmaterialistischen" Deutung gefrönt hätten. Der Verf. versichert auch : „es kann im heutigen Ringen nur eine Freiheit geben, die ihre Schranken in der Bindung an das Wohl der Volksgemeinschaft findet, ja aus dieser wächst." Auch hier bleibt dieser Autor im Entscheidenden abstrakt : er lässt es offen, wie dieses Wohl zu bestimmen sei. Solche Abstraktheit enthält in der gegenwärtigen Situation mehr denn je ein moralisches Problem, was W. selbst am wenigsten verkennen wird. Leo Löwenthal (New York).

Thurnwald, Richard, *Die menschliche Gesellschaft in ihren ethnosoziologischen Grundlagen. Bd. 4 : Werden, Wandel und Gestaltung von Staat und Kultur im Lichte der Völkerforschung. Bd. 5 : Werden, Wandel und Gestaltung des Rechts im Lichte der Völkerforschung. Walter de Gruyter. Berlin 1935. (XIX u. 377 S., VIII u. 232 S. ; Bd. 4 : RM. 22.—, geb. RM. 24.— ; Bd. 5 : RM. 18.—, geb. RM. 19.—)*

Die Ethnologie verdankt ihre gerade gegenwärtig grossen Fortschritte besonders günstigen Umständen. Die Intensivierung der Kolonialverwaltung machte eine genauere Kenntnis der verwalteten Völker nötig. Dazu wurde auch die Forschung im Felde durch die wachsende Sicherheit und ein dichteres Verkehrsnetz erleichtert. Hinzu kommen einige methodologische Gesichtspunkte und Erfahrungen, die die moderne Ethnologie anderen Gebieten der Sozialwissenschaften entnahm und erfolgreich angewandt hat.

Thurnwald selber hat diese Entwicklung durch eine Anzahl von Expeditionen und mustergültigen Forschungsberichten gefördert. Nun ist die Ethnologie im Besitze eines Materials, das zu einem Teil für eine vergleichende Betrachtung auf neuer Grundlage schon zugänglich ist. T.s vorliegendes Werk ist der erste allseitige Versuch einer vergleichenden Ethnologie auf dem Boden der neueren Völkerforschung. Die vorliegenden beiden Bände umfassen Abschnitte über die Typen egalitärer Verbände, über Stände- und Kastenbildung, Staat, Fehde, Sklaverei, über öffentliches Recht und die verschiedenen Kategorien des Zivil- und Strafrechts. Das Werk ist von einer Extensivität nicht nur an Material, sondern vor allem an Vergleichungsgesichtspunkten, nach denen es gegliedert ist, wie vielleicht kein anderes Werk der gesamten ethnologischen Literatur. T. sichtet nach verschiedensten, elementaren und komplexeren Gesichtspunkten der Gesellung, Wirtschaft, des Kulturwandels, der Herrschaftsformen und der Verwandtschaft immer wieder das ganze, ihm zur Verfügung stehende Beispielsmaterial auf gewisse typische Tendenzen und Regelmässigkeiten.

Die vorsichtige und kritische Verwendung von Termini wie Totemismus,

Animismus, Stamm, Matriarchat usw. wie überhaupt die Vorsicht gegenüber zahlreichen, sozusagen festgeronnenen Verallgemeinerungen früherer Ethnologen trägt zur Verlässlichkeit der Ergebnisse wesentlich bei. Hypothesen werden, sofern sie nicht aus gesicherten Beobachtungen gewonnen sind, als solche hingestellt, wie überhaupt das ganze Werk von einer weitgehenden Vorurteilslosigkeit gegenüber Schulmeinungen aller Art durchdrungen ist. T. verhält sich in der Verwertung seines Vergleichsmaterials keiner der bestehenden ethnologischen Schulmethoden gegenüber gänzlich negativ. Er teilt das Interesse der verschiedenen Kulturkreisschulen für Wanderungen und urgeschichtliche Elemente existierender Kulturen ebenso, wie er entwicklungsgeschichtliche Fragen überall dort stellt, wo sie empirisch beantwortbar sind. Der funktionellen Schule, welche die generalisierende Aufgabe der Völkerforschung im Rahmen intensiver, bis zu vergleichbaren Elementarverknüpfungen vordringender Einzelanalysen bewältigt, steht er insofern nahe, als er komplexe Tatsachen nicht blockhaft, sondern auf Grund der mitwirkenden Komponenten vergleicht.

Dieser Tatsache verdanken wir eine Reihe wertvoller Hinweise auf typische Tendenzen und Entwicklungshypothesen, so über die Faktoren der Individualisierung und des Sippenverfalles, die Entstehung und Funktionen des Inzesttabus, die Entstehungsmotive territorialstaatlicher Zentralregierungen mit ethnischer Würfelung, die politische und ethnische Amalgamierung von Hirten- und Ackerbauvölkern u. a.

Der Ertrag der verschiedenen Abschnitte ist ungleich. Neben ausgezeichneten und gedrängten soziologischen Übersichten findet sich eine Fülle von unanalysiertem und nur klassifizierend zusammengestelltem Material. Am besten ist wohl der 4. und 5. Band und Teile des 2. Bandes (zu diesem vgl. Zeitschrift für Sozialforschung, Jgg. 1 (1932), S. 412 f.). — Als Nachschlagewerk bietet die Arbeit eine Fundgrube ethnologischen Materials, an dem kein Ethnologe vorbeigehen dürfte. Es sei auch auf den reichen bibliographischen Anhang hingewiesen. Als kritisch-wissenschaftlicher Beitrag zu einer soziologisch vergleichenden Ethnologie ist das Werk von bleibender Bedeutung. E. Manheim (London).

Aron, Raymond, *La sociologie allemande contemporaine. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(176 p.; fr. fr.* 10.—*)*

L'auteur de ce livre objectif et utile a entrepris de donner un tableau et une analyse des principaux courants sociologiques de l'Allemagne contemporaine. Il a ainsi comblé une lacune de la littérature française, car le livre de Bouglé „Les Sciences Sociales en Allemagne" paru en 1895, était le dernier qui traitait ce sujet.

L'ouvrage d'Aron se divise en trois parties : 1° vue d'ensemble de la sociologie systématique, 2° vue d'ensemble de la sociologie historique, 3° étude plus détaillée de Max Weber, qui en sa doctrine, cherche à réconcilier les deux tendances. Dans la sociologie systématique, il convient de distinguer deux directions : l'une individualiste (Simmel, von Wiese), l'autre universaliste (Spann). La réponse autre donnée au problème de l'essence de la société, ou plus exactement, des phénomènes sociaux en tant

que tels, détermine la différence méthodologique des deux écoles. Nous distinguons dans chaque groupe social les individus d'une part, et une unité vivante, primaire que crée la vie collective. Par conséquent, on saisit l'essence du social, ou bien par l'analyse des relations entre individus, ou bien par la pénétration intuitive de la totalité sociale. Simmel et ses partisans adoptent le premier point de vue (méthode microscopique) — tandis que Spann et son école représentent le second point de vue (méthode macroscopique).

A. considère comme appartenant à la sociologie historique Oppenheimer, Alfred Weber, Mannheim, Scheler, et jusqu'à un certain point aussi Max Weber. Dans la méthode, ces savants présentent ceci de commun qu'ils concentrent l'attention sur les formes historiques objectives, sur les réalités collectives (Culture, État) et qu'ils ne considèrent qu'en second lieu les interactions entre les individus. Bref, cette direction se rapproche de la théorie de l'histoire universelle.

A., qui tient Max Weber pour le plus grand sociologue de l'Allemagne contemporaine, consacre une étude à la doctrine de celui-ci, qui réunit en lui les tendances historiques et systématiques. La distinction de Rickert, entre les sciences naturelles et culturelles, ne forme qu'une introduction à la théorie philosophique de Max Weber, dont les éléments sont : la théorie du concept scientifique et l'interprétation de la connaissance historique comme d'une sorte de synthèse de la compréhension et de la causalité. L'idée fondamentale de Max Weber qu'il applique également en matière de sociologie, est l'affirmation de la nécessité de réconcilier le principe de la compréhension avec celui du déterminisme.

Michel Schwarz (Paris).

The Fields and Methods of Sociology. *Ed. by L. L. Bernard. Farrar & Rinehart. New York* 1935. *(XVI and* 529 *pp.;* $ 3.50*)*

B., in his general discussion of the fields of sociology, regards the function of the newer social sciences to be primarily „to discover the conditions under which mankind, or units of mankind, can make successful and satisfying adjustments to the environments, both physical and social, and to integrate this tested knowledge into scientific theories, or sciences, as we call these organized bodies of knowledge, which will serve man in his control of his relationships to environment".

Because of the many phases of this relationship, the body of social science knowledge has been subdivided into as many groups as there are major phases to the adjustment problem. In this volume over thirty specialists in the various divisions of sociology have contributed articles delineating their own special fields and the methods of research applicable to them. Bibliographical material at the end of each chapter and also in the appendix will be of value to students wishing to make a more detailed investigation of the subject.

Thea Field (New York).

Queen, Stuart Alfred, Walter Blaine Bodenhafer, and **Ernest Bouldin Harper,** *Social Organization and Disorganization. Thomas Y. Crowell Co. New York* 1935. *(653 pp.; $* 3.50*)*

This work is an intelligent attempt to treat the subject as an aspect of the larger problem of social organization. The analysis of the intertwined processes of organization and disorganization in „Groups", „Institutions", and „Personalities" has been the primary aim of the authors. This has led them into the rather ambitious task of discussing problems ranging from the family to militarism. But a fuller appreciation of the value of the approach may be gained by reading the introduction which is partly devoted to a careful statement of definitions and hypotheses, and the concluding chapter which contains a sketchy, but not inadequate, discussion of social causation. The treatment of specific problems, in this somewhat lengthy textbook, has acquired value from the use of case histories for purposes of illustration. This is especially true of the part on Personalities, which is a careful analysis of the individual aspects of social disorganization. Brief, but well selected, bibliographies accompany the chapters. V. D. Sewny (New York).

Halévy, E., R. Aron, E. Bernard, G. Friedmann, R. Marjolin, E. Dennery, C. Bouglé, *Inventaires. La crise sociale et les idéologies nationales. Librairie Félix Alcan. Paris* 1936. *(*233 *p.; fr. fr.* 12.—*)*

Ce recueil, actuel au plus haut point, offre, dans sa forme souple, un contenu qui donnera satisfaction aux exigences scientifiques les plus scrupuleuses. Précieux à celui qui cherche à acquérir une sérieuse vue d'ensemble de la crise, le livre sera utile aussi à celui qui entend approfondir l'un ou l'autre des problèmes qui s'y trouvent soulevés — les études proprement dites étant complétées par des bibliographies judicieusement choisies.

Cet ouvrage a le mérite de mettre en lumière le fait que la crise universelle prend, dans chaque pays, une forme différente.

Ainsi M. Halévy montre qu'une éducation séculaire permettra peut-être au peuple anglais, de traverser la crise et d'en sortir tel qu'il est, malgré et peut-être aussi grâce aux concessions que là comme ailleurs on est forcé de faire. M. Aron, outre qu'il analyse la situation économique et sociale d'après-guerre, a recours à l'histoire de l'Allemagne, notamment aux époques caractéristiques du romantisme allemand et des guerres de libération, pour expliquer ce fait si difficilement compréhensible d'„une révolution antiprolétarienne". Et M. Bernard, dont l'étude entre dans le détail du „Système corporatif italien", a soin de le présenter comme un des plus importants instruments d'un État totalitaire, auquel la dernière guerre seulement donna la consécration de son unité politique. A propos de quelques formes nouvelles des rapports humains et de la collaboration en Russie soviétique, M. Friedmann ne nous parle pas seulement d'une doctrine abstraite, mais remonte „au plus profond des rapports humains, incomparables à ceux de notre pays..." Le passé peut être si présent qu'il empêche les hommes de reconnaître la situation objective : la survivance de l'ancien

esprit pionnier ne permit pas que, pendant les premières années, la crise devînt, aux Etats-Unis une réalité psychologique ; même plus tard quand Roosevelt, élu président „contre la crise" fait son grand discours, il choisit, nous dit M. Marjolin, les „formules chères aux pionniers". Dans son étude sur le Japon, M. Dennery — en dehors du tableau qu'il nous donne des forces du Japon actuel, forces que seule l'histoire extraordinaire de ce pays lui a permis de concentrer d'une façon par ailleurs inconnue — entreprend une analyse intéressante des sentiments du Japonais à l'égard des Occidentaux.

Revenons en France. M. Bouglé s'est réservé d'analyser „Les destinées de l'individualisme". La France, se demande-t-il, pourra-t-elle rester ce qu'elle était, le pays de l'individualisme ? Car il n'y a pas seulement les ligues, aux conceptions autoritaires avouées. Il y a aussi l'intervention de l'État dans la vie économique, intervention rendue nécessaire par la crise, mais susceptible de décomposer, d'une façon moins bruyante que les ligues, mais plus inéluctable, l'individualisme. Cependant il y a en France des forces prêtes à défendre l'individu et ses libertés acquises. Tout d'abord : l'esprit laïque, esprit individualiste par définition. Puis les groupements et les partis, les Radicaux, la C. G. T., jusqu'aux Socialistes, qui se sont déclarés défenseurs résolus du patrimoine. Et, de plus, ces puissances ne sont plus séparées ; vers la fin de son étude M. B. se demande, si le rassemblement populaire va réussir à réconcilier les deux tendances françaises, socialiste et individualiste, dans l'intérêt du redressement national et social.

R. Schröder (Paris).

Carritt, E. F., *Morals and Politics. Theories of Their Relations from Hobbes and Spinoza to Marx and Bosanquet. Oxford University Press. London and New York* 1935. (*216 pp.; 6 s.;* $ 2.25)

The central purpose of this work is to discover the grounds of man's obligation to the state. The method is critically to examine the views of the chief writers on the subject in the last three centuries. C. seeks to prove that there are moral duties to political authority apart from utility or self-interest, and that political ethics is but a part of morality in general, the difference lying in the object, and not in the character or essence, of the duty. His criticisms are keen and forceful, if at times somewhat unsympathetic. He very interestingly brackets together Hegelian Idealists and Empirical Realists as alike supporting utility theories : obligation for the former ultimately reduces to the wisdom of submitting to force majeure. To them he opposes Locke and Kant. The natural-law-cum-contract thesis he rejects as involving unnecessary and misleading assumptions, while he deems that Kant, rightly insisting on genuine obligation, was falsely absolutistic in propounding its bases. With Green's attempt to reconcile and synthesize the two approaches, admitting self-interest but insisting on duty, he has much sympathy, though he holds that the solution ends in unsolved contradictions. In a brief effort at construction, C. argues that there are obligations, that they may conflict, and that the individual's decision as to his duty, while based on principle, must turn on circumstances.

Thomas I. Cook (New York).

Aus der Frühzeit des Marxismus. Engels Briefwechsel mit Kautsky. Herausgegeben und erläutert von Karl Kautsky. Orbis-Verlag. Prag 1935. *(416 S.;* Kč 8.50.*)*

Kautsky hat die Sammlung seines Briefwechsels mit Engels in den Jahren 1881-1895 mit einem Text versehen, der persönliche Erinnerungen an Marx und Engels, ein Fragment einer Autobiographie, mit Hinweisen auf die Geschichte der sozialistischen Bewegung vermischt. Das wertvolle Kernstück des Buches sind 155 Briefe, meistens von E., während die Briefe K.s teils verloren gingen, teils ihm bei der Herausgabe nicht zur Verfügung standen. Einen grossen Raum nimmt E.s Kritik der ersten Arbeiten K.s ein. Im Vordergrund steht im Zusammenhang mit K.s Buch über den „Einfluss der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft" eine Auseinandersetzung mit dem Malthusianismus. An eine Arbeit K.s über die „Entstehung der Ehe" werden Fragen der Urgeschichte, der ursprünglichen Weibergemeinschaft, der Bedeutung der Verwandtschaftsgrade für die Tabus besprochen. E. zeigt sich hier als kritischer Beurteiler der K.schen Arbeiten, während er dessen spätere historische Arbeiten positiver bewertet hat.

Im Zusammenhang mit den aktuellen politischen Ereignissen entwickelt E. seine Stellungnahme zu einer Reihe von wichtigen politischen Fragen. Wie in den Aufsätzen über „Revolution und Konterrevolution in Deutschland", nimmt E. auch 1882 eine ablehnende Stellung zu den nationalen Selbständigkeitsbestrebungen der kleinen slawischen Völker ein, da er von ihren panslavistischen Tendenzen eine Stärkung des Zarismus befürchtet. Die Aufspaltung des Donauraumes und des Balkans in mehrere kleine Staaten beurteilt er auch ökonomisch als Fortschrittshemmung und fürchtet eine Verhinderung des Ausbaus der europäischen Eisenbahn bis Konstantinopel. Eine Ausnahme machen ausschliesslich die nationalen Bestrebungen der Polen ; sie sind gegen den Zarismus gerichtet, und ihr Erfolg kann erst die Voraussetzung für die Bildung politischer Klassenfronten innerhalb des polnischen Volkes sein. — Zu den kolonialen Expansionsbestrebungen der europäischen Mächte empfiehlt E. eine ablehnende Haltung : nach der Machtergreifung Entlassung selbstverwaltungsreifer Kolonien aus dem Staatsverband und Heranführung zurückgebliebener Kolonialgebiete zur Selbstverwaltungsreife. Hier findet sich ein interessanter Hinweis bei der Besprechung der Gesellschaftsverhältnisse auf Java, wie der Gemeindekommunismus bei der von Staats wegen organisierten Produktion zur Grundlage von Ausbeutung und Despotismus werden kann.

Sehr optimistisch beurteilt E. die Aussichten der europäischen Arbeiterbewegung, gleichzeitig rät er immer wieder zu vorsichtiger Zurückhaltung, warnt vor Provokationen zu Putschen und beurteilt die Waffe des politischen Generalstreiks — anlässlich der Wahlrechtskämpfe in Belgien und Österreich — sehr skeptisch. Auf die Ansätze einer Ablösung des englischen Trade-Unionismus durch eine unabhängige Arbeiterpartei setzt E. grosse Hoffnungen. Josef Doppler (Prag).

Bourthoumieux, Ch., *Essai sur le fondement philosophique des doctrines économiques. Rousseau contre Quesnay. Librairie Marcel Rivière. Paris* 1936. *(*140 *p. ; fr. fr.* 18.—*)*

Raynaud, Barthélemy, *La loi naturelle en économie politique. I. L'idée de loi naturelle en économie politique. Les Éditions Domat-Montchrestien. Paris* 1936. *(*176 *p. ; fr. fr.* 30.—*)*

Ces deux livres sur un sujet très important décevront le lecteur. Bourthoumieux se borne, en somme, à développer l'idée suivante : la représentation physiocratique d'un ordre naturel qui, transcendant pour ainsi dire aux individus, se réaliserait, même sans leur collaboration, et s'imposerait à toutes les sociétés, n'est qu'une fiction en tout cas indémontrable dont les origines philosophiques sont bien connues (droit naturel). Or cette représentation se retrouve chez les principaux économistes à travers le XIXe siècle (à en croire B. même chez Marx où l'ordre naturel devient la loi de l'histoire). B. réclame des économistes qu'ils se libèrent de cette conception métaphysique, et, au lieu du déterminisme inhumain de l'ordre naturel, reconnaissent avec Rousseau le primat d'une volonté collective, condition de tout ordre social. Il est à peine besoin de souligner à quel point une telle démonstration reste superficielle, il suffit pour retrouver la diversité des conceptions de l'ordre naturel chez les économistes du XVIII[e] et du XIX[e] siècle de parcourir le livre de Raynaud. R. s'est proposé d'analyser la formation progressive, dans la théorie économique, de l'idée de loi naturelle. Malheureusement toute l'enquête est organisée en fonction de la seule antithèse : loi-précepte et loi-constatation. Or, cette antithèse, si juste soit-elle, ne met en lumière qu'un des aspects du problème philosophique de l'économie politique. Rapport des abstractions théoriques à la réalité concrète, rationalité et systématisation apparentes des constructions doctrinales, caractère historique ou éternel des lois, passage de l'interprétation théorique à l'application ou à l'explication empiriques, autant de problèmes que R. rencontre au hasard de ses exposés et qu'il aurait fallu dégager nettement pour rendre intelligible l'évolution philosophique de l'économie. Les premiers chapitres, consacrés au XVIII[e] siècle, contiennent des indications et des textes intéressants (voir en particulier le chapitre sur Cumberland). Mais le chapitre sur les conceptions modernes, désordonné et très incomplet, témoigne de l'insuffisance des concepts organisateurs. Loin d'être enfermée dans le dilemme, loi précepte ou loi constatation, la théorie économique dépassait toujours cette opposition parce qu'elle devait être une reconstruction rationnelle de l'ensemble économique. Justifiée ou non, cette prétention domine en fait le développement de la théorie économique. Peu importe que les économistes n'en aient pas toujours conscience : on ne demande pas à l'ouvrier d'expliquer la nature de son travail, surtout lorsqu'il a autant de raisons de l'ignorer.

R. Aron (Paris).

Psychologie.

Müller-Freienfels, Richard, *The Evolution of Modern Psychology. Translated from the German manuscript by W. Beran Wolfe. Yale University Press. New Haven* 1935. *(XVI and* 513 pp.*; $* 5.—*)*

During the last century psychologists thought they could disclose the nature of mind by dissecting „pure states of consciousness" into microscopic elements. M.-F. records the critical and experimental work which forced psychology to abandon this approach and to study instead the manner in which phenomena beyond consciousness — certain dispositions and capacities, physiological functions, and social and cultural agencies — influence behavior. Such diverse schools as Functionalism, Gestalt-psychology, Instinct-psychology, Psychoanalysis, Reflexology, and Social Psychologies provided one or another emphasis in the new direction. M.-F. thinks that the trend is vitalistic, towards a „totalitarian soul" lurking behind separate mental capacities and functions, transcending them in some unexplained manner.

Social psychology supplied one aspect of the revolt against atomic analysis of mind by investigating the relationship between human organisms and the social environment. On some views, society has been interpreted in terms of the physical and psychological make-up of individuals : (a) the racial theories of Gobineau, H. S. Chamberlain, Ammon, etc., attributed the origin of civilization to racial traits as fixed, biological quantities, (b) the atomistic position of Tönnies, Vierkandt, Ratzenhofer, Lester F. Ward, and others asserted that instincts, feelings, and dispositions of individuals determine social phenomena. Of these views, the first can not explain abrupt changes in social institutions, while the second overlooks that feelings and dispositions are as much created by social life as creative of it. At the other extreme are the theories of Durkheim, Le Bon, Tarde, and G. Simmel who explain individual mind in terms of society. In many instances, the proponents of this position stressed solely the influence of social environment on the individual. John Dewey is cited as recognizing not only that man can react to his environment but that he can change his environment in accordance with his needs.

Unfortunately, the clarity of M.-F.'s analysis is marred by his unclear terminology — „totalitarian soul", „superconsciousness", etc. — and by his avowed adoptance in obiter dicta of unscientific conclusions including the view that culture is determinable by racial categories.

Edward M. David (New York).

Die kulturelle Bedeutung der komplexen Psychologie. Herausgegeben vom Psychologischen Club Zürich. Julius Springer. Berlin 1935. *(*623 *S.; RM.* 26.—*)*

Bei diesem Sammelwerk handelt es sich um eine Festschrift zum 60. Geburtstag C. G. Jungs. Das Buch enthält als Hauptstück eine 168 Seiten lange, schulgerechte Einführung in die Grundlagen der „Komplexen

Psychologie" aus der Feder Toni Wolffs sowie 24 meist kürzere Aufsätze. Es ist unmöglich, diese zahlreichen Beiträge hier eingehender zu besprechen. Ein beträchtlicher Teil der Aufsätze scheint nicht so sehr aus dem Reich der Wissenschaft als vielmehr aus dem des Sektenwesens und der Prophetenanbetung zu stammen. „Streiflichter über C. G. Jungs Geburtstagshoroskop" dürften selbst im Rahmen einer Festschrift fehl am Orte sein; und selbst wer keineswegs zur Überschätzung spezialistischen Fachwissens neigt, wird gelegentlich dieser Aufsätze nicht immer daran vorbeikommen, sie schlechtweg — und mit dem Gefühl, damit alles gesagt zu haben, — als dilettantisch zu bezeichnen. Es sei nicht verschwiegen, dass sich neben den soeben erwähnten auch einige sehr gehaltvolle Beiträge finden.

Eduard Krapf (Buenos Aires).

Campbell, Charles Macfie, *Human Personality and the Environment. Macmillan. London and New York* 1934. (252 *pp.*; 12 *s.* 6 *d.*; $ 3.—)

Briggs, Arthur E., *The Concept of Personality. Foreword by Emory S. Bogardus. University of Southern California Press. Los Angeles* 1935. (55 *pp.*; $ —.50)

Wechsler, David, *The Range of Human Capacities. Williams & Wilkins Co. Baltimore* 1935. (159 *pp.*; $ 2.50)

Defining personality as „the man in action as seen by the outsider and known to himself", Campbell, a psychiatrist, considers the forces and influences governing personality; personality development; the „tasks of the personality" and various personality types and the way in which personality achieves expression. His presentation includes data rather familiar to the specialist regarding the effect of extreme environmental changes, such as anoxemia, drugs; physiological characteristics of the organism, particularly endocrine and nervous; the developmental forces, physiological and psychological, affecting personality; the integration of dynamic systems in the formation of various types of personality; and the maintenance of equilibrium and search for self-expression. Throughout the work, C. draws freely from biographies and anecdotes of prominent historical figures. Much recent experimental work is ignored. An appendix is given.

Briggs, as a lawyer, regards the problem of personality in terms of its use as a legal concept. B. is concerned with a sociology of law, and chooses to regard the idea of legal personality as its central theme. As he points out, „the brief statement in this work goes hardly farther than definition". Frequently the titles of chapters seemed to embrace far more than their contents. — Personality is analyzed both in its structural and processual aspects. B., to quote Bogardus' glowing introduction, „places the needs of personality paramount in the science of law and contends that under the symbol of personality every type of social behavior can be described."

Wechsler deals with the question of the limits of human variability in physical, physiological and psychological traits. His procedure has been to collect data from many sources on measures of linear traits; measures of physiological functions, measures of motor functions, measures of the weight of

the body, and its divers organs, and finally, measures of perceptual and intellectual abilities; find the distribution of each in terms of absolute amounts; and determine the ratio between the extremes of each distribution. The striking result that he obtains is that „the range of human capacities when calculated in terms of units of amount is exceedingly small". W. finds a peculiar relationship among the ratios themselves, in that they fall into a multimodal distribution, with each succeeding mode approximating the successive integral power of the first, taken as base-evidence which, along with other findings is taken as proof of the „dimensional character of human capacities".

Subsidiary findings of significance are at least two in number. First, the author, on the basis of all the data he has collected, concludes that with the exception of „the linear measurements, the distribution of most traits and abilities is definitely assymmetrical or non-Gaussian". Such a conclusion has the utmost significance for psychometrists who are accustomed to the easy assumption that human capacities distribute themselves according to the normal curve. Secondly the author arrives at the conclusion that all of man's physical and intellectual capacities decline in vigor from the age of 22-28, and criticizes psychologists and others who from extra-scientific reasons fail to draw this conclusion, forced by the data.

W.'s main conclusions are as follows:

„(1) the range of human capacities when calculated in true units of amounts, is exceedingly small. (2) There are calculable limits to human variability which very probably are biologically determined. (3) These limits partake of the characteristics of natural constants."

Lawrence Joseph Stone (New York).

Schwarz, Oswald, *Sexualität und Persönlichkeit. Weidmann & Co. Wien-Leipzig-Bern* 1934. *(XVI u.* 205 *S.; ö. Sch.* 26.—*)*

Stekel, Wilhelm, *Erziehung der Eltern. Weidmann & Co. Wien-Leipzig-Bern* 1934. *(*216 *S.; ö. Sch.* 25.—*)*

Frankl, Liselotte, *Lohn und Strafe. Ihre Anwendung in der Familienerziehung. Gustav Fischer. Jena* 1935. *(VIII u.* 116 *S.; RM.* 5.—*)*

Schwarz, Verfasser einer vorzüglichen „Medizinischen Anthropologie" und einer wertvollen Monographie über die Homosexualität, wendet sich in dem vorliegenden Buche offenbar an ein breiteres Publikum. Es wäre verwunderlich, wenn ein so kenntnisreicher und kultivierter Autor nicht manches hübsche und kluge Wort fände. Im ganzen gesehen erscheint sein Beginnen jedoch als missglückt. Zugunsten der Grundthese des Buches: die normale Sexualität entwickle sich über die Stadien der Masturbation, des Prostitutionverkehrs und des Verhältnisses „lebensgesetzlich" zu ihrer Vollendung in der Ehe, lässt sich gewiss vieles sagen. Von einer „objektiven Gültigkeit" dieses Standpunkts kann jedoch unmöglich die Rede sein, und die umständliche, sprachlich oft recht schwülstige Beweisführung kann schwerlich darüber hinwegtäuschen, dass es letzten Endes doch nur die Anschauungen des Wiener „juste milieu" sind, die hier zum Dogma erhoben werden sollen.

Auch das Buch Stekels ist für weitere Leserkreise gedacht. Es wirkt jedoch in seiner Anspruchslosigkeit und Einfachheit („aus dem Tag für den Tag") sehr viel angemessener. In 24 farbigen (mitunter vielleicht etwas gar zu grell getönten) Kapitelchen illustriert S. das Wort Goethes, das er zitiert : „Man könnt' erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären". Der soziologische Wert des schmalen Bandes ist nicht gering : die kasuistischen Beiträge runden sich unversehens zu einem recht treffenden Abbild der gegenwärtigen Ehe-, Erziehungs- und Gesellschaftskrise.

Frankls kleine Monographie bringt die ersten Ergebnisse eines Untersuchungszyklus, den die Schule Charlotte Bühlers der „Lebenssituation des Kindes in der Familie" zu widmen beabsichtigt. Die Autorin stellt sich die Aufgabe, „ein Bild des Lohn- und Strafwesens sozusagen in der Familie des Mittelstandes" zu entwerfen und fördert in der Tat sehr interessantes und wertvolles Tatsachenmaterial zu Tage. Es ist bedauerlich, dass die Beobachtungen so stückhaft mitgeteilt sind, dass man sich von den Persönlichkeiten der untersuchten Kinder nur schwer ein Bild machen kann. Noch bedauerlicher ist es vielleicht, dass nicht auch die Eltern nach Persönlichkeit und sozialer Haltung genauer charakterisiert sind. Die „Familiensituation", der die Untersuchung doch gewidmet sein soll, tritt unter diesen Umständen keineswegs immer genügend deutlich ans Licht. Trotzdem ist die Studie ein schätzenswerter Beitrag zur Klärung eines wichtigen Problems. Eduard Krapf (Buenos Aires).

Studies in Attitudes. A Contribution to Social-Psychological Research Methods. Studies in Higher Education XXVI. Directed and edited by H. H. Remmers. Purdue University. Lafayette, Indiana 1934. *(*112 *S. ;* $ 1.25*)*

Merker, Friedrich, *Die Entwicklung des Berufsbildes bei Kindern und Jugendlichen. Buchdruckerei Friedrich Bode. Grimma i. Sa. Leipziger Dissertation* 1934. *(*120 *S. ; nicht im Buchhandel)*

Will man ein drastisches Bild von den Spannungen in der gegenwärtigen Sozialpsychologie haben, so sind die beiden vorliegenden Hefte ein ausgezeichnetes Beispiel. Beide sind im Rahmen von erziehungspsychologischen Versuchen entstanden. Greifen wir aus Remmers Studien seinen und seines Schülers Aufsatz über Einstellung zum Beruf heraus, so haben wir dasselbe Thema vom Amerikaner und vom Deutschen behandelt. Die Amerikaner verwenden eine Einstellungsskala, indem sie 45 Sätze der folgenden Art von Versuchspersonen bejahen oder verneinen lassen : „Ich will lieber diesen Beruf haben als essen." „Dieser Beruf scheint recht befriedigend", „Das ist der greulichste Beruf im Land" usw. Aus den Antworten wird ein Zahlwert berechnet, das Einstellungsmass gegenüber diesem Beruf. Mit Hilfe dieser Werte werden Unterschiede in der Einstellung zwischen den Geschlechtern oder anderen Gruppen, Zusammenhänge in der Einstellung zu verschiedenen Berufen und ähnliches ermittelt. Genaue Berechnungen ermitteln die statistische Zuverlässigkeit der numerischen Ergebnisse.

Der Deutsche, Merker, hat Aufsätze von Schülern über ihre Berufspläne vor sich. Er greift diejenigen heraus, die sich auf Lehrer, Arzt, Ingenieur oder Kaufmann beziehen. Er hat sich das Denken Leipziger Psychologen getreu zu eigen gemacht : Entwicklung ist das Fortschreiten von einem komplexen zu einem gegliederten Ganzen. Liebevoll wird bei jeder der vier Berufseinstellungen gezeigt, wie z. B. die Rolle der Zeit, die Rolle der Leistung und vieles andere allmählich in den Aufsätzen der Älteren auftritt. In der ganzen Arbeit kommt keine Zahl vor ; die Terminologie ist oft sehr kompliziert, aber der Aufsatz als Ganzes vermittelt doch eine Art Verständnis, wie das Berufsbild der Jugendlichen allmählich reift.

Paul Lazarsfeld (Newark, N. J.).

Rey, André, *L'intelligence pratique chez l'enfant. Observations et expériences. Librairie Félix Alcan. Paris* 1935. *(*234 *S. ; fr. fr.* 25.—*)*

Die praktische Intelligenz wurde vor Jahren von Lipmann und Bogen und seither in verschiedenen kleineren Arbeiten einer Analyse unterworfen. Während jedoch jene Autoren wesentlich darauf ausgingen, die praktische Intelligenz der theoretischen entgegenzustellen, geht R. von einem entschieden genetischen Gesichtspunkt an die Untersuchung heran : ihn interessiert die Entwicklung des praktischen Handelns des Kindes, und er ist sich bewusst, damit gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Intelligenz überhaupt zu liefern. — Seine Versuche, im Prinzip an die Köhlerschen Schimpansenuntersuchungen angelehnt, zeichnen sich meistens durch grosse Einfachheit und Natürlichkeit aus. Sie betreffen Umwege, Herstellen von Werkzeugen, Verwenden von einfachen Mechanismen, Übertragung von Bewegung, Statik usw.

Da das praktische Handeln des Kindes in den ihm vorgelegten Situationen eine von primitiven Lösungen ausgehende fortschreitende Entwicklung aufweist, folgert R., dass dies Handeln weder auf der mechanischen assoziativen Erfahrung (Empirismus) noch auf einer jeweilig originalen Strukturierung der gegebenen Situation (so wird Köhlers Auffassung charakterisiert) beruhen kann, sondern in einer aktiven Anpassung der spezifischen individuellen Organisation an die betreffende Situation besteht. Im Handeln bildet sich und formt sich um — in den Grenzen, die durch die physiologische Reifung gezogen sind — die senso-motorische Organisation. Die Wirkung der Erfahrung besteht also in einer aktiven Assimilierung des momentan Gegebenen an die schon bestehende Organisation. Das erste Verständnis der Problemsituationen und die ersten Lösungsversuche sind bedingt durch das jeweilige Niveau derselben ; auftretende Schwierigkeiten aber zwingen zu einer Neuanpassung, also Umformung dieser Organisation. Die Entwicklung besteht nicht in einer einfachen Anhäufung von Erfahrung — aber auch nicht bloss in physiologischer Reifung —, sondern in einer stetigen Vervollkommnung (im Sinne von Erweiterung und Differenzierung) der schon bestehenden Organisation. Ausgangspunkt sind die angeborenen reflexartigen Verhaltensweisen.

R. Meili (Genf).

Dewey, Evelyn, *Behavior Development in Infants. A survey of the literature on prenatal and postnatal activity* 1920-1934. *Columbia University Press. New York* 1935. *(VIII u.* 321 *S.;* $ 4.50*)*

Der vorliegende Bericht, der aus dem Neurological Institute of New York (Fredrick Tilney) stammt, hebt sich aus der kaum noch übersehbaren Fülle jugendkundlichen Schrifttums durch seine Klarheit, Gründlichkeit und Objektivität in erfreulicher Weise heraus. Die Literatur des bearbeiteten Zeitabschnitts ist vollständig erfasst, und wenn die amerikanischen Autoren im Schriftenverzeichnis (216 Titel) erheblich vorwiegen, so ist dies nur ein Ausdruck der Tatsache, dass in den letzten Jahren nirgendwo so intensiv und unvoreingenommen an kinderpsychologischen Problemen gearbeitet worden ist wie in USA. Die Darstellung gründet sich allenthalben auf eine sichere Kenntnis der Anatomie und Physiologie des kindlichen Gehirns und gewinnt besonderes Interesse dadurch, dass die Verf. das kindliche Verhalten von unserem Wissen über das fötale Verhalten her analysiert. Der Anlage-Umwelt-Streit, der auf diesem Gebiete in der Auseinandersetzung zwischen Gestaltpsychologen und Behavioristen wiederkehrt, erscheint infolge des angewendeten Verfahrens oft in ganz neuer Beleuchtung. Wenn die Verf. zusammenfassend bemerkt, dass das bisher zusammengetragene Tatsachenmaterial noch keineswegs ausreiche, um ein wirklich adäquates Bild der kindlichen Entwicklung zu geben, so ist dies sicherlich richtig. Andererseits beweist jedoch gerade das vorliegende Buch, wie intensiv die Kinderpsychologie angefangen hat, von allgemeinen Phrasen weg zu Tatsachen vorzustossen.

E. Krapf (Buenos Aires).

Baumgarten, Franziska, *unter Mitwirkung von* **Hans Nobs,** *Die Dankbarkeit bei Kindern und Jugendlichen. A. Francke. Bern* 1936. *(*106 *S.; Schw. fr.* 4.80*)*

Über die Genese der Dankbarkeit liegen in der psychologischen und soziologischen Publizistik wenige Veröffentlichungen vor (u. a. Horwicz, McDougall). In psychoanalytischen Krankengeschichten wird diesem Problem mehr Interesse entgegengebracht, aber Einzeluntersuchungen sind dem Referenten nicht bekannt. Es ist erfreulich, dass Frau B. an Hand von Beobachtungen bei rund 2000 Schulkindern sich mit der Frage beschäftigt : Wie reagieren Kinder auf Situationen, in denen Dankbarkeit erwartet wird ? Bei der Versuchsanordnung war man sich klar, dass die Verhältnisse des Experiments nicht voll denen des praktischen Lebens entsprechen. Die Kinder hatten, ohne Vorbereitung, die zwei Fragen zu beantworten : „Was ist dein grösster Wunsch ?" „Wie wirst du deine Dankbarkeit dem erweisen, der diesen Wunsch erfüllt ?" Die Prüfpersonen stehen im 7. — 16. Lebensjahr, sie stammen aus dem Mittelstand (Industrie und Gewerbe sind fast nicht vertreten), die wirtschaftliche Lage ist gut. Aus den Schlüssen B.s seien hervorgehoben : Die Dankbarkeit scheint in hohem Mass ein angeborenes und zwar ein komplexes Gefühl zu sein. Die Dankbezeugung weist bei beiden Geschlechtern einen deutlichen

Unterschied auf. Der sozial gerichtete Dank ist beim Mädchen häufiger. Er ist in hohem Mass von sozialen Gefühlen abhängig, auch von der Intelligenz. Die Dankbarkeit ist in gewissem Mass erziehbar, besonders auf dem Weg zur Gemeinschaft.

So wichtig die Ergebnisse dieser Forschungen sind, so notwendig wird es sein, weitere Untersuchungen anzuschliessen, denn das jüngste Kind war 7,4 Jahre alt. Zu dieser Zeit hat sich das Wesentliche in der Gestaltung der Triebschicksale bereits abgespielt, und die Genese der Dankbarkeit ist stark von diesen frühen Triebschicksalen abhängig.

Heinrich Meng (Basel).

Broermann, Ernst, *Das Volksschulalter in charakterologischer, sozialpsychologischer und pädagogischer Beleuchtung.* 2 *Bde. Ferdinand Schöningh. Paderborn* 1935. *(*159 *u.* 224 *S.; RM.* 3.60, *geb. RM.* 4.80 *u. RM.* 5.—, *geb. RM.* 6.30*)*

B. gibt im ersten Bande einen Überblick über die Entwicklung des Kindes im Grundschulalter, im zweiten die Entwicklung der psychischen Funktionen des Kindes im Oberstufenalter. Das Kleinkind sieht die Normenwelt unter dem Grundsatz „ich soll“ oder „ich darf nicht“, das Grundschulkind dagegen unter der Sicht „man soll“ oder „man darf nicht“. Neben der Triebsphäre wird eine eigenständige Wertsphäre geschaffen; das Kind lebt in dauerndem Widerstreit zwischen sittlichem Wollen und Nichtkönnen. Sittliches Ziel für das Gundschulalter ist für B. Förderung des kindlichen Kraftbewusstseins im Einsatz für die sittlichen Handlungstendenzen.

In der Pubertät vollzieht sich der Übergang von der „Ichhaftigkeit“ zur „Diensthaftigkeit“, d. h. der Jugendliche erkennt, dass jedes Ich nur ein Werkzeug im Dienste eines höheren Planes ist, und dass zahllose Einzelichs diesem höheren Plane sich einordnen müssen. Das Anlehnungsbedürfnis des Jugendlichen, das im Religiös-Sittlichen ruht, wird zugleich die eigentliche Basis des nationalen Werterlebens. Die Erziehungsaufgabe dieses Alters setzt bei dem Problem der praktischen Einheit von „Volksverbundenheit“ und „Gottgebundenheit“ ein. Der Drang nach Ehre, Freiheit und Brot gilt dem dogmatisch gebundenen Verfasser als die naturgegebene Basis für das Erleben des nationalen Wertes, der auf elementare, im Triebhaften gebundene Schichten des menschlichen Erlebens zurückgeht, und der der Veredelung durch den Zentralwert bedarf, um die gottgewollten Ordnungen menschlichen Zusammenlebens zu erkennen und zu erstreben.

Anna Hartoch (New York).

Clostermann, Anny und **Gerhard,** *Über das Werden des jugendlich-weiblichen Gewissens. Eine Studie zur Psychologie der Reifezeit. B. Kühlen. München-Gladbach* 1934. *(*223 *S.; RM.* 5.80, *geb. RM.* 6.75*)*

Die Arbeit beschränkt sich auf Mädchen eines betont katholischen Kreises, die von Kindheit an gewohnt sind, das Urteil des Gewissens als

Richtschnur für ihr Handeln zu nehmen, bei denen daher Gewissenskonflikte im Reifungsprozess am augenfälligsten sind. Die Verf. sind der Methode der Fragebogen und Tagebücher bewusst aus dem Wege gegangen und haben diejenige der freien Berichterstattung gewählt. 11- bis 21-jährige katholische Schülerinnen werden meist im Anschluss an den Religionsunterricht nach kurzer Erläuterung des Zweckes aufgefordert, ihre Erlebnisse über Gewissensregungen und Gewissenskämpfe in Briefform mitzuteilen. Dabei konnten die Verhaltensunterschiede zwischen den Altersstufen besonders gut festgehalten werden. Mit grosser wissenschaftlicher Genauigkeit werden die verschiedenen Formen des Gewissens, die Ich-Beziehung des Gewissensvorgangs, die Bewusstseinsspaltung bei Gewissenserlebnissen untersucht. Dabei konnten interessante Rückschlüsse über das Verhalten der Mädchen zur Umwelt gezogen werden. So zeigt es sich, dass im Verhältnis zur Familie zwei Gipfelpunkte, einer um das 13. und einer um das 17. Lebensjahr, vorhanden sind, die beide auf Krisenpunkte im Verhältnis zu den Eltern schliessen lassen. In den Gewissenskonflikten, die sich auf die Familie beziehen, kommt deutlich die Trotzperiode der 13-jährigen, das reflektierende Verhalten der 17-jährigen zum Ausdruck.

So gründlich die Untersuchung den Strukturen der Gewissenserlebnisse, den Entwicklungsphasen der weiblichen Jugend nachgeht, so sehr ist der Einbau dieser Entwicklung in die soziale Umwelt zu vermissen. Es wäre gerade reizvoll, die Unterschiede der Gewissenserlebnisse etwa bei Jugendlichen aus proletarischen, bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Familien festzustellen. Auch kommen, wie immer bei Eigenschilderungen, die Konflikte, die sich aus den Beziehungen zum andern Geschlecht ergeben, zu kurz, namentlich gemessen an den stark im Vordergrund stehenden religiösen Gewissenskonflikten. Mit diesen Einschränkungen bildet aber die Schrift ein qualitativ vollständiges Abbild der jugendlich-weiblichen Gewissensentwicklung und damit eine wertvolle Bereicherung der jugendpsychologischen Literatur überhaupt. Käthe Leichter (Wien).

Aiken, Conrad, *King Coffin. Charles Scribner's Sons. New York* 1935. *(343 S.; $ 2.50)*

Die dichterische und psychologische Begabung A.s hat aus einem Thema, das den Vorwurf zu einem spannenden Kriminalroman geben würde, einen Roman gemacht, der einen bedeutenden Beitrag zur Psychologie des modernen Menschen darstellt. Der Held des Romans ist ein Typ, den man politisch als Anarchisten, psychiatrisch als schizoiden Charakter bezeichnen könnte. Diese Bezeichnungen treffen aber nicht das Entscheidende. Er ist in seiner völligen Beziehungslosigkeit zu anderen Menschen, in der Zentrierung seiner seelischen Energie um die eigene Person, in der Verzweiflung, die diese Isoliertheit in ihm hervorruft, und in dem Machthunger, der von dieser Verzweiflung gespeist wird, nur ein ins Extrem gesteigertes Beispiel des bürgerlichen Charakters, — im einzelnen durch die Sonderlage der Zugehörigkeit zur intellektuellen Randschicht der Gesellschaft modifiziert. Er versucht, die Konsequenzen aus seiner

Beziehungslosigkeit in einem Experiment zu verwirklichen : in einem „reinen“ Mord. Er sucht sich ein Opfer aus, zu dem er real keinerlei Beziehung hat, an dessen Leben oder Sterben er persönlich völlig desinteressiert ist. Er beobachtet sein Opfer, wird mehr und mehr mit der Routine seines Lebens vertraut, eine eigenartige Intimität verbindet ihn mit dem ahnungslosen Mann, um den sich das Netz immer fester zuzieht.

Die Gestalt des Opfers ist nicht weniger fesselnd als die des Helden. Es ist ein kleiner Reklameagent, dessen Leben so wenig bemerkenswert und individuell verläuft wie das vieler Hunderttausende der gleichen sozialen Schicht. Der Blickpunkt des Helden beleuchtet hell die Durchschnittlichkeit des Opfers. Sein Leben ist kaum freudvoller, vielleicht auch nicht viel beziehungsreicher als das des Helden, es ist aber eingebettet in die Routine eines Berufs und einer Familiensituation, die ihm nicht erlaubt, über seine eigenen Grenzen hinwegzusehen. Das Experiment missglückt. Als der Held die entscheidende Verabredung mit seinem Opfer trifft, hört er von ihm, dass seine Frau eine Totgeburt gehabt hat und dass er trotz der Wichtigkeit der fingierten geschäftlichen Unterredung diese, wenn auch sehr entschuldigend, um einen Tag verschieben muss. Dies ist das einzige Mal, wo der kleine Reklameagent zum Menschen wird, und an dieser Begegnung mit dem Menschen zerbricht der Plan des Helden, die Beziehungslosigkeit durch einen Mord zu beweisen. Indem ihm nun der Fremde als Mensch entgegentritt, wird er sich selbst zum Fremden, die Persönlichkeit gespalten, die Aktion unmöglich.

A.s Buch hat den bürgerlichen Charakter in bestimmten Aspekten mit ungewöhnlicher Tiefe gezeichnet. Erich Fromm (New York).

Geschichte.

Ehrenberg, Victor, *Ost und West : Studien zur geschichtlichen Problematik der Antike. Rudolf M. Rohrer. Brünn-Prag-Leipzig-Wien* 1935. *(XII and* 235 *pp. ; RM.* 7.—*)*

Taeger, Fritz, *Orient und Occident in der Antike. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen* 1936. *(*27 *pp. ; RM.* 1.50*)*

The study of ancient history has reached an impasse. Unless the basic postulates are shifted, no real advance is possible any longer. Most historians, seemingly unaware of this dilemma, continue to flounder in positivistic analysis and the eternal reiteration of „the glory that was Greece and the grandeur that was Rome.“ Of the few who are trying to revaluate the whole formulation of ancient history many, led by Berve, demand a backward step to Treitschkean „Individualgeschichte“ where „Volk, Stamm und Rasse“ will receive the center of the stage, refurbished along modern lines. Ehrenberg attacks this position strongly — and lands in the same camp. He finds the solution to the „geschichtliche Problematik der Antike“ in the antagonism of East against West expressed in a sort of dialectical idealism. His book is a composite of independent studies in which, after two chapters formulating his general position, he discusses

various syntheses of this process in antiquity : the Trojan War and Panhellenism, the agonistic, the generation of Marathon, Alexander and Sertorius.

E. has a good grasp of the dynamic character of history and of the fundamental unity of the ancient world, and a feeling for the interrelation of all aspects of a given epoch or culture. He thus avoids, for the most part, the obvious pitfalls : resolution of the postulated East-West dialectic into a simple struggle of Europe against Asia, racial mysticism, any attempt to treat portions of the ancient world in isolation. But his whole philosophy forces him to avoid still more strictly those very problems and institutions which can provide a consistent scientific understanding of antiquity. E. insists on the unity and individuality of the ancient world but finds the unifying principle in an opposition which, he himself says, continued all through the Middle Ages and is still of fundamental importance. This leads him to an unintelligible conception of the break between ancient and medieval society ; of the change from slavery to feudalism he knows nothing. In his preoccupation with East and West and the search for absolute values he reduces much of his discussion of Sertorius to the unhistorical problem : was Sertorius a traitor ? This necessitates a polemic against the analysis of Sertorius as a partisan statesman and a distortion of the whole history of the late Roman Republic — a distortion against which Livy, Sallust, Appian, Cicero, Dionysius of Halicarnassus protest on every page. Despite himself E. constantly ends in mysticism — witness the attempt to find symbols for every stage of the supposed dialectic or the frequent reference to fate. The discussion of politics is unrealistic. He confuses motives with propaganda symbols ; he never lets a commonplace action pass as such but sees in it the whole „Wesen“ and destiny of a nation (most noticeably with Alexander) ; and he frequently resorts to the very racial explanations which he elsewhere attacks.

With all that, the book has value. On the descriptive level there are many brilliant insights and analyses which a Veblen could have transformed into a major contribution to the historiography of antiquity.

Taeger's brochure is a series of clichés about the innate genius of all Nordic peoples and their destiny, in contrast with Eastern worthlessness. Today we are repeating the history of antiquity — the East is again threatening the West, but in Germany „die ewigen Kräfte des Okzidents“ are gathering to the rescue. It is obvious why art history is the field in which such theories are usually „proved“. Ehrenberg too resorts to this device at times. M. I. Finkelstein (New York).

Ciccotti, Ettore, *La civiltà del mondo antico.* 2 *Bde. Istituto delle edizioni accademiche. Udine* 1935. *(*408 *S. u.* 400 *S.; je L.* 50.—*)*

Der greise Verf. des vorliegenden grosszügig geplanten Buches, das er als sein Abschiedswerk betrachtet, will die Kulturzustände der Antike systematisch darstellen. Die Gefahr der Trockenheit, welcher jedes Handbuch von Antiquitäten kaum entgeht, hat er dadurch zu vermeiden gewusst, dass er an Stelle einer Aufzählung die einzelnen Probleme in ihrer histori-

schen Entwicklung und Einmaligkeit parallel behandelt. Um möglichste Vollständigkeit zu erreichen, hat C. Abschnitte einbezogen, die manche als ausserhalb des Rahmens einer Geschichte der antiken Kultur stehend beurteilen werden; z. B. hat er ein einleitendes Kapitel einer Darstellung der Vorgeschichte des Mittelmeerbeckens gewidmet und das Problem des Verfalls des römischen Reichs und der antiken Kultur überhaupt ausführlich gewürdigt. In einer von starkem Pathos getragenen Vorrede hat sich C. mit der Kritik an einer heroisch gesinnten Geschichtsschreibung polemisch auseinandergesetzt. Zwar werde die Geschichte durch die grossen Menschen bestimmt, aber sie verdanke nicht ihnen allein ihre Entwicklung. So erklärt es sich, warum im vorliegenden Werke die grossen Namen nur selten vorkommen. Es ist zu bedauern, dass ein gewisses Schwanken in der geistigen Stellung des Verf., eine hie und da spürbare Unentschiedenheit zwischen Geschichtsschreibung im engeren Sinne einerseits, einer Materialsammlung andererseits, die Klarheit des historischen Bildes in einigen Fällen getrübt hat. Als eine wichtige Fundgrube von Nachrichten und Literaturangaben wird C.s Werk Anspruch auf dankbare Anerkennung erheben können. Piero Treves (Mailand).

Westermann, William Linn, *Sklaverei. In: Paulys Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Supplementband* 6, *col.* 894-1068. *J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. Stuttgart* 1935.

Paradoxically, the most neglected institution of the ancient world is the most important one, slavery. The study of antiquity during the last century and a half has been dominated by liberal, romantic, idealistic and aristocratic thought in various combinations. Each school had its own reasons, whether contempt for the great mass of humanity, or rapturous enthusiasm for the glory of Athenian democracy and the putative pax Romana, or triumphant reverence for the achievements of the ancient Nordics, for concealing, often deliberately, the fact and meaning of slavery. Only in recent years has the spread of an „economic approach" to history forced a realization of this void.

Westermann's study of Graeco-Roman slavery fills the gap in many ways and far outdistances the field. He has successfully accomplished the staggering task of assembling and organizing the available material, much of which has but recently come to light in papyri and inscriptions. No one had done this since Wallon's work (1847; 2nd ed. 1879), a book strongly influenced by mid-nineteenth century abolitionism. Despite a tendency to react in the opposite extreme against this uncomprehending Christian condemnation of slavery, W.'s approach is realistic, amoral and free from idealistic errors. Two conclusions stand out. W. has proven beyond a doubt 1) that, even at its peak, the slave population was numerically inferior to the free, and 2) that the predominant employment of slaves was in industry, not in agriculture, with the possible exception of Italy, Sicily and North Africa from 150 B. C. to 150 A. D. These two points alone necessitate a reconsideration of many basic problems of ancient history.

It is unfortunate that W.'s work first appeared in Pauly-Wissowa.

The organization and essentially antiquarian character of this encyclopedia prohibit a real theoretical discussion and synthesis of many fundamental questions : the precise economic interrelations of slave and free labor, the role of the different free classes in slave revolts, the interpenetration of slavery into Greek and Roman thought, the influence of a slave system on the determination of state policy, and, most important but most complex of all, the problem of the decline of slavery and the transition from ancient to medieval society. For such a discussion we must await W.'s forthcoming volumes. M. I. Finkelstein (New York).

Altheim, Franz, *Epochen der römischen Geschichte.* 2 *vols. Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M.* 1935. *(Vol.* 1 *:* 248 *pp.; RM.* 8.50, *geb. RM.* 10.50 ; *vol.* 2 *:* 333 *pp.; RM.* 10.—, *geb. RM.* 12.50*)*

The history of Rome is „the only true history, significant and great, full of stern development", presumably because there the historian will find proof of racial impulsion, the nobility of war, the true nature of leadership and the criminal results of economic motivation. The method of analysis would seem to be less important than the proper postulates ; A. shifts at will from Hegel, Spengler, religio-geneticism, Nietzsche, to the methods of present classical and comparative philology and even, on rare and significant occasions, economic interpretation.

One fundamental notion is proclaimed on every page. In every people there is a seed or nucleus from which grows, plant-like, its history. This history has its immanent rhythm, not evolutionary in the vulgar sense, but something mystical, unexplained and impelling. The inner spark may long be latent, as in early Rome, but never invisible to the acute observer armed with hindsight. The crucial periods in the history of a race come when it receives impulses from some outside agency. Of all the Italian stocks, the Romans alone were able to borrow concepts from Greece and turn them into something „echt römisch" ; the Etruscans and other inferior peoples received these impulses, too, but could neither mold them into their own nor develop them. In both cases outside forces gave life : to the Etruscans literally (the unexplained hiatus in Greek influence in the fourth century B. C. meant their death), to Rome only in the sense of releasing its native power.

Epochs begin at those moments when something really novel enters, and not because of the world-shattering exploits of an Alexander, transformations in the class structure or similar illusory occurrences. A. establishes the following epochs in Rome's history : 1. the Italic period (prehistoric) ; 2. the first historical period from about 500 B. C. when, as a result of Greek stimuli, Roman „Staatsgedanke" and, hence, the Roman state, began (the calendar, the principle of magisterial collegiality, the XII Tables are all evidence of a „bewusster Schöpfungswille") ; 3. the period from the Gallic raids (387 B. C.), when the other Italic groups disintegrated while Rome consolidated her position and developed her institutions in preparation for the future ; 4. from the invasion by Pyrrhus (280-75 B. C.), when Rome turned to the Greek world again ; and 5. the final epoch beginning in

168 B. C. (A. has a hard time deciding on this date in preference to 146 B. C.), the period of synchronous „Weltherrschaft und Krise". That was the end, for Rome now settled into a period of mere possession, whereas „every possession does not allow mere enjoyment but demands, just because it is possession, further assertion and vindication." The growing pressure from without, internal disturbances and the implacable demand of the masses for „Führerschaft" appear, and the remaining centuries of Rome's existence have their form clearly stamped in the second century B. C. That century saw one of the rare constellations in history : Spain representing the end of prehistoric Mediterranean civilization, Rome as the apex of ancient society, and the Parthians in the East presaging the Middle Ages.

The categories are confused, and many contradictions and evasions appear. Thus, when A. insists that direct methods characterized the Roman „style" of „Grosspolitik" (particularly in contrast to Carthage), he is constrained to explain her later vacillatory policy in the East as a problem in the „tempo of imperialism". Arguments a posteriori or from the rhythm of history must be resorted to constantly. Complicated Spenglerian analyses of buildings, literary forms, religious rites and military formations pass as proof. A. displays considerable ingenuity in showing, for instance, that proto-Corinthian vases possessed the true Greek spirit despite their external Orientalisms. Outbursts of class warfare, economic transformations, etc., must either be argued away or pass unmentioned (slavery, for example). They cannot be labelled unimportant, since in the history of great nations every detail has cosmic meaning for him. Most significant of all, he must draw painfully careful distinctions between the tyrant (Dionysius of Syracuse or the Hellenistic monarchs) and the true „Führertyp."

M. I. Finkelstein (New York).

Hyslop, Beatrice Fry, *A Guide to the General Cahiers of* 1789. *Columbia University Press. New York* 1936. *(X V et* 474 *p. ;* $ 5.—*)*

Van Duzer, Ch. Hunter, *Contribution of the Ideologues to French Revolutionary Thought. The John Hopkins Press. Baltimore* 1935. *(*176 *p. ;* $ 1.50*)*

Greer, Donald, *The Incidence of the Terror during the French Revolution. Harvard University Press. Cambridge, Mass.* 1935. *(*196 *p. ;* $ 1.50*)*

Sagnac, Philippe et J. Robiquet, *La Révolution de* 1789. 2 *vols. Les Éditions Nationales. Paris* 1934. *(*394 *et* 412 *p. ; fr. fr.* 295.—*)*

Les quatre ouvrages sur la Révolution française ont des caractères différents, l'un est un ouvrage d'érudition, l'autre un essai sur l'idéologie, le troisième une tentative de sociologie statistique, appliquée à l'étude de la Révolution, le quatrième enfin une sorte d'anthologie de textes et de documents.

Un séjour en France, admirablement utilisé, a permis à Mlle Hyslop, Américaine, de devenir l'une des meilleures spécialistes de l'histoire des débuts de la Révolution française, ce dont témoigne sa publication, en français, sous les auspices d'une commission officielle, d'un Répertoire critique des Cahiers de doléances pour les États Généraux de 1789. Le

présent guide est un recueil complexe qu'aucune histoire de la Révolution ne pourra ignorer à l'avenir, en raison de la masse importante de renseignements et de listes qui s'y trouvent accumulés. On y trouve, en effet, en 110 pages, une étude d'ensemble sur la procédure électorale de 1789, l'analyse du caractère formel des cahiers généraux de doléances, l'examen de leur valeur (originalité, sincérité) comme source historique. Puis viennent des appendices d'une valeur d'érudition incontestable ; listes de cahiers ; corrections aux textes publiés par les Archives Parlementaires ; sources et bibliographie. Trois cartes complètent ce manuel, dont la présentation soignée fait honneur à Mlle H. et à l'Université de Columbia.

L'enquête de M. Mornet s'arrêtait au début de la Révolution. On sera reconnaissant à M. Van Duzer d'avoir étudié le rôle de la pensée „idéologique" de 1789 au Consulat. Sans doute s'agit-il du travail d'un débutant, réduit — et elles ne sont pas déjà si limitées — aux ressources bibliographiques américaines : non seulement il n'a pu recourir aux dossiers administratifs ou policiers des archives françaises, mais la liste des périodiques utilisés est bien courte, le grand répertoire Monglond paraît inconnu ainsi que les livres de Roederer, Hazard, Pigeire, Allengry et Cahen. Avec ces réserves, le petit livre de M. Van Duzer rendra incontestablement des services. Il y définit l'„idéologie", issue de la théorie sensualiste de la connaissance qu'avait principalement élaborée Condillac, continuée et reprise par d'Holbach et Helvetius, surtout par Cabanis et Destutt de Tracy, et expose quelle est sa position vis-à-vis des problèmes moraux et politiques. Humanitaire, anticléricale, l'idéologie doit réaliser le bonheur et tendre au progrès ; ses tenants sont des républicains modérés, qui ont des sympathies pour la Gironde et voient dans le Thermidor le moyen de réaliser leur programme dans l'ordre. Le général de l'armée d'Égypte a eu recours aux idéologues pour l'organisation du pays conquis ; et les idéologues ne sont pas hostiles au coup d'État du 18 Brumaire, qui paraît réaliser leur programme de république ordonnée. Mais la rupture est fatale entre les partisans de la liberté qu'ils demeurent, et le dictateur que Bonaparte est au fond. L'organisation universitaire, le recours à la religion, la censure et les autres institutions illibérales, qui vont caractériser le Consulat et l'Empire sont en opposition formelle avec les principes de l'idéologie, dont le rôle est pratiquement aboli.

Il y a une dizaine d'années, M. P. A. Sorokine tentait d'élaborer „The Sociology of the Revolution" et d'introduire les méthodes statistiques dans l'interprétation des phénomènes révolutionnaires. M. Greer veut faire, scientifiquement, „l'autopsie de la terreur", c'est-à-dire des événements qui se sont déroulés en France de mars 1793 à août 1794. Disons tout de suite deux choses : l'entreprise est parfaitement raisonnable ; elle n'est pas totalement réalisable, à l'heure présente, parce que trop de documents, qui existent dans les archives locales et même centrales, n'ont pas pu être utilisés par M. G. Après avoir rappelé les interprétations diverses et opposées, qui ont été jusqu'à présent données de la terreur et fait l'analyse résumée des lois et des institutions républicaines pendant la terreur, M. G. fait la critique des chiffres qui ont été jusqu'à présent proposés et conclut que le nombre des victimes de la terreur peut être estimé à un peu au-dessous de 17.000

(le chiffre actuellement établi est de 16.594) ; compte non tenu de la mortalité causée par la mauvaise installation des prisons, des exécutions de Vendéens, des noyades de Nantais, des fusillades de Toulonnais. Nous trouvons ensuite des statistiques multiples, 1° statistique démographique par régions (16 % pour Paris, qui vient après la Loire) ; 2° statistique juridique par chef d'accusation ; 3° statistique sociale (classe des condamnés). Partout l'auteur fait preuve de bonne méthode historique et d'intelligence critique. Après cela pouvons-nous nous ranger entièrement à son opinion qu'il n'y a rien dans le terrorisme qui s'apparente à la guerre des classes ? — Je ne le crois pas, en ce sens qu'il y a sans doute des formes de guerre de classes larvées, et que, même essentiellement politique, la terreur avait bien pour objet de défendre une forme de gouvernement détestée par les membres des anciennes classes privilégiées.

Le livre de Sagnac et Robiquet n'est pas une œuvre originale, mais d'une part, une sorte d'anthologie des textes les plus typiques des historiens les plus sérieux qui ont étudié la Révolution, de l'autre une collection des reproductions de documents artistiques et des textes les plus caractéristiques se rapportant à la même période. Le premier volume couvre la période de 1789 à 1791, le second mène à la fin de la Convention. D'un contenu doublement très varié, ils donnent de la Révolution une image qui est, en somme, complète, et qui, sans être très profonde est remarquablement vivante.

Georges Bourgin (Paris).

Nachbemerkung zu Greers Buch. Zwei gesellschaftliche Funktionen des Terrors sind zu unterscheiden : die Abschreckung des Feindes, die eine Regierung oder eine kämpfende Gruppe ausübt, um sich durchzusetzen ; das Ziel ist ausschliesslich der Gegner. Der Terror wurde jedoch in der Geschichte auch dann angewandt, wenn die abzuwendende Gefahr nicht so sehr in der Kraft des Feindes als in der schwankenden Haltung der eigenen Anhänger zu suchen war. Das Ziel bildete in diesem Fall die eigene Gefolgschaft selbst.

Die Unterscheidung, welcher der beiden Arten jeweils bestimmte terroristische Akte zuzuordnen sind, ist für den Historiker schwierig. In der Regel spielen beide zusammen eine Rolle. Dies gilt besonders für die französische Revolution, auf die sich das Greersche Buch bezieht. Aus den Ansichten, die in der Arbeit über Egoismus und Freiheitsbewegung in dieser Zeitschrift (Heft 2, Jahrgang 1936, S. 161 ff.) entwickelt worden sind, lassen sich jedoch theoretische Masstäbe herleiten, die bei dem Verständnis des Einzelfalles von Bedeutung sein können.

Die Freiheitsbewegungen der neueren Zeit haben zum grossen Teil einen typischen Verlauf genommen. Besitzlose Massen haben unter der Führung des Bürgertums gegen veraltete, aus dem Feudalismus herrührende Zustände angekämpft und sind dann selbst in die neue soziale Ordnung eingegliedert worden. Diese zweite Phase der Bewegung, die sich meist schon in den Anfängen bemerkbar machte, geht auf den Umstand zurück, dass auch in dieser Ordnung die Masse zum Verzicht gezwungen ist und in Gegensatz zu den herrschenden bürgerlichen Schichten gerät.

Soweit nun die Interessen der Besitzenden und der breiten Massen zusammengehen, besteht kein besonderer Grund für den Terror im zweiten, auf die Gefolgschaft berechneten Sinn. Die Massen hoffen, nicht bloss in ihrem Bewusstsein, sondern auch in ihren Instinkten, auf eine radikale Wendung ihres Schicksals, es bedarf keiner besonderen Massnahme, um sie durch blutige Schauspiele für Enttäuschungen zu entschädigen. Wie grausam der Kampf gegen den Feind, d. h. die Mächte der Vergangenheit, auch sein mag, wie sehr auch die in der Regel unmenschlichen Akte der Gegenseite von der bürgerlichen Revolution damit beantwortet werden mögen, dass sie die Anhänger des Absolutismus in ihrem eigenen Machtbereich gefangennimmt und hinrichtet, so handelt es sich, solange der Kampf in voller Heftigkeit andauert, wesentlich um Abschreckung. Insofern jedoch der Terror zunimmt, obgleich der Feind weitgehend abgewiesen ist, wird er immer mehr die zweite, irrationale Bedeutung gewinnen, es zeigt sich der Gegensatz zwischen den zur Macht gelangten besitzenden Schichten und den materiell zu Entbehrung gezwungenen, besitzlosen Teilen der Anhängerschaft. Da die radikaleren Elemente der Bevölkerung dann bereits in offenen Gegensatz zur siegreichen Partei geraten, sind die Opfer des Terrors schon viel weniger die Mitglieder des Adels oder der Geistlichkeit und ihr Anhang als eben diese radikalen Gruppen selbst. Hier pflegt sich der Unterschied zwischen Revolution und Gegenrevolution des bürgerlichen Zeitalters auch insofern zu verwischen, als der Terror dann besonders grausame und erniedrigende Formen annimt. Erst in diesem Stadium werden dem Nihilismus der kleinbürgerlichen Massen die grossen Konzessionen gemacht.

Insofern die berechtigte Hoffnung besteht, dass eine geschichtliche Bewegung nicht bloss das Glück einer bestimmten Schicht verwirklicht, sondern die gesamte Gesellschaft gleichermassen in den Genuss aller Kulturgüter setzt, entbehrt sie der wichtigsten Antriebe zum Terror der zweiten Art. Die meisten Erhebungen der bürgerlichen Epoche mochten wohl eine Zeitlang über die Qualität des zu erreichenden Zustandes eine Unklarheit bestehen lassen, mit ihrem Fortschreiten wurde die Gewalt der gesellschaftlichen Unterschiede in der erstrebten neuen Ordnung offenbar. An diesen Revolutionen haben jedoch, und zwar in steigendem Masse mit dem Fortgang des Zeitalters, auch solche Gruppen teilgenommen, deren historisches Ziel nicht bloss die ideale, sondern die reale Gemeinschaft aller Individuen war. Da die ewige Notwendigkeit des Triebverzichts und der Armut, die Verinnerlichung der materiellen Ansprüche, die idealistische Moral von den Gruppen, die auf eine solidarische Gesellschaft gerichtet sind, nicht mehr anerkannt werden, sind diese auch frei von jenem Ressentiment, das aus subjektiven Gründen zum Terror führt. Sie stehen zur politischen und kriminellen Justiz, die mit dem Terror eng zusammenhängt, in einem anderen Verhältnis. Eine Hauptwurzel der Grausamkeit bildet die Verzweiflung an der Möglichkeit des allgemeinen Glücks. Die Gruppen, welche dieses kraft ihres gesellschaftlichen Seins bewusst herbeizuführen suchen, haben bei aller Entschlossenheit und Gegenwehr kein psychologisches Bedürfnis nach dem Anblick von Blut und Elend. Je stärker der Glaube an die Befreiung der Menschheit ist, umso geringer

auch der Wunsch nach Opfern. Wenn die richtige Theorie der Gesellschaft den rationalen Terror erklärt, so bewahrt sie vor dem irrationalen, der zu allen Zeiten der schrecklichere war. Max Horkheimer.

Piétri, François, *La réforme de l'État au XVIIIe siècle. Éditions de France. Paris* 1935. *(X et* 310 *p. ; fr. fr.* 20.—*)*

Faÿ, Bernard, *La Franc-maçonnerie et la révolution intellectuelle au XVIIIe siècle. Éditions de Cluny. Paris* 1935. *(*286 *p. ; fr. fr.* 15.—*)*

Olivier, Pierre, *Les antécédents d'une révolution. Étude sur le développement de la société française de* 1775-1789. *Librairie Marcel Rivière. Paris* 1936. *(*200 *p. ; fr. fr.* 12.—*)*

Le problème des origines intellectuelles et sociales de la Révolution française a été l'objet de recherches si nombreuses qu'il serait vain d'exiger d'études spéciales qu'elles renouvellent les questions fondamentales. Simplement ces trois livres, surtout celui de M. Piétri, suggèrent-ils, sur des points précis, des idées ou des interprétations nouvelles.

Le livre de M. François Piétri est écrit pour le grand public cultivé. Mais un ouvrage dont la lecture est aisée n'est pas nécessairement un ouvrage superficiel. Et celui-ci nous apporte beaucoup de réflexions intéressantes et parfois des points de vue nouveaux. Pour qui est déjà familier avec l'histoire du XVIIIe siècle français, il est très utile de connaître les remarques très fines et suggestives que nous propose un homme politique aussi informé que M. P. L'auteur part de cette constatation que „réformer l'État, ce n'est point le transformer", et nous montre toute une série de tentatives de réforme qui voulaient surtout n'être point révolutionnaires. Il insiste sur la curieuse rivalité des conservateurs et des novateurs, qui cherchaient avec une égale passion leurs arguments dans l'histoire (du reste plus ou moins déformée), les adversaires de la monarchie du XVIIIe siècle prétendant, comme ses défenseurs, s'inspirer de la vraie tradition monarchique.

Les controverses sur l'État n'étaient pas seulement querelles d'historiens. Les économistes s'en mêlaient aussi.

M. P. s'est intéressé à la personne des principaux réformateurs du XVIIIe siècle. On lira avec intérêt ce qu'il dit de Mably, moins révolutionnaire à ses yeux qu'on ne l'a dit quelquefois, ou de l'abbé de Saint-Pierre, qui n'est pas un esprit chimérique, mais „un presbyte de génie", ayant simplement vu plus loin que ses contemporains, en prévoyant la nécessité de l'arbitrage international. L'auteur analyse les projets de réforme fiscale de l'abbé de Saint-Pierre : aspect moins connu mais fort intéressant aussi, de son activité. Nous trouvons également dans ce livre de curieuses remarques sur Turgot, „homme de programme" plutôt qu'homme de réalisation, et sur Calonne, dont la mauvaise réputation personnelle a compromis les projets de réforme, en eux-mêmes sérieux et peut-être efficaces. Enfin, M. P. a été frappé par le paradoxe d'une opinion qui se trouva plus d'une fois soutenir

la magistrature des Parlements, hostile aux réformes qu'elle réclamait, contre le roi qui était disposé à les accorder. Ce malentendu persistant est peut-être une des causes immédiates les plus décisives de la Révolution.

M. Faÿ nous fait accomplir une agréable promenade à travers le XVIIIe siècle, et nous trouvons dans son livre plus d'une remarque intéressante. L'auteur connaît bien la question. A vrai dire, il n'a voulu faire ni une démonstration rigoureuse ni une synthèse, et il s'attarde volontiers en route, ne pouvant citer au passage un personnage célèbre ou obscur sans se donner le plaisir d'en tracer un portrait complet. Ces portraits sont fort curieux (depuis Antoine Hamilton et Boulainvilliers jusqu'à Benjamin Franklin, en passant par d'autres moins connus) ; nous leur reprocherions seulement d'être presque trop bien faits ; ces périodes travaillées comme pour un cours public fatiguent parfois le lecteur. Par contre, ce style un peu tendu reprend toute sa valeur dans les pages de conclusion, très précises et très claires. M. F. a justement pensé, non seulement à esquisser l'influence de la franc-maçonnerie, mais à définir les influences qu'elle a subies elle-même et qui l'ont parfois transformée.

L'auteur a bien posé un problème délicat de méthodologie historique. Il parle des historiens soucieux d'exactitude qui „se contentent d'ordinaire de rechercher des preuves positives qu'ils ne trouvent pas, en sorte qu'ils en sont amenés à conclure de façon négative“. Il est certainement dangereux de conclure, de l'absence de textes, à l'absence de faits. Mais M. F. nous accorderait sans doute qu'il ne serait pas beaucoup plus sûr de conclure de l'absence de textes à l'existence des faits. Observation qui n'a qu'une portée générale ; pour le cas qui nous occupe, l'auteur semble avoir été prudent et quand il suggère il ne prétend pas prouver.

M. Olivier n'a pas voulu apporter de „nouveaux faits historiques“, mais seulement tracer „un croquis rapide“ de la société française au XVIIIe siècle. On retrouve donc dans son livre des données de fait qu'il a empruntées aux „études historiques reconnues de premier ordre“ (et que l'on aimerait d'ailleurs voir citer) ; ce n'est pas l'aspect original de son travail. Ce qui est plus personnel, c'est l'interprétation proposée par l'auteur. Elle appelle de sérieuses réserves ; les préoccupations de notre temps ont amené M. O. à traduire les tendances du XVIIIe siècle dans un langage trop contemporain, et certaines considérations sur les rapports entre l'organisation de parti et la conscience de classe, ou sur les tendances „révolutionnaires“ et „réformistes“ dans l'idéologie du XVIIIe siècle étonneront un peu les historiens. Il faut user très prudemment de ces transpositions.

Autre difficulté de terminologie : il est vraiment impossible de résumer la structure sociale et politique du XVIIIe siècle français en parlant de société „féodale“. Or, ce terme revient sans cesse tout au long du livre. Une telle assimilation entre le monde féodal, beaucoup plus ancien, et la monarchie du XVIIIe siècle, fait disparaître aux yeux du lecteur l'évolution réelle de l'histoire.

L'ouvrage de M. O. nous éclairera peu sur le XVIIIe siècle, mais davantage sur l'intérêt que l'on porte aujourd'hui aux origines de la Révolution française. F. Henry (Paris).

Göhring, Martin, *Rabaut Saint-Etienne. Ein Kämpfer an der Wende zweier Epochen. Dr. Emil Ebering. Berlin* 1935. *(*261 *S.; RM.* 10.20*)*

Der Verf. behandelt auf Grund archivalischer Studien die Lebensgeschichte von Rabaut Saint-Etienne, der Abgeordneter der Konstituante und des Konvents war und zuletzt den Girondisten nahestand. Den Erfolg der Schriften Rabauts in einem bestimmten Abschnitt der französischen Revolution führt G. darauf zurück, dass sie „getreue Interpreten der Gefühle der Bourgeoisie waren". G. knüpft daran die Bemerkung, dass das Studium der Wahlbewegung von 1788-89 ihn davon überzeugt habe, dass „der Kampf der Ideen.. dem Kampf der Interessen" gefolgt sei und dass nicht die Verfasser der Broschüren (wie Rabaut Saint-Etienne) den Strom der Ereignisse geschaffen hätten. Leider hat G. diese Erkenntnis vom Kampf der Interessen als der treibenden Kraft der Revolution nicht weiter verfolgt und ausgewertet. In seiner Schrift kehren nur allzu oft solche zweifelhaften Weisheiten wieder wie die, dass ein „schöpferischer Staatsmann" imstande gewesen wäre, die „Synthese" zwischen Monarchie und drittem Stand herzustellen, dass also die französische Revolution nur in Ermangelung eines solchen „schöpferischen Staatsmannes" ihren Lauf genommen habe. Das Ende von Rabaut Saint-Etienne, der mit den Girondisten geächtet und von den Jakobinern hingerichtet wurde, beurteilt G. insofern richtig, als er darin einen Sieg der „Revolution des Volkes" über „den Revolutionär der Bourgeoisie" erblickt.

Am Schluss stellt G. einige allgemeine Betrachtungen an, in denen er sich offenbar bemüht, den Anforderungen der nationalsozialistischen Geschichtsbetrachtung Rechnung zu tragen. Die französische Revolution wird nicht abgelehnt, weil es organische Kräfte waren, die sie bewirkten, und weil „die Ideen, die sie zum Siege führten", der „Eigenart des französischen Volkes in jener Zeit" entsprachen. Die „willkürliche, spätere Annahme der revolutionären Ideen .. durch andersgeartete, ihnen im Grunde wesensfremde Völker" sei aber ein „unorganischer Vorgang" gewesen, der „nicht segensreich" sein konnte. Gleichzeitig stellt G. den „Schwächen" und der „Enge" der Ideen der Revolution die Auffassungen Ernst Moritz Arndts gegenüber, dem er die Ansicht zuschreibt, dass das Wesen des Volkes bestimmt werde „von der Rasse..., von all dem, was durch Generationen erworben und von ihrem Blute geheiligt ist". Er stellt also Arndt, die Verkörperung der politischen Schwächen des deutschen Bürgertums seiner Epoche, über die Vertreter der grössten bürgerlichen Revolution der Geschichte! Philipp Bauer (Paris).

Brinton, Clarence Crane, *French Revolutionary Legislation on Illegitimacy* 1789-1804. *Harvard University Press. Cambridge, Mass. Oxford University Press. London* 1936. *(XII u.* 102 *S.;* $ 1.—, 4 *s.* 6 *d.)*

In einer lebendigen und gut dokumentierten Darstellung des Rechts der unehelichen Kinder von den letzten Jahren des ancien régime bis zum Code Napoléon zeigt B., wie schon nach etwa einem Jahr das revolutionäre

Gesetz vom 2. November 1793, durch das die Stellung der unehelichen Kinder der der ehelichen stark angeglichen worden war, zunächst von Justiz und Verwaltung und von 1795 an durch die Gesetzgebung in sein Gegenteil verkehrt wurde, bis schliesslich der Code Napoléon, insbesondere durch das Verbot der recherche de la paternité ihre Stellung schlechter als vor der Revolution gestaltete. Zum Teil wurde dieser Umschwung der Gesetzgebung von denselben Personen befürwortet, die zu Beginn der Revolution für die Gleichstellung der illegitimen Kinder plädiert hatten. Der Verf. ordnet diese Entwicklung einer Diskrepanz zwischen den Theorien und den Gefühlen der beteiligten Personen zu, die im Grunde mehr bürgerliche Familienväter als Revolutionäre gewesen seien.

Ernst Schachtel (New York).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Ware, Norman J., *Labor in Modern Industrial Society. D. C. Heath. New York and Boston* 1935. *(VII and* 561 *pp.; $* 3.48*)*

Four-fifths of this volume is devoted to a detailed, descriptive history of organized labor in the United States. The chapters dealing with the beginnings of the labor movement in the early nineteenth century stand out particularly, since the author combines an unusual familiarity with the source material for this period with a vigorous interpretation of the underlying economic forces at work. The treatment of the later periods is thorough and conventional. Interspersed in the running factual narrative are sections where the detailed account gives way to the broad view. Thus, between discussions of „‚Class Collaboration‘ in Coal“ and „Dynamite and Its Causes“ is found a chapter entitled „Organized Labor and the Courts“, reviewing the highlights in the history of labor's legal persecution. And the subject of labor legislation — hours, minimum wages, social insurance, public employment exchanges — is summarized concisely in one chapter. When socialism begins to appear as an influence in American labor policy, the account is interrupted by two chapters devoted to Karl Marx and the First International. The narrative closes with collective bargaining under the N. R. A. before the Supreme Court decision against it.

The remainder of the volume contains the author's „interpretation“ of the labor movement. Disappointment awaits the reader who, from the terse preface to the volume : „This book is written from the standpoint of labor. The author believes that this is a necessary and legitimate point of view from which to deal with this subject“, expects to find some consistent point of view controlling the author's judgments. In explaining, somewhat repetitiously, the absence of a class-conscious proletariat in this country, the author suggests that poor leadership, notably during the reign of Gompers, has had much greater influence upon trade union structure and policy than economic and ideational factors. Labor's presently needed adjustment must await the arrival of new leadership. We are told that the disease of unemployment cannot be cured by any less radical solution

than a readjustment of the flow of national wealth into consumer rather than producer channels, and only by force, suffering and loss can the wage-earner achieve those values of which he is deprived by modern capitalism. Yet we also learn that modern, democratic, national states are moving towards classless societies, and as government gains greater control over our economic processes, labor can look with some confidence to the state for aid. Thomas J. Reynolds (New York).

Beer, Max, *Fifty Years of International Socialism. George Allen & Unwin, London. The Macmillan Co., New York* 1935. *(*239 *S.; 6 s.; $* 2.—*)*

B., besonders durch seine Untersuchungen über den britischen Sozialismus international bekannt, gibt seine eigene Lebensgeschichte und Erinnerungen. Nach einer interessanten Darstellung von Jugendmilieu und Familie wird auf lebendige Weise von dem Umherschweifen in Europa und Amerika und dabei auch von den Prominenten auf dem Gebiet der sozialen Bewegung, Journalistik und Wissenschaft erzählt. Die doppelte Aufgabe des Verf., sein Leben und damit zugleich ein Stück Geschichte des Sozialismus zu beschreiben, ist freilich nicht verwirklicht worden, wenn auch bereits vergessene Bruchstücke aus der Geschichte der sozialen und sozialistischen Bewegung in anregender Weise wieder lebendig gemacht worden sind. Andries Sternheim (Genf).

Cole, G. D. H., *The Simple Case for Socialism. Victor Gollancz. London* 1935. *(*288 *S.;* 5 *s.)*
Legrand, Xavier, *Le socialisme belge et les problèmes d'aujourd'hui. L'édition universelle. Bruxelles* 1935. *(*185 *S.; fr. b.* 10.—*)*
Delsinne, Léon, *Le mouvement syndical en Belgique. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1936. *(*358 *S.; fr. fr.* 30.—*)*

Cole bezweckt keineswegs, eine methodische Untersuchung über den Weg zum Sozialismus zu geben. Vielmehr will er zeigen, weshalb eine neue Gesellschaft notwendig und die Bereitschaft der Massen, dafür zu kämpfen, im Wachsen begriffen ist. C. schneidet zugleich die Frage an, warum die Arbeiter die Notwendigkeit einer sozialistischen Gesellschaft nicht allgemein anerkennen; über die Wirkung der Tradition macht er aufschlussreiche Bemerkungen. Besondere Aufmerksamkeit widmet er schliesslich der Frage, inwieweit zur Erreichung des Sozialismus das Eintreten einer revolutionären Periode unbedingt notwendig ist. Für England sei jedenfalls vorläufig der evolutionäre Weg der zweckmässigste.

Legrand versucht, in seinem Buch die neuen Tendenzen des belgischen Sozialismus, also besonders die planwirtschaftlichen Probleme objektiv darzustellen und zugleich diese dem Standpunkt der katholischen Soziologie gegenüberzustellen. Der Abschnitt über Sozialismus und Religion will vor allem die von de Man stammenden religiösen Ideen als Element der sozialistischen Erziehung der Massen darlegen; nach dem Verf. ist gerade der

moderne belgische Sozialismus wegen seiner ethisch-religiösen Art für die christliche Weltanschauung gefährlich. „‚Parasite' du catholicisme, le socialisme éthico-religieux risque d'arrêter nombre d'âmes dans leurs recherches de la vérité plénière."

Delsinnes Buch über die belgische Gewerkschaftsbewegung bildet wohl die erste gründliche und vollständige Arbeit über diesen Gegenstand. D. beschränkt sich keineswegs auf eine der üblichen Wiedergaben des Wachstums der Gewerkschaftsbewegung, sondern ist bestrebt, den Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Landes mit dem Wachsen der gewerkschaftlichen Organisationen zu zeigen. So gibt er für jede Industrie eine Art sozialgeographische Monographie, welche die Tatsachen nicht nur objektiv feststellt, sondern zugleich interpretiert. Spätere Kapitel beschreiben die Entwicklung der Methode, der Tendenz und der sozialen Aufgabe der in Belgien stark zentralisierten, auf föderativer Basis errichteten Gewerkschaften. Ein Handbuch im besten Sinne des Wortes. Andries Sternheim (Genf).

Porteous, James A. A., *The New Unionism. George Allen & Unwin. London* 1935. *(639 pp.; 16 s.)*

The „New Unionism" is the name given by the author to a series of proposals dealing with practically every sphere of the State and industry. Its most important features are the replacement of the House of Lords by a Second Chamber based on vocation and the adoption of an increasing measure of industrial co-ordination by the creation of national councils for each industry representing the employers, the workers, the chief consuming and supply industries concerned and the State, for the regular consideration of all matters of common interest. Monopolies would be treated in a special way, involving a considerable measure of socialisation. These proposals, which are presented in a manner rather lacking in precision and arrangement, are preceded by a lengthy criticism of socialism which, however, is based not on existing socialist plans such as the Labour Party program, for example, but on a plan imagined by the author himself, together with a few quotations from a book by the Webbs and from Mr. Ramsay MacDonald. There is, moreover, a good deal of evidence to show that the book was written some years ago and has been patched up rather hastily for publication at the present time.

D. Christie Tait (Genève).

Nordskog, John Eric, *Social Reform in Norway. University of Southern California Press. Los Angeles* 1935. *(VII u.* 184 *S.;* $ 1.75*)*

N. stellt sich die Aufgabe, das Element des Nationalismus in der „social democracy" Norwegens zu charakterisieren. Dies müsste gerade heute wertvoll sein, weil in der skandinavischen Welt die Legierung nationaler und sozialer Gemeinschaftstendenzen und ihre gesellschaftliche Ausformung eigentlich seit Jahrhunderten das zentrale politische Problem gewesen ist.

Allein für den genaueren Kenner bietet das (zu kurze) Buch nur wenig. N. gibt nach einem Kapitel über die altnordischen Verhältnisse einen rein sozialpolitischen Überblick über die Organisationsweisen der sozialistischen Entwicklung in Norwegen. Er beschreibt „die Aufgaben der politischen Parteien beim Erwachsen der staatlichen Einheit und der Volksverantwortlichkeit", und er stellt die Geschichte der norwegischen Arbeiterbewegungen und der Gesetzesreformen dar. — Die Arbeit ist als eine Darstellung der sozialen Bewegung in Norwegen für die internationale Sozialwissenschaft immerhin von Wert. Ernst Harms (Baltimore).

Clark, Marjorie Ruth, *Organized Labor in Mexico. University of North Carolina Press, Chapel Hill, N. C. Oxford University Press, London* 1934. *(*315 *pp. ;* $ 2.50, 11 *s.* 6 *d.)*

It has been no secret that the Mexican labor movement has been bound up with politics and, „even more harmful to labor interests, with the rise or fall of individual politicians" ; that while it has fed upon the Revolution and upon nationalism it has not been doctrinaire ; and that the veιy advanced labor laws have been effective only in so far as it has been able to obtain their enforcement. C.'s book, the first work in English devoted exclusively to the subject, makes scholarly use of unpublished materials and thus lends authoritativeness to these conclusions. While the history does not entirely neglect social and economic causes and results, the discussion and interpretation center largely about the influence of the corrupt political atmosphere. Taking up legislation, C. holds that both labor and capital are still suffering the effects of the lack of preparation in social theory of those who incorporated the pertinent provisions into the Constitution and, significantly, that the demand for substitution of state by Federal control came from both sides. With respect to the influence of organization upon the workers' welfare, she confirms a widespread belief that while certain intangible benefits may have survived, the tangible were eaten away by the growing conservatism of the government.

Max Levin (New York).

Rapport du Directeur. Bureau International du Travail. Genève 1936. *(*103 *S. ; fr. s.* 1.75*)*

L'Alimentation des Travailleurs et la politique sociale. Bureau International du Travail. Genève 1936. *(*267 *S. ; fr. s.* 4.50*)*

Der jährlich der Internationalen Arbeitskonferenz vorgelegte Bericht des Direktors des Arbeitsamts ist diesmal zu einer breiten Analyse der Faktoren geworden, welche die Wiederbelebung der Wirtschaft und damit die weitere Entfaltung der internationalen sozialen Gesetzgebung hemmen. Eine gewisse Verbesserung der Konjunktur wird nicht verkannt, jedoch handele es sich infolge der unproduktiven Erzeugung (Rüstungsindustrie) mehr um eine Scheinblüte. — In einem knappen Abschnitt werden die wichtigsten Ereignisse in der Internationalen Arbeitsorganisation geschildert.

Die zweite Veröffentlichung des Internationalen Arbeitsamtes befasst sich mit Ernährungsproblemen, welche bei der Behandlung der sozialpolitischen Fragen meist zurückgestellt worden sind. Es wird gezeigt, dass nicht nur in verarmten Weltteilen, sondern auch in hochindustriellen Ländern grosse Massen der Bevölkerung schlecht genährt sind, ohne dass die Wirtschaftskrise dafür einen genügenden Grund darstelle. Die Bedeutung sozialpolitischer Massnahmen, wie genügender Mittagspausen, für die Gesundheit der Arbeiter und den Arbeitserfolg wird erörtert.

Andries Sternheim (Genf).

Kennedy, Albert J., Kathryn Farra and associates, *Social Settlements in New York City. Their Activities, Policies and Administration. Columbia University Press. New York. Oxford University Press. London* 1935. *(XIX and* 599 *pp.;* $ 5.—, 25 *s.)*

Directory of Social Agencies of the City of New York, 1935. *Edited by Jessica Barr for the Committee on Information Service of the Welfare Council. Columbia University Press. New York* 1935. *(XII and* 516 *pp.;* $ 3.—*)*

The survey by Kennedy, Farra, and others covers an extremely wide area. Not only does it purport to take the reader „behind the scenes“ of New York City's eighty social settlements, but it attempts to give a complete picture of what actually transpires in the heterogeneously varied and numerous departments of activity that go to make up the settlement house field. If one is aware of the complex and many duties which the average settlement house is called upon to perform, one cannot help but become impressed by the overwhelming amount of labour that an adequate study of this sort requires. There can be no doubt that Kennedy, Farra and their associates have done their job well. The survey follows the orthodox manner in which studies of this sort are made. Specific types of activity falling within the definite routine of settlement practice, such as girls' and boys' clubs, athletics, visual arts, personal service, administrative functions, leadership, etc. etc., were each carefully reviewed, described and summarized by capable observers in the field. One can but respectfully follow the veritable maze of functions the average neighborhood house performs, or has been called upon in the past to perform. If one is unfamiliar with the sort of practices that these institutions are impelled to inaugurate and further in their respective communities, one cannot get a better composite array of objectives, practices and programs than this volume affords.

It is imperative, on the other hand, that volumes such as this be followed up with an interpretation. This volume may represent a commendable glossary of facts, if facts are to be accepted as the gleanings taken from the standardized-questionnaire reports submitted by the researcher and filled in by the executive house secretary or departmental leader. But the fact remains that such facts are often confused with aims and aspirations, and often completely bedeviled by the harsh necessity of the headworker to „make face“ in a field noted for its rivalries and the clear necessity of competing for private financial interest. The wide heterogeneity of interests

spanned by these neighborhood houses, utterly lacking in an organized point of view, reinforces the knowledge that these institutions fall prey so readily to fads, social and artistic.

The Directory of Social Agencies of the City of New York offers a significant commentary on the tremendous growth of the field of social work since 1883, the date of its first publication. This edition, the forty-first, and now published for the first time under its new auspices of the Welfare Council, offers but slight deviation from the form with which it is usually associated. It includes in its listings over 1300 organizations performing almost every type of social service that the modern American community has to offer. Agencies, including any and all specific functions which they may have to offer, are listed both alphabetically and functionally with adequate cross reference to settle any doubts or questions that might arise in the mind of an interrogator. In addition, it presents many other intelligent and effective features, relating to social work.

Herbert A. Bloch (New York).

Social Work Year Book, 1935. *Ed. Fred. S. Hall. Russell Sage Foundation. New York* 1935. *(698 S.; $ 4.—)*

Bereits bei Erscheinen der vorigen Ausgabe[1]) haben wir auf die grosse Bedeutung dieser Publikation hingewiesen. Das jetzt erschienene dritte Jahrbuch ist in vieler Hinsicht noch vollständiger als das zweite ; so enthält es zum ersten Mal Aufsätze über „European Social Work" und „International Social Case Work". Das Jahrbuch ist an erster Stelle für Sozialbeamte bestimmt ; wir halten das Werk jedoch für unentbehrlich für alle, welche sich mit den einschlägigen Problemen wissenschaftlich befassen, besonders auch, weil hier ein streng gegliedertes Material über die U. S. A. vorliegt, deren Einrichtungen in weitem Masse als Beispiel für andere Länder gelten können.

Andries Sternheim (Genf).

David, Valerie, *Wandlungen der Sozialpolitik. Moritz Perles. Wien und Leipzig* 1934. *(67 S.; RM.* 2.40*)*

Die Definitionen der Sozialpolitik von Wagner bis Wiese werden gewissenhaft wiedergegeben ; die Wandlungen, welche die Anfänge der Sozialpolitik in der Lage der Arbeiterschaft hervorgerufen haben, sind vermerkt ; dabei ist der Darstellung der sozialpolitischen Gesetzgebung in Österreich ein breiter Raum zugewiesen. In etwas schematischer Weise werden vier Generationen des Industrieproletariats zu Trägern der Sozialpolitik gemacht. Obwohl die Verf. die Sozialpolitik als unentbehrlichen Bestandteil des kapitalistischen Systems betrachtet, die in ihren Wirkungen nirgends über den Rahmen des Systems hinausgeht, bestreitet sie, dass es innerhalb des Kapitalismus Grenzen der Sozialpolitik gebe. Die Darstellung ist im ganzen, auch in der stilistischen Fassung, recht schülerhaft.

Käthe Leichter (Wien).

---

[1]) Vgl. Zeitschrift für Sozialforschung III. Jahrgang (1934), S. 123

Spezielle Soziologie.

Hoffman, M. D. *und* **Ruth Wanger,** *Leadership in a Changing World. Harper & Brothers. New York* 1935. *(XV u.* 418 *S.;* $ 1.60*)*
Bogardus, E. S., *Leaders and Leadership. D. Appleton-Century Co. London und New York* 1934. *(VIII u.* 325 *S.;* 15 *s.,* $ 3.—*)*
Pigors, P., *Leadership or Domination. Houghton Mifflin Company. Boston* 1935. *(XIII u.* 354 *S.;* $ 3.—*)*
Tead, Ordway, *The Art of Leadership. Whittlesey House. McGraw-Hill Book Company. London und New York* 1935. *(XI u.* 308 *S.;* 15 *s.,* $ 2.50*)*

„Führertum" ist begreiflicherweise jetzt sehr aktuell. Vier ausführliche amerikanische Monographien sind darüber erschienen.

Eine wertvolle Sammlung von Unterrichtsmaterial verwendet das Wort sogar im Titel ohne ersichtlichen Grund. Hoffman und Wanger haben die Ausführungen bekannter Persönlichkeiten des letzten Jahrzehnts zu verschiedenen sozialen und politischen Problemen übersichtlich zusammengestellt und durch einen guten Anhang von Hilfen für die Lektüre an Mittelschulen und weiteres Studium ergänzt. Die Herausgeber sind ohne Zweifel demokratisch eingestellt, denn mit Ausnahme von Mussolini und einigen amerikanischen Geschäftsleuten ziehen sie nur Männer der Linken heran; aber „Führertum in einer wechselnden Welt" schien ihnen offenbar ein zugkräftiger Titel. Als „Führer" werden hier im Sinn der Umgangssprache Männer bezeichnet, die für eine Neuordnung auf verschiedenen Gebieten eintreten.

Die drei übrigen Bücher tragen zu einer Definition des „Führers" folgendes bei: Bogardus versteht unter Führer „eine Person, die einen speziellen Einfluss auf eine Anzahl von Personen ausübt." Christus und Schmeling sind beide als Führer zu bezeichnen. — Pigors nennt „jede Person einen Führer, solange und insofern ihr Wollen, Fühlen und ihre Einsicht andere in Verfolg einer gemeinsamen Sache leitet und kontrolliert". — Tead bezeichnet als Führerschaft „die Tätigkeit der Beeinflussung von Menschen zum Zweck der Zusammenarbeit für ein Ziel, das ihnen wünschenswert erscheint."

So verschieden wie der Ausgangspunkt sind Methoden und Resultate. Bogardus untersucht Führertum nach seinen Ursprüngen und Prinzipien. Das Hauptmaterial ist lebenspsychologischer Natur: Biographien, Spezialarbeiten über „berühmte" Männer eines Volkes, einer Berufs-, einer sozialen Gruppe. Eine zweite Materialgruppe, von ihm selbst nicht als solche erwähnt, sind physiologische, soziologische und charakterologische Lehrbücher, die er unter dem Gesichtspunkt des Führertums verarbeitet. Etwa in der Art: Adrenalin erhöht in gewissen Situationen die Widerstandskraft des menschlichen Körpers; Widerstandskraft ist eine Führereigenschaft; das Führertum ist also in gewissem Sinn vererbt, und es ist ferner umwelt- und persönlichkeitsbedingt. Interessanter ist der

zweite Teil des Buches, in dem das reiche biographische Material nicht nur zur Illustration, sondern zur Formulierung von Gesetzen verwendet wird. Darunter fallen allerdings so verschiedene Gesetze wie das der „Konzentration", der „Intuition" oder das der „Polarisation und Sättigung".

Liegt für B.s Buch Verdienst und Gefahr in der Vielfalt der verwendeten Literatur, so für Pigors in dem Ausmass an Strukturanalyse ; sie wird allerdings durch Literatur vom Militärtraining über psychologische Experimente bis zu Webers Problem des Verstehens belegt. Das Buch zerfällt in vier Teile : Begriff des Führer- und des Herrschertums, ihr Ursprung, ihre Funktion, ihre Methoden. Der Führer kann abstraktiv vom Herrscher unterschieden werden als leitend zu einem gemeinsamen Zweck, während letzterer die Gruppe für Zwecke seiner eigenen Wahl kontrolliert. Im Kind (durch sehr hübsche eigene und fremde Experimente nachgewiesen) ebenso wie beim Primitiven lassen sich beide Formen in all ihren Mischungen nachweisen. Führer und Herrscher funktionieren als Autorität, d.h. sie „repräsentieren" ein Ziel. Ist der soziale Prozess „eingeleitet", dann betont der Herrscher die „Administration", der Führer die „Interpretation". Die Methode des Führers geht dahin, „Charaktere" zu entwickeln, der Herrscher bildet Disziplin. Praktisch ist nur eine Kombination haltbar. — P. untersucht das Führertum als Prozess in seiner Genese und lehnt die Querschnittsbetrachtung eines individuellen Lebenslaufes als inadäquat (weil Akzidentelles mit Fundamentalem vermischend) ab. Seine Strukturanalyse bietet aber offenbar die Möglichkeit einer adäquaten Kategorienbildung für statische Querschnittsbetrachtungen individueller Lebensläufe. Und damit vielleicht auch die Möglichkeit einer detaillierten Antwort auf seine eigene Ausgangsfrage : Sollen wir in der heutigen Zeit Umschau halten nach einem Führer oder einem Diktator ? Seine Antwort ist : das hängt von der Situtation ab, d.h. von der Heterogenität der Gruppe und der Zeit, die zur Verfügung steht, um diese nur beherrschbare in eine führbare Gruppe zu verwandeln.

Tead, der betont aus der Praxis und für die Praxis spricht, hat dem Theoretiker gegenüber eine viel dezidiertere Meinung. Wir brauchen Führer, nicht Organisatoren im geschäftlichen Betrieb. Nur Führer können den individuellen Mitgliedern, die durch Arbeitsteilung und Vergrösserung des Betriebs den unmittelbaren Kontakt mit der Zentrale verloren haben, den Zweck des Unternehmens als individuell erstrebenswert begreiflich machen. Das aber ist die Bedingung der erfolgreichen Arbeit eines Betriebs. Das Buch enthält neben einer allgemeinen Analyse des Führers nach Situation, Methode, vertretener Sache und Führereigenschaften eine Reihe von Kapiteln über Führertypen, wie die „Exekutive", den Lehrer, den Konferenzleiter, den Assistenten, den weiblichen Führer usw. Es ist interessant zu beobachten, wie sich mit allen Einschränkungen der untersuchten Gebiete die Fragestellung des Taktikers mit der der Theoretiker deckt und wie kurz das Kapitel über Training zum Führertum ist. Man wird dafür entschädigt durch die Fülle sonst unzugänglicher Anekdoten aus der Betriebspraxis kleinerer und grosser Unternehmungen und Organisationen. Hertha Herzog (New York).

Holcombe, Arthur N., *Government in a Planned Democracy. George Allen & Unwin. London* 1935. *(IX u.* 173 *S.;* 7 *s.* 6 *d.)*

H. geht davon aus, dass die moderne Technik, die das moderne Leben, vor allem das Wirtschaftsleben, beherrsche, in seltsamem Kontrast stehe zu der rückständigen und technisch überholten Art der politischen Staatsführung und vor allem zu den üblichen administrativen Methoden des Staatsapparates. Die notwendige Reform dürfe sich hier nicht durch Ängstlichkeit leiten lassen, sondern müsse eine Art von „experimental attitude", ähnlich jener des Rooseveltexperimentes, einnehmen. Der Grundgedanke H.s, der allen seinen Reformvorschlägen das Gepräge gibt, besteht darin, dass im Vergleich zu anderen Arten von Klassenpolitik die „middle-class politics" einen höheren Grad von Stabilität des Staates und eine bessere Berücksichtigung der Gesamtinteressen der Gesellschaft gewährleistet. Dabei wird, zwar nicht ausdrücklich, aber doch in Andeutungen, die faschistische Diktatur als Ausdruck kapitalistischer, die proletarische als Ausdruck proletarischer Klassenpolitik aufgefasst, denen die Demokratie als Prinzip der „middle-class politics" gegenübergestellt wird. Allerdings müsse an die Stelle der bisherigen „casual democracy" von nun an die „planned democracy" treten. Die Planmässigkeit verwirkliche sich darin, dass die extremen Klassen, Kapital und Arbeiterschaft, in staatlich anerkannten Organisationen sich zusammenschliessen (einer Zwangsorganisation redet H. dabei ebenso wenig das Wort wie einer Einheitsorganisation), mit denen der Staatsapparat unmittelbar zur Regelung einzelner Fragen von Allgemeininteresse in Verbindung treten könnte. Die eigentliche staatlich-politische Verwaltung, und damit eine Art Schiedsrichterrolle gegenüber den extremen Klassen, solle im Sinne aller durch die Vertreter der middle-class ausgeübt werden. Um die Unabhängigkeit dieser staatlichen Schiedsrichter zu gewährleisten, sei eine Machterhöhung der Regierung, ein „high-powered government", notwendig und daneben ein Ausleseprinzip, das durch die Anwendung und Ausdehnung des „merit systems" erlangt werde.

Eine genauere Bestimmung dessen, was als „middle-class" soziologisch zu verstehen wäre, wird nicht gegeben. Ebenso wenig wird klar, warum die von H. angeregte Politik nun dem Vorstellungskreis oder den wirklichen Interessen der gesellschaftlichen Mittelschichten entsprechen soll.

Hans Mayer (Genf).

Cairns, Huntington, *Law and the Social Sciences. Harcourt, Brace & Co. New York. George Routledge & Sons. London* 1935. *(XIV and* 279 *pp.;* $ 4. —, 12 *s.* 6 *d.)*

In this book C. attempts to determine the relations of his own discipline, jurisprudence, to anthropology, psychology, political theory, economics and sociology. He concludes that law, regarded more especially as the judicial process has become to a greater degree than before sociologically minded, and that if it is to achieve full power in ordering society „it must join with

the other social sciences in a united effort to solve the problems common to all".

These are not novel conclusions. Yet the task the author set himself was well worth doing. For if specific historical conditions gave rise to the emancipation of law from theology, philosophy and ethics, it has now become necessary, with the increasing complexity and interconnectedness of society to bring law back into the totality of social life. It is evident that each of the social sciences including law, studies and attempts to manipulate but one aspect of it. They cannot therefore remain isolated from each other if they are to be useful instruments for theoretical understanding and practical manipulation.

Many topics here touched upon would require separate volumes for detailed treatment, and it says much for the author's knowledge and equipment that he has been able to concentrate so much in a narrow compass. At the same time a certain discursiveness and lack of criticalness are noticeable (see the discussion on intelligence tests and criminal responsibility). The book is a pioneer work and from that angle deserves close study.

J. Rumney (London).

Sinzheimer, Hugo, *De taak der rechtssociologie (Die Aufgabe der Rechtssoziologie). H. D. Tjeenk Willink en Zoon N. V. Haarlem* 1935. *(*115 *S.; hfl.* 3.50*)*

S. schrieb dieses Buch in guter holländischer Sprache, um sich selbst und einem grösseren Publikum Klarheit zu verschaffen über „die Aufgabe" der Rechtssoziologie. Das Buch enthält drei Teile. Der erste Teil handelt von „dem Gegenstand" der Rechtssoziologie. Dieser ist nach S. die rechtliche Wirksamkeit, aus der das Recht neben dem normativen Recht und dem Rechtsideal besteht. Der Bearbeitung dieses Problems stimmt der Referent in folgenden Punkten zu : kein Unterschied zwischen Recht und Sitte, zwischen rechtmässigem und unrechtmässigem Handeln, zwischen den Rechtsquellen, zwischen Recht und Rechtsverhältnis, Abgrenzung gegenüber Horvath, Gurwitch u. a. Die Umschreibung der Gebiete, welche die Rechtssoziologie behandeln kann, ist etwas vag. Die Rechtssoziologie wird sich bei ihrer empirischen Untersuchung und Kausalerklärung immer auf rechtsrelevante Tatsachen beschränken müssen, d. h. auf diejenigen Tatsachen, welche in Bezug auf ein besonderes Rechtssystem in concreto relevant sind. — Dieser erste Teil endet mit einem Kapitel über die rechtssoziologische Tradition in der Rechtswissenschaft (Leist, Hamaker und Hauriou).

Nach einer Bestimmung des Gegenstandes der Rechtssoziologie untersucht S., wie dieser Gegenstand ermittelt werden kann : „die Phasen der Einsicht". Diese sind die deskriptive Rechtssoziologie (wobei S. sehr interessant über die Wahl, die Analyse, die Ordnung und die Erklärung, die kritische Rechtssoziologie schreibt), die genetische Rechtssoziologie und die theoretische Rechtssoziologie. Die Frage des Verhältnisses zwischen den materiellen und den geistigen Triebkräften wird erörtert. S. ver-

teidigt die eigene Bedeutung des geistigen Elementes; er folgt hierbei Max Scheler.

Im dritten Teil wird erörtert, welche Aussicht die Rechtssoziologie dem Ganzen der Rechtswissenschaft gewähren kann. Hier wird auf die Möglichkeit eines neuen Gebietes hingewiesen: die legislative Rechtswissenschaft mit einer dreifachen Aufgabe und dem Entstehen dreier neuer Rechtswerte: Anerkennung des unpersönlichen Ganzen kollektiver Prozesse neben Individuen, Anerkennung von Funktionen neben Objekten und Anerkennung von der menschlichen Existenz neben der Willensaktion.

S. wendet sich öfters gegen nationalistische Lehrsätze und Einrichtungen: Plädoyer für den Rechtsstaat. Angriffe gegen den totalitären Staat, gegen die Staatskorporation usw. — Das Buch wird ohne Zweifel dazu beitragen, das rechtssoziologische Denken in Holland zu fördern.

J. Valkhoff (Amsterdam).

Valkhoff, J., *Twee nieuwe staatsvormen, fascistische en sowjetstaat. (Zwei neue Staatsformen, Faschismus und Sowjetstaat). Kosmos. Amsterdam* 1935. *(*100 *S.; Hfl.* 1.50*)*

Eine zwar stark zusammengedrängte, jedoch mit vielem Material belegte Abhandlung, wobei auch die historischen Hintergründe dieser Staatsformen dargestellt werden. Es werden u. a. das Verhältnis zwischen Individuum und Staat, die Frage der Demokratie und Diktatur, das Wesen des Parlaments und die Menschenrechte ausführlich besprochen, und im Abschnitt über die Unterschiede der theoretischen Grundlagen der beiden Staatsformen werden wichtige Bemerkungen über die Bedeutung der Klasse und der Nation und das Verhältnis zwischen Kirche und Staat gemacht. Der Verf. versucht, die besonderen Kennzeichen der faschistischen Staatsform in den einzelnen Ländern, besonders in Deutschland, Österreich und Italien aufzuzeigen. Andries Sternheim (Genf).

Krauss, Günther *und* **Otto von Schweinichen,** *Disputation über den Rechtsstaat. Mit einer Einleitung und einem Nachwort von Carl Schmitt. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1935. *(*88 *S.; RM.* 2.80*)*

Huber, Ernst Rudolf, *Wesen und Inhalt der politischen Verfassung. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1935. *(*97 *S.; RM.* 3.—*)*

Der „Disputation über den Rechtsstaat" liegt die erweiterte Fassung eines Berliner akademischen Streitgesprächs zugrunde. These (Krauss) und Gegenthese (von Schweinichen) kennzeichnen dabei in ihrer Gesamtheit die charakteristische Ambivalenz der nationalsozialistischen politischen Theorie in ihrer Einstellung zu den Grundkategorien des liberalen und rechtsstaatlichen Denkens. Während einerseits der „revolutionäre" Charakter des Nationalsozialismus betont werden soll, d. h. die Unabhängigkeit und unversöhnliche Gegensätzlichkeit gegenüber jener Denkrichtung, will man auf der andern Seite doch auch nicht auf die politische Legitimierung mit ihrer Hilfe verzichten. Wenn K. daher, als National-

sozialist die „revolutionäre" These aufstellt : „Der Begriff des Rechtsstaats ist an die verfassungsrechtliche Lage des 19. Jahrhunderts gebunden, für den Staat des 20. Jahrhunderts hat er keine Berechtigung mehr", so antwortet ihm sein Opponent, ebenfalls unter Berufung auf den Nationalsozialismus, gerade der nationalsozialistische Staat sei „Rechtsstaat im wahren Sinne", der liberale sogenannte Rechtsstaat sei dagegen nur ein „Gesetzesstaat".

Die Gegenthese reproduziert die übliche Identifizierung nationalsozialistischen Rechts mit „unmittelbar gerechtem Recht ". Da das Recht des Dritten Reiches „richtiges Recht" ist, so ist dieses Reich selbst ein „Rechtsstaat". Hier wird der konkret-historische Begriff des Rechtsstaats mit seinen genau umrissenen Kautelen und Individualrechtsgarantien durch einen abstrakten und völlig inhaltlosen Naturrechtsbegriff ersetzt.

Huber stellt den „politischen Verfassungsbegriff" des völkischen Staates dem soziologischen oder juristischen Verfassungsbegriff des 19. Jahrhunderts gegenüber. Das politische Verfassungsdenken, das, nach H., den Inhalt und die Eigenart der völkischen Verfassung ausmacht, erkenne „in der Verfassung diejenige Ordnung, in der das Volk seine naturhafte Anlage dauernd zu verwirklichen, in der es seine geschichtliche Sendung am vollkommensten zu erfüllen" vermöge. Die politische Verfassung sei „Recht, weil sie sich durch die Erfüllung der Aufgabe, die ihr gesetzt ist," legitimiere. Auch hier also die gleiche Auffassung des Rechts als einer unmittelbar in der „arteigenen" völkischen Gemeinschaft gegebenen Substanz. — Die einzelnen Gliederungen der politischen Verfassung (Führung und Bewegung, Herrschaftsordnung und Volksordnung) werden von H. in enger Anlehnung an Carl Schmitts „Dreigliederung der politischen Einheit" dargestellt. Hans Mayer (Genf).

Gurwitsch, Alexander, *Das Revolutionsproblem in der deutschen staatswissenschaftlichen Literatur, insbesondere des* 19. *Jahrhunderts. Dr. Emil Ebering. Berlin* 1935. *(*215 *S. ; RM.* 8.40*)*

G. sieht in seiner Problemstellung nicht nur die Frage „nach einer vergangenen Literatur", sondern nach der vergangenen Epoche selbst. Die Denkweise des 19. Jahrhunderts soll hinter der Darstellung der wichtigsten Strömungen der staatswissenschaftlichen Literatur, wie sie dieses Jahrhundert, in Deutschland wenigstens, hervorgebracht hat, sichtbar werden. Dabei ist das Revolutionsproblem „der Generalnenner", auf den diese Literatur „ausgerichtet" ist. Nicht auf die dogmatische Erörterung des Problems selbst kommt es also G. an, sondern auf die Erfassung des deutschen staatswissenschaftlichen Denkens im 19. Jahrhundert, und damit auf die Erfassung der Gesamtprobleme dieses Jahrhunderts selbst.

G. unterscheidet — mit Recht — sehr scharf einerseits zwischen dem monarchomachischen und naturrechtlichen Problem des „Widerstandes" des einzelnen oder ganzer Gruppen gegen die Staatsgewalt im Falle von „Machtmissbrauch", und dem eigentlichen Revolutionsproblem auf der andern Seite. Das erstere ist im 19. Jahrhundert nur noch eine verblassende Reminiszenz, die hinter dem durch die französische Revolution

gestellten neuen Revolutionsproblem ganz zurücktritt. Das letztere wird nun in seiner besonderen Erscheinungsform innerhalb von sieben grossen Ideenkreisen dargestellt. Kant und die Ideenwelt der Aufklärung leiten über zur Darstellung der politischen Romantik und der „Lutherischen Staatslehre" (Schleiermacher, Ancillon, Stahl). Ein Abschnitt „Spekulative Philosophie und soziologische Geschichtsphilosophie" führt von Hegel zu Lorenz von Stein und Marx. Von den deutschen Liberalisten und staatswissenschaftlichen Positivisten führt dann der Gedankengang zur heutigen „Phänomenologischen Geschichtsphilosophie", die in einer Darstellung der Revolutionstheorie Eugen Rosenstocks gipfelt.

Auf diese Weise ist viel wichtiges und merkwürdiges Material zusammengebracht worden. Wenn auch nicht eigentlich neue Einblicke in die Ideenwelt der einzelnen Kreise gewonnen werden, so bietet das Gesamtmaterial doch eine wertvolle Vorarbeit für eine ideen- und gesellschaftsgeschichtliche Darstellung der politischen Probleme des 19. Jahrhunderts, vor allem zur Stellung der bürgerlichen Denker zur Frage der sozialen Revolution. G. selbst hat jedoch zu solcher Arbeit nicht einmal die Ansätze geliefert. Hans Mayer (Genf).

Huxley, Julian S. and **A. C. Haddon,** *We Europeans. Harper & Brothers. New York* 1936. *(VIII and* 246 *pp.;* $ 2.50*)*

The influence of racial pseudo-science on state policy makes welcome critical books on race and race theory, in the hope that they will provide arsenals of scientific fact and argument that will check the spread of the epidemic of obscurantism that threatens to engulf the world. Huxley and Haddon have written a popular book which will serve that function well. They have reviewed evidence and theories on race long known to scientists but fresh to non-academic audiences, and have done so in easy comprehensible terms. Their arguments follow lines familiar to students : there are no pure races because of the universal prevalence of intermarriage ; race classifications are based on arbitrary criteria and are tenuous because of overlappings ; human types are biologically instable subject to cultural, environmental influences ; there is no positive correlation of a specific race and superior intelligence ; the concepts race, language and nation must be kept sharply distinct. In short, they conclude that the term race has lost its value as a scientific instrument and philosophies of history based upon it are specious. Materials have been gathered from diverse fields of history, anthropology and genetics, to buttress these contentions, and they are in general persuasive.

The book, however, shows signs of very hasty execution. There are, moreover, basic inconsistencies in the text. The chapters devoted to „Main Ethnic Groups of Europe" and the „Ethnic Composition of European Nations" are based on arbitrary classifications, faulty use of statistical averages, and very hazardous historical reconstructions. Their inclusion is entirely out of keeping with the critical formulations in the earlier chapters of the book. Again, although the authors contend correctly elsewhere that it is fallacious to use the word Semite in any way but as a linguistic category,

they declare that „In so far as the Jews constitute a ‚racial type', they should be long headed, since this is a distinctive Semite character." Other contradictions manifest lack of clarity and lessen the value of the work.

Bernhard J. Stern (New York).

Bingham, Alfred M., *Insurgent America : Revolt of the Middle Classes. Harper & Brothers. New York and London* 1935. *(253 pp.; $ 2.50, 10 s. 6 d.)*

Corey, Lewis, *The Crisis of the Middle Class. Covici Friede. New York* 1935. *(379 pp.; $ 2.50)*

Dennis, Lawrence, *The Coming American Fascism. Harper & Brothers. New York and London* 1936. *(320 pp.; $ 2.50, 10 s. 6 d.)*

The belief that capitalism in the United States has entered its declining phase colors the general background of the ideas developed by the three authors. They all agree that the long evolutionary trend of the present industrial system, carrying the masses of the people of the country to ever higher standards of living, has come to a close. They disagree on the ways and methods by which they hope to replace an outworn system of government and social life by a new one.

If, however, the reader accepts the particular method of overcoming the present impasse and establishing a new order, advocated by any one of the authors, he will find that the conception of a general disintegration of capitalism, which seemed common to all three authors at the beginning, in reality covers three different matters. The capitalism that is dying in Mr. Bingham's book is different from the capitalism that is dying in Mr. Corey's. The social analyst in dissecting the structure and functions of the American middle classes of today, is really a prophet looking backward.

A reader with little or no acquaintance with the American scene would profit most by a study of Mr. Bingham's book, because this author remains closest to the social and psychological realities of American life, and his philosophy, as far as he injects it into the analysis of the middle classes in present day American social life and politics, remains essentially the philosophy of the average man in America, if such a creature exists. The most realistic interpretation of the plight of the middle classes in present day American society may be found in Mr. Corey's book, if, under realistic interpretation, is understood one that attempts to reduce the phenomena of the social surface to the essentials that determine its movements. Lawrence Dennis in his book gives the most complete exposition of a social philosophy applied to the problems of American social and political life, of the three, however incomplete and contradictory his philosophy may appear to the skeptic.

Mr. Bingham starts his analysis with a chapter of explanation, endeavoring to uncover the causes for the failure of the Marxist ideas to acquire sway over the masses of American workers. He finds that the „lack of class politics only emphasizes the lack of clear class lines in America, and with the course of time the lines have become more blurred rather than sharper, as the history of organized labor shows." The Marxist approach

has over-accentuated, according to Mr. Bingham, the working class and its class consciousness, which are not in evidence in American history, and has failed to take into consideration other and equally important class forces which, according to the author, have lent a peculiar color to the country and are responsible for the general state of mind that America finds herself in the state of mind of a middle class. „One can argue with Marxian logic that... there are only two classes of people, those who live by their labor and those who live by owning property, that is by capital. But the fact that there is such wide currency to the idea of a ‚public‘ between and more important than ‚capital‘ and ‚labor‘ is significant, for we are governed by ideas. We are what we think we are. And if the bulk of people, in a modern capitalist country like the United States, think of themselves as being of the middle class, having interests between those of ‚capital‘ and ‚labor‘, then there is such a middle class or middle group of classes.“

This middle class, the origin, composition and psychology of which the author now begins to trace, is entrusted with the task of transforming the present industrial system into an order where production is governed by use and not by profit. According to the author, this middle class has no fundamental stake in the capitalist system. It is interested in possessions, not in the possession of the means of production ; in security, not in securities ; in jobs, not in the control of jobs ; in fees, not in profits. Consequently, the American mind in middle class America is naturally inclined towards a collectivist classless society that can make abundance available for all. To this end the author turns his attention, in order to devise political ways and means to achieve this end and to avoid the fascist risks, for as he readily admits, fascism, as it developed in Germany and Italy and as it might develop in the United States, is essentially a middle class movement.

While Mr. Bingham portrays the facts of the present crisis of the middle classes in America, Mr. Corey indicates its causes, and traces them back in the history of the United States, which he sees governed by the conflict between the big bourgeoisie and the working class. The middle class, as Mr. Corey portrays it, developed in this conflict and is a product of it. Its heterogeneous composition, its ideology, its real and imagined interests, are bound up with the struggle between the capitalist and the working classes, of which it is a product and with which it changes its nature. The present crisis of the middle class, because it springs from the general decline of capitalism, is not temporary but permanent. There is no relief from its vicissitudes but by the perception of these facts.

From this intermediate position of the middle class follow the contradictory tendencies that it exhibits. While the middle class in American history, because of its origin, because of the fact that it came of small property-holders, was forced to defend the interests of small property, it laid through this very defense the groundwork for the dominance of monopolistic capitalism, which in its turn signalizes a progressive expropriation and proletarianization of the middle class. As groups between capital, on the one hand, and labor on the other, the middle class groups have, as the author shows, no identity. They comprise changing lines of society that are held together by no common tie, but by ideas and illusions that are

chiefly a product of a by-gone age. It is particularly important to note the changing structure of the middle classes at present, because, as the author demonstrates, at the present juncture a cleavage has developed within them that may become of increasing importance. A new middle class has been produced by the mechanics of the social process, a class composed chiefly of the managerial executives, technicians and professionals who act in the immediate interests of the big monopolistic corporations, which have nothing in common with the lower sections of the middle class, and fascism, as the author sees it, is an attempt to unify the opposed, and to cement together the antagonistic elements within the middle class, in the interest of monopolistic capitalism. „The reaction of the middle class becomes fascism when it merges with the reaction of the big bourgeoisie, of the magnates of finance capital."

While Mr. Corey finds the cause for the decline of American capitalism rooted in the institution of private property and the concurrent exploitation of labor by capital, Mr. Dennis sees the cause for the present plight in the fact that American bankers and finance capitalists have exploited the American people in general and the American investors in particular. What causes depressions and unemployment, according to Mr. Dennis and as developed by him in some detail in his previous book, „Is Capitalism Doomed ?", is over-indebtedness. The group that, according to the author, will bring about the change from the old to the new is the „elite", which draws its strength from all classes of society, but, as the present reviewer suspects, would be largely recruited from middle class capitalists and middle class investors, whose plight is at the base of the present crisis, according to Mr. Dennis. „The elite", as the author says, „may be defined roughly and arbitrarily as including capitalists deriving most of their income from property, business enterprisers and farmers, the professional classes, and generally the employed whose salaries are considerably above the average."

Adherents of Mr. Corey's or Mr. Bingham's ways of thinking, in view of the fascist threat that, in Mr. Dennis' pages, appears as a boon, might find comfort in the latter's statement that it seems „too obvious to need saying that there is little likelihood that within the next four or five years the United States will be transformed into a fully rationalized national state which, in this book, is called fascist."

The basic ill of the present system, according to the author, is its instability, which is brought about by the financial machinery of the system, which increases the debt burden in a geometrical progression, and therefore operates in the end towards its own annihilation. The remedy is a „debtless economy", which can be achieved by progressive taxation, which, in effect, is equivalent to a cancellation of debts. Politically speaking, such a remedy, however, cannot be applied within the framework of the present political system, but can be brought about only by a fascist dictatorship. The program for such a dictatorship, the changes which it will impose upon present American institutions and ideas, the methods by which such changes can be achieved, the ideology and attitudes that it will have to develop in order to insure its own success, are the chief subjects of this book. „Integration of governmental agencies and coordination of authority may be

called the keystone principles of fascist administration. Applied in the United States, these principles would mean the end of our federal system, of states' rights and of the fictions of a functional separation of power as between the legislative, executive and judicial branches of government." To this end the organization of a fascist party which in the United States will certainly be called by a different name, and the leadership of the elite, are necessary. „All that will keep the world from going back to a pattern of banditry similar to that which prevailed all over Europe for hundreds of years, and which prevails today in large parts of Asia, will be such changes in the rules of the game as will keep enough of the now frustrated elite satisfied."

Julian Gumperz (New York).

Becker, Horst, *Die Familie. M. Schäfer. Leipzig* 1936. *(*172 *S.; RM.* 4.70*)*

Schneider, Friedrich, *Katholische Familienerziehung. Herder & Co. Freiburg i. B.* 1935. *(XVI u.* 342 *S.; RM.* 6.60*)*

Eckstein, Ludwig, *Die Familie formt den jungen Menschen. Kurt Stenger. Erfurt* 1935. *(*82 *S.; RM.* 3.—*)*

Bührig, Wanda Maria, *Mutter und Tochter. Orell Füssli. Zürich-Leipzig* 1935. *(*55 *S.; Schw. Fr.* 1.80, *RM.* 1.45*)*

Düvert, Helene, *Die Frau von heute, ihr Weg und Ziel. Gottlob Koezle. Wernigerode* 1934. *(*216 *S.; RM.* 2.85*)*

Diehl, Guida, *Die deutsche Frau und der Nationalsozialismus. Neulandverlag. Eisenach* 1933. *(*120 *S.; RM.* 1.—*)*

Zühlke, Anna, *Frauenaufgabe, Frauenarbeit im Dritten Reich. Quelle & Meyer. Leipzig* 1934. *(*63 *S.; RM.* 2.—*)*

Reinhardt, Lore, *Die deutsche Frau als Quelle völkischer Kraft und sittlicher Gesundung. Adolf Klein. Leipzig* 1934. *(*28 *S.; RM.* 0.80*)*

Der erste Teil des Buches von Becker macht den Eindruck, als bekenne sich B. völlig zur Riehlschen Schule, als handele es sich um eine Arbeit, welche die Familie naturrechtlich ableite. Aus den weiteren Ausführungen wird klar, dass B. die Familie als eine historische Kategorie betrachtet, deren Daseinsformen stark von der wirtschaftlichen Entwicklung beeinflusst werden. So stellt er deutlich die wesentlichsten Charakterzüge der patriarchalischen bäuerlichen gegenüber der modernen kleinbürgerlichen Familie dar; dabei romantisiert er das Familienleben auf dem Land. Weiter wird eine Analyse des Funktionswechsels des letztgenannten Familientyps gegeben, so wie sie für die Erhaltung und den Weiterbestand des Dritten Reiches erforderlich ist. B. sucht nach einer Synthese zwischen der „Heiligkeit" der Familie und der Notwendigkeit ihrer Beteiligung an der Gemeinschaftsarbeit, welche ihr zugleich ihren eigentlichen Zweck verleihe. Der dualistische Charakter der Familie, Förderung der persönlichen Bindungen und Dienst an der Gemeinschaft, hat nach Auffassung B.s immer bestanden. Die Natur hat dazu geholfen, indem die eigentliche Aufgabe der Frau sie an das Heim bindet, der Mann dagegen schon früh die Neigung hat, sich Männerbünden anzuschliessen.

Die ausführliche Arbeit Schneiders ist als Handbuch für katholisch gebildete Menschen bestimmt. Sie sucht zu beweisen, dass die in der Bibel bereits festgelegte Auffassung von der schon in der Urkultur bestehenden Einehe die richtige und allein vernünftige ist, und wendet sich gegen die evolutionistische Gesellschaftstheorie, wie diese im Hinblick auf das Eheproblem von Bachofen und Morgan vertreten wurde. Verf. skizziert dann die Bedeutung der christlichen Familie, welche er im Vergleich zu der achristlichen und antichristlichen als überlegen betrachtet und der er sogar einen höheren biologischen Wert zuerkennt. Sch. betrachtet die Familie als das zweckmässigste Institut für die Erziehung und Schaffung sozialer Gefühle; weiter sei die Familie ein „Güter- und Wertbehälter". Besonders die kinderreichen Familien haben eine für die Gesellschaft bedeutend wichtigere Funktion zu erfüllen als die kinderarmen. Das Buch bringt ausführliche Betrachtungen über Gattenwahl und Erziehung in der Reifezeit. Obwohl von anderen Gesichtspunkten ausgehend, schliesst sich das Buch in seinen eugenischen Auffassungen den jetzt in Deutschland vorherrschenden Ansichten auf diesem Gebiet an.

Eckstein versucht, eine neue Theorie aufzubauen, wobei er der planmässig und bewusst geleiteten Methode der Erziehung die unmittelbare Erziehung gegenüberstellt. Man wird sich nicht recht klar, welche Methode er meint, auch nicht, wenn er sie definiert als eine, welche Wirkungen hervorruft, „die sich von selbst ergeben aus der zwecktätigen Auseinandersetzung mit dem Leben". Verf. erklärt sich im Interesse der Erhaltung eines starken Volkes für die Mystik von „Blut und Boden" : „Blutmischung schafft tiefste und durch keine erziehliche oder sonstige Massnahmen aufhebbare Unausgleichbarkeit im Wesen." Es ist charakteristisch, dass E. in diesem Zusammenhang sofort die Frage der zerrütteten Ehe anschneidet, als wäre diese an erster Stelle eine Konsequenz der Mischehe! E. sieht in der seiner Meinung nach zunehmenden Selbständigkeit der Jugend im heutigen Deutschland und ihrem Einfluss auf die Familienbeziehungen eine glückliche Wendung in der Familiengestaltung, insofern die überbetonte Autorität der Eltern in der klassischen Familie aufhört und die Verselbständigung der Kinder zunimmt. Der zweite Teil des Buches, der die Realstruktur der Familie behandelt, geht über generelle Bemerkungen nicht hinaus. Der Familie wird die Aufgabe zugeschrieben, an dem Sieg der Gemeinschaft über die Vereinzelung, des Lebens über Erstarrung und Zerfall, welchen die deutsche Wende herbeigeführt habe, mitzuwirken.

Bührig behandelt eines der Generationsprobleme, das in der pädagogischen und psychologischen Literatur immer im Vordergrund stand. Neue Gedanken werden nicht entwickelt, sondern nur ein Plädoyer gehalten für eine bessere Verständigung zwischen Mutter und Tochter, besonders durch eine vernünftige Selbsterziehung der ersteren.

Das Buch Düverts repräsentiert das „revolutionäre "Element in der heutigen deutschen Familienliteratur. Es ist ein Appell an den Mann, die Frau nicht mehr als „Gegenmensch" zu betrachten, sondern als in gleicher Weise daseinsberechtigt. D. tritt für das Recht der Berufsarbeit der Frau ein, welches zur „wirtschaftlichen Freiheit und Selbständigkeit des Weibes führt". Die Ehe als das höchste Ideal im Leben sei in der heutigen Periode

des Frauenüberschusses nicht immer zu verwirklichen. — Guida Diehl will zeigen, wie der Kampf um die deutsche Seele zu gleicher Zeit „Muttergeist" erwecke. Der „Entsittlichung" und „Entmütterlichung" sei ein Ende bereitet. — Nach Anna Zühlke ist es unrichtig, dass die Frau infolge der nationalsozialistischen Grundprinzipien wieder ins Haus zurück müsse. Bringt diese Schrift auch eine grosse Reihe von Zitaten, in denen die Frau als Mutter glorifiziert wird, so fehlt doch eine prinzipielle Betonung des Rechtes der Frau auf berufsmässige Arbeit. — Lore Reinhardt versucht zu zeigen, wie besonders der Nationalsozialismus für die Rechte der Frau eintrete. „Beide Übel, Antifeminismus und Intellektualismus der Frauenbewegung sollen überwunden werden". Es soll wieder zu einer „völkisch-rassischen Aufnordung" kommen, in der Treue und Liebe nur berechtigt sind „als Ursprung von neuem, jungem Volkstum". Schande sei es deswegen, wenn „eine fast reine Nordin" die Quelle „deutschen Geistes und deutschen Heldentums durch fremden Blutstrom verunreinigen lässt."

Andries Sternheim (Genf).

Ancel, Jacques, *Géopolitique. Librairie Delagrave. Paris* 1936. *(*120 *p.; fr. fr.* 10.—*)*

Dans ce petit livre qui devait servir d'introduction au Manuel géographique de politique européenne, M. A. s'efforce de dégager les idées directrices de l'école géographique française par opposition au fatalisme géographique de l'école allemande de la „Geopolitik". Il souligne le rôle que Vidal de La Blache attribuait à l'initiative de l'homme, la part qu'il laissait dans les sociétés politiques au facteur interne, sentiments et idées des hommes. M. A. illustre ces indications générales en étudiant la transformation historique de la notion de frontière, de l'Empire romain jusqu'à nos jours ; puis la relativité des frontières dites naturelles : la frontière est une „vue de l'esprit" qui s'inscrivait parfois sur une carte, „mais qui ne se modelait jamais sur la nature" ; elle répond à des besoins contradictoires, ce sont les relations humaines qui établissent les séparations ou les liens entre les groupements. Dans le dernier chapitre, M. A. reprend la théorie psychologique de la nation, défendue jadis par Renan, en la traduisant en termes plus positifs et plus géographiques : „Née et développée dans un milieu naturel et humain favorable, la nation est une combinaison harmonieuse de genres de vie". On admettra aisément que des intentions politiques inspirent souvent le dogmatisme géographique de certains savants allemands. Mais on ne devrait pas oublier davantage que certaines théories plus souples et plus spirituelles correspondaient aussi à des revendications précises et à un intérêt national : il serait trop commode d'apercevoir seulement les idéologies d'autrui.

R. Aron (Paris).

Malinowski, Bronislaw, *Coral Gardens and Their Magic: A Study of the Methods of Tilling the Soil and of Agricultural Rites in the Trobriand Islands. Vol. I. The Description of Gardening. Vol. II. The Language of Magic and Gardening. George Allen & Unwin. London. American Book Co. New York* 1935. *(*535 *pp.,* 382 *pp.;* 42 *s.,* $ 8.—*)*

In „Coral Gardens and Their Magic", M. has again demonstrated in painstaking and meticulous detail, the interdependance of different aspects of culture, as recorded by a great field worker. This is his second full size work devoted to viewing Trobriand culture from an economic angle, and even so M. has not yet exhausted the store of material which he collected on the subject. The book is centered about gardening as the Argonauts of the Western Pacific was centered about inter-island exchange; other aspects of Trobriand economic life remain to be dealt with in future publications.

The first and longer volume is devoted to the technique, the sociology, the economics, the ritual of gardening. Nearly a hundred pages are filled with appendices which contain detailed documentations of the earlier part of the book. The second volume is chiefly devoted to a consideration of linguistics, but it may also be grouped with this third part of Volume I, as a further documentation of field methods. Here M. gives a series of careful accounts of his methods and a generous sample of his materials. Taken together, they may be likened to a photographic record of a laboratory experiment showing the experimentor at work. While many of these materials are arranged as validations of the more general discussions in parts one and two, they are perhaps more primarily valuable as models of a most finished and self-consciously analyzed field technique. Here the student may find a very high standard by which to measure not only any given piece of recording but also his progress in skill and sophistication. This wealth of detail on method should also be valuable in helping students from the other social sciences to a better appreciation of the way in which the social anthropologist collects and interprets his data.

Sociologists may find one aspect of M.s approach confusing, the discrepancy between his implied interest in sociological generalization and his persistent preoccupation with cultural rather than sociological detail. While the author is concerned with the problem of how the culture functions in integrating individuals into groups, and smaller groups into larger groups, he has not used data upon the behaviour of known identified individuals and known identified groups as his major materials. He has used instead the traditional materials of cultural anthropology, recording details of cultural norms of individual and group behaviour, as practiced by the „essential Trobriander". This method contrasts with that of the sociologists who have traditionally dealt with groups and more recently with identified individuals within groups, too often without any adequate consideration of the culture which permitted the particular group or groups to function as they did. Dr. Moreno's recent brilliant experiments in sociometry[1])

[1]) Moreno, Who Shall Survive. Baltimore 1935.

are a good example of a sociological enquiry in which culture is not systematically allowed for. When M.'s detailed treatment of culture is combined with an equally skilful investigation of the inter-relationships of a series of identified groups and their constituent individuals within that culture, we may hope to begin to solve genuine sociological problems.

The major thesis of the book, explicitly stated and repeatedly demonstrated up to the hilt, is that culture is a whole and that whatever aspect of the culture is under consideration, every part of the culture is relevant to every other part. The reiteration of this point of view should be particularly telling in the economic field, for students of the economics of our own society too frequently forget that culture is a whole.

The book is without theoretical bias of any sort. It is a simple and voluminous record, delightfully set down, of an enormous amount of careful field work ; it should be a handbook for the field worker, not only among primitive peoples but also in our own society. It is ammunition in the hands of those who insist that we must see culture as a whole before we attempt to analyze and understand it.

Margaret Mead (New York).

Diamond, A. S., *Primitive Law. Longmans, Green & Co. London and New York* 1935. *(X and* 445 *pp. ;* 25 *s.,* $ 10.50*)*

A few brief comments on three of the author's points will illustrate both the weaknesses and the strength of D.'s work. He vehemently attacks the view that law arises out of religion and that early man fails to distinguish between religion, law and morality. But in his argument in favour of the late appearance of religious rules and religious sanctions it is made clear that he is thinking, not of religion, but of priests and a church. He does not see that the problem of the relations between law and religion, or religion and morals, is not purely, nor even mainly, one of institutions, but rather of social psychology. But, if we ignore his more sweeping generalisation, we can find much that is of very great value in his careful comparative analysis showing the growth of the influence of organised religion on the Codes. Again, when he claims that the sanction for acts of violence against persons and property is everywhere at first that of compensatory payment and is afterwards converted into corporal punishment, the lex talionis in particular being a late development, he brings forward evidence which certainly points to the need for a revision of our views of the course of progress at a certain stage. But he exaggerates its importance. For any general theory of the evolution of justice, more attention must be paid to the function of regulated self-redress and to the formative effect of the necessity of gradually supplanting it. Finally, we might cite his attempt to refute Maine's dictum that substantive law has been „gradually secreted in the interstices of procedure." No doubt Maine's picture of primitive mentality was out of drawing, like that of his contemporaries. But his aphorism contains a valuable germ of truth. It does not mean that procedure can exist before there are any rules, but that procedural practice affects the growth of rules and, especially, the passage

from concrete cases to general principles. Curiously enough, D. proceeds, in giving his own account of what happened, to supply evidence in support of Maine. His statement, for example, that the conception of negligence in Babylonian law was arrived at through the handling of problems relating to bailments would seem to give an instance of the very process that Maine had in mind.

But the defects of this book, when judged by its more ambitious claims, should not blind us to its value within the special field where D., as a lawyer, speaks with authority, the field of the Codes. His major thesis is that we can find in the realm of law a regular scheme of evolution through stages, which repeats itself at different chronological epochs in different societies and which is related to the basic facts of economic evolution. His classification of the Codes on these lines into an evolutionary, not a chronological, series, is extremely interesting and convincing. It is a real contribution to our knowledge of this subject. There is nothing startling about the theory. Naturally, if one adopts an economic standard of progress, one may expect to find a parallel line of development in those branches of the law that deal most directly with economic relations and activities. There is also a natural course of growth in the law that is designed to meet the basic social need for the preservation of internal peace by the suppression of self-redress. These two together cover an enormous field. It is significant that, when D. turns to the most important topics not fully covered by them, marriage and the family, his picture loses its clarity of outline. In fact it is almost chaotic. Unilinear evolution and economic causation cannot easily be demonstrated. On this point, too, D.'s conclusions, valuable though they are, do not amount to a sociological generalisation on the nature of primitive law in all its aspects. T. H. Marshall (London).

Ökonomie

Ratzlaff, C. J., *The Theory of Free Competition. University of Pennsylvania Press. Philadelphia* 1936. *(*341 *S.;* $ 3.—*)*

Burns, Arthur Robert, *The Decline of Competition. A Study of the Evolution of American Industry. McGraw-Hill Book Co. New York and London* 1936. *(*633 *S.;* $ 5.—, 30 *s.)*

Knight, Frank Hyneman, *The Ethics of Competition and other Essays. George Allen & Unwin. London. Harper & Brothers. New York* 1935. *(*363 *S.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 3.—*)*

Gaskill, Nelson B., *The Regulation of Competition. A Study of Futility as Exemplified by the Federal Trade Commission and National Industry Recovery Act with Proposals for its Remedy. Harper & Brothers. New York* 1936. *(*179 *S.;* $ 2.50*)*

Pribram, Karl, *Cartel Problems. An Analysis of Collective Monopolies in Europe with American Application. The Brookings Institution. Washington, D. C.* 1935. *(*287 *S.;* $ 2.50*)*

Der Glaube an die freie Konkurrenz als Prinzip der Wirtschafts- und Sozialordnung hat in den Ver. Staaten seit dem Kriege und während der

Weltkrise einen ernsten Stoss erlitten, und Roosevelts Experimente haben die Schar der Zweifler und Kritiker jedenfalls erheblich vermehrt und die Auseinandersetzungen befruchtet. Als ein Ausschnitt aus dieser Diskussion sind die oben angegebenen Bücher zu werten, die von verschiedenen, teilweise sich ergänzenden Gesichtspunkten her das Problem beleuchten.

Ratzlaff sieht, dass unter dem Begriff „freie Konkurrenz" im populären und wissenschaftlichen Sprachgebrauch sehr komplexe Sachverhalte verstanden werden, und glaubt, durch eine begriffliche, klassifikatorische Aufspaltung der verschiedenen Bedeutungsgehalte die Meinungsverschiedenheiten zu klären. Der geschichtliche Überblick über die englische Theorie von Adam Smith bis zu Pigou dient dann im wesentlichen dem Nachweis von Begriffsvermengungen und entsprechenden Fehldeutungen, gesehen vom Ratzlaffschen Begriffsschema aus. Diese in erster Linie dogmenkritische Studie wird recht gut ergänzt durch die sorgfältige und materialreiche Arbeit von Burns, die sich von vornherein auf den engeren wirtschaftstheoretischen Konkurrenzbegriff beschränkt und die vielfältigen Formen und Wirkungen der Wettbewerbsbeschränkung in der amerikanischen Industrie untersucht. Da er die treibenden Kräfte für die Beschneidung und Ausschaltung des Wettbewerbs für dauernd wirksam und in der Zunahme begriffen hält, erörtert er auch die Möglichkeiten und Mittel sozialer Kontrolle dieses wachsenden Sektors beschränkter Konkurrenz. In eine tiefere Schicht der Wettbewerbsproblematik führt das Knightsche Buch, das die sozialpsychologischen und soziologisch-politischen Voraussetzungen und Wirkungen der Konkurrenz untersuchen will. Es ist zweifellos richtig, dass eine begriffliche Klärung, wie Ratzlaff sie versucht, fruchtbar sein kann, obwohl bei dieser logischen Aufspaltung die gemeinsame Wurzel und die reale Verknüpfung der formal unterschiedenen Konkurrenzbegriffe allzu leicht verdeckt werden. Es ist charakteristisch für R.s Buch, dass er zu dem Ergebnis kommt, die Mobilität habe auf fast allen Gebieten zugenommen. So z. B. habe sich die Marktkenntnis der Arbeiter infolge der Entwicklung des Nachrichtenwesens erheblich verbessert ; die fortschreitende Arbeitsteilung habe die Nachfrage nach Arbeit vermehrt und dem Arbeiter eine grössere Wahl spezialisierter und seiner Eigenart angepasster Arbeitsplätze geboten ; die industrielle Konzentration habe diese Mobilität eher noch gesteigert u. s. w. Angesichts der offenbaren Weltfremdheit dieser Beweisführung erübrigt sich eine Kritik der Einzelheiten.

Einen Einblick in die reiche Skala beschränkter Konkurrenz im Bereich der amerikanischen Industrie vom Sherman Act bis zum Ende der NRA gibt die Burnssche Arbeit. Charakteristisch für die Entwicklung im letzten halben Jahrhundert sei — jedenfalls in USA — nicht die Bildung von monopolistischen Trusts und von Pools mit Abreden über Preise und Produktion für den gesamten Industriebereich, — diese Formen der monopolistischen Marktbeherrschung seien durch Antitrustgesetze zurückgedrängt worden, — sondern das Entstehen von Unternehmungen, die im Verhältnis zu ihrer Branche so gross sind, dass es für sie irrational ist, die Wirkungen ihrer eigenen Produktions- und Preispolitik auf den Markt nicht zu berücksichtigen. Das Verhältnis von Unternehmungsgrösse zu Marktumfang veran-

lasst die Unternehmungen, sich zu verhalten wie Monopolisten und unter Aufgabe der bei freier Konkurrenz zwingenden Orientierung an den bestehenden Preisen die beste Kombination von voraussichtlichen Preisen und Produktionsmengen zu wählen. An die Stelle der Preiskonkurrenz traten deshalb mannigfaltige andere Formen. Die Leistung der B.schen Arbeit besteht darin, dass sie die ökonomischen und marktmässigen Bedingungen für die Bevorzugung dieses oder jenes Typs von Wettbewerbsbeschränkungen analysiert, die Wirkungen auf Preise und Kosten, Produktion, Anlageausnützung und zyklische Schwankungen sehr eingehend darstellt und soweit wie möglich durch empirisches und statistisches Material illustriert. Diese Bindungen, Abreden und Verständigungen von Produzenten und Händlern bedeuten weitgehend die Ersetzung von „Marktneutralität" und „Marktleitung" durch privatökonomische Verwaltungsmacht.

Das Knightsche Buch ist eine von Freunden und Schülern veranstaltete Sammlung zerstreuter Beiträge und Artikel K.s aus der Zeit von 1922 bis 1935, die einen Einblick in seine Gedankenwelt geben soll. K. fordert eine verstehende Soziologie, die von gültigen ethischen Normen aus über Wert und Unwert einer Gesellschaftsverfassung urteilt. Das Gesellschaftsproblem sei zutiefst ein moralisches Problem. Aus K.s Untersuchungen interessiert hier besonders seine Gegenüberstellung von theoretischen Prämissen freier Konkurrenz und sozialer Wirklichkeit, die Kritik an der Lehre von der Bedürfnisbefriedigung als letztem Ziel der wirtschaftlichen Tätigkeit, die Betrachtungen des individualistischen Wirtschaftsprozesses als eines sportlichen Wettbewerbs, bei dem das fair play der Spielregeln immer mehr zurückgedrängt wird von dem mit allen Mitteln zu erreichenden Gewinnziel. K.s Untersuchung über Wirtschaftstheorie und Nationalismus erörtert sowohl die grundsätzlichen Mängel der industriellen Wettbewerbsgesellschaft, die Gründe ihres Niedergangs, die Unmöglichkeit, mit demokratischer Politik die strukturellen Schäden zu heilen, und enthält eine kritische Auseinandersetzung mit dem sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsbild, sowie eine knappe Stellungnahme zu den Problemen des nationalistischen Faschismus. Die Kritik lässt keine dieser Lösungen als zulängliche gesellschaftliche Organisationen gelten. Da aber nach K. die ernstesten Schwierigkeiten, die der Verwirklichung einer idealen Gesellschaft im Weg stehen, moralisch-menschlicher Natur sind und durch blosse organisatorische Änderungen des Gesellschaftsaufbaus nicht ohne weiteres behoben werden können, glaubt er, dass der Sozialwissenschaftler radikalen Gesellschaftsreformern generell mit konservativer Haltung begegnen und die Notwendigkeit der schrittweisen Entwicklung betonen müsse. Auch für denjenigen, der von anderen Voraussetzungen und einem anderen Gesellschaftsbild ausgeht, wird eine sorgfältige Lektüre der K.schen Thesen und Analysen wichtige Anregungen und reichen Stoff zu fruchtbarer Klärung der eigenen Ideen geben.

Gegenstand des Gaskillschen Buches sind die gesetzlichen Grundlagen und die Tätigkeit der Federal Trade Commission. G., der selbst Vorsitzender der Kommission war, führt die relative Unwirksamkeit ihrer Tätigkeit darauf zurück, dass der Kongress das Phänomen der unfairen Konkurrenz nicht genau genug umschrieben hat. Infolgedessen hat die Federal Trade

Commission keine genügenden Rechtsgrundlagen für ihre Entscheidung. Der rein juristische Standpunkt des Verfassers offenbart sich am deutlichsten an einem Gesetzentwurf, mit dem er zeigt, wie ein Gesetz lauten müsste, das die Kommission in eine verfassungsmässig unantastbare Position brächte. Die Gründe, warum der Kongress sich damit begnügte, den bestehenden unvollkommenen Text zum Gesetz zu machen, werden von G. nicht diskutiert.

Pribram schildert in seinem instruktiven Buch die verschiedenen Typen von Kartellen in Industrie und Handel, wie sie sich in Europa entwickelt haben, ihre Export- und Preispolitik, ihr Verhalten zu Nichtmitgliedern und ähnliche Fragen. Ferner untersucht er die wirtschaftlichen Wirkungen der Kartellbewegung und besonders den Einfluss der Kartellierung auf ökonomische Stabilität, Kapitalakkumulation, Einkommensbildung und internationalen Handel und schliesslich die Aussicht und Bedeutung der Kartellierung für die zukünftige Wirtschaftsentwicklung. Die besondere Bedeutung des Buches liegt in dieser Analyse und ihrer Verbindung mit den Erfahrungen, die man in den Vereinigten Staaten mit der Kartellierung unter der Niragesetzgebung gemacht hat.

Franz Beyer (Hamburg).

Peck, Harvey W., *Economic Thought and its Institutional Background. Farrar & Rinehart, New York. George Allen & Unwin. London* 1935. *(379 pp. ; $ 3.—, 12 s. 6 d.)*

This book is an attempt to write the history of economic theories and dogmas in terms of the underlying economic phenomena, and to understand the progress of economic thought, not as an expansion of a firmly established scientific structure, but as the changing point of view necessitated by the change in economic foundations.

The book covers the history of the early economic doctrines like those of the canonists, the mercantilists and the physiocrats, in a few cursory chapters, while laissez-faire economics, classical doctrines and marginalism receive a more extended treatment. A large part of the book is devoted to modern economic thought, as evidenced in the schools of the „newer capitalism", of institutionalist and collectivist economics.

The thesis of the book, according to the author's own words, is that „economic or industrial life has constituted a changing and evolving process, being fairly simple in earlier ages but growing in complexity with the passing of time. Control of economic life has involved logical analysis of a given economic situation, and this has developed the idea of constituent or complementary factors, and the idea of cooperating or conflicting economic classes. ... Historical economic theories are rationalizations of industrial secular trends."

The attempt to write a history of economic thought in terms of the economic phenomena is an important and valuable contribution to the understanding of the relativity of economic institutions and the laws that govern them. It appears, however, that the author in his analysis took two things for granted that will not seem as obvious to everybody else,

namely his particular theoretical conceptions on the subject of economic science that the author describes as a preference for an economic outlook „compounded of welfare, institutionalist and collectivist elements", and second, the particular nature of the economic changes that he brings to light with the assistance of this preference and to which again the change in economic doctrine is correlated. Julian Gumperz (New York).

Ware, Caroline F., and **Gardiner C. Means**, *The Modern Economy in Action. Harcourt, Brace and Company. New York* 1936. *(*244 *pp.;* $ 1.60*)*

This little book deserves of a more extensive and careful treatment than can be afforded here. It is an important contribution to the ever expanding literature on the relationship between state and business, in its theoretical as well as its applied aspects. Its authors belong to that trend in modern economic thought that advocates a conscious and planned interference by political authority in the various spheres of business activity.

Laissez faire economics as a theoretical description of economic behavior has ceased to fit the behavior which it is attempting to describe. Because of the changes to which the economic structure has been subjected during the last half century, the forces that formerly more or less automatically re-established an economic equilibrium after a disturbance at some point now fail to bring about the readjustment. „Modern technology has brought economic relationships out of the realm of automatic, impersonal adjustments and into the realm of personal administrative decisions. Here lies the crux of the problem of how to make a modern economy function." The issue, however, as the present book presents it, is not as clear-cut as this, to abandon old principles applying to an old economy and to evolve new ones fitting the exigencies of the new economy. The application of the new theoretical conceptions is complicated by the fact that features of the old economy exist side by side with those of the new. „In America today, all three of the economies — Adam Smith's economy of small enterprise, Marx' factory economy, and the modern corporate economy, exist side by side. More and more the last has become the dominant form and the power relationships which it has created pervade the economy. The modern economy cannot be understood without reference to this latest division of function and distribution of power and control." The problem, therefore, presents itself under a double aspect, namely first, to effect the adjustments in the new corporate economy, and second, to make the corporate part of the economy interlook with the non-corporate parts without giving rise to new frictions and maladjustments.

The second part of the book turns to a discussion of the practical means and methods available to effect this two-fold task within the new economic structure. It deals therewith from five different angles. It discusses first the monetary problems involved, then the question of how to bring about a balance between the actual rate of saving and the effective demand for new capital. It then proceeds to outline elements of an industrial policy to supplant the impersonal mechanism for automatic adjustment that

prevailed in former days. The fourth point deals with the problems arising from the international exchange of goods and services, and the fifth with the questions of economic security in general.

It seems to the present reviewer that the authors, because of their failure to think in terms of a general theory of economic change, lack also an understanding of the forces that can be relied upon to effect the articulation of industrial policy that they advocate as the way out of the present impasse. Julian Gumperz (New York).

Pirou, Gaëtan, *Les nouveaux courants de la théorie économique aux États-Unis. Les Éditions Domat-Montchrestien. Paris* 1936. *(303 p.; fr. fr.* 60.—*)*

C'est aux États-Unis que, sur le double plan de la théorie et de la pratique économique, a été fourni depuis 30 ans l'effort le plus original, le plus synthétique et le plus prolongé. C'est là qu'ont été formulées les critiques les plus pénétrantes du néo-classicisme ; là aussi qu'on a essayé avec le plus de succès d'élaborer une théorie économique concrète et générale. Trois noms se détachent, ceux de Thorstein Veblen, de John-Maurice Clark et d'Henry-Ludwell Moore. Ce sont ceux d'économistes qui forment, en quelque manière, le pont entre l'économie abstraite, statique et rationnelle des néo-classiques et l'économie positive et institutionnelle de Mitchell et de Commons sur laquelle portent, croyons-nous, les recherches actuelles et inédites de P.

Les auteurs américains que présente P. reprochent à l'économie marginale d'être statique, de se désintéresser des phénomènes en mouvement, des ‚mouvements et des résistances que rencontrent ces mouvements" (Clark), pour se borner à des classifications, devenir „taxonomiques" (Veblen). Les marginalistes se sont, à leur avis, détournés de la réalité historique ; ils ont bâti un monde abstrait, schématique, simplifié où se meuvent des personnages aussi irréels que l'homo œconomicus des classiques : le chasseur solitaire, le naufragé, etc. Leur psychologie est trop étroite parce que trop individualiste ; leurs concepts philosophiques, trop finalistes et trop optimistes. Veblen les accuse de s'attacher à de faux problèmes et de négliger le problème réel, celui de la genèse et des variations des phénomènes économiques.

Les économistes américains sont partisans d'une méthode réaliste, expérimentale ; leurs conceptions sont organiques et sociales ; c'est à l'étude de la dynamique économique qu'ils se consacrent. Clark examinera par exemple la discordance entre une capacité de production qui est pour une part permanente et une demande par nature variable et fluctuante ; il apportera ainsi une contribution capitale au problème des coûts constants. Moore recherchera l'origine, les lois et les causes des cycles économiques.

Pour Veblen, Clark et Moore, l'économie ne peut plus rester sur un terrain strictement spéculatif d'où serait exclu l'art social. C'est pourquoi, aux termes de leurs recherches, ils aboutissent à des recommandations pratiques.

Veblen envisage ainsi favorablement une dictature de techniciens, un contrôle social de la production, la prédominance de l'efficience technique sur

les valeurs pécuniaires. Sous une forme plus modérée, plus nuancée, Clark et Moore se prononcent également pour un contrôle éclairé de la vie économique, pour une réglementation des prix, des affaires d'utilité publique et des trusts, bref pour ce que nous appelons l'économie dirigée.

A. Dauphin-Meunier (Paris).

Sieveking, Heinrich, *Wirtschaftsgeschichte. Julius Springer. Berlin* 1935. *(*209 *S.; RM.* 15.—*)*

Strieder, Jakob, *Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Dunkker & Humblot. München und Leipzig* 1935. *(XVI u.* 232 *S.; RM.* 7.—, *geb. RM.* 8.50*)*

Die grossen Vorzüge der neuen „Wirtschaftsgeschichte" von Sieveking sind : eine erstaunliche Weite und Übersichtlichkeit des vorgetragenen Stoffes, das Fehlen einer engen, lehrhaften Festlegung in der Verfahrensweise, die vielfach erstaunliche Anschaulichkeit des Gebotenen bei aller „Begriffsgerechtigkeit" und schliesslich die guten Schriftenverweise nach jedem grösseren Kapitel.

Das Werk zerfällt in fünf Hauptkapitel : „Die Wirtschaft von ihrem Ausgang bis zum Ende der Antike", „Die abendländische Wirtschaft des Mittelalters", „Die Epoche des Merkantilismus", „Die Entfaltung des Kapitalismus" und schliesslich — etwas vieldeutig — „Die Widerstände gegen die Einseitigkeiten der kapitalistischen Ordnung". Eine Neuerung dieser Wirtschaftsgeschichte gegenüber allen früheren sei hervorgehoben : hier wird zum ersten Mal von der Wirtschaft und Gesellschaft der Primitiven gesprochen. Es mutet uns merkwürdig an, wenn wir hier lesen : „Nicht Erwerb, sondern Glanz ist das Ziel der Wirtschaft." — Das „zeitgemässe" Schlusskapitel gliedert sich in folgende drei Abschnitte : „Der nationale Abschluss" (die neuzeitliche Zollpolitik !), „Die soziale Frage (Arbeiterbewegung, Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen, die Betriebsorganisation) und — „Das Vordringen monopolistischer Gebundenheit" (hier ist mit kurzen Worten die Rede von der jüngsten Wirtschaftsentwicklung in den neuen Befehlsstaaten).

Das von seiner ersten Auflage her wohlbekannte Werk von Jakob Strieder ist auf Grund neuen Materials von Franz Freiherr Karaisl von Karais neu bearbeitet worden.

Das Buch bringt eine Zusammenstellung von an sich sehr trockenen Zahlenreihen und nackten Sachangaben, die der Verf. aus den Staatsarchiven der Stadt Augsburg gewonnen hat. — S.s Forschungen ergänzen in gewissem Sinne diejenigen von Richard Ehrenberg über „das Zeitalter der Fugger", das sich vor allem auf die privaten Archive der grossen Geschäftshäuser stützt. — Im vorliegenden Werk hat S. die Vermögensverhältnisse von nicht weniger als 43 Geschäftshäusern vom ausgehenden 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts untersucht. Ihm lag daran, einen Beitrag zu liefern zur „Entstehung der grossen Vermögen, auf denen sich der Frühkapitalismus aufrichtete." — Geboren ist das Buch aus einer „kämpferischen" Absicht ; der Verf. wollte (schon in der ersten Auflage) „Sombarts Theorie von der Entstehung des modernen Kapitalismus an Hand der

Augsburger Quellen" widerlegen. — Sombart hatte die Ansicht vertreten, die grossen Vermögen in der Zeit des deutschen Frühkapitalismus seien wesentlich aus „Grundbesitzeinkünften", „akkumulierter Bodenrente" entstanden. — Dieser Auffassung will S. nun durch strenge „Induktion" entgegentreten. Er gelangt nach seinen mit wahrem Ameisenfleiss durchgeführten Einzelforschungen zum Ergebnis, dass nur wenige der später reich gewordenen Augsburger Handelsleute ihr Vermögen ursprünglich aus dem Grundbesitz herleiten, und dass selbst diese, wie die Nichtpatrizier, ihre Vermögen in allererster Linie „durch gewerblich-kaufmännische Tätigkeit" erworben haben. „Der Handel" ist also die eigentliche Wurzel der Vermögensbildung in jener Zeit, genauer, der Handel, der „in Verbindung steht mit dem aufblühenden Gewerbe (besonders Webereigewerbe)."

Hans Honegger (Montagnola).

Lagler, Ernst, *Theorie der Landwirtschaftskrisen. Carl Heymann, Berlin. Österreichischer Wirtschaftsverlag. Wien* 1935. *(*190 *S.; RM.* 7.50, *ö. S.* 15.—*)*

Auf den 180 Seiten dieser Arbeit ist auch nicht ein wirklich neuer Gedanke anzutreffen. Tatsächlich enthält der sog. „Aufbauende Teil", der „Bausteine einer ganzheitlichen Theorie der Landwirtschaftskrisen" geben will, nichts anderes als einen an sich brauchbaren Überblick über die verschiedenen Krisenfaktoren, die sämtlich in der wohlbekannten neueren deutschen Literatur (vor allem von Sering, Sombart, Albrecht, Jasny usw.) herausgearbeitet worden sind und die nun lediglich von L. mit Bruchstücken aus der Vorstellungs- und Namenwelt „ganzheitlicher" Theorie zusammengeleimt werden. Aber dadurch, dass man „Vergewerblichung" statt Industrialisierung sagt oder den Bevölkerungsrückgang (sic! siehe S. 150, sowie S. 154 „plötzlicher Stillstand der Bevölkerungsvermehrung"; daneben allerdings gelegentlich auch richtig „Geburtenrückgang" bezw. Sinken der Geburtenüberschüsse) als „Zieländerung" bezeichnet — mit solchen oder ähnlichen terminologischen Seltsamkeiten wird eine „Theorie" der Landwirtschaftskrisen wahrlich noch nicht begründet. Zudem sieht L. alles nur unter dem Gesichtswinkel der speziellen mitteleuropäischen Agrarverhältnisse, eine Tatsache, die funktional mit der anderen verbunden ist, dass bis auf ganz wenige Ausnahmen der Verf. es für überflüssig befunden hat, von dem bedeutsamen ausländischen Landwirtschaftskrisen-Schrifttum Kenntnis zu nehmen.

Fritz Neumark (Istanbul).

James, Emile, *Les Formes d'entreprises. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1935. *(XV et* 604 *p.; fr. fr.* 60.—*)*

Le livre de James — le second volume paru du Traité d'Économie Politique publié sous la direction de M. H. Truchy — reprend le problème économique au point où le regretté L. Brocard l'avait laissé. Brocard avait étudié tout ce qui forme le milieu où se déploie l'activité économique :

facteurs physiques, techniques, juridiques, humains, territoriaux. J. consacre son ouvrage aux formes d'organisation de la production, aux formes d'entreprise qui naissent de ce milieu.

Pour nous en tenir à l'entreprise privée, c'est dans ses rapports avec les sources de capitaux, avec l'épargne, que le capitalisme du xxe siècle s'est le plus éloigné de celui du xixe. D'associé l'actionnaire est devenu fréquemment créancier et il est désormais indispensable de distinguer entre capital dirigeant et capital dirigé.

„Entreprises coopératives, entreprises publiques ou semi-publiques", écrit M. Truchy dans son introduction, „la question que pose leur coexistence avec l'entreprise capitaliste est de savoir si elles fournissent à l'activité économique des mobiles aussi énergiques et aussi souples que la recherche du profit." A quoi, J. répond au terme de son étude que dans les pays où subsiste le régime légal de liberté économique toutes les autres formes d'entreprises sont inférieures à l'entreprise capitaliste.

Les précisions de J. sont une extrapolation lucide des mouvements qu'il a décelés dans la vie économique ; à côté des pays socialistes, où subsistera un secteur privé plus ou moins étendu, les autres nations vivront dominées par un capitalisme de plus en plus oligarchique se combinant avec une pénétration de plus en plus profonde de l'État dans l'activité économique.

Robert Marjolin (Paris).

Economia corporativa. Contributi dell'Istituto di scienze economiche dell'Università Cattolica del Sacro Cuore di Milano. Società editrice „Vita e Pensiero". Milano 1935. *(*264 *p. ; L.* 15.—*)*

L'Institut des sciences économiques de l'Université Catholique du Sacré-Cœur de Milan n'a voulu être dépassé par personne dans les recherches sur le corporatisme. Le volume que nous signalons est le témoignage de l'intérêt suscité par la nouvelle économie politique dans ce milieu confessionnel.

Il est vrai que dans ce livre on tend à élargir la signification du corporatisme, en embrassant sous ce terme toute doctrine économique qui s'élève contre la tradition capitaliste. Cette manière de voir est très claire dans l'essai de M. Francesco Vito sur „l'Essence de l'économie corporative", où l'éditeur du volume passe en revue les doctrines économiques modernes, dans le but de découvrir... où il faut aller chercher le corporatisme. Toutes ces discussions nous semblent quelque peu prématurées, puisqu'elles n'ont pas encore dans la réalité actuelle de bases. Il vaudrait mieux attendre pour dogmatiser après les résultats de l'expérience... En tout cas, voilà des essais historiques très bien faits (signalons spécialement celui de M. Basilio M. Biucchi, sur „L'universalisme de Othmar Spann") et des précisions sûres sur les thèmes qui passionnent les économistes italiens. A tout point de vue, aussi bien positif que négatif, c'est du travail qu'il faut apprécier.

Paolo Treves (Milan).

Le Branchu, Yves, *Les origines du capitalisme en Angleterre. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1935. *(95 p. ; fr. fr.* 12.—*)*

Bien qu'il n'apporte pas de faits nouveaux, ce petit livre mérite d'être signalé pour deux raisons : d'une part il se préoccupe de définir rigoureusement le capitalisme et, à cette fin, il reprend l'idée de Simiand, le capitalisme serait essentiellement économie d'échange complexe, avec un nombre croissant d'intermédiaires, une distance croissante entre producteur et consommateur. D'autre part, au rebours de l'opinion commune, M. Le B. affirme la préexistence en Angleterre du capitalisme industriel au capitalisme commercial (du moins du XIVe au XVIe siècles). En dépit de la rivalité d'intérêt qui les aurait souvent opposés l'un à l'autre, dans l'ensemble, le capitalisme industriel (industrie de la laine, du drap) aurait conditionné le capitalisme commercial : l'accroissement du volume de la production aurait déterminé l'augmentation des échanges. R. Aron (Paris).

Druckfehlerberichtigung.

In Heft 2, Jahrgang 1936, muss es auf Seite 220, Zeile 13 statt „der" : „einer" heissen. — Auf Seite 221, Zeile 21, ist nach dem Wort „Seele" folgender Satz einzufügen : „Ein Blick auf die totalitären Staaten der Gegenwart illustriert diese innerliche Verfassung der Massen, die sich freilich auch in den früheren Erhebungen besonders dann kundgetan hat, wenn das Bürgertum in Gegensatz zu den vorwärtstreibenden Kräften geriet."

Auf Seite 244, Zeile 4 von unten muss es statt „Refrains, als Gegensatz zum Couplet oder ‚verse'" heissen : „Couplets oder verses, als Gegensatz zum Refrain oder Chorus."

Le gérant : R. Lisbonne.

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **LIBRAIRIE FELIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)
Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im April, August und Dezember.
Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelhefts francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **LIBRAIRIE FELIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
La Revue paraît 3 fois par an, en avril, août et décembre.
Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the « **Zeitschrift für Sozialforschung** », **LIBRAIRIE FELIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).
The revue is published three times a year : in April, August, and December.
The subscription rate for the year is 100 French francs ; single copies are 35 French francs.

Das Heft II des Jahrgangs 1936 enthielt folgende Beiträge :

MAX HORKHEIMER : **Egoismus und Freiheitsbewegung (Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters).**

HEKTOR ROTTWEILER : **Über Jazz.**

A. KOYRE : **La sociologie française contemporaine.**

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.

FÜNFTER BAND.

Studien über Autorität und Familie.

Aus dem Vorwort :

Die Veröffentlichung gibt Einblick in den Verlauf einer gemeinsamen Arbeit, die von der sozialwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Instituts für Sozialforschung in den letzten Jahren in Angriff genommen worden ist.

Das Thema dieses Bandes hat seinen Grund in bestimmten theoretischen Vorstellungen über den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bereichen der materiellen und geistigen Kultur. Es galt nicht bloss zu untersuchen, wie Veränderungen auf einem Gebiet sich auch in anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen durchsetzen, grundlegender noch war das Problem, wie es zugeht, dass die verschiedenen Kultursphären fortlaufend in einer für die Gesellschaft lebenswichtigen Art miteinander in Beziehung stehen und erneuert werden. Bei der Analyse der politischen, moralischen und religiösen Anschauungen der neueren Zeit trat die Autorität als ein entscheidender Faktor dieses gesellschaftlichen Mechanismus hervor. Die Stärkung des Glaubens, dass es immer ein Oben und Unten geben muss und Gehorsam notwendig ist, gehört mit zu den wichtigsten Funktionen in der bisherigen gesellschaftlichen Dynamik. Unter allen gesellschaftlichen Institutionen, welche die Individuen für Autorität empfänglich machen, steht aber die Familie an erster Stelle. Nicht bloss erfährt der Einzelne in ihrem Kreis zuerst den Einfluss der kulturellen Lebensmächte, so dass seine Auffassung der geistigen Inhalte und ihrer Rolle in seinem seelischen Leben wesentlich durch dieses Medium bestimmt ist, sondern die patriarchalische Struktur der Familie in der neueren Zeit wirkt selbst als entscheidende Vorbereitung auf die Autorität in der Gesellschaft, die der Einzelne im späteren Leben anerkennen soll. Die grossen zivilisatorischen Werke des bürgerlichen Zeitalters sind Produkte einer spezifischen Form menschlicher Zusammenarbeit, zu deren stetiger Erneuerung die Familie mit ihrer Erziehung zur Autorität einen wichtigen Teil beigetragen hat. Sie stellt dabei freilich keine letzte und selbständige Grösse dar, vielmehr ist sie in die Entwicklung der Gesamtgesellschaft einbezogen und wird fortwährend verändert. Die vorliegenden Studien dienen dem Versuch, diesen Vorgang einer gesellschaftlichen Wechselwirkung zu erfassen und darzustellen.

Die Erörterung des Problems, wie es sich im Zusammenhang mit den im Gang befindlichen Forschungen ergibt, bildet den Inhalt der ersten Abteilung, die in drei Teile gegliedert ist. Den Überblick über das gesamte Problem, wie es sich uns heute darstellt, versucht der allgemeine Teil zu geben ; im Zusammenhang mit ihm behandelt der psychologische Teil die seelischen Mechanismen, die auf Ausbildung des autoritären Charakters hinwirken. Der historische Aufsatz erörtert die typische Behandlung des Problems in den wichtigsten philosophischen Theorien seit der Reformation.

Die zweite Abteilung berichtet über die Enquêten des Instituts, soweit sie mit den Studien über Autorität und Familie in Verbindung stehen. Die charakterologischen Einstellungen zur Autorität in Staat und Gesellschaft, die Formen der Zerrüttung der familialen Autorität durch die Krise, die Bedingungen und Folgen straffer oder milder Autorität im Hause und anderes mehr sollen an Hand der Enquêten typologisch gekennzeichnet werden.

In der dritten Abteilung sind Einzelstudien vereinigt, die das Institut im Zusammenhang mit dem Problem Autorität und Familie von Gelehrten verschiedener Wissenschaftszweige unternhemen liess : Berichte über die Literatur verschiedener Fächer und Länder, Monographien über die wirtschaftsgeschichtlichen Grundlagen und die rechtsgeschichtlichen, sozialpolitischen und pädagogischen Auswirkungen der jeweiligen Autoritätsstruktur.

Inhaltsverzeichnis umstehend.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1936